Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste

K

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

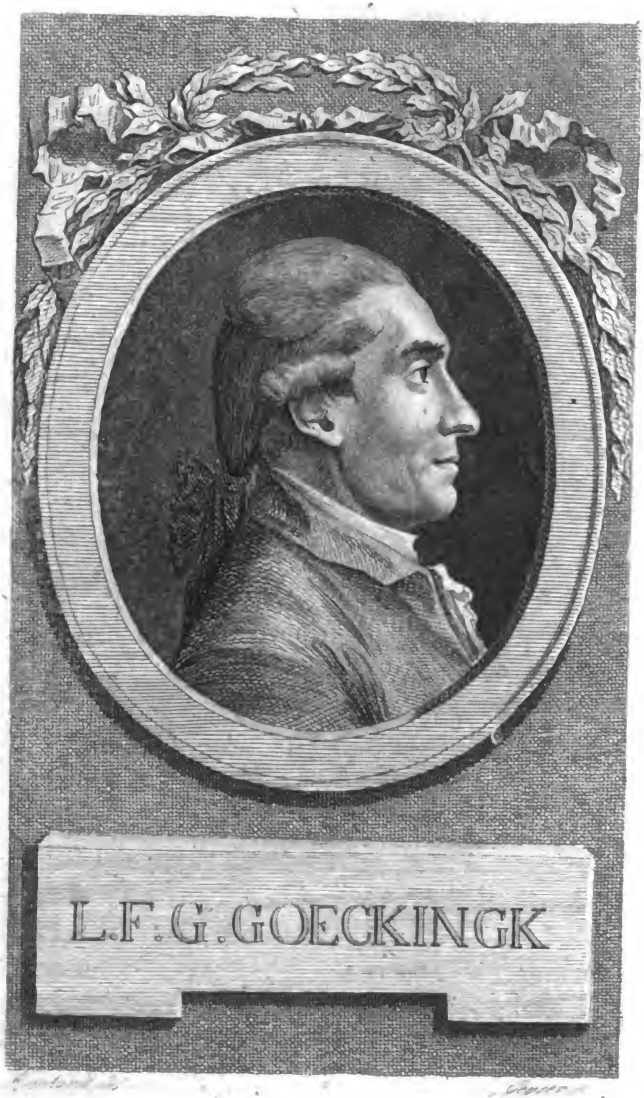
Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Einunddreyßigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1785.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

I. Rede an die Schüler der königl. Malerakademie in London, gehalten von ihrem Präsidenten, Herrn Reynolds, den 10. December 1782 S. 5

II. Das Kostum der meisten Völker des Alterthums durch Kunstwerke dargestellt und erwiesen von Andreas Lens. Aus dem Französischen übersetzt, berichtiget, mit Zusätzen und einer Vorrede begleitet von Georg Heinrich Martini 30

III. Karl Friedrich Kretschmanns sämmtliche Werke. 1. 2. Band, 1784 52

IV. Bion und Moschus, von J. C. F. Manso 87

V. Ueber das menschliche Herz, ein Beytrag zur Charakteristik der Menschheit, von Schack Herrmann Ewald 96

VI. Vermischte Nachrichten

Deutschland.

Leipzig. Auctionscatalog der Rostischen Kunsthandlung 132

Ausgestellte Kunstwerke der Leipziger Akademie 134

0902.
L781 520472

Digitized by Google

Monument der Königinn Mathilde von Dännemark 147

Dresden.

Weinlichs Oeuvres d'Architecture, 1ste Lage 152

Nachricht von Lipperts Tode 153

Augsburg.

Sechste Nachricht von der öffentlichen Ausstellung bey der alten Stadtakademie 154

Schleich Bildniß nach Franz Mieris 155

Italien.

Rom.

Piante, Elevazioni, Profili e Spaccati degli edifici — di Giulio III. Pont. Max. da *Giovanni Stern* 155

Del Muſeo Capitolino. Vol. IV. 156

Baſſano. Rime di *Giacomo Vittorelli*, con una lettera dell' Ab. *Giambatiſto Co. Roberti* 156 fg.

England.

Auszug aus einem Brief aus London vom 20. Junius 157

Neue engliſche Schriften.

The poetical Works of *Samuel Johnſon* 162

The Mine, a dramatic Poem. By *John Sargent* 162 fg.

Shooting, a Poem. 163

Eſſay

Eſſay on the Life and Character of Petrarch. To wich are added, Leven of his Sonnets translateds from the Italien. 164

The Newspaper. Poem by the Rev. *G. Crabbe* ebend.

The Works of the Rev. D. *Jonathan Swift.* — Arranged by *Thom. Sheridan* 164 fg.

Poems upon ſeveral occaſions, Engliſh, Italian, and Latin with Translations, by *John Milton.* with Notes. by *Thomas Warton* 165

The Calendar of Nature by *J. Aikin*, M. D. 166

An Account of the Muſical Performation in Weſtmunſter Abbey an the Pantheon — in Commemoration of *Handel.* By *Charles Burney* 166 fg.

An Apology for the Life of *George Anne Bellamy.* 5 Vols. 167

Frankreich.

Kunſtſachen.

Suite de ſeize Eſtampes repréſentant les conquêtes de l'Empereur de la Chine, 5. 7. 11. 16tes Bl. 168

Hiſtoire d'Angleterre in Kupfern von David, 3tes Heft 169

Digitized by Google

Zum Telemaque von Monchy und Monnet, 12tes Bl. 170
Voyage de Sicile par *Houel*, dixième Chapitre 171 fg.
Proſpectus d'une Gallerie hiſtorique univerſelle. Loiſirs de M. de P*** 172 f.
Coſtumes civils actuels de tous les peuples connus, 13te Lieferung 173
Zu den Werken des Voltaire, 5te Lieferung 173 f.
Portique ancien & modern, ou Temple de memoire &c. 174
Nachrichten von dem Maler Dandre Bardon 175 fg.

Neue Schriften.

L'Iliade d'*Homere*, traduite en François avec des Remarques — & ornée de gravures par M. *Dobremès* 3 Vol. 179
L'Enfer des Peuples anciens, ou Hiſtoire des Dieux infernaux. p. M. *Landini* 179 fg.
La Poetique de la Muſique p. M. le Comte *de la Cépédet* 180
Jeruſalem delivrée, nouvelle Traduction, 5 Vol. ebend.

Digitized by Google

I.

Rede, an die Schüler der königl. Malerakademie in London, gehalten von ihrem Präsidenten Herrn Reynolds, den 10. December, 1782.

Meine Herren,

Der höchste Ehrgeiz eines jeden Künstlers ist der, daß er für ein Genie möchte gehalten werden. So lang als dieser schmeichelhafte Titel mit seinem Namen verbunden wird, läßt er sich die Vorwürfe der Nachläßigkeit, der Unrichtigkeit, und die Fehler jeder Art gern gefallen.

Ja, Viele, statt mit dem Begriffe von Genie die Abwesenheit von Fehlern zu verbinden, sehen diese vielmehr als die unzertrennlichen Begleiter desselbigen an. Einige gehen so gar so weit, sie für Kennzeichen des Genies zu halten, und sie nicht nur in Rücksicht auf dieses zu entschuldigen, sondern aus dem Daseyn gewisser Fehler so gar auf das Genie zu schließen.

So viel ist freylich wahr, daß ein Werk mit Recht auf den Charakter des Genies, troß aller Fehler Ansprüche machen kann, so wie es nicht weniger wahr ist, daß es ganz fehlerlos seyn, und doch nicht einen Funken von Genie verrathen kann. Dieß führet natürlicher Weise auf

eine Unterſuchung, wenigſtens auf ein Verlangen nachzuforſchen, welche Eigenſchaften ein Kunſtwerk oder ein Künſtler haben muß, wenn er als Maler einen gerechten Anſpruch auf dieſen Charakter machen will.

Ich habe in einer meiner vorigen Reden*) Ihnen bereits den Satz einzuprägen geſucht, daß eine ausgebreitete und richtige Kenntniß der Werke der Natur die einzige Quelle der Schönheit und Größe iſt. Aber, wann wir mit Malern ſprechen, ſo müſſen wir allezeit dieſe und alle übrige Regeln in Beziehung auf die mechaniſche Ausübung ihrer eigenen beſondern Kunſt betrachten. Eigentlich liegt das Genie, in ſo fern es dem Maler zukömmt, nicht in der Gelehrſamkeit, dem Geſchmacke und in der Würde der Ideen. Es giebt für jede Kunſt ein beſonders, ihr eigenthümliches Genie, das ſie von allen übrigen unterſcheidet. Denn das Vermögen, das einen Künſtler in Stand ſetzt, ſeinen Gegenſtand mit Würde zu faſſen, kömmt vielleicht der allgemeinen Erziehung zu, und iſt eben ſo gut das Genie des Dichters und Lehrers jeder freyen Kunſt, ja ſelbſt des bloßen Kenners in irgend einer dieſer Künſte, ſo wohl als eines Malers. So erhaben auch die Ideen ſeiner Seele ſeyn mögen, ſo iſt er doch immer nur in ſo fern ein Maler, als er das, was er weiß, in Ausübung bringt, und dieſe Begriffe durch eine ſichtbare Darſtellung mitzutheilen vermag.

Wenn

*) Dritte Rede.

Digitized by Google

Wenn mein Ausdruck meinen Gedanken begreiflich machen kann, ſo möchte ich eine Vortrefflichkeit dieſer Art durch die Benennung des Genies der mechaniſchen Ausführung unterſcheiden. Dieß Genie beſteht, nach meiner Vorſtellung, in der Fähigkeit, dasjenige, womit ſich Ihr Pinſel beſchäftiget, es ſey was es wolle, als ein Ganzes darzuſtellen, ſo, daß die allgemeine Wirkung und Kraft des Ganzen, die Seele ſo ſehr in Beſitz zu nehmen vermag, daß ſie ſelbſt auf einige Zeit die Betrachtung der untergeordneten und beſondern Schönheiten oder Fehler zurück ſetzen kann.

Der Vortheil dieſer Methode, Gegenſtände zu betrachten, iſt, was ich itzt vorzüglich zu erhärten wünſchte. Ich vergeſſe indeſſen hierbey nicht, daß ein Maler die Geſchicklichkeit haben muß, ſeinen Blick ſo wohl zu erweitern, als zu verengen: denn derjenige drückt nichts aus, der die Beſonderheiten ganz und gar nicht ausdrückt: und doch bleibt es gewiß, daß eine zu feine Bezeichnung kleinlicher Umſtände, und eine zu pünktliche Abbildung derſelbigen, und wenn ſie noch ſo vortrefflich wäre, (denn ich will ihrem Verdienſte gar nichts entziehen,) dem Künſtler den Charakter des Genies niemals verſchaffen.

Außer dieſen kleinen Verſchiedenheiten in Dingen, die man oft gar nicht bemerkt, und die, wenn es ja geſchieht, wenig Eindruck machen, giebt es noch in allen wichtigen Gegenſtänden große charakteriſtiſche Züge, die ſtark auf die

Sinne wirken, und daher die Einbildungskraft fesseln.

Diese charakteristischen Unterschiede aber, sind keinesweges, wie sich manche Leute vorstellen, der Inbegriff aller jener einzelner kleinen Verschiedenheiten, und die geflissentliche Zusammenstellung dieser letztern, ist durchaus nicht das Mittel dieselben darzustellen. Sie sind, um mich einer Vergleichung aus dem bürgerlichen Leben zu bedienen, in ihrer Art eben das, was bey den Rechtsgelehrten die entscheidenden Punkte, oder die auf jene Punkte sich beziehenden Hauptumstände heißen.

Die umständliche Behandlung dieser kleinen Umstände, die den Ausdruck des Charakteristischen nicht im mindesten befördert, ist noch schlimmer als nur unnütze; sie ist so gar schädlich, da sie die Aufmerksamkeit zerstreuet, und sie von der Hauptsache abzieht. Auch ist noch zu bemerken, daß das Bild, welches in unserer Seele, selbst von denjenigen Gegenständen, mit denen wir am vertrautesten bekannt sind, zurück bleibt, selten mehr, als ihren allgemeinen Eindruck in sich faßt, und wir daher auch von der Nachahmung, so bald wir solche in den Werken der Kunst wahrnehmen, nichts weiter erwarten.

Drückt man dieß in der Malerey aus, so drückt man auch das aus, was der Seele des Menschen angemessen und natürlich ist, und was ihm seine eigne Vorstellungsart gleichsam im Bilde zeigt. Die andere Art der Darstellung setzt eine ängstliche und mühsame Betrachtung der

der Gegenſtände voraus, die blos das Geſchäfte des Neugierigen und Forſchenden iſt, mithin nicht zu dem allgemeinen Sinne des ganzen Menſchengeſchlechts ſpricht, in deſſen gemeinſchaftlicher, und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Mutterſprache, alles, was groß und von einem gewiſſen Umfange iſt, ſoll vorgetragen werden.

Ich will hierdurch gar nicht vorſchreiben, welchen Grad von Aufmerkſamkeit die Ausführung der einzelnen Theile erfodert, da dieß ſchwer zu beſtimmen iſt. So viel aber weiß ich, daß es nur der Ausdruck der allgemeinen Wirkung des Ganzen iſt, die den Gegenſtänden ihren wahren hervorſtechenden Charakter geben kann; und wo nur dieß beobachtet wird, wenn auch das Uebrige ſollte verabſäumet ſeyn, erkennen wir die Hand eines Meiſters. Wir können noch weiter gehen und bemerken, daß wenn uns bloß die allgemeine Wirkung, von einer geſchickten Hand vorgeſtellt wird, ſo ſieht man, daß ſie den Gegenſtand auf eine weit lebhaftere Art ausdrückt, als die genauſte Aehnlichkeit aller Kleinigkeiten thun würde.

Dieſe Bemerkungen könnten uns zu ſehr tiefen Unterſuchungen leiten, die ich aber hier anzuſtellen nicht Willens bin. Unter andern könnte es uns auf die Frage führen: Warum wir nicht immer mit der äußerſt möglichen Aehnlichkeit einer Nachahmung mit ſeinem Originale zufrieden ſind? Es kann Fälle geben, wo uns eine ſolche Aehnlichkeit ſo gar unangenehm iſt. Ich will nur z. B. bemerken, daß die Wirkung der Wachsfigu-

ren, ob sie gleich eine weit richtigere Darstellung seyn müssen, als durch Malerey oder Bildhauerey kann bewerkstelliget werden, eine zureichende Probe ist, daß das Vergnügen, so uns die bloße Nachahmung gewähret, nicht in dem Verhältnisse vermehret wird, in welchem es sich einer kleinlichen und umständlichen Wahrheit nähert; vielmehr schmeichelt es uns, wenn wir durch scheinbar unschickliche Mittel einen Zweck erreichet sehen.

Das Hervorstechende durch ein wirkliches Relief, und das sanfte Fleisch durch die Sanftheit des Wachses auszudrücken, scheint weder Geschicke noch Kunst zu verrathen und verursachet nichts weniger, als eine angenehme Ueberraschung. Entfernungen aber auf einer glatten Oberfläche, Weichheit durch harte Körper auszudrücken, und besonders eine Farbe durch Materialien hervorzubringen, welche einzeln und an und für sich betrachtet, diese Farbe eigentlich nicht besitzen, dieß schafft jene Zauberey, die der Stolz und Triumpf der Kunst sind.

Wir wollen in Ansehung dieses Grundsatzes noch einen Schritt weiter gehen. Wir wollen annehmen, daß die Wirkung der Nachahmung durch noch weit ungleichere Mittel vollkommen könne erreicht werden: es brächte nämlich die Kraft einiger wenigen ausdrucksvollen Striche, wodurch wir einer mühsamen Arbeit, die viel Nachdenken und Wahl erfoderte, überhoben würden, einen vollständigen Eindruck alles dessen hervor, was die Seele bey der Darstellung eines Gegenstandes verlangt; so wer-

werden wir von einer ſo unerwarteten glücklichen Leichtigkeit der Ausführung entzückt werden; und der unnöthige ängſtliche Fleiß, der vergebens einen ſchon geſättigten Appetit auffodert, wird uns ermüden.

Das Eigenthümliche aller Gegenſtände, in ſo weit ein Maler damit zu thun hat, iſt der Umriß oder die Zeichnung, die Farbe, und Licht und Schatten. Die Zeichnung giebt die Geſtalt, die Farbe derſelben ſichtbare Beſchaffenheit, und Licht und Schatten ihre Richtigkeit.

Nie wird ein Künſtler in irgend einem Theile dieſer Kunſt vortrefflich werden, wofern er nicht zu der Fertigkeit gelangt, Gegenſtände im Ganzen zu faſſen, und die Wirkung zu bemerken, die ſie auf das Auge machen, wenn dieſes ſich erweitert, und nur mit dem Anblicke des Ganzen beſchäftiget iſt, ohne bey irgend einem einzelnen Theile, beſonders zu verweilen. Hierdurch erhalten wir den herrſchenden Charakter und lernen ihn auf eine kurze und leichte Weiſe nachahmen. Durch das Schickliche verſtehe ich nicht gewiſſe Kunſtgriffe oder mechaniſche Fertigkeiten, die man auf gut Glück angenommen, und durch Gewohnheit ſich eigen gemacht hat, ſondern die Wiſſenſchaft, die durch eine tiefe Kenntniß der Zwecke und Mittel, den kürzeſten und ſicherſten Weg ihre Abſicht zu erreichen, entdeckt.

Wenn wir mit einem kritiſchen Auge die Manier derjenigen Künſtler unterſuchen, die wir für Muſter halten; ſo werden wir finden, daß ſie ih-

ren großen Ruhm ihren Werken nicht deswegen verdanken, weil sie sie aufs sorgfältigste ausgeführt, oder auf die kleinen Nebendinge die äußerste Sorgfalt verwandt haben, sondern wegen jenes viel umfassenden Blicks, der das ganze Objekt auf einmal übersieht, und der Energie der Kunst, die dessen charakteristische Wirkung durch einen angemessenen Ausdruck liefert.

Rafael und Tizian sind zwey Namen, die in unserer Kunst oben an stehen; der eine der Zeichnung, der andre des Malens wegen. Die wichtigsten und schäzbarsten Werke des Rafael sind die Kartons und seine Frescowerke im Vatican: diese, wie wir alle wissen, sind nichts weniger, als eine sorgfältige Ausführung der Nebendinge. Seine Hauptsorge und Aufmerksamkeit scheint bloß auf die Berichtigung des Ganzen gegangen zu seyn, es mag nun die Zusammensetzung des Ganzen überhaupt, oder jeder einzelner Figur betreffen; denn von jeder Figur kann man sagen, daß es ein kleineres Ganzes ist, ob es gleich in Rücksicht auf das ganze Werk, zu dem es gehört, nur ein Theil ist: eben das kann von Kopfe, Händen und Füßen gesagt werden. Obgleich Rafael diese Kunst das Ganze zu sehen und zu umfassen, so weit es die Gestalt betrift, besaß, so äußerte er doch nicht ein gleiches Vermögen in Absicht auf die allgemeine Wirkung, die dem Auge durch Farbe, Licht und Schatten dargestellet wird. Hiervon kann der Mangel seiner Oelgemälde, wo man diese Vortrefflichkeit noch mehr

als

als bey Frescogemälden erwartet, zum hinlänglichen Beweiſe dienen.

Auf den Tizian müſſen wir unſere Augen richten, ſo bald wir die Vortrefflichkeit in Abſicht auf Farbengebung, und Licht und Schatten, im höchſten Grade finden wollen. Er war ſo wohl der erſte, als größte Meiſter dieſer Kunſt. Durch einige wenige Striche wußte er das allgemeine Bild und den Charakter jedes Gegenſtandes, den er nur vor die Hand nahm, zu bezeichnen, und hierdurch allein mehr Wahrheit in ſeine Vorſtellungen zu bringen, als ſein Meiſter Giam. Bellino, oder irgend einer ſeiner Vorgänger, der jedes Haar aufs ſorgfältigſte ausbildete. Seine größte Sorge gieng dahin, die Hauptfarbe auszudrücken, die Maſſen von Licht und Schatten beyzubehalten, und durch Entgegenſtellung die Idee derjenigen Feſtigkeit zu geben, die von natürlichen Gegenſtänden unzertrennlich iſt. Wann man dieſe beybehält, und wenn es durch weiter nichts wäre; ſo wird das Werk an ſeinem gehörigen Platze eine vollkommene Wirkung thun; doch wo irgend eine dieſer Eigenſchaften fehlet, ſo ſorgfältig auch das Gemälde in Anſehung der Kleinigkeiten ausgearbeitet iſt, ſo wird das Ganze doch, dem Anblicke nach, falſch und unvollendet ſcheinen, in welcher Entfernung, oder in welchem Lichte, man es auch aufſtellen mag.

Die Aufmerkſamkeit auf die Abänderung der Tinten iſt vergebens, ſo bald dabey die Hauptfarbe der Fleiſches verfehlet iſt: und eben

so hilft die äußerste Bearbeitung der einzelnen Theile wenig oder nichts, wenn die Massen nicht beobachtet werden, oder das Ganze gut zusammen stimmt.

Vasari scheint den venezianischen Malern eben nicht sonderlich geneigt zu seyn: indessen empfiehlt er doch überall mit Recht il modo di fare, la maniera, la bella pratica; das ist die bewundernswürdige Manier und das praktische Verfahren dieser Schule. Den Tizian aber insbesondere beehret er mit den Beywörtern des giudizioso, bello, e stupendo.

Diese Manier war damals für die Welt etwas Neues, aber die unerschütterliche Wahrheit, auf die sie sich gründet, hat sie zu einem Muster aller folgenden Maler gemacht; und diejenigen, die dem Kunstgriffe nachspüren wollen, werden finden, daß er in dem Vermögen, den allgemeinen Eindruck der Gegenstände zu fassen, und in der Kürze und Einfachheit der Mittel bestehr.

Viele Künstler, wie Vasari gleichfalls bemerkt, haben sich sehr albern eingebildet, daß sie die Manier des Tizian nachahmen, wenn sie ihre Farben roh lassen, und die einzelnen Theile vernachläßigen; allein, da sie nicht die Grundsätze kannten, auf die er baute, so brachten sie hervor, was er goffe pitture nennt, abgeschmackte alberne Gemälde, und dieß wird immer die Folge seyn, wenn man auf Geschicklichkeit ohne Wissenschaft, Wahl und feste Grundsätze Anspruch macht.

Ra-

Rafael und Tizian ſcheinen die Natur aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet zu haben. Beyde beſaßen die Kraft, mit ihrem Blicke das Ganze zu umfaſſen. Der eine aber ſah bloß auf die allgemeine Wirkung, die durch die Geſtalt, und der andere auf die, welche durch die Farbe hervorgebracht wird.

Wir können inzwiſchen dem Tizian das Verdienſt der Aufmerkſamkeit auf die allgemeine Geſtalt ſeines Gegenſtandes, ſo wohl als auf die Farbe nicht ganz abſprechen: aber ſein Fehler, (doch aber nur ein Fehler, wenn er mit Rafael verglichen wird) lag darinne, daß er nicht, gleich jenem, das Vermögen beſaß, die Geſtalt ſeines Muſters nach einer allgemeinen Idee von Schönheit, die er ſich in ſeiner eigenen Seele gemacht, zu verbeſſern. Hiervon iſt ſein St. Sebaſtian ein beſonderes Beyſpiel. Dieſe Geſtalt iſt augenſcheinlich eine genaue Vorſtellung, ſo wohl in Abſicht auf die Geſtalt als die Farbe, von dem Muſter, das er dazumal vor ſich hatte. Es hat die ganze Stärke der Natur, und die Farbengebung iſt das Fleiſch ſelbſt: aber zum Unglücke hatte das Original eine ſchlechte Form, hauptſächlich die Schenkel. Tizian hat mit eben ſo viel Sorgfalt dieſe Mängel beybehalten, als er die Schönheit und das Glänzende der Farbe nachgeahmt hat. In ſeiner Farbengebung war er eben ſo groß und allgemein, als er in ſeiner Zeichnung kleinlich war, und ſich mit den einzeln Dingen zu ſehr abgab; in dem einen war er Original, in dem andern

andern nicht viel über einen Kopisten. Ich rede inzwischen hier nicht von allen seinen Malereyen. Es können unter seinen Stücken Proben genug angeführet werden, wo diese Anmerkungen über seine Fehler nicht statt finden: doch es ist in der Manier oder Sprache, wie man es nennen kann, in welcher Tizian und andere dieser Schule sich ausdrücken, worinnen ihre vorzügliche Vortrefflichkeit liegt.

Diese Manier ist wirklich in der Malerey dasselbe, was die Sprache in der Poesie ist. Wir fühlen es alle nur zu gut, welch einen verschiedenen Eindruck einerley Gedanke, in verschiedenen Worten vorgetragen, auf unsere Einbildungskraft macht, und wie klein oder groß uns derselbe Gegenstand scheint, wenn er uns von verschiedenen Malern dargestellt wird. Es mag nun die menschliche Figur, oder ein Thier, oder es mögen selbst leblose Dinge seyn; es ist nichts, so wenig es dem ersten Anscheine nach verspricht, was nicht, unter den Händen eines geistreichen Malers zu einer gewissen Würde erhoben, Gedanken veranlassen, und Empfindungen erregen könnte. Was man vom Virgil gesagt, daß er selbst den Dünger mit Anstand auf den Boden zu werfen wisse, läßt sich auch auf den Tizian anwenden. Was er nur berührte, so gering es seiner Natur nach, so gemein es durch die Gewohnheit war, bekleidete er es durch eine Art von Zauberey mit Größe und Wichtigkeit.

Ich

Ich muß hier bemerken, daß ich hierdurch nicht die Vernachläßigung der Nebendinge empfehle: in der That würde es ſchwer, wo nicht unmöglich werden, gewiſſe Gränzen vorzuſchreiben, und zu ſagen, in wie weit, oder wann ſie ſorgfältiger müßten bearbeitet, oder wann vernachläßiget werden: denn zuletzt muß man es doch dem Geſchmacke und der Beurtheilung des Künſtlers überlaſſen. Ich weiß zu gut, wie viel ein Werk durch eine kluge Bearbeitung der Nebendinge an Kraft der Wahrheit gewinnen, und mithin den Beſchauer intereſſiren kann. *) Meine Abſicht iſt hier bloß Ihren Gemüthern den wahren Unterſchied zwiſchen weſentlichen und unterordneten Kräften einzudrücken, und zu zeigen, welche Eigenſchaften eure vornehmſte Aufmerkſamkeit erfodern, und was mit dem geringſten Nachtheile Ihres Kunſtruhms kann — bisweilen ſo gar muß vernachläßiget werden. Das Geringere muß dem Größern weichen, und da man auf jedes Werk nur eine gewiſſe eingeſchränkte Zeit wenden kann: (denn geſetzt, es ging auf eine Malerey auch die ganze Lebenszeit, ſo bleibt ſie immer nur eingeſchränkt:) ſo ſcheint es doch am vernünftigſten, wenn man dieſe Zeit mit dem beſten Vortheile nützt, indem man ſich verſchiedener Wege in Zuſammenſetzung des Werks bedienet, die verſchiedenen Wirkungen des Lichts und Schattens verſuchet, und die Zeit der Ausbeſſerung dar-

*) S. 3te Rede.

darauf wendet, daß man durch eine weise Berichtigung der Theile die Wirkung des Ganzen zu erhöhen sucht, als, wann die Zeit auf eine gar zu sorgfältige Vollendung dieser Theile sollte verwandt werden.

Es giebt aber noch eine andere Art von äußerster Feinheit der Ausführung, die man sicher verdammen kann, da sie ihrer eignen Absicht entgegen zu wirken scheint: das ist, wann der Künstler, um die Härte zu vermeiden, die von dem Umrisse herkömmt, welcher den Grund abschneidet, die Farben bis aufs äußerste vertreibt und verschmilzt: dieß nennen die Unwissenden „äußerst fein malen:„ es dient aber zu weiter nichts, als den Glanz der Farben, und die wahre Wirkung der Vorstellung zu vernichten, die doch hauptsächlich mit darinne besteht, wenn dasselbe Verhältniß des Scharfen und Stumpfen, welches sich in den natürlichen Gegenständen findet, beybehalten wird. Diese übertriebene Verschmelzung, statt, die Wirkung des Zarten hervorzubringen, giebt einem Gemälde das Ansehen des Elfenbeins oder einer andern harten Substanz, die äußerst polirt ist.

Die Bildnisse des Cornelius Johnson scheinen diesen Fehler zu haben, und man vermißt daher an ihnen jene Weichheit, welche dem Fleische eigenthümlich ist: da man hingegen in den Werken des Vandyke diese wahre Mischung des Weichen und Harten vollkommen beobachtet findet. Eben dieser Fehler zeigt sich in der Manier des

Van-

Digitized by Google

Vanderwerf, wenn man ihr des Teniers ſeine entgegenſtellt; und dieß — ſetzen wir hinzu, — iſt auch des Rafael Manier in deſſen Oelmalereyen, in Vergleichung mit des Tizian ſeinen.

Den Namen, den Rafael mit ſo vielem Rechte als der erſte der Maler behauptet hat, erhielt er, wie ich mir zu ſagen getraue, nicht durch ſeinen mühſamen Fleiß. Was man zu ſeiner Vertheidigung ſagen kann, iſt, daß es die Manier ſeines Vaterlandes war: wenn er aber ſeine Gedanken mit der Leichtigkeit und Beredſamkeit, (wenn ich es ſo nennen darf,) des Tizian vorgetragen hätte, ſo würden gewiß ſeine Werke nicht weniger vortrefflich geweſen ſeyn; und das Lob, womit Zeitalter und Völker ſeine Werke verſchwenderiſch belegt haben, daß er nicht bloß für die höheren Theile der Kunſt, ſondern für jeden Theil derſelben überhaupt Genie gehabt habe, würde man ihnen durchgängig ohne Unterſchied beylegen können.

Diejenigen, die nicht mit den Werken der Kunſt ſehr bekannt ſind, gerathen oft in Erſtaunen, wenn ſie den hohen Werth ſehen, den Kenner auf Zeichnungen ſetzen, die nachläßig und in jeder Abſicht unvollendet zu ſeyn ſcheinen: aber ſie ſind wirklich ſchätzbar, und ihr Werth liegt darinne, daß ſie die Vorſtellung von einem Ganzen geben, und dieſes Ganze oft durch eine geſchickte Leichtigkeit ausgedrückt wird, die die wahre Kraft des Malers, ſelbſt durch eine flüchtige Aeuſſerung verräth, ſie mag nun in der allgemeinen Zuſammenſetzung, oder in der allgemeinen Ge-

ſtalt jeder Figur, oder in der beſondern Art der Stellung, durch welche Grazie und Eleganz erhalten wird, beſtehen. Alles dieß zeigt ſich vollſtändig in den ſehr kunſtreichen Zeichnungen eines Parmegiano und Corregio. Wir mögen dieſe nun aus einer Urſache ſchätzen, aus welcher wir wollen, ſo iſt es doch gewiß nicht wegen ihrer äußerſten Feinheit oder ſorgfältiger Bearbeitung der Nebendinge.

Vortrefflichkeit in jedem Theile und in jedem Gebiete unſerer Kunſt, von dem höchſten Styl der Geſchichtsmalerey bis zu der Aehnlichkeit des Privatlebens, beruhen auf dieſem Vermögen, die Aufmerkſamkeit mit Einemmale auf das Ganze zu richten, ohne welche auch der größte Fleiß vergebens iſt.

Ich wünſchte Ihnen einzuprägen, daß, wenn ich von einem Ganzen ſpreche, ich nicht bloß ein Ganzes in Abſicht auf die Zuſammenſetzung verſtehe, ſondern ein Ganzes in Abſicht auf den allgemeinen Styl der Farbengebung: ein Ganzes in Abſicht auf Licht und Schatten: ein Ganzes in Abſicht auf jedes Ding, das für ſich betrachtet der beſondere Zweck eines Malers ſeyn kann.

Ich erinnere mich eines Landſchaftmalers in Rom, der wegen der Mühſeligkeit, mit der er ſeine Sachen vollendete, unter dem Namen Studio bekannt war: denn er glaubte, daß die höchſte Vortrefflichkeit der Kunſt darinne beſtünde, daß er ſo gar, wie er ſagte, einmal den Verſuch gemacht,

macht, jedes einzelne Blatt an einem Baume nachzubilden. Dieſes Gemälde habe ich zwar niemals geſehen: ich bin aber überzeugt, daß ein Künſtler, der bloß auf den allgemeinen Charakter der Gattung, die Ordnung der Aeſte, und die Maſſen des Laubwerks Rückſicht nimmt, in wenig Minuten eine richtigere Aehnlichkeit der Bäume hervorbringen wird, als dieſer Maler in eben ſo viele Monaten.

Ein Landſchaftsmaler ſollte allerdings jeden Gegenſtand, den er malet, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, anatomiſch ſtudiren: ſo bald er aber ſeine Kenntniſſe anwenden ſoll, muß er als ein geiſtvoller Künſtler ſie ſo entwickeln, daß er die allgemeine Wirkung zeiget, indem er den Grad von Härte und Weichheit, welche die Dinge in der Natur haben, beybehält; denn er will nur die Einbildungskraft, nicht die Wißbegierde unterhalten, und arbeitet nicht für den Kunſt- und Naturkenner, ſondern für den gemeinen Beobachter des Lebens und der Natur. Wann er ſein Subjekt kennet, ſo wird er nicht nur wiſſen, was er andeuten, ſondern auch was er weglaſſen ſoll; eine Kunſt, welche nicht bloß in der Malerey, ſondern auch in andern Fällen, einen ſo weſentlichen Theil unſerer Kenntniſſe und Einſichten ausmacht!

Eben die vortreffliche Manier, die Tizian in der Geſchichte und Bildnißmalerey gezeigt, iſt auch in ſeinen Landſchaften ſichtbar, und zwar ſo wohl in eigentlichen Landſchaftsgemälden, die nichts anders ſeyn ſollen, als wo dieſelben bloß zum Hintergrunde

dienen. Eine der vorzüglichsten von der letztern Art findet sich in dem Gemälde von St. Peter, dem Märtyrer. Die mancherley Bäume, die auf demselben angebracht sind, unterscheiden sich ganz deutlich einer von dem andern, so wohl durch die verschiedene Art, mit der die Aeste aus ihren Stämmen schießen, als durch ihr verschiedenes Laubwerk: und das Unkraut im Vordergrunde ist auf dieselbige Art, und gerade nicht mehr oder weniger abgeändert, als es die Mannichfaltigkeit zu erfordern scheint. Wann Algarotti, indem er von dieser Gemäldemalerey spricht, sie wegen der äußerst kleinen Verschiedenheit lobt, die in den Blättern und Pflanzen so sehr zu bemerken ist, daß sie, wie er sagt, selbst einen Kräuterkenner in Verwunderung setzen muß; so wollte er ihn ohne Zweifel selbst auf Kosten der Wahrheit loben: denn er mußte doch wohl wissen, daß das nicht der Charakter der Malerey ist: allein Kenner werden immer in Gemälden finden, was sie darinne zu suchen glauben. Vermuthlich bedachte er nicht, daß seine Beschreibung den Tizian eben nicht zur Ehre gereichte.

Solche Erzählungen können jungen Künstlern, die nie Gelegenheit gehabt haben, das beschriebene Werk zu sehen, sehr schädlich seyn. Denn vielleicht können sie daraus schließen, daß dieser große Künstler den Namen des göttlichen Tizian von seinem vorzüglichen Fleiße in solchen Kleinigkeiten erhalten, die ihn in Rücksicht auf den wahren Werth nicht über den Rang der allergewöhnlichsten Maler erheben würden.

Wir

Wir können dieſe Anmerkungen ſelbſt auf das anwenden, was nur einen einzelnen, und das zwar einen individuellen Gegenſtand angeht. Die Vortrefflichkeit der Bildnißmalerey, und wir können ſo gar hinzuſetzen, der Aehnlichkeit, des Charakters und der Miene, wie ich ſchon an einem andern Orte bemerkt habe, hängt mehr von der allgemeinen Wirkung ab, die der Maler hervorzubringen weiß, als von dem genauen Ausdrucke der beſondern kleinen Umſtände oder der genauen Ausmalung der einzelnen Theile. Die vornehmſte Aufmerkſamkeit des Künſtlers muß darauf gehen, die Züge an ihren eigenthümlichen Ort zu ſtellen: denn dieß trägt zu der Wirkung und dem Eindrucke, den das Ganze auf uns machen muß, am meiſten bey. Selbſt die Eigenthümlichkeiten der Geſichtszüge laſſen ſich auf Klaſſen und gewiſſe allgemeine Gattungen zurückführen, und es fehlt auch bey dergleichen, dem Anſehen nach ſo genau beſtimmten Gegenſtänden, nicht an allgemeinen Ausdrücken, an welche ſich der Künſtler zu halten hat. Er kann darnach einzelne Züge bis auf den Grad ausarbeiten, den er für ſchicklich hält: doch muß er niemals vergeſſen immer zu prüfen, ob man nicht bey der zu mühſamen Ausarbeitung der Theile die allgemeine Wirkung zerſtöret.

In der That wäre es eine wünſchenswerthe Sache, wenn der Künſtler ſeine Talente nur darauf wendete, intereſſante und erzählungswerthe Gegenſtände in ihr völliges Licht zu ſetzen; da hingegen, von der Hälfte der Malereyen, die in der

Welt sind, das Subjekt bloß als eine Gelegenheit geschätzt wird, die dem Künstler zu thun giebt: und doch zeigt der hohe Werth, den wir auf solche Gemälde setzen, ohne daß wir auf das Subjekt sehen, oder vielleicht ohne es zu kennen, wie sehr unsere Aufmerksamkeit bloß und allein von der Kunst gefesselt wird.

Vielleicht wird nichts, das wir darüber sagen können, den Vortheil und die Vortrefflichkeit dieses Vermögens so deutlich zeigen, als daß es den Charakter des Genies, Werken verschafft, die sonst auf kein ander Verdienst Anspruch machen; in denen weder Ausdruck, noch Charakter noch Würde ist, und wo sich Niemand für den Inhalt interessiret. Wir können den Charakter des Genies der Heurath des Paul Veronese nicht absprechen, wenn wir nicht dem allgemeinen Gefühle aller Welt widersprechen wollen, (denn Leute von größerm Gewichte haben es den Triumpf der Malerey genannt,) oder dem Altare von St. Augustin in Antwerpen von Rubens, der auf gleiche Weise und aus eben der Ursache denselben Ruhm verdienet. Keine von diesen Malereyen haben eine interessante Geschichte zum Inhalte, die sie unterstützen könnte. Das von Paul Veronese ist bloß eine Vorstellung eines großen Zusammenlaufs von Volk bey einem Gastmale; und die Geschichte von Rubens seinem, wenn es anders eine Geschichte genennet zu werden verdienet, wo nichts gethan wird, ist eine Versammlung von verschiedenen Heiligen, die zu verschiedenen Zeiten lebten. Die ganze Vortrefflichkeit

lichkeit dieſer Gemälde beſteht in einer mechaniſchen Geſchicklichkeit, die inzwiſchen unter dem Einfluſſe jenes weit umfaſſenden Vermögens arbeitete, deſſen ich ſo oft erwähnet habe.

Durch dieß, und dieß allein geſchieht es, daß das mechaniſche Vermögen veredelt, und weit über den, ihm eigenthümlichen Rang erhoben wird. Und, ſo viel mir es ſcheint, kömmt ihm dieſer Charakter mit Recht zu, als ein Beweis der vorzüglichen Gewalt, mit der die Seele über die Materie herrſchet, indem ſie ein Ganzes zuſammen zieht, was die Natur verſchieden gemacht hat.

Der große Vortheil dieſer Idee von einem Ganzen iſt, daß man ſagen kann, eine größere Menge von Wahrheit ſey in einigen wenigen Linien oder Zügen enthalten, als in der ſorgfältigſten Ausarbeitung der Theile, wo dieß nicht beobtet iſt. Dieß iſt der Grund, worauf es beruhet; und die Richtigkeit der Beobachtung würde ſelbſt von Unwiſſenden in der Kunſt bekräftiget werden, wenn es möglich wäre, daß man ihr Urtheil hören könnte, ohne daß ſie durch irgend eine falſche Vorſtellung von dem verleitet wären, was ſie ſich vorſtellen, daß ſie in einem Gemälde ſehen ſollen. Da es eine Kunſt iſt, ſo denken ſie, daß ſie in dem Maaße einen Gefallen daran finden müſſen, als ſie dieſe Kunſt auf eine praleriſche Art ausgekramt ſehen; ſie werden daher nach dieſer Vorausſetzung Sauberkeit, eine äußerſt vollendete Ausarbeitung und eine bunte Farbengebung der Wahrheit, Einfalt und Einheit der Natur vorziehen. Vielleicht

auch kann der ganz unwissende Beschauer, so wie der unwissende Künstler, ein Ganzes so wenig umfassen als nur begreifen, was es bedeute. Wenn aber falsche Begriffe ihren Verstand nicht verblenden, so werden diejenigen, die einer Beobachtung fähig sind, und ohne auf Kunst Anspruch zu machen, bloß gerade vor sich wegsehen, nach dem Maaße loben und tadeln, als der Maler in Absicht auf die Wirkung des Ganzen glücklich gewesen. Hier kann die allgemeine Zufriedenheit oder das allgemeine Mißfallen, ob es gleich von dem Maler als ein Erfolg der Unwissenden der Regeln der Kunst verachtet wird, etwas beytragen, sein Verfahren zu leiten und seine Aufmerksamkeit auf das zurück zu bringen, was sein Hauptendzweck seyn sollte, und wovon er wegen kleiner Schönheiten abgewichen ist.

Ich selbst habe einmal ein Beyspiel von diesem so richtigen Urtheile in einem Kinde gesehen, das durch eine Gallerie gieng, wo verschiedene Bildnisse aus dem letzten Jahrhunderte ausgestellt waren, die, ob sie gleich aufs fleißigste ausgearbeitet, doch sehr schlecht zusammengesetzt waren. Das Kind gab weder auf die glänzende, sorgfältige Bearbeitung, noch auf das Natürliche in irgend einem Stücke der Bekleidung Achtung, sondern schien bloß auf die Unschicklichkeit der Figuren Achtung zu geben, und machte so gar die Stellung jeder Figur nach, die es in einer gezwungenen schiefen Stellung vor sich sah. Das Urtheil der ununterrichteten Natur blieb bey dem größten

ten Fehler in der Natur ſtehen, indem es ſich auf den Charakter und die Behandlung des Ganzen bezog.

Es würde mir Leid thun, wenn dasjenige was ich geſagt habe, ſo verſtanden werden ſollte, als ob ich der Sorgloſigkeit das Wort ſprechen wollte, die ihre Werke unausgeführt läßt. Wegen Mangel einer ſorgfältigen Genauigkeit werde ich nichts empfehlen: meine Abſicht iſt bloß, auf die Art von Genauigkeit zu weiſen, welche die beſte iſt, und mit Recht allein dafür muß gehalten werden.

Weit gefehlt alſo, daß ich durch dieſe Unterſuchung den Müßiggang ſchützen wollte; vielmehr iſt nichts in unſerer Kunſt, was nicht eine ſo ununterbrochenen Anſtrengung und Sorgfalt erfoderte. Es gehöret viel Fleiß und Uebung dazu; ſie bedarf des Malers ganze Aufmerkſamkeit: da hingegen die Theile durch ſeine Striche können vollendet werden, wenn ſich auch ſeine Seele mit andern Dingen beſchäftiget: er kann ſelbſt, ohne ſich dabey viel ſtören zu laſſen, eine Komödie hören, oder einen Roman leſen. Der Künſtler, der ſeiner eignen Trägheit ſchmeichelt, wird immer finden, daß er ſich dieſer mühſamen Aufmerkſamkeit entzieht, und ſeine Gedanken auf die Gemächlichkeit und Faulheit der Auspinſelung der Theile wendet.

Kein Werk kann zu ſehr vollendet werden, wenn nur der Fleiß auf den gehörigen Gegenſtand gerichtet wird: ich habe aber bemerkt, daß eine zu

über-

übertriebene Sorgfalt in den Nebenwerken, neun gegen zehnmal, der allgemeinen Wirkung nachtheilig gewesen, selbst wann es die Arbeit großer Meister war. Es zeiget immer eine schlechte Wahl an, und da geht man bey jeder Unternehmung schlecht zu Werke.

Meine Hauptabsicht aber bey dieser Rede war, Ihrem Fleiße die gehörige Richtung zu geben. Dieß, wie ich gewiß überzeugt bin, macht den Unterschied zwischen zwey Schülern von gleicher Fähigkeit und gleicher Anstrengung aus. Denn, indem der eine seine Arbeit auf kleinfügige Dinge wendet, die von keiner Wichtigkeit sind, bemächtiget sich der andere der Kunst und bildet seine Fertigkeit aus, die Natur in einem weiten Umfange, in ihren eigenthümlichen Verhältnissen, und in der gehörigen Unterordnung der Theile zu übersehen.

Ehe ich schließe, muß ich noch eine Anmerkung hinzufügen, die mit dem vorgehabten Inhalte genau verbunden ist.

Dieselbe weit umfassende Seele, welche ein vortreffliches Genie der Theorie und der mechanischen Ausübung der Kunst giebt, wird ihn auf gleiche Weise bey der Methode zu studiren leiten, und ihm die Superiorität über diejenigen geben, die einem eingeschränktern Pfade auf das strengste folgen. Wer, um seine Erziehung zu vollenden, nach Italien gehen, und daselbst seine ganze Zeit auf nichts wenden wollte, als bloß Gemälde zu kopiren, Bildsäulen und Gebäude auszumessen, (obgleich diese Dinge nicht dürfen vernachläßiget werden,)

Digitized by Google

werden,) der würde wenig Vortheil mit nach Hauſe bringen. Wer die Iliade nachahmet, ſagt Dr. Young, ahmet deswegen nicht den Homer nach. Nicht dadurch, daß man im Gedächtniſſe die einzelnen kleinen Nebenwerke von irgend einem der großen Werke der Kunſt aufbewahret, wird man ein großer Künſtler, wenn man dabey ſtehen bleibt, ohne ſich ſelbſt Meiſter von den allgemeinen Grundprincipien zu machen, nach welchen dieſe Werke verfertiget worden. Wenn er ſo gar hofft, es denjenigen gleich zu thun, die er bewundert, ſo muß er ihre Werke als Mittel anſehen, wodurch er die wahre Kunſt, die Natur zu betrachten lernet. Gelangt er dazu, ſo kann er ſagen, daß er ſich ihre Kräfte, oder wenigſtens den Grund, worauf ihre Kräfte ſich ſtützen, eigen gemacht habe: das Uebrige hängt von ſeinem eignen Fleiße und ſeiner Anſtrengung ab.

Das große Geſchäfte des Studiums iſt, einen Geiſt zu bilden, der ſich in alle Zeiten, und in alle Gelegenheiten zu fügen weiß, und ihnen gewachſen iſt; der die ganze Natur vor ſich offen liegen ſieht, und von dem man ſagen kann, daß er den Schlüſſel zu ihrem unerſchöpflichen Reichthume beſitze.

Digitized by Google

II.

Das Kostum der meisten Völker des Alterthums durch Kunstwerke dargestellt und erwiesen von Andreas Lens. Aus dem Französischen übersetzt, berichtiget, mit Zusätzen und einer Vorrede begleitet von Georg Heinrich Martini, M. d. W. und der Schule zu St. Nikolai R. mit LVII. Kupfertafeln. Dresden, 1784. In der Waltherischen Hofbuchhandlung.

Dieses Werk ist von einem Artisten, hauptsächlich für Artisten geschrieben. Der Verfasser, Herr Lenz, glaubte nämlich, daß ein gelehrter Künstler am besten wissen könne, was seinen Kunstverwandten von dieser Art von Gelehrsamkeit mitzutheilen wäre. Wenn er wirklich gelehrte Kenntnisse genug besitzt, warum nicht? Das Wort Kostum nimmt Herr Lenz in seiner weitläuftigsten Bedeutung; er begreift darunter die ganze äußere Form des Lebens, des öffentlichen und privat Lebens eines Volkes. Was nur immer daran von dem Artisten in der Nachahmung darzustellen möglich ist, gehöret in seinen Plan. Der Aufschrift des Buchs zu Folge sollte man vermuthen, Hr. Lenz hätte sich nur der Kunstwerke zu seinem Zwecke bedient, man sieht aber leicht

aus

aus dem Werke selbst, daß er auch die geschriebenen Denkmäler des Alterthums dabey zu Rathe gezogen hat: jedoch so, daß er jenen vor diesen den Vorzug gegeben, und, da er, wie gesagt, hauptsächlich nur für den Artisten schreiben wollte, so scheint dieser Vorzug nicht ohne Grund ertheilt zu seyn. Wer weiß nicht, daß von bloß sinnlichen Gegenständen auch die beste Beschreibung nur sehr unvollständige Begriffe giebt. Tausend kleinere Züge, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen, zur Vorstellung des Ganzen aber immer wesentlich bleiben, müssen dem Auge des bloßen Lesers entgehen; und gesetzt, es wäre möglich, seine Beschreibung auch bis auf die kleinsten Züge auszudehnen; wo ist die Einbildungskraft, die fähig wäre, sie alle auf einmal zu umfassen und zusammen zu setzen? Also die Kunstwerke, als welche unmittelbar zu den Sinnen reden, bleiben allerdings, auch schon bloß in dieser Rücksicht, für den Artisten die Hauptquelle zur Kenntniß des Ueblichen; wenn auch die schöne Form der Antiken, der gute Geschmack in Brechung der Gewänder, und überhaupt die ganze Ausführung, für ihm nicht so lehrreich wären, als sie größtentheils wirklich sind. Allein die alten Artisten haben uns dafür auch keine völlig getreue Kopie des Kostums jener Zeiten hinterlassen; sie veredlen, sie verschönern es. Bald zeigen sie mehr von dem Nackenden, bald lassen sie dieses oder jenes Stück der Kleidung weg, oder geben ihm eine andere Lage, oder eine etwas abgeänderte

Form;

Form; so wie es ihr Geschmack, der Stoff, worinnen sie arbeiten, oder ihre individuelle Absicht zu erfodern schien. Durch diese und ähnliche Freyheiten, die sich die alten Künstler erlaubten, und mit Grunde erlaubten, (einigen Mangel an genauer Kenntniß des Kostums, besonders auswärtiger und sehr alten Völker, mit eingerechnet) verlieren zwar ihre Denkmäler für den Alterthumsforscher, für den Philosophen, wenn beyde die äussere Form des Lebens jener Völker mehr nach der strengen Wahrheit als im Ideal betrachten wollen, an Ansehen; und können für sie wenigstens nicht die Hauptquellen zur Kenntniß des Ueblichen seyn: aber für den Artisten bleiben sie es immer, weil in seinen Werken, und bey seinen Absichten die Wahrheit der äußern Form, der Wahrheit des Ausdrucks und der Schönheit nachstehen kann, und oft nachstehen muß. Wozu wollte man von ihnen eine so strenge Gewissenhaftigkeit in den geringsten Nebensachen erwarten, und Werke des Genies durch pedantische Foderungen der pünktlichen Gründlichkeit erschweren? Freylich müssen sie nicht, wie Hr. Lenz ihnen zur Last legt, die Jünger Christi mit Bischofsmützen; die alten römischen Könige in spanischen Kamisolen, und griechische und römische Damen in den langen Kleidern unserer Großmütter abbilden. Sie müssen so gar noch etwas mehr thun. Aber, wer sich bey Betrachtung eines vortrefflichen Kunstwerkes daran stoßen würde, daß der Chlamys der Figuren sich zuweilen schwerlich von dem

Pal-

Pallium unterscheiden lasse, daß die Agraffen und Heftel der Kleidungen nicht antik genung wären; der möchte nur immer auch von dem Künstler verlangen, daß er die Mode eines jeden Tages, den besondern Geschmack jedes Individuums, erforscht haben müsse, ehe er es wagen dürfe den Pinsel oder Grabstichel anzurühren. Gleichwohl scheint Herr Lenz, der doch selbst ein Künstler ist, zuweilen in seinen Forderungen sehr strenge zu seyn; er beklagt sich über den Grafen Caylus, daß er dem Künstler in diesem Stücke zu viel nachsehe, und sie dadurch nur nachläßiger mache, als ob sie es nicht schon genug wären? Der Graf Caylus mag freylich ein wenig zu weit gehen; ob sich schon seine Nachsicht, in Rücksicht des Kostums, nur auf die großen Künstler, die Meister in der Kunst, zu erstrecken scheint. Hr. Lenz geht aber auf der andern Seite wieder zu weit; doch nicht an allen Orten. Denn zuweilen ist er ziemlich gelinde. Wie er denn überhaupt die Gabe besitzt, sich so schwankend und dunkel auszudrücken, daß man oft auf die Vermuthung geräth, er wisse selbst noch nicht recht, was er wolle. Doch, wie gesagt, Caylus mag leicht zu gelinde und Lenz zu strenge seyn; wir glauben: daß selbst die größten Schönheiten eines Kunstwerkes nie das Ungereimte in dem Kostum entschuldigen können; daß, nach der Verschiedenheit der darzustellenden Gegenstände, nach der jedesmaligen Absicht des Künstlers, die Forderungen an ihn, in Rücksicht auf Kostum, bald mehr bald weniger strenge seyn können; und daß — wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie sehr

Geschmack an übertriebener Subtilität das Genie erstickt; wie viel Aufwand an Zeit dergleichen zu weit getriebene Untersuchungen erfordern; ferner, wie leicht man sich verführen läßt, die Mühe und Anstrengung, die uns eine Sache gekostet, zu dem Werth der Sache selbst zu schlagen; und wie wahrscheinlich es daher sey, daß der Künstler, der sich herablassen könnte, so äußerst mühsam und subtil zu seyn, dadurch den Kenner für wesentlichere Fehler schadlos zu halten, sich einbilden dürfte — daß man, glauben wir, sich mit seiner billigen Forderung auf diese Regel einschränken müsse: Der Artist darf nie ungereimt, nie völlig fremde in Rücksicht auf das Uebliche werden. Die nähere Bestimmung derselben aber, bleibt seinem Geschmacke und Genie überlassen. Und hier erlaube man uns eine Anmerkung beyzubringen, die vermuthlich schon öfter gemacht und befolgt ist, hier aber, nicht ganz am unrechten Orte stehen wird. Sie betrift den Schauspieler. Man verlangt von ihm: er solle das Kostum beobachten; und das nicht ohne Grund. Aber man kann zuweilen von ihm mit eben so vielem Grunde verlangen: daß er es nicht beobachte; und das zwar überall, wo die genaue Beobachtung desselben die Täuschung verhindert, die er doch dadurch zu vermehren gedachte. Denn, wer wird nicht lachen müssen, wenn er z. B. einen noch nicht ganz sechs Fuß hohen Herkules, von sehr schmächtigem und zärtlichen Ansehen, mit einer Löwenhaut bekleidet, — doch die Löwenhaut möchte noch hingehen, wofern er sich nur in Acht nimmt den Kuhschwanz derselben nicht deut-

lich

lich bemerken zu lassen — wenn er einen solchen Held eine mächtige Keule mit der Leichtigkeit, womit wir andern einen Stock regieren, bewegen sieht; und nicht eher, als bis er selbige in der Betäubung des Affekts wider den Fusboden wirft, daß sie von Pappe ist, bemerkt: wird er diesen Herkuliskus, wenigstens bey den pathetischsten Stellen, nicht äußerst drolligt finden? Dieser Fälle, wo der Schauspieler durch zu gesuchte Beobachtung des Kostums der Täuschung schadet, giebt es mehrere; wiewohl sie nicht alle so auffallend sind als dieser. Mit dem Maler, dem Bildhauer, dem Steinschneider, dem Kupferstecher ist es eine andere Sache. Ihre Nachahmung geschieht durch ein gewisses Medium; die Nachahmung des Schauspielers durch ihn selbst. Wenn bey ihrer Darstellung die Keule, die Löwenhaut, die ganze Bekleidung nur Stein, Farbe oder Schwärze ist; so sind auch, ihr Fleisch, ihre Augen, der ganze Körper, nichts anders: und so ist wenigstens Einheit in ihrer Darstellung. Hingegen bey dem Schauspieler, dessen Körper ein wirklicher Körper ist, verlangt man mit Grunde, daß auch alles übrige eben so wahr seyn solle, wenn er nicht mit sich selbst in Widerspruch kommen will. Folglich haben sich die genannten Künstler auch mehr um das Kostum zu bekümmern, damit die Vernachläßigung desselben, welche bey dem Schauspieler oft ein Beweis seiner guten Einsicht ist, bey ihnen nicht ein Beweis von dem Gegentheile wird.

Um nun den Artisten die Vermeidung dieses und anderer Fehler zu erleichtern, hat sich einer von

ihnen entschlossen, was seinen Kunstverwandten darzu unentbehrlich seyn dürfte, in gegenwärtigem Werke zusammen zu fassen. Es fehlt zwar nicht an Schriften, worinne diese Gegenstände zum Theil gründlich genug behandelt werden; aber sie sind größtentheils in einer Sprache geschrieben, die der Artist nicht versteht; auch gehen sie oft zu sehr ins Kleine, sind voll unfruchtbarer Subtilität; mit einem Worte, zu gründlich für den Artisten, und doch nicht verständlich, zur Nachahmung nicht anschaulich genug. Es fehlet auch nicht an Sammlungen von Kupferstichen und Abdrücken nach und von alten Kunstwerken, woraus das Kostum jener Zeiten zu erlernen wäre: Diese aber sind, theils zu sehr zerstreut, theils nicht ins besondere zu diesem Behufe gesammlet, theils zu kostbar. Sonach muß ein Werk, welches das Brauchbare jener Schriften, und ihrer Hauptquellen der alten Schriftsteller, für den Künstler in nuce enthält; das ihm, ohne große Kosten, gerade diejenigen Zeichnungen von alten Kunstwerken, die zur Erläuterung des Kostums am bequemsten und deutlichsten sind, in guter Ordnung beysammen liefert; das systematisch, aber nicht einseitig, nicht zu gründlich, und doch nicht mangelhaft ist; ein solches Werk freylich, das bis jetzt noch so wenig überflüßig zu seyn scheint, müßte dem Artisten sehr willkommen seyn. Und diesen Zweck hat sich Hr. Lenz bey gegenwärtigem Werke vorgesetzt. Ob er ihn aber erreicht hat, oder hat erreichen können, das ist eine andere Frage. Daß er nichts Leichtes unternommen hat, fällt in die Augen;

gen; der vielen Hülfsmittel, die wir jetzt in Händen haben, ungeachtet, immer nichts Leichtes. Vielleicht daß selbst die Menge der Hülfsmittel die Sache erschwerte! Zuerst, welche Belesenheit in den ältern und neuern Schriftstellern wird nicht erfodert? denn das sieht ein Jeder, daß es zwar für den Künstler, als Künstler nicht nothwendig ist, alles, was über dieses Fach geschrieben ist, zu wissen; aber für den Künstler, der es unternimmt, das Nöthigste und Brauchbarste seinen Kunstverwandten mitzutheilen, ist das schlechterdings nothwendig. Nach dem vorstehenden Bücherverzeichnisse zu urtheilen, sollte man Hrn. Lenzen diese Belesenheit wohl zutrauen können; denn es findet sich darinnen alles, oder doch beynahe alles, was über diese Materie je ist geschrieben worden. Wir müssen gestehen, daß ein solcher Catalog, einem Werke, wie hier z. B. vorgedruckt, im Stande ist, bey gewissen Leuten, ein großes Vorurtheil zu erregen, und den gutmüthigen Leser mit Ehrerbietung gegen den gelehrten Verfasser zu erfüllen. Aber, wenn man das Verzeichniß ein wenig näher besieht, und darinne, statt der Originale, nur größtentheils Uebersetzungen findet, und nicht einmal immer, wie bey Winkelmanns Geschichte der Kunst, die bessern; so schrumpft jene Ehrerbietung gewaltig zusammen. Hr. Lenz versteht kein Griechisch (das Ebräische war gar nicht zu erwarten), kein Deutsch, und wie es scheint, auch nur sehr wenig Latein. Und in diesem Fache sich blos mit Uebersetzungen behelfen wollen, wo auf ein Wort, auf die Verschiedenheit einer Les-

art oft so viel beruht! wo man oft so wenig im Stande ist, einzelne Stellen aus dem Zusammenhange zu errathen und zu erläutern. Es konnte also nicht fehlen, daß ihn dieser Mangel an Sprachkenntniß oft zu den lächerlichsten Fehlern verleiten mußte. Mühlen und Wolken werden ihm, bey dem schwachen Lichte seiner Uebersetzungen, zu Riesen und Göttinnen. Ein Glück ist es, daß Herr Lenz nicht so ganz französisch, als man wohl denken sollte, dabey zu Werke geht. In der That ist er bey dem Gebrauche seiner Uebersetzungen noch bescheiden und behutsam genug; oft scheint er zu ahnden, daß die Mühlen, welche er für Riesen ansieht, doch wohl nur Mühlen seyn könnten. Weit nachläßiger hingegen ist er in der Anführung der Schriftsteller, worauf er hier und da zur Bestätigung seiner Meynung, oder zum weitern Nachlesen verweist. Diese Nachläßigkeit ist um so mehr zu tadeln, da der Artist, der gewöhnlicher Weise mit diesen Schriftstellern nicht sehr genau bekannt ist, deswegen sich öfters nicht wird zu helfen wissen; und außerdem ist es verdrüßlich, bey Untersuchungen, die ohnedem nicht die angenehmsten sind, sich einmal über das andere, von seinem Anführer, in April geschickt zu sehen. So mangelhaft und unzulänglich nun aber auch immer die Belesenheit unsers Verfassers seyn muß, da er so wenig Sprachkenntniß besitzt, so würde sie doch zur Bestreitung des Nothdürftigen vielleicht hinlänglich gewesen seyn; und ihn außerdem gegen die Klippe haben sichern können, woran so mancher Sprachgelehrte

lehrte scheitert, der sich im Vertrauen darauf auf das unsichere Meer der Hypothesen und der unfruchtbaren Grübeleyen wagt. Allein Hr. Lenz hat auch hier oft eben so wenig an sich, als an seine Kunstverwandte, für welche er schreibt, gedacht, daß ihm nicht einmal dieser Vortheil seiner Unwissenheit zu gute kömmt. Er hält sich oft bey armseligen Kleinigkeiten auf, und untersucht Dinge, zu deren Entscheidung, er am Ende doch nichts beyzutragen vermögend ist. So zerbricht er sich z. B. S. 90 den Kopf, warum doch wohl Ulysses auf den alten Denkmälern allezeit mit einem spartanischen Helme abgebildet erscheine? vielleicht, meynt er, deswegen, weil er die Tochter des Ikarius, eines Spartaners geheurathet, und der verliebte Ulysses sich aus Gefälligkeit gegen seine schöne Frau zu dieser Tracht habe bequemen wollen. Doch, fällt ihm wieder ein; bemerkt nicht Strabo, daß Ikarius auch vielleicht kein Spartaner gewesen sey? und folglich Ulysses, wenigstens aus dieser Rücksicht, zu dieser unerklärlichen Mode keinen Grund könne gehabt haben? — und so weiß er sich denn nun weiter nicht zu helfen, und fängt endlich an seine Unwissenheit zu gestehen. Ohne sich, wie der Uebersetzer in einer sehr gründlichen Anmerkung erinnert, auf eine Ausflucht zu besinnen, die er aus seinem Winkelmann, den er so oft ausschreibt, und so oft tadelt, hätte haben können; nehmlich daß Ulysses, der sich, wie bekannt, lange Zeit auf dem Adriatischen und Jonischen Meere herumgetummelt hat, diese Mode vielleicht den Matrosen, welche in diesen Gegenden

noch heut zu Tage eine ähnliche Kappe tragen, abgesehen hatte. Freylich kann man nicht wissen, ob diese Mode auch schon zu Ulysses Zeiten unter ihnen existirte, und welchen Grund Ulysses haben konnte, sich dieser Tracht zu bedienen? — doch der läge vielleicht in den geschmeidigen Charakter des Ulysses, der sich in alle Formen so behende zu verwandeln wußte? — Man sieht doch aus dem allen wenigstens, daß Herr Lenz das Feld so bald noch nicht hätte räumen dürfen. Ein andermal, wo er von der größern Portion des Essens, welches die Alten dem Gaste, den sie gern ehren wollten, aufsischten, redet, und die Ursache von dieser Gewohnheit in den guten Mägen jener Zeiten, wo man es für eine Ehre hielt, recht viel zu essen, entdeckt; hätte er wenigstens die nothwendige Folgerung bedenken sollen, daß, wenn die Ursache gegründet wäre, bey den Alten Niemand, die vornehmsten Personen bey der Tafel ausgenommen, sich recht satt hätte essen dürfen; welches doch in jenen Jahrhunderten guter Mägen, wie Hr. Lenz sie nennt, eine große Beleidigung gewesen seyn dürfte! Und warum konnte man denn nicht auch darum dem vornehmern Gaste die Portion vergrößert haben, damit er desto mehr Wahl gehabt hätte, das Bessere sich auszuschneiden? Dergleichen wichtige Untersuchungen findet man hin und wieder, so wenig man selbige auch in einem Handbuche für Künstler anzutreffen vermuthet. Hingegen dafür sagt er auch über Gegenstände, die ungleich wichtiger sind, oft desto weniger. Wenn er z. B. von dem Gebrauche der Griechen, die Haare den

Skla-

Sklavinnen abzuscheeren redet; so bestimmt er weder die Art, wie sie verschnitten wurden, noch welchen Sclavinnen, (denn daß es nicht bey allen geschehen, wird und muß zugegeben werden) sie insbesondere verschnitten, und welchen sie nicht verschnitten wurden? Die Anmerkungen, die er über die rohen Stoffe der Alten, und die Art selbige zu bearbeiten macht, sind theils falsch, theils oben abgeschöpft und mangelhaft. Ein Gleiches gilt auch von dem, was er S. 66 über die Art die Haare und den Bart zu tragen, bemerkt. Auch wird man schwerlich aus dem Wenigen, was er über die Schiffe der Griechen vorbringt, von diesem Gegenstande einen deutlichen Begriff bekommen. Und wie mangelhaft und unvollständig ist nicht, was er S. 148 über die verschiedenen Instruments der Alten mittheilt? unzählich andere Stellen zu geschweigen. Gleichwohl machen alle diese Fehler das Buch noch nicht ganz unbrauchbar. Das Mangelhafte ist in diesem Fache unvermeidlich. Es ist das eigentliche Feld der Muthmaßungen, wo bey jedem Schritte, Muthmaßungen aus Muthmaßungen, und Möglichkeiten aus Möglichkeiten, entsprießen. Hr. Lenz sucht sich auch damit an verschiedenen Stellen seines Werkes zu entschuldigen; und diese Entschuldigung kommt ihm auch, wenigstens zur Hälfte, zu Gute. Zur Hälfte; denn das ganz Ueberflüßige und Unnütze hätte er doch wohl vermeiden, und manches, schon anderswo besser Ausgeführte, benutzen können. Ueberhaupt, wenn man in Bearbeitung dieser Art

von Gelehrsamkeit glücklich seyn will, muß man, bey der weitläuftigsten und mit der größten Sorgfalt und der strengsten Genauigkeit angestellten Lektüre der Quellen besonders, das feinste, schnellste, richtigste Gefühl mit einem gewissen Phlegma in sich vereinigen. Kühnheit in Muthmaßungen, und Geduld in Beleuchtung derselben, Genie und Gründlichkeit müssen sich hier die Hände bieten. Ein Mann, wie Lessing, würde in diesem Fache etwas Vortrefliches haben liefern können! Wer kann seine Briefe antiquarischen Innhalts lesen, ohne zugleich seinen gründlichen, beynahe ängstlichen und doch so kühnen Geist zu bewundern? Wie tief ist Herr Lenz unter ihm? Und hier möchten wir fast wieder zurücknehmen, was wir oben von seiner Bescheidenheit rühmten. Denn er ist wirklich oft kühn genung, sich hier und da mit Männern zu messen, mit denen er sich doch in keinem Stücke vergleichen kann. Gegen Winkelmannen, der wenigstens zehnmal so viel Gelehrsamkeit, und unendlich mehr kritisches Genie besitzt, nimmt er die Backen oft so voll, daß diese Aufgeblasenheit einem pedantischen Künstlerstolze völlig ähnlich sieht. Dabey halten die Anmerkungen, die er gegen ihn macht, oft so wenig Stich, sind so wenig mit seinem Gegenstande verwandt, daß er es darauf angelegt zu haben scheint, an ihm zum Ritter zu werden.

Die dem Werke beygefügten, von ihm selbst nach den Antiken gemachten Zeichnungen, müßten theils um ein Beträchtliches vermehrt werden, wenn sie auch nur das Nothwendige enthalten sollten; theils

theils sind sie auch gar nicht gut gewählt. Der Verfasser hat auch hier nicht alles vor sich gehabt, um glücklich wählen zu können. Das Florentinische, Odescalscische Museum, des Borioni Sammlung von Alterthümern, die herkulanischen Gemälde hat er, wie der Uebersetzer mit Recht bemerkt, vermuthlich gar nicht gekannt, da er sie nirgends gebraucht und angeführt hat. Auch hat er von Gemmensammlungen, die zu einem solchen Unternehmen, wie das seinige, ganz unentbehrlich waren, fast gar keinen Gebrauch gemacht; nicht einmal von der so bekannten Lippertschen Daktyliothek. Auch sind wir gar nicht seiner Meynung, daß es ihm, aus der Ursache, weil er keine Geschichte schriebe, freygestanden hätte, sich an die Originale zu seinen Zeichnungen, beym Copiren derselben weniger zu binden. Er nimmt sich die Freyheit Verschiedenes in der Zeichnung einzeln zu vergrößern; wo bleibt aber das Analoge der Vergrößerung, wenn das Ganze nicht nach allen Theilen vergrößert wird? Verschiedenes, was er in ganzen Gruppen und an einzelnen Figuren für zufällig erklärt hatte, läßt er ganz weg. Vielleicht, daß man, wenn man das Ganze vor Augen gehabt, ganz etwas anders, als der Verfasser, daraus dürfte geschlossen haben? Wer weiß nicht, daß oft der geringste Nebenumstand, Gelegenheit giebt, auf das Alter, die wahre Bedeutung und den Endzweck eines Kunstwerkes zu schließen? Lauter Dinge, die bey Untersuchung des Kostums, gar nicht unnütze sind! Aus allen diesen Nachläßigkeiten und Uebereilungen des Verfassers, (seine mangelhaften Kennt-

nisse, und bloße Ueberseßungsbeleſenheit mit eingerechnet) ergiebt ſich, daß Hr. Lenz ſeinem Werke nicht ganz gewachſen geweſen. Indeſſen es iſt noch immer ſo gut, als man es von einem Künſtler erwarten konnte; und, wenigſtens als der erſte ſyſtematiſche Verſuch über das Uebliche, nicht ohne Verdienſt.

Nach dieſem vorläufigen Urtheile über den Werth und Unwerth gegenwärtiger Schrift, wollen wir noch einen kurzen Abriß von der Methode geben, der Hr. Lenz gefolgt iſt. Das ganze Werk iſt in 6 Bücher getheilet; von welchen das 1ſte, von dem Koſtume der Aegyptier; das 2te, v. d. K. der Griechen; das 3te, v. d. K. der barbariſchen Nationen; das 4te, v. d. K. der Hebräer; das 5te, v. d. K. der Römer; und endlich das 6te, v. d. K. der Etruſcer, Latiner und Samniter, handelt.

Herr Lenz ſagt in dem kurzen Eingange zum erſten Buche, daß er deswegen eine andere Ordnung, als die Chronologiſche gewählt habe; weil durch die folgenden Völker die ältern erſt bekannt geworden, und von den leztern wenig oder keine Kunſtdenkmäler aufzuweiſen wären. Dieſe Ordnung hatte allerdings ihre Bequemlichkeiten, und Hr. Lenz wählte ſie mit Recht. Man wird nicht erwarten, daß jeder dieſer Hauptabſchnitte mit gleicher Vollſtändigkeit bearbeitet ſey. Denn auſſer dem Mangel an Quellen, woraus das Koſtum der barbariſchen Nationen zu erkennen wäre, wird auch der Artiſt ſelten Scenen aus der Geſchich-

te

te dieſer rohen und unbekannten Völker zu Gegenſtänden ſeiner Kunſt machen. Indeſſen wird er auch von dieſen Nationen hier immer ſo viel finden, als er zu ſeinem Gebrauche etwa nöthig hat. Jedes Buch iſt wieder in mehrere Kapitel vertheilet; und zwar oft ziemlich unphiloſophiſch; doch gewährt ſelbſt dieſe Einleitung eine leichtere Ueberſicht des Ganzen.

In dem kurzen Eingange zum 1ſten Buche macht Hr. Lenz einige allgemeine Anmerkungen über die älteſte Art ſich zu kleiden, die ſich überall ſo ähnlich ſieht, indem ſie nur der dringenden Nothdurft abzuhelfen, oder der ſittſamen Schaamhaftigkeit (wenigſtens giebt die Schrift dieſer Muthmaßung einigen Grund) zu Hülfe zu kommen ſuchte; in der Folge aber, durch Umſtände, Induſtrie, und den ſich bildenden Nationalcharakter, ſo mannichfaltig geworden iſt. Den ſtufenweiſen Fortgang von der Kleidung des rohen Bedürfniſſes, bis zur feinern Eleganz und dem ausſchweifenden Luxus, getrauet ſich Hr. Lenz wegen Mangel an Nachrichten und Denkmälern nicht zu verfolgen; ſondern meiſtentheils will er nur die glänzendſte Epoche jeder Nation zu ſeinem Hauptaugenmerke machen. Man ſieht aber aus dem Werke ſelbſt, daß er dieſen Standpunkt nicht immer feſtgehalten hat; er wirft oft Altes und Neues auf die ſonderbarſte Art unter einander. Die Bekleidung iſt das erſte, was er in jedem Buche erörtert; und zwar die Bekleidung des Frauenzimmers; wobey aber auf die Verſchiedenheit derſelben nach dem Alter nicht immer gehörige Rückſicht genommen wird. Darauf folgt die Bekleidung der Mannsperſonen

sonen, und die übrige äußere Form des öffentlichen und Privatlebens. Z. B. in den 2ten Hauptabschnitte über d. K. der Grichen: die verschiedenen Waffen und Kriegsmaschinen zum Angriffe und zur Vertheidigung, überhaupt das Militär; der Gottesdienst; hauptsächlich nur auf die Opfergebräuche eingeschränkt, weil über die Personen, welche beym Gottesdienst gebraucht wurden, so wenig Denkmäler mehr übrig sind; bey dieser Gelegenheit, über die Weise zu schwören, und Fußfällig zu bitten, (welcher Ausdruck, im Vorbeygehen zu sagen, oft sehr unschicklich in der Uebersetzung klingt: wenn es z. B. heißt: die kräftigste Art fußfällig zu bitten, sey gewesen, wenn man sich auf den Heerd der zu erbittenden Person hätte setzen, und was ihm am theuersten war, in den Armen halten können. Das Wort Supplicant, scheint uns besser, zumal da es in unsrer Sprache vorlängst das Bürgerrecht erhielt! Weiter: die Heurathsgebräuche, und andere besondere Ereignisse, (warum Ereignisse? Bewegungen der Hände, das Händeküssen, Händeklatschen, sind keine Ereignisse.) Zu den letztern rechnet auch der Verfasser die Entsündigungen; wenigstens stehen sie mit unter dieser Rubrik; ob sie gleich zu den gottesdienstlichen Handlungen mit gehören. Im 6ten Kap. dieses Buches, redet er von der Weise, Jemanden bey Tafel Ehre zu erweisen; von den Blumenkränzen, Spielen, musikalischen Werkzeugen, Gefäßen, Geräthschaften, Stühlen, Betten, u. s. w.; der Weise zu essen und zu trinken; von der Absonderung des Frauenzimmers

mers von der festlichen Tafel, und der Art, wie die Frau mit ihrem Manne allein speist; ferner von Kampfspielen und Leibesübungen, den verschiedenen Siegskränzen, u. dergl. Das 7te Kap. handelt: von Leichenbegängnissen und Leichenkämpfen, so wie sie in den ältesten Zeiten gebräuchlich waren, nach dem Homer und Virgil, ziemlich weitläuftig; ferner: von dem Merkzeichen der Trauer, den Grabmälern, und bey dieser Gelegenheit, überhaupt von der Baukunst der Griechen, und insbesondere von der dreyfachen Säulenordnung und den mannichfaltigen Abweichungen davon; von dem verschiedenen Haus- und Kellergeräthe: Alles, liegt hier in einem Haufen, wie von ohngefähr, beysammen; keine Gleichheit der Bearbeitung jedes Gegenstandes; oft wenig von wichtigen, und viel von unwichtigen Dingen gesagt; flache Anmerkungen, gedehnte unfruchtbare Untersuchungen; besonders ist die Art des Verfassers, Anekdoten anzubringen, aufs gelindeste genommen, äußerst sonderbar. Nur ein Beyspiel zur Probe. Der Verfasser hatte die Bemerkung gemacht: daß die Baukunst in den Tagen des Perikles zu Athen ihren größten Glanz erreicht hatte, so wie die Bildhauerkunst und Malerey. Darauf erzählt er die Anekdote von Alcibiades und Agatharchus: wie nehmlich ersterer, letztern in seinem Hause so lange mit Gewalt eingeschlossen gehalten, bis er selbiges ganz ausgemalet, weil er die Bemerkung gemacht, daß der Maler sich mit seiner Buhlschwester in eine allzuvertraute Bekanntschaft eingelassen hatte. Darauf nimmt er

den

den Faden seiner Erzählung auf folgende Art wieder auf: „Damals war das Glas noch unbekannt, die „Fenster wurden deswegen mit eisernen Stäben ver„wahrt; das mangelnde Glas wurde durch dünne „Tücher oder Vorhänge ersetzt ꝛc.“ Uns deucht, der Styl des Kompilaters sey so ziemlich glücklich getroffen! Was Hr. Lenz zu Ende dieses Kap. von den Weingefäßen der Griechen sagt, ist nicht viel mehr als nichts; und der Uebersetzer verweist mit Recht auf Winkelmanns Sendschreiben über die herkulanischen Entdeckungen, wo dieser Gegenstand, ungleich vollständiger und richtiger abgehandelt wird. Doch sind nicht alle Artikel auf gleichen Schlag bearbeitet. Besonders ist das Uebliche in der Bekleidung der alten Völker, einer der wichtigsten Arkikel für dem Artisten, ziemlich vollständig und deutlich auseinander gesetzt. Unter den größern Abschnitten, scheint uns der 5te über das Kostum der Römer, der vorzüglichste, so wohl in Rücksicht auf Genauigkeit als Vollständigkeit zu seyn; auch findet man zu selben die mehresten und deutlichsten Zeichnungen. Hingegen wird der Künstler aus dem 6ten Buche über das Kostum der Etruscer, Latiner, und Samniten, gewiß weit weniger lernen, als aus dem, was schon Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst darüber beygebracht hat. Diesem letztern Buche, sind auch noch zwey Kapitel angehängt; von welchen das eine, von der Bekleidung der katholischen Geistlichkeit und ihrem Schmucke handelt; der Verfasser gehet darinne auf den Ursprung dieser so verschiedenen Kleidungen zurück, und sagt darüber

ganz

ganz gute und wahre Dinge. Das zweyte macht den Epilogus des ganzen Werks. Hr. Lenz wirft einen Blick auf sein nunmehr vollendetes Werk, und macht die Nutzanwendung davon für die bildenden Künste. Wir wollen uns dabey einen Augenblick verweilen, und zur Probe von der Art des Verfassers zu schließen und sich auszudrücken, einige Stellen daraus abschreiben. Der Anfang des Kap. enthält Gründe, warum der Verfasser die Bekleidung aller jener barbarischen Nationen, die nach Constantins Zeiten das römische Reich überschwemmten, mit keinem Worte berührt hat. Diese nehmlich: der Künstler müsse es nie nachahmen, weil er durch das Bizarre jener Kleidertrachten seinen Geschmack verderben würde; und wenn ja jedes Volk ins besondere Ursache hätte, seine alten Sitten und Gebräuche aufzusuchen, und der Künstler das Recht sie zu veredeln und zu verschönern, so wäre doch seine Absicht nur gewesen, was allgemein interessant für die Künste wäre, in seinem Werke auszuführen. Wider diese Gründe ist nichts erhebliches einzuwenden. Hr. Lenz kommt darauf, dem Zwecke des Kap. gemäß, auf die Fabel und Geschichte der Griechen; und was er darüber sagt, lautet, wie folget:

„Es ist unläugbar, daß die Fabel der Grie„chen und Römer, so wie auch ihre Geschichte, eine „unerschöpfliche Quelle von Gegenständen darbeut, „die durch das Studium der schönen Künste bey „allen europäischen Völkern bekannt sind.“ Bekannt sind? freylich eine unläugbare Wahrheit!

Aber das bloße bekannt seyn, thut wenig zur Sache. Auch bekannt zu seyn verdienten, hätte Hr. Lenz hinzusetzen sollen, wenn er diesen Satz anders, seiner Absicht gemäß, mit dem Folgenden hätte verbinden wollen! Er fährt nehmlich so fort; „Welcher Dich„ter hat jemals erhabenere und malerischere Ideen (wenn malerisch hier so viel heißen soll, als leicht zu malende, mit dem Pinsel auszudrückende Ideen, so hätte sich Hr. Lenz aus Leßings Laokoon leicht eines Bessern belehren können!) „an die Hand gege„ben, als Homer, welcher Geschichtschreiber an„genehmere, als Plutarch und Herodot?“

Wir sehen keinen Grund, warum man diese Sätze, wie sie da stehen, nicht auch umkehren könne? „Die „Hochachtung, welche so wohl die alten Römer, als „alle wohlgesittete Nationen, für die griechische Lit„teratur getragen haben, muß uns, meinem Beden„ken nach, vollkommen überzeugen, daß dieses „Volk für die Künste und Wissenschaften geschaffen „war.“ Dieser Gedanke soll sich an den vorhergehenden anschließen; uns scheint er einen Absatz zu machen. Auch beweist die Hochachtung der gesitteten Völker nicht, daß die Griechen für Künste und Wissenschaften geschaffen waren: sie beweist entweder vielmehr, daß sie nehmlich ihre Anlage dazu auch vortreflich ausgebildet haben, oder wenn man auf das Beywort: gesittet, Rücksicht nehmen wollte, gerade das Gegentheil; wenigstens waren die Römer zu der Zeit, als sie die griechischen Künste und Wissenschaften mehr zu verachten als zu entbehren schienen, sehr gesittete, obgleich keine verfeinerten

nerten Leute! „Alles scheinet auch bey ihnen etwas „beygetragen zu haben, um sie recht zu vervollkomm„nen.“ Und was ist denn das alles? man wird sehen, daß Hr. Lenz von diesem allen gerade nichts anführt. „Ihre Religion hatte den Zweck, ange„nehme Ideen auszubreiten: ihre Götter, den Er„götzlichkeiten und Leidenschaften eben so ergeben, „als die Menschen, die sie anbeteten, schienen ihre „Schwachheiten zu rechtfertigen; oder richtiger zu „reden, der lasterhafte Mensch hat es versucht, das „Bild der Gottheit zu verstellen: das Verderben „des menschlichen Herzens trachtete, sich Ideen von „ihr zu machen, die eben so schmeichelhaft für die „Sinne, als der Wahrheit zuwider waren.“ Die Religion der Griechen soll den Zweck gehabt haben, angenehme Ideen auszubreiten! Den Zweck? wir zweifeln ob irgend eine Religion je den Zweck gehabt hat? Die Religion der Griechen nach ihrer ersten Anlage, hatte ihn gewiß nicht! wurde sie in der Folge mit angenehmen Ideen bereichert, so waren diese Ideen bloß zufällig. Diese Verschönerung derselben kam von außen her; sie war eine Folge jenes allgemeinen Hanges zum Schönen, der die Nationen begeisterte. Die Künste und Wissenschaften waren es, wodurch die Religion verschönert, veredelt wurde! und wenn die so verschönerte und mit angenehmen Ideen bereicherte Religion, die Einbildungskraft der Griechen wiederum entflammte, so war es gewiß nicht durch ihr eignes, sondern durch ein erborgtes Feuer. Und das ist das alles, was Hr. Lenz anführen will, um uns begreiflich zu machen,

warum es die Griechen in den schönen Künsten so weit gebracht hatten? Was er noch von den Worten: „ihre Götter“ — bis zu Ende des Absatzes hinzufügt, sieht einer Tirade aus der Deklamation irgend eines eyfrigen Kirchenvaters wider die heidnische Religion so ähnlich, daß wir gar nicht begreifen, was der Verfasser hier damit will? Er scheint zwar das Gesagte mit dem Folgenden verbinden zu wollen, wenn er fortfährt: „Hieraus stammt jene „Menge von entgegengesetzten Charaktern: von Cha„raktern, die sie uns mit jener Ueberlegenheit von „Talenten, die uns von ihnen bekannt sind, über„liefert haben. Ihr Jupiter bald schreckend und „blitzend, bald voll Holdseeligkeit, wird uns von „ihren Dichtern und Künstlern beständig voll ma„jestätischer Würde vorgestellt. Hier setzet der „mächtige Weltbeherrscher durch eine Bewegung „seiner Augenbraunen den Olymp in Zittern: dort „stellt er durch einem huldvollen Blick die Ruhe „und Stille in den Himmeln so gleich her! Ihr „Apollo, dieser angenehme Gott, wovon sie sich das „allerreitzendste Bild, das der menschliche Körper „nur annehmen kann, gemacht hatten, ist eine idea„lische Schönheit, die im Vatikanischen Apollo, „durch den Meißel zur Wirklichkeit ist gebracht wor„den. Ihr Herkules, durch die Großheit der Glied„maßen, das Symbol der Leibesstärke, charakterisirt „u. s. w.“ Auf diese Weise fährt der Verfasser fort zu zeigen, wie die Griechen ihren Himmel mit lauter Idealen menschlicher Vollkommenheiten bevölkert haben. Das thaten nun freylich die Griechen

chen. Aber wie räumt sich das zu dem, was der Verfasser oben, von dem Verderben des menschlichen Herzens behauptet, welches das Bild der Gottheit entstellt, und der Wahrheit zuwider, sich von ihr nur schmeichelhafte Ideen für die Sinne zu machen beflissen gewesen seyn soll? Wenn die Griechen nur diese Ideen, die Hr. Lenz in einem so pathetisch feyerlichen Style beschreibt, sich von den Göttern gemacht hätten, so hätten sie zuverläßig das Beste gethan, was ein Mensch, der große Begriffe von der Gottheit versinnlichen will, nur immer thun kann. Wenn Hr. Lenz hätte zusammenhängend seyn wollen, so hätte er ganz andere Dinge anführen müssen. Doch er fühlte vermuthlich, daß es Zeit wäre einzulenken, um seine Materie nicht ganz aus dem Auge zu verlieren; und so kommt er denn mit dem sonderbarsten: Hieraus von der Welt, endlich wieder zur Sache. Hr. Lenz verspricht zwar in der Ueberschrift des Kap. auch den Nutzen der griechischen und römischen Geschichte für die Künste zu zeigen; allein er hat sein Versprechen so ganz vergessen, daß er auch nicht ein Wort zu diesem Behufe sagt. Vermuthlich haben wir dabey nicht viel verlohren. Er bleibt bloß bey der Fabellehre der Griechen stehen. Und welcher Nutzen ist es denn nun, den der Künstler aus dieser Fabellehre ziehen kann? Nach Herrn Lenz liegt er bloß in der Erhabenheit und Feinheit jener Ideale menschlicher Vollkommenheiten, welche die Griechen in den Personen ihrer Götter mit so vielem Geschmacke verkörperten. Aber liegt er denn wirklich bloß darinne? Findet man denn unter

den Göttern, Halbgöttern und Helden anderer Nationen, nicht auch erhabene und schöne Ideale, wenn man sich darnach umsehen wollte? Hierin nehmlich liegt ein Hauptgrund zur Empfehlung der griechischen Fabellehre für den Künstler, daß die Wesen ihrer Einbildungskraft so bekannt sind; daß man nur den Namen irgend eines griechischen Gottes, Halbgottes oder Helden zu hören oder zu nennen braucht, um einen gewissen bestimmten Begriff von dem zum Grunde liegenden Charakter zu bekommen oder zu erwecken; daß selbst ihre körperliche Form, ihre Unterscheidungszeichen selbst dem ungelehrten Auge so geläufig sind! Die Fabel- und Götterlehre der Griechen ist daher für dem Künstler gerade, was für dem Fabeldichter das Thierreich ist. Beide enthalten gewisse abgesonderte menschliche Vollkommenheiten auf eine allgemein verständige Weise personifizirt, Hier en miniature; dort in mehr als Lebensgröße. „Nach solchen Modellen, fährt Herr Lenz fort. — — Doch es ist des Probegebens genung, und schon, vermuthen wir, mehr als genung. Man sieht vermuthlich schon zur Gnüge aus dem Angeführten, daß Hr. Lenz weder Gelehrsamkeit, antiquarische Kenntniß und Sprachkenntnis genug besaß, noch auch kritisches Genie, Geschmack und die Gabe der Deutlichkeit in dem Maaße, als nöthig gewesen wäre, über diesen Gegenstand mehr als etwas Mittelmäßiges zu liefern. Jedoch das Mittelmäßige ist doch immer etwas; und in Ermangelung eines Bessern immer etwas Gutes. Und so glauben wir denn daß der Künstler sein Geld eben nicht wegwerfen

wird,

wird, wenn er sich dieses Hülfsmittel anschafft: zumal, (denn nun wird es Zeit seyn noch ein paar Worte von den Verdiensten des Uebersetzers um seinen Autor hinzuzufügen,) da dieses Werk einem Manne zum Uebersetzen in die Hände gefallen ist, der durch seine Beyträge und Verbesserungen, den Werth desselben wenigstens um die Hälfte vermehrt hat. Hr. Martini ist schon durch andere, mit dem Gegenstande dieses Werks verwandte Arbeiten, wegen seines mühsamen Fleißes, Gedult, guten Einsichten und gelehrten Kenntnisse vortheilhaft bekannt. Man verkennt ihn auch hier als Uebersetzer nicht. Seine Uebersetzung ist treu und fließend. Bey nahe zu treu! Denn wer würde es ihm verdacht haben, wenn er die üppigen Auswüchse seines Autors, ein wenig hätte beschneiden, und den an andern Stellen seines Werkes wiederum so unfruchtbaren Boden hätte verbessern wollen? Fließend ist seine Uebersetzung wenigstens in so weit, als es das Original hat erlauben wollen, über dessen Dunkelheit er sich in der Vorrede mit so viel Grunde beklagt! Was aber am wenigsten unbemerkt gelassen zu werden verdient, ist: die außerordentliche Gedult und der mühsame Fleiß, den er auf die Berichtigung der von dem Verfasser als Quellen, oder sonst angeführten Stellen, verwendet hat. Nirgends erscheint die deutsche Pünktlichkeit und die französische Nachläßigkeit in einem, für die erstere vortheilhafteren Kontraste als hier! Und wie sollte seine Arbeit undankbar seyn, wie Hr. Martini befürchtet, da sie dem Leser so nützlich ist! Die von ihm hinzugefügten

Anmerkungen sind größtentheils eben so gründlich als zum besserm Gebrauche des Werkes nothwendig; und aus der Art, wie er sie mittheilet, siehet man leicht, daß es nur bey ihm gestanden hat, selbige um ein Beträchtliches zu vermehren. Er ist auch weit entfernt, dem Werke, das er übersetzt, nach Art der Uebersetzer, mehr Werth beyzulegen, als es wirklich hat. Ohne seine Beyträge, würde es sich, wie gesagt, nicht über das Mittelmäßige erheben. Es sind auch zu der deutschen Uebersetzung noch einige gute Kupferstiche zur Sache gehöriger Figuren, und, an schicklichen Orten, Vignetten zu dem Werke hinzugethan worden. Hr. Martini nennt diese Vignetten bedeutend, und das sind sie immer, wenn man auch, von der allegorischen Bedeutung, die er selbigen, in den vorangesetzten Erklärungen giebt, abgehen sollte. Uebrigens hat auch der Verleger es an nichts fehlen lassen, was die Brauchbarkeit und Schönheit des Werks vermehren konnte. Druck, Papier, Kupferstiche, alles ist so schön, so sauber, als möglich.

Digitized by Google

III.

Karl Friedrich Kretſchmanns ſämtliche Werke. 1. 2. Band, 1784. Leipzig, in der Dyckiſchen Buchhandlung.

Es iſt ein eignes Ding um den Ruhm und um das Geleſenwerden eines Dichters. Zwar ſollte man beym erſten Anſcheine denken: beide Eigenſchaften hielten gleichen Schritt; aber man findet es in der Würklichkeit oft weit anders. Dem Mann von wahrem Dichtergeiſte wird ſelten der Ruhm ganz entfallen; er kann durch Kabale, durch falſche Richtung des eben obwaltenden Geſchmacks, oder auch durch ein unverdientes Misgeſchick eine Zeit lang unterdrückt werden: doch faſt immer ſiegt die gute Sache am Ende. Man trägt etwas ſpäter die Schulden ab, die freylich längſt gefällig geweſen wären. Man zollt Miltons Schatten, was man dem Milton ſelbſt hätte zollen ſollen. — Aber ſelbſt der berühmte Dichter ſteht oft dem Minderberühmten und auch Minderwerthen im Punkt des Geleſenwerdens nach. Nicht inrer Werth allein, nicht einſtimmiges Urtheil unpartheyiſcher Richter, nicht Anmuth der Sprache, Wichtigkeit des Gegenſtands, Kunſt in der Bearbeitung entſcheiden hier; es walten dabey Zufälligkeiten ob, ſo ſtark, wie im Schickſal des bürgerlichen Lebens. Siegwart war berühmt; Agathon iſt und bleibt es. Iſt dieſer ſo geleſen, wie jener? Ich zweifle. — Hier nicht ganz der

Ort zu untersuchen: wie geht dies zu? Doch wird man bald sehen, warum der Rec. eben diesen Eingang wählte.

Längst hat Kretschmann — oder wenn man lieber seinem dichterischen Namen hört — Barde Rhingulph, zu Deutschlands ersten Dichtern gehört; Er, der am Feuer keinen seiner Mitbrüder, keinen an Reichthum poetischer Ideen, wenige an Trefflichkeit des Plans, und noch wenigere an dessen Ausführung voranließ; der mit der Sprache männlich ohne Gewaltthätigkeit schaltete; der mit Mannichfaltigkeit Größe, mit Wärme Anstand vereinte; der Gegenstände wählte, immer achtungswerth für sein ganzes Vaterland und oft auch für das Ausland; der ohne vorhergeworbnen Anhang, ohne Unterstützung, ohne Anschließung mit irgend einer litterarischen Sekte, aus einem versteckten Winkel Deutschlands hervorbrach; der den Neid lächelnd, ungegründeten Tadel schweigend, das Lallen unberufner Nachahmer mitleidig, und verdientes Lob bescheiden anhörte; der, als man seiner Manier Beschränktheit vorwarf, durch Beyspiele (die beste Widerlegungsart, deren nur ächte Seelen, ächte Köpfe fähig sind!) das Gegentheil bewies; der selbst in seinen kleinsten Gedichten noch originelles Gepräge beybehielt; und gleichwohl auch oft bewährte, wie bekannt er mit alter und neuer Dichtkunst sey; wie vollkommen er die Befugnisse seines Standpunktes kenne. Wohl möglich, daß manchem dieses Lob übertrieben dünkt! Doch man fodre über jeden einzeln Punkt desselben Belege, und sie sollen nicht außen bleiben.

Aber

Aber eben dieſer Dichter, — einer von den wenigen, auf welche wir ſtolz ſeyn können! — wie iſt er zeither geleſen worden? — Warlich, nicht ganz ſo wie er ſollte! Dies beweiſt unwiderleglich der einzige Umſtand ſchon: daß jetzt erſt, — erſt nach funfzehn Jahren, ſeine Gedichte eine neue Auflage finden; man ſehe die Meßcataloge durch, und man wird in Deutſchlands Seele erröthen, wenn man auf ſo manche dritte, vierte Auflage weit geringhaltiger Schriften ſtößt! — Um deſto rühmlicher iſt die Beſcheidenheit, oder die Nachſicht vielmehr, mit welcher von eben dieſem Publikum unſer Dichter in ſeiner Vorrede ſpricht — „Dank für den Beyfall „(ſchreibt er) den meine Gedichte dennoch *) erhielten, iſt die Haupturſache dieſer Sammlung, woran wenigſtens nach meinem hartnäckigſten Vorſatze, die Feile nie müde geworden iſt.“ — Er iſt nicht hartnäckig allein, er iſt auch glücklich geweſen, dieſer Vorſatz der ſorgfältigſten Feile! Denn ein immerwährendes Muſter für den jüngern Dichter, mit welcher Strenge und doch mit welchem Feuer zugleich, man ältre Arbeiten nochmals übergehn ſoll; wie man ſelbſt bey vortreflichen Stellen nicht ermatten darf, noch nach höherer Vortreflichkeit zu ſtreben, kann, (um unter vielen Gedichten nur eins auszuheben)

*) Er hat pemlich zuvor von den lächerlichen Streitigkeiten des Klozianiſchen und Antiklozianiſchen Luſtrums: ob Thorlaug, Werdomar, oder Rhingulph der Erſte in ſeiner Art geweſen? und von den unberufnen Erinnerungen einiger After-Kritiker oder Parthepgänger geſprochen.

heben) von nun an Kleistens Ehrengedächtniß abgeben. Es war unter allen Kretschmannischen Poesien für den Recens. immer eine der interessantesten gewesen, Er wußte recht wohl, was gegen einige Stellen desselben *) eingewandt, und wie am Plane selbst die allzuchronologische Ordnung getadelt worden war. Aber dieser letzte Tadel hat ihm nie ganz gegründet geschienen; und bey dem Ersten hatte er gern kleine Flecken bey größern Schönheiten übersehn. Neugierig schlug er auch jetzt daher dies Gedicht zu allererst auf; und o wie angenehm wurde er überrascht!

Nicht genug, daß Hr. Kr. von jenen, erst erwähnten Erinnerungen, sorgfältig jede nützte, die ihm gegründet schien, und eben so weislich die ungegründeten ungeachtet ließ; nicht genug, daß er oft mit einem einzigen Worte seinen Schilderungen größre Kraft mit Fehlerfreyheit gab; er fand auch da noch oft zu feilen, wo seine Richter, seine Leser nichts erinnerten. Der dritte Gesang begonn sonst mit einer reimlosen Ode an die Vaterlandsliebe. Ein so zufälliges Ding der Reim ist, so schien hier doch Abweichung von ihm dem Dichter zu den übrigen Ganzen nicht zu passen. Das Gedicht lautet nun also.

„Nun, o sey mir gegrüßt, Liebe fürs Vaterland,
Mutter der Helden; die du fröhlich ins Feld gesandt,
wo den Frieden der Tod sklavisch gefangen hält
und nur Blut will statt Lösegeld.

Sey

*) Selbst in gegenwärtiger N. Bibliothek Band XII. S. 241. u. f. Nochmehr in der Klozischen Vten B 2tes St.

Sey mit Thränen gegrüßt, Göttin, die selten lohnt:
doch den Krieger bewegt, daß er sein Blut nicht schont!
Sieh, den Frieden hat auch dieser Entschlafne getauscht
dessen Ruhm von der Harfe rauscht!
Dessen Leben sie stolz unter Triumpftöne singt,
dessen Tod sie noch heut festlich zu feyern ringt.
Ach, du sahst wie er fiel, weißt wie er dir verblich! —
Sey zugegen und stärke mich!

Wer spürt ihm jetzt Umschmelzung an? Doch eben die Leichtigkeit gewisser Pinselstriche charakterisirt ja den ächten Meister!

Kretschmanns Muse liebt nicht nur die Gleichnisse, beschenkt uns nicht nur oft mit ganz neuen; sondern hat auch die seltene Eigenschaft, an Bildern, die nur zu oft gemisbraucht worden, doch noch eine ungebrauchte, eine schöne Seite aufzufinden. Zu dieser Gattung gehörte schon ehemals die väterliche Ermahnung an den neugebornen Knaben: Dufte wie diese Rose, und sey so wehrhaft, wie der Strauch, von dem ich sie brach! Jetzt wird ein ähnliches Gleichniß, das ganz neu hinzugekommen, auch ganz neu durch die Bearbeitung. Der Dichter spricht von Kleists Jünglings-Jahren.

Oft eilt' er auch in stillen Gründen
die einsam lächelnde Natur zu finden,
die ihm, ob gleich der Dichtkunst Funken in ihm schlief,
zu ihrem Sänger schon berief.
Es mochten Lenz und Sommer blühen,
der Herbst die Rebengebirge durchziehen,

oder der Winter die weiß geschleierte Flur:
Er kam, er freute sich,
er ging und lernte dich
in allen deinen Mannichfaltigkeiten,
herrliche Mutter Natur!

So weit, bis auf ein paar geänderte Worte, schon die erste Ausgabe! die jetzige fährt fort;

So birgt die Lilie sich lange
im Beet, das ihr der weise Gärtner lieh:
des Sommers Glut stärkt ihre Kräfte,
des Herbstes Regen säuget sie;
der Winter selbst wacht über ihren Schlummer,
daß sie kein Eisenfrost verzehrt:
bis endlich auf der Liebe Flügeln
ihr Freund, der Frühling, niederfährt.
Von ihm geweckt, von seinem Lebens Hauche
allmächtig angeweht,
steigt sie empor, bis daß ihr glockenvoller Stengel
in jedem Schmuck und Wohlgeruche vor ihm steht.

Wie schön! Wer hier mit dem Dichter nicht empfindet, den wird es eine Recension in Ewigkeit nicht lehren. Man weiß, daß Kleist seine Spaziergänge seine Bilderjagd zu nennen pflegte. Auch diesen Zug hat Kr. jetzt einzuweben, durch ein Gleichniß herauszuheben gewußt. Im zweyten Gesang, eh das vortrefliche Lied an die Muse beginnt, heißt es nun also:

Da gab sie (die Muse) dir die rosengeschmückte Leyer
und nahm den Speer dir schmeichelnd aus der Hand.
Die Hügel sahen eure Wechselliebe
früh, wenn der goldne Morgen tagt;
Euch fand der Abend noch beysammen

auf

auf eurer Bilderjagd.
So streift der muthge Jäger durch die Fluren;
verfolgt im Holz des Wildes Spuren;
er findet wilden Honigseim;
bricht Blumen, schmücket sich mit Laube,
und kömmt, am Abend, schwer vom Raube
des Nestes und des Lagers heim.

Bey der Stelle auch im zweyten Gesange

— aus glimmender Asche
brach wieder der Funke des Krieges hervor;
Schon flammt' er, eine rasche
Höllenflamme empor.
Und Friedrich war in den Frieden
wie der Eichbaum von Stürmen entwurzelt
vom Ufer gestürzt in die Fluth:
und wie Wasser strömte Blut.

fühlte Hr. Kr. ohne Zweifel selbst, daß das Eichbaums Bild nicht ganz richtig sey. Das Ende des Kriegs zeigte, daß Friedrich nicht entwurzelt worden sey. Unser Dichter schob daher ein passender Gleichniß ein, und wußte auch den Eingang — so schön er schon gewesen — doch noch zu verschönern.

.. Höllenflammen empor;
die Zwietracht, mit wehendem Flügel
trieb, über Germaniens Hügel
und Thäler, der zündenden Funken Wuth.
Friedrich aber, umgeben
von Feinden, war wie der Phoenix: sog Leben
aus Feuer, aus den Flammen Muth;
und schwang sich endlich herrlicher aus der Glut.

Ich bin überzeugt, daß diese Proben meinem Leser als Beweise, wie glücklich Barde Rhingulph aufs Verbessern oder vielmehr aufs Vervollkommnen

nen sich verstehe, gnügen werden; mit leichter Mühe ließen sie sich sonst verdoppeln. Nur einen Gedanken, der zwar Kleists Ehrengedächtniß nicht unmittelbar angeht, aber doch durch dessen Lesen und Wiederlesen veranlaßt worden, kann ich nicht ganz zurückzwingen. Der Dichter gedenkt unter andern Schlachten des siebenjährigen Krieges, auch der Schlacht bey Hochkirch. Er kann ihrer freylich nur in Vorübergehn gedenken; denn sie hat zwar Bezug auf Friedrich, doch nicht auf Kleisten. Wunderbar hingegen ist es, daß diese Schlacht von keinem guten Dichter eines eignen Gedichts gewürdigt worden; sie, die des Stofs zum Gesang mehr als eine ihrer übrigen Schwestern darbeuth; sie, die Sonderbarkeiten in sich vereint, die allen andern von Gleim, Kretschmann, und den übrigen Kriegssängern verewigten Treffen fehlen. — Ein großer König, aller lebender Feldherr Gröster, giebt doch endlich allzutiefer Sicherheit Raum; in einem gebürgigen feindlichen Lande steht er, und besorgt doch nichts. Ueber noch höhere Gebürge, im Düster der Nacht schleicht der Feind sich heran. So leise er schleicht, ist seine Bewegung doch schon verrathen; aber Friedrich glaubt es nicht; ruht und gebeut zu ruhen. Nur sein braver Ziethen und wenige andere thun mehr, als man von ihnen fodert. Jetzt hört man schon das Geräusch der Ueberfallenden. Panduren morden schon; Daun bricht ein. Die Preußen erwachen; nicht zur Flucht, sondern zur Gegenwehr der Verzweiflung. Der greise Keith eilt herbey und stirbt Heldentod. Friedrich empfängt von der einen

Seite

Seite die Nachricht, daß sein erster Marschall — von der andern: daß einer seiner nächsten Blutsverwandten gefallen sey. Er selbst ist der Gefangenschaft nahe. Doch widersteht er noch! Als er endlich zurück sich zieht, setzt er nicht zwey Meilen vom Feld seiner Niederlage sich abermals, und der Sieger — unglaublich für die Nachwelt! — wagt sich nicht an ihm; an ihm, der sein Geschütz, sein Gepäcke, seines Heeres schönsten Theil verloren hatte; läßt ihn aus Feindes Land sich neu verstärken, neu mit jedem Kriegsbedürfnis versehn; läßt ihn sogar würklich den Entsatz von Neyße noch bewerkstelligen, zu dessen Verhinderung doch das Treffen geliefert worden war. Ich wiederhol' es; alles dieß gehört nicht in eine Beurtheilung der Kretschmannischen Gedichte. Aber könnte ich hierdurch noch einen Lausitzer, einen Preußen, einen glücklichen Nachahmer Rhingulphs, Gleims oder Sineds befeuern; für wie wohl angewendet wäre diese Ausschweifung zu achten!

Und nun zurück auf unsern Barden! Außer dem Kleistischen Ehrengedächtniß enthält sein erster Band noch an Gedichten:

I. Den Gesang Rhingulphs als Varus geschlagen ward, in fünf Büchern. Bekanntermaßen war dieß das erste Werk, wodurch Kr. sich in seiner Barden Manier zeigte; das erste, wodurch er sich Namen erwarb, *) und wodurch der mächtige Streit zwischen Anern und Anern entstand: ob diese Gat-

tung

*) Seine scherzhaften Gedichte sind zwar älter, doch wurden sie wenig bemerkt.

tung wohl originell sey? Was hierüber Kr. ize selbst in seiner Abhandlung über das Bardiet (deren wir nachher umständlicher gedenken werden) sagt: „Man sah endlich den ganzen Streit, ob Thorlaug, „Werdomar oder Rhingulph der Erste seiner Art „sey, von der rechten, nehmlich von der lächerlichen „Seite, und ließ jeden geruhig an seinem Platze. „Vater Oßian war doch eher, als alle.“ das ist wohl das beste, was man von dieser damals hitzigen Fehde urtheilen kann, in welcher Kr. selbst zu seiner Ehre mit keinem Worte damals sich einmischte. Den Inhalt dieses Gedichts auszuziehen, oder seinen Werth zu würdern, wäre eine Mühe, die um funfzehn Jahr zu spät käme; und die ganz vergeblich wäre, da dieser Gesang zu den allgemein bekanntesten Rhingulphischen Werken gehört.

Auch er hat auf jeder Seite Veränderungen, zum Glück nur kleine, erhalten. Eine einzige von den Größern will ich ausheben, weil sie des Dichters pünktliche Gewissenhaftigkeit bezeichnet. Man hatte das, sonst so schön klingende Gleichniß beym Anfang des fünften Gesangs:

„Stiller wird das Blutfeld nun
„wo die Angst gewüthet;
„Klagen schweigen, Schmerzen ruhn
„und Verwesung brütet
„über Leichen, draus der Geist
„ihres Lebens weichet;
„wie der Schmetterling den Balg
„seiner mütterlichen Raupe
„fröhlich von sich streichet

als

als nicht ganz richtig betrachtet. Der gefällige Barde hat die ganze Stanze weggeworfen. Sein Eingang lautet nun:

Wie wenn der letzte Wintersturm
noch eine Nacht mit Sausen,
mit Schnee und Hagel fürchterlich
durchwütete; dann schnell entwich,
auf fernem Gebürge zu brausen:
Der erste göldne Frühlingstag,
der lauschend hinter Wolken lag,
steigt freundlich nun hernieder;
sein Athem, balsamirt und lau,
sein Morgenglanz, sein Abendthau
belebt die Fluren wieder:
So weicht von uns des Krieges Wuth;
verronnen ist das Römerblut,
und froher als der Lenz
mit seinem Reiz und seiner Sonne
erquicket uns des Sieges ganze Wonne.

Es ist Dichterkraft und Dichtersprache in diesem neuen Eingang. Doch möcht' ich jenen auch nicht gern vergessen. Selbst, wenn er nicht korrekt wäre, schön bleibt er doch. Ferngläser der Kunst, die Nebel, die ihr entdeckt, sind nicht immer Flecken.

Kretschmann hat seinem Varusgesang noch zwey kleinere Gedichte, eines an Gleim, das andere an den Grafen von Werthern beygefügt. Das Erstere, das schon in Schmids Anthologie stand, verdient diese Aufbewahrung. Das Zweyte? — Schlecht oder mittelmäßig ist es nicht; aber doch das Geringste am Werth in diesem Bande.

II. Die Klage Rhingulphs. Dies eines von denjenigen Gedichten unsers Barden, das zwar bekannt, doch bey weitem nicht in demjenigen Grade ist, den es mir zu verdienen scheint. Wenn es auch in Ansehung des Stofs hinter dem Schlachtgesang Hermanns stehen sollte, so wäre es doch zweifelhaft vielleicht, ob ihm nicht in Rücksicht dichterischer Behandlung der Vorzug gebühre. Hermanns Sieg begeistert von selbst; aber zur Klage über Hermanns Tod mußte Begeisterung mitgebracht, mußte im Gedichte selbst oft weisliche Wahl angewandt werden; um den Mittelweg zu treffen, der den Helden groß und doch der Geschichte treu erhielt. Kurz, wo dort Feuer allein hinreichte, war hier Feuer und Feinheit zugleich nöthig. Nach dieser Voraussetzung lese man Rhingulphs Klage, und wenn man bey der Varus Schlacht gestehen muß, daß der Barde alles erfüllte, was man erwartet hatte; so übersteigt er hier noch oft die Erwartung selbst.

Wie treffend, wie mannichfach sind die Charakters der teutschen Heerführer geschildert! Wie getreu der Natur die verschiedne Mischung hier mit Vaterlandsliebe, dort mit Tapferkeit und da wieder mit ohnedem schwarzer Seele! Das Hadern der Fürsten mit Hermann, wo Inguiomar seine Weisheit, Katteswald seinen nicht ganz unedlen Haß, und Agendester seine feige Niederträchtigkeit bewährt; der Kampf Hermanns mit diesem Letztern und der nächtliche Ueberfall, wo doch endlich der Held der Heldentage (wie Rhingulph seinen Hermann nennt) unterliegt;

liegt; alles dies sind Gemälde von einer Meisterhand. — Wäre es unumgänglich zur Erhaltung des Rezensentenvorrechts nöthig, doch etwas zu tadeln, so würde hier das Loos eine Schönheit treffen. Der Kampf mit Agendester ragt so hervorstechend über alle die übrigen Gesänge hinweg, daß er selbst dem Hauptgegenstand des Dichters, Hermanns nachherigem Fall, Abbruch thut. Es ist ein neidenswerther Fehler, ein Fehler, den eigentlich kein Dichter sich abgewöhnen darf; aber es ist doch gewiß, daß oft dem Ganzen dadurch Schaden zuwächst, wenn einzele Stellen allzuvorzüglich behandelt worden sind; denn vieles, was man vorangeschickt als vortreflich betrachtet haben würde, verliert nun einige Gran seines Werths durch das indispensable Gesetz der Vergleichung.

III. Die Jägerin. Die Bande der Klaßifikatoren und Aftertheoretiker versicherte, als Kr. seine ersten Bardengedichte heraus gab, und Schlachten und Heldenthaten zu deren Gegenstand wählte, daß diese ganze Dichtungsart nur zum Heroischen tauge. Sie vergaßen ganz, daß die Barden auch treulich die Theilnehmer von Freudenfesten gewesen waren, und der Menschheit Pflichten mit den Pflichten des Vaterlands verbunden hatten. Unser Dichter antwortete damals auf ihre Gründe a priori nichts, sondern verfertigte dies Gedicht im Charakter Wonnebalds. Fast hätten nun die Kunstrichter es wie jener Arzt gemacht, der es dem Kranken übel nahm, daß er nicht gestorben sey, weil doch einmal das Leben ihm abgesagt worden. Aber eben diese Jäge-

rin macht ein kleines niedliches Ganze aus, und weicht an Feinheiten keiner seiner größern Gedichte. Es hat weniger Veränderungen, als die übrigen, in gegenwärtiger Ausgabe erhalten, weil es vollendet in jedem Betrachte war. — Den Schluß dieses Theils machen

IV. Fingal und Hloda, und der Schild, zwey Gedichte nach Oßian, beides Fragmente aus der Karrickthura, die auch ehemals schon in der zehnten und eilften Abtheilung des Taschenbuchs für Dichter standen. Ein Oßian, durchaus so übersetzt, wäre zwar eigentlich nicht ganz Oßian geblieben; aber neben einer Haroldischen Uebersetzung, wer würde nicht auch eine solche mit dem innigsten Vergnügen lesen? Möchte Rhingulph wenigstens der Fragmente noch mehrere, diesen ähnlich, uns geben! Die vortreflichen Lieder auf Selma, Fingal und mehrere von Oßians größern Gedichten, geben der Episoden mancherley noch an die Hand, die einer solchen Bearbeitung werth wären. Sineds dichterische Verdienste können wenige in Deutschland wärmer, als wir schätzen. Aber jener alte Wunsch irgend eines Kunstrichters: daß Denis statt seiner für Oßians Geist ganz unpassenden Hexameter, Rhingulphs Versart erwählt haben möge, erwachte neu in uns. Doch gehört freylich zu deren höchsten Vollkommenheit Rhingulph selbst, so wie Skanderbegs Arm zu Skanderbegs Schwerte. Unter gegenwärtigen beiden Fragmenten dünkt uns der Schild das vorzüglichste zu seyn, weil es am ehsten

ein

ein selbst beständiges Gedicht ausmacht. Doch ist in dem Ersten die Beschreibung des Luftgeistes eine von den erhabensten Stellen, deren nur je die Dichtkunst fähig seyn kann.

Der zweyte Theil von Kretschmanns Gedichten enthält seine zu allererst und zu allerletzt erschienenen Arbeiten. Wenig wollen wir von den scherzhaften Liedern hier sagen, denn sie — sie unter sämtlichen Rhingulphischen Poesien allein! — erscheinen itzt schon in dritter Auflage, und sind also wohl bekannt genug. Hätte die allgemeine deutsche Bibliothek auch vielleicht das große Verdienst nicht um Deutschlands schöne Wissenschaften, welches sie um seine ernstern sich erworben hat; wäre selbst Rhingulph in ihr nachmals oft allzustreng, und beym Kleist sogar mit Bitterkeit beurtheilt worden: so würde man doch nie den Vorzug ihr absprechen können, daß sie es zuerst war, die bey Gelegenheit dieser Lieder das Publikum aufmerksam auf den Dichter machte. — Sie sind ein stetes Zeugniß, daß Kretschmann, als er noch am Scheidewege der Dichtkunst stand, mit eben dem Glück Catullens Pfad betreten haben würde, wenn er ihn eingeschlagen hätte, als er nachher eine ernstere Gattung sich wählte. Nur mit wenigen sind sie diesmal vermehrt, und selbst diese wenigen haben sämtlich fast in Taschenbüchern, Antologien und Almanachen schon gestanden. Jedoch auch ihre Sammlung ist Verdienst.

Zu jener an Klageliedern so überreichen Zeit, als Gellert starb, war unter den Wenigen, die mit ächtem Dichterberuf ihn besangen, auch Kretschmann. Sein Ehrengedächtniß Gellerts wird hoffentlich dauern, so lange als die beste Schrift dieses um Deutschlands Aufklärung wahrhaft verdienten Mannes; wird dauern, selbst wenn man gegen Plan und einzele Stellen manches zu erinnern haben sollte. Wir selbst, (um ein Beyspiel unserer Unpartheilichkeit zu geben) begreifen nicht recht, was (S. 129.) die sokratische Beredsamkeit bey Gellerts Tode viel verloren hätte? Sokratische Lehrart war Gellerts Lehrart wohl am wenigsten; weder in Schriften, wo offenbar der Dialog ihm mislang, noch vor dem Lehrpult, noch selbst im gemeinen Leben. Aber o! daß doch der Dichter der Scenen mehrere, wie die S. 135 und 138 sind, gewählt haben möchte! In ihnen ist er unerreichbar glücklich. — Die Vergleichung mit dem Vespasian hingegen, S. 139. wer möchte die unterschreiben und ausführen?

Den treffendsten Beweis, daß wir Wahrheit sagten, als wir im Eingange behaupteten: Kretschmann sey noch nicht nach seinem Werth gelesen, giebt das Friedenslied gesungen im May 1779. Welch eine Menge der mittelmäßigsten Reimereyen, welche äußerst unodische Oden, welche ängstlich nach Naivetè ringende plattseyende Lieder wurden damals in allen Zeitungen angepriesen und neu gedruckt, indeß dieses Friedenlieds äußerst selten Meldung geschah. Auch jetzt — der Recensent spricht durch

den

den Augenschein belehrt — staunten Männer, die für belesen gehalten wurden, und wohl selbst sich dafür hielten, als sie in Kretschmanns Werken dieß ihnen unbekannt gebliebne Gedicht sahen. Gleichwohl haben wir höchst wenige Gedichte, so reich an glücklichen Wendungen, verbunden mit einer so volltönenden Harmonie. Man lese nur die Strophen auf den Kaiser und auf den König von Frankreich:

Heil, Cäsar Joseph, dir, daß deiner Deutschen Ruhe
dir mehr als Ruhm des Sieges wog!
die Sonne bricht durch Wetterwolken,
die sie vorher zusammen zog.
Er eilt vom Donner umpflanzten Walle;
der Fried' erwartet ihn am Thron.
O nicht vergebens hofften alle:
Er sey der beste Mutter Sohn!
Er ists! Denn als mit einer Thräne
die göttliche, sanft gegen ihn gewandt,
O Joseph, sprach, ich hoff' in dir auf Freude!
Da schmolz sein Herz; da reicht' er ihr die Hand,
und kehrte sein Schwert zur Scheide.

Und die:

Auch ihm, dem mit der Lilienkrone
die Vorsicht früh das Haupt umschlang,
des Vielgeliebten Ludwigs Sohne
flamm' ausgesöhnter Deutschen Dank.
Er ist Theresens Eidam. Er
half unsern Frieden pflegen; mehr
bedarf es nicht zum Ruhme.
Wenn einst in wilder Wasserschlacht
der flatterhafte Sieg bald deinen Segeln lacht,
bald Albions Geschwadern;

Dann sende zwischen eure Fehde
Allvater seinen Frieden dir geschwind,
und schmücke dich mit bessern Kränzen,
als die durchs Schwert erbeutet sind,

In diesen beiden Strophen, in der gleich schönen an Katharinen, in der Beschreibung von Churfürst Maximilians Tode, und in der vortreflichen Stelle, wo König Friedrich Nestor unsern Fürsten bey der Hand ergreift, ihn zur Zeptertheilung hinführt, und ausruft:

„Jedem das seine!“

in allen diesen liegen so viel Feinheiten, so viel einfach scheinende und doch große Züge, daß das flüchtige Vergnügen des ersten Lesens sich beym denkenden Kopfe leicht in das Studium von Stunden verwandeln kann. Ueber Stellen solcher Art werden dereinst unsre Söhne und Enkel kommentiren, wie über den Horaz. Selbst für den Geschichtsschreiber werden Gesänge dieser Gattung Belege werden, und mancher dürfte dann erst verstehen, was wir übersehen haben. Kretschmann verschmäht bey solchen Arbeiten je zuweilen, wie er auch im Kleist gethan hat, die allzukünstliche odenmäßige Verschlingung. Er stellt seine Helden neben einander und gruppirt sie nicht sorgfältig. Aber jeder einzele Mann ist ein schöner Mann; und daß er verschlingen, daß er (um noch einmal dieß Kunstwort überzutragen,) gruppiren könne, so bald er nur will, das beweist er an andern Orten gnüglich, und hat es nirgends stärker, als in seinen Hymnen bewiesen.

Hier

Hier wäre die einzige, wahre Stärke überschrieben, hinreichend, beynah von jeder Schönheit der wahren Ode uns ein Beyspiel zu geben. Anlage des Plans, Ausführung derselben, Erhabenheit der Gedanken, Einwebung von Verschönerung, richtige Kühnheit in Uebergängen, alles dieß finden wir hier erfüllt. Selbst die edle Simplizität, die oft in der Sprache herrscht, verräth den Meister. Man versteht jede Zeile sofort, aber man lernt drum nicht minder Neues. Sie ist einer Zergliederung gewiß werth, und dünkt mir um desto mehr ihrer werth zu seyn, da ich wahrlich abermals nicht wüßte, daß über Kretschmann, als geistlichen Odendichter, ein paar einzele schnellvergriffne Zeitungsblätter ausgenommen, etwas erhebliches gesagt worden wäre.

Der Dichter will den Satz: Nur in Gott ist wahre Stärke! uns anschaulicher, tiefer eindringender machen. Wie fängt er dieß an? Sentenzen würde der Lehrdichter wählen, aber er, der jetzt auf dem nachbarlichen Reine des Lehrgedichts und der Ode sich befindet, muß andre Maasregeln treffen. Er giebt uns Beyspiele zuförderst von erschaffnen Dingen, in welchen eigenthümliche Stärke obzuwalten scheint. Ob er glücklich seine Beyspiele wählt, darüber urtheile man selbst. Er hebt an.

Auf des Libanons Höh schwingt aus dem Zederwald
früh der Adler sich auf; schwebt im Thaugewölk
durch die strömende Luft über den Donnersturm
zu den Adlern der Sonne hin.

Und sein luftiges Nest, Libanons Höchste, bäumt
an die Wolken hinan all' ihrer Zweige Wald;

zu den Blumen im Thal dringt ihre Wurzel fort;
Sturm und Erdbeben stürzen sie nicht.
Wenn ihr Schatten sich streckt, schlummert der Löwe hier
seinen schnaubenden Schlaf; von dem Getöse scheu
flieht der Luchs und der Hirsch, vor dem Gewaltigen,
der den Parder und Tieger würgt.

Von den kleinen Schönheiten dieser drey Strophen, von den glücklich gewählten Beywörtern, von der so natürlich scheinenden Verwebung dreyer starken Wesen, der Zeder, des Adlers und Löwen; von der treffenden Wendung, wodurch sogar der Schlaf des Leuen furchtbar dargestellt wird, und also der Gedanke: Was muß erst sein Wachen seyn? sich von selbst uns anbietet; von allen diesen sagen wir jetzt nichts; denn es ist uns nur um den Hauptgang der Ideen zu thun, und dieser ist einfach und edel. — „Groß, will der Dichter sagen," mag das Vermögen dieser drey Wesen seyn; aber „die „wahre Stärke besitzt keines derselben." — In dieser Rücksicht lenkt er also ein.

Doch der Herr, unser Gott, freundlich in Ewigkeit,
der die Blumen erzieht, welcher die Tauben nährt, —
doch der Herr hat nicht Lust über der Zeder Trotz,
noch an Adler und Löwen Macht.
Auf der wolkigten Bahn haben den Fittig oft
seine Donner ereilt. Einer von ihnen fuhr
an der Zeder hinab, stürzte, zermalmte sie,
daß der Wind ihre Splitter weht.

Wie schön ist das Verdienst der Diktion in den letzten Zeilen! Wie viel schöner noch die gleich darauf

auf folgende, sanft fließende Strophe, in welcher eigentlich der Dichter seine ganze Seele aufzuschließen scheint.

Wohlgefallen und Lust aber hat unser Gott
an dem Manne, der ihn fürchtet mit Edelmuth:
an dem Manne, der ihm, ihm nur allein vertraut,
ihm allein nur die Ehre giebt.

Der wird, mächtig bedeckt hinter der Allmacht Schild,
um ihm her eine Schaar wachsamer Cherubim,
jedem Feinde bestehn, keine Gefahren scheun:
denn er weiß, wessen Schutz er hat.

Kretschmann könnte enden hier, und sein Gedicht wäre ein schönes Gedicht; aber eine eigentliche Ode wäre es doch noch nicht. Es wird zu solcher, durch den trefflichen Uebergang in die Geschichte Davids. So unmerklich wird dieselbe mit den Lehrsätzen des Dichters verwebt, daß sie vor unsern Augen schon steht, indem wir am wenigsten dran dachten. So glücklich wird sie verbunden, daß sie selbst sich darzubieten scheint; daß man schwören sollte: sie habe den Dichter, nicht der Dichter sie aufgesucht: daß man wähnt, noch allgemeine Gedanken zu lesen, indem die Rede schon von Davids Jugendthaten ist. Man wiederhole die letzte Strophe, und man wird die Wahrheit des Ebengesagten finden.

Der wird mächtig bedeckt hinter der Allmacht Schild
um ihm her eine Schaar wachsamer Cherubim
jedem Feinde bestehn, keine Gefahren scheun:
denn er weiß, wessen Schutz er hat.

Früh erwacht ihm das Herz: schon in der Knabenzeit,
als er hüpfend den Zug weidender Lämmer trieb,
würgte

würgt' er muthig den Bär, schlug er den Löwen fort,
der ihm eins der Lämmer nahm.
Jung und tapfer; wie schön! — Dringe noch höher auf:
Jung und fromm; o wie groß! — Stark im Vertraun auf Gott,
kam er fröhlich ins Heer, wo mit der Furcht und Angst
Saul, sein zitternder König, rang.
Kühne Feinde des Herrn, Hasser von Israel,
dehnten furchtbar vor ihm dichte Geschwader aus.
Ihr Gebieter (ein Wolf, blutigen Hungers voll)
trat, mit mächtigem Riesenschritt,
Jeden Morgen hervor. — „Komm! rief er drohend aus:
„Komm, du zitternder Fürst, kämpfe den Kampf mit mir.
„Laß mich sehn, ob dein Gott größer als Dagon sey,
„der den König der Riesen schützt."
Alle Wachten entflohn, wenn er am Morgen kam,
wie das Hühnervolk flieht, wenn sich der Falke schwingt:
Da war keiner, der nur Gottes Vertraun empfand;
da war keiner zum Kampfe kühn!
David, lieblich und jung, fühlte sich stark durch Gott.
Mit der Schleuder bewahrt, ging er zum Trotzer hin,
der in Eisen und Erzt über den Hügel stand
und verachtend den Jüngling sah.
„Knabe, rief er im Spott: bist du der Zucht entflohn?
„Mit dem Stabe bewehrt, niedlicher Schleuderer,
„Laß

„laß mich sehn, ob dein Gott größer als Dagon sey,
„der den König der Riesen schützt;“
Brausend schwang er den Speer, welchen kein andrer hob.
David, jugendlich hold, lächelt' ihm ruhig zu:
„Sehen sollst du's!“ Alsbald schwirte der Schleuderstein,
und der König der Riesen fiel.

Wie trefflich erzält! wird hier mancher Unpartheyische ausrufen. Aber auch wie weislich gewählt! muß bald drauf der Nachdenkende hinzusetzen. — Des Dichters erste Bilder waren Bilder von falscher Stärke, waren sämtlich von vernunftlosen Geschöpfen hergenommen. Er will nun noch zeigen, was unter den Menschen selbst Dünkel und Trotz für Schaden hervorbringen könne; Er will zeigen, daß anerkannte Knabenschwäche, vom Vertrauen aufs Schicksaal unterstützt, Riesenstärke aufwiege; und wo konnte er dann passender, im unermeslichen Reich der Geschichte, diesen Kontrast auffinden; wo besser bestätigt seinen Satz erläutern, als in der Geschichte Goliaths und Davids. — Billig, denn er hat nun alles gewürkt, was es würken wollte, — Eindruck, Theilnehmung, Bewunderung und Ueberzeugung — billig bricht er nun in den Schußausruf aus:

Nun, so wahr du der Gott aller Erhabenheit,
aller Sieg, aller Macht, aller Triumphe bist;
also wird nur der Mann, welcher dich fürchtet, Herr,
über alle Gewaltge seyn!

So nah an Werth, daß wir keine Rangordnung anzugeben wagen, stehn dieser Hymne noch mehrere, und vorzüglich die an die Freude, an

Gott

Gott den Erretter, und an die Liebe. Die Dichtung in dieser letztern ist durch edle Einfalt, und durch glückliche Verbindung hoher Ideen und warmen Gefühls so schön, daß es uns Ueberwindung kostet, ihrer hier nur im Vorübergehen zu gedenken.

Man hat an Kretschmann getadelt, daß seine geistlichen Gedichte so genau den Vorschriften der Kirche und der Orthodoxie anpaßten; man hat seine Bilder von der göttlichen Versöhnung, von dem Zorn des Allmächtigen über die Sünder und dergleichen mehr, zu sehr nach dem Buchstaben der Bibel gefunden. Wohl möglich, daß auch der Rezensent hier anders, als der Dichter denkt; wohl möglich, daß er auch die Rache nicht einmal für den letztgeschaffnen Engel Gottes (S. 83), sondern ganz für ein Schreckniß menschlicher Einbildungskraft hält; aber warum soll man dem Dichter deshalb Vorwürfe machen, wenn er nach seinem Gefühle, seiner Ueberzeugung dichtet? Warum ihn tadeln, wenn er selbst seinen Begeisterungen zuweilen nach dem Glauben der Kirche ihre Richtung ertheilt? Sind die Dichtungen gewisser sehr berühmten Epopäen nicht noch genauer dem Buchstaben (und nur allzuoft dem Buchstaben allein) unsrer heiligen Bücher angeschmiegt? Auch der Erbauung kann und soll ein Dichter seinen Genius weihen, und um Erbauung zu bewürken, muß er aus der Fülle seines Herzens dichten. Nicht gerechnet, daß die philosophische Religion mancher neuen sogenannten Aufklärer kaum Interesse genug für ein Lehrgedicht, geschweige hinlängliches Feuer für die Ode haben würde.

Unter

Unter den Sinngedichten, die diesen Band beschließen, und die in dieser Auflage beynahe um ein Drittheil verstärkt worden, haben sehr viele Kästners tiefeindringenden Stachel, und noch andre die Leichtigkeit des Catulls, wodurch sie mehr zu niedlichen Kleinigkeiten, als zu Epigrammen im strengsten Verstande werden. Es sind größtentheils nur Spielwerke des Dichters, bey welchen er ausruhete von wichtigern Arbeiten, oder die er hinwarf im Feuer des eben kommenden Gedankens; aber selbst in den Spielwerken eines guten Kopfes verbleiben Spuren der ursprünglichen Originalität. Beyspiele davon hier zu geben, dürfte wohl Ueberfluß seyn.

Aber nicht Ueberfluß ist es, auch der Vorreden, oder der Abhandlungen vielmehr, zu gedenken, die Hr. Kr. jedem seiner beiden Bände vorgesetzt, und ihnen dadurch einen Vorzug mehr, vor allen bisherigen deutschen Gedichtssammlungen, gegeben hat. Sie würden jedem klaßischen Prosaisten Ehre machen, mit solchem Feuer, mit solcher Abwechslung von Gründlichkeit und leichter Laune sind sie geschrieben. Die erstere handelt von der Natur des Bardiets; und ihre Hauptheile sind: Was war der Bardiet ursprünglich? Dürfen wir ihn noch jetzt nachbilden? Und wie geschieht das am füglichsten? — Oft verwechseln die alten Schriftsteller die Art des Vortrags mit der Dichtart selbst. Daher kommt der sehr gewöhnliche Fehler mit dem Worte Barditus. Nur eine Gattung des Bardiets, den Schlachtgesang, trug man auf diese Weise vor, indem man den Schild

vor dem Mund hielt, um tiefer und volltönender die Melodie zu machen. Das Gebiet des Bardiets ging viel weiter; erstreckte sich über alle Gegenstände der Religion, Geschichte, Moral und Empfindung. — „In sein Gebiet (sind Kretschm. eigne Worte) würde „vorzüglich die altgermanische Geschichte, der Kriegs- „und Schlachtgesang gehören; er dürfte die ersten „Grundsätze der Sittlichkeit, die jetzt von unsern „Moralisten und Dichtern dergestalt von Grund aus „durchwässert sind, daß man ihre göttliche Urkraft „kaum noch zu schmecken vermag, auf ihre eigenthüm- „liche Stärke und Einfalt zurück bringen; sein Lob „würde Rechtschaffenheit und Tugend, vornehmlich „das, was man seit Jahrhunderten deutsche Treu „und Glauben hieß, ehren und in Schutz nehmen; „die Laster aber mit größerer Kühnheit verfolgen, als „es die andern Dichtarten, die schon zu sehr nach „dem Tone der feinen Welt umgestimmt sind, er- „lauben; er dürfte seinen Pinsel in die vollen Farben „der schönen, oder der wilden Natur tauchen, um „Gemälde aufzustellen, in Ossians Kraft und Um- „fange; Vaterlandseifer, Tapferkeit, Edelmuth, „Keuschheit, Redlichkeit, Freundschaft und Liebe, „würden ihm ihre reinsten Umrisse, ihre stärksten „Züge leihen; er hätte die ganze Harmonie der Na- „tur und der Leidenschaften zum freyen Gebrauch für „seine Harfe; endlich würde er auch der treuste Ver- „wahrer und Aufbehalter des ächten männlichen Ern- „stes, des wahren deutschen Tones seyn, der sich in „den übrigen Dichtarten jetzt so selten finden, viel- „leicht auch so schwer anbringen läßt.“ —

Wie

Wie verschieden mag dieß Bild von der Hand des Meisters selbst, der erfüllte, was er entwarf, von dem Bilde derjenigen Kunstjüngerlein seyn, die eben durch ihre mislingenden Vorübungen der guten Sache selbst nur allzuöfters schadeten! die dann schon Kretschmanns Genius erreicht zu haben glaubten, wenn sie: Schmach über dir, Varus! und: Triumph, o Hermann! ausriefen; die altdeutsche Schlachten für den einzigen Vorwurf des Bardiets hielten, und mühseelig zusammen stoppelten, was etwa von Wodan und Freya bis auf unsre Zeiten gekommen war. Nach Rhingulphs Plane ist Geschichtslied nur eine Unterabtheilung dieser Gattung, die aber dann billig unter den übrigen Dichtungsarten, wenn auch nicht den ersten Platz, doch wenigstens einen der ersten Plätze einnimmt.

Etwas beschränkter wird der Bardiet durch die Form. Kr. glaubt, daß sie allemal lyrisch, nie dramatisch oder ganz episch seyn müsse. Wir gestehn, daß wir dieß nicht ganz unterschreiben. Drama in strengern Verstande mag wegfallen; aber warum das Bardiet nie ein Dialog seyn könnte, das begreifen wir nicht. Was ist denn der Schild S. 245? und wenn unser Dichter gesteht, daß eine gewisse Verbindung des Epischen und Lyrischen glücklich seyn könne, warum soll es nie auch mit dem Epischen allein gelingen? — Kretschmann läßt immer den Ossian für einen ächten Barden gelten, nur daß er den Barden noch etwas mehr

Kultur und Kenntniß, als den Kelten *) zugesteht. Ossians Fingal ist doch aber wohl beynahe ganz episch. Indeß, um nicht über Worte zu streiten, ist so viel unläugbar, daß lyrische Form die Hauptform, alle übrigen nur einstweilige Ausnahmen bleiben werden. — Was den Vortrag belangt, so schließt Kr. zwar die abgemeßnen Strophen nicht aus; doch war, wie er glaubt, im Ganzen genommen, der Vortrag der alten Barden nur ein mannichfaltiger Rythmus, eine nach ihrem Inhalt harmonisch tönende Periode, aus längern und kürzern Zeilen. Eine Freyheit, die dem Dichter ungemein zu Statten kömmt, zu der aber billig ein feines Ohr erfodert wird, wenn Mißton und Gekreisch vermieden werden soll. — „Nur wer diese Versart versucht hat „(sind Kr. eigne Worte) kann von ihrer ganzen „Schwierigkeit urtheilen. Eine Menuet, eine ge„sellschaftliche Quadrille tanzt allenfalls jeder mit, „der den Tanzboden besucht hat; aber der große „figurirte Tanz, das Noverrische Ballet, erfordern „zur Anlage und Ausführung mehr, als ein Paar „gefüge Beine! — Freyheit, Freyheit ist es, wor„in alles Gute gedeiht und groß wird. In dieser „Freyheit bekleidet auch die höhere Dichtkunst und „vornehmlich der Bardiet. Ich halte, was man „nur wetten will, daß Pindar selbst, im Zwange „des Horazischen Metrum, keine einzige seiner gött„lichen

*) Was freylich etwas sich abändern würde, wenn die immer wahrscheinlicher werdende Meynung, daß Ossian größtentheils Macphersons Werk sey, endlich sich ganz bestätigte.

„lichen Oden würde vollbracht haben.“ — Wir unterschrieben das erstere gerne; aber wer soll, wer kann über die letztere Wette entscheiden? Jeder Schluß vom Geleisteten in einem Fache, auf das was in einem andern Fache geleistet werden kann, ist, wenn nicht Proben selbst Anhalten zum a posteriori geben, mit Gründen a priori allzu mißlich. Als Wieland seine Sympathien sang, wer hätt' in ihm den Sänger der komischen Erzählungen gemuthmaßt? oder wer, wenn er blos auf das zwanglose Metrum der Musarion sähe, würde hoffen, daß eben derselbe Dichter den Zwang in dem Idris glücklich überstehen könne. Selbst aufgelegte Fesseln fühlt oft das Genie nicht; und gewisse Eingeschränktheit ist auch Freyheit in anderer Rücksicht.

Der Reim findet an Hrn. Kr. einen warmen Vertheidiger, er hält ihn für nöthig zum neuen Bardiet, und auch für üblich beym ältern. Seine Gründe sind Gründe eines denkenden Kopfes, und nicht ohne Gewicht; wir müssen auf ihre Nachlesung im Original verweisen; denn hier dürfte der Auszug allzu weitläuftig ausfallen. Den Schluß macht eine Vertheidigung gegen die Einwürfe verschiedener Kunstrichter; selbst gegen eine ältere Rezension dieser Bibliothek sind Hrn. Kr. Hauptgründe gerichtet, und, wie uns dünkt, mit Billigkeit; hier und da auch mit Nachdruck. Aus allem, was wir bisher gesagt, wird wohl Niemand zweifeln, daß, Recensentens Bedünken nach, die Wage für den Dichter ausschlägt.

Von noch allgemeinerem Interesse ist die zweyte Abhandlung; denn sie handelt von dem Werth und

der Kultur der schönen Wissenschaften überhaupt, und zumal der Dichtkunst: aber eben weil sie so interessant ist, weil sie von unserm ganzen Publikum beherzigt, von unsern Großen gelesen, und — ach des schönen Traums! — auch befolgt zu werden verdiente, wollen wir hier nur den Hauptgang der Ideen auszeichnen. Ein gnüglicher Auszug würde doch nur Abschreibung seyn müssen. In einem so ernsten männlichen Tone, so scharf und so richtig zugleich, hat noch Niemand, daß wir wenigstens nicht wüßten, zu Deutschlands Volk und dessen angeblichen Mäcenaten gesprochen; nur leider scheint es abermals zu tauben, ewig taub bleibenden Ohren geschehen zu seyn.

Hr. Kretschm. nachdem er ein paar Worte von der Entstehung der schönen Künste und Wissenschaften geredet, geht bald zu den Fragen über: Warum findet Tonkunst, Malerey, Sculptur, Beredsamkeit immer leichtern Eingang und größre Belohnung, als ihre Schwester die Dichtkunst? als sie, die doch die geistigste von allen ist! Was nützt die Dichtkunst eigentlich? Ist es möglich, daß sie jemals Nationalbeschäftigung werde? (Sehr richtig verneint dieß Herr Kr. bey uns; aber jenen seichten Köpfen, die es besorgten, und dabey von schrecklichen Schäden träumten, hätte man doch auch noch ein Beyspiel von einem Volke entgegen stellen können, das zu eben der Zeit, als Poesie würklich fast seine Nationalbeschäftigung abgab, das erste Volk auf dem Erdkreis war; — die Araber.) Was sollte die Nation, zumal die Fürsten, eigentlich für den Dichter

tee thun? Und was hat Deutſchland gethan? Was ſchadet Kritik, zumal eine Kritik wie unſre gewöhnliche iſt? — Noch einmal, dieſe drey Bogen verdienten ein Denkzettel für das Publikum zu werden. Aber damit wir ja nicht Richter in eigner Sache zu werden, oder partheyiſch durch unbeſchränkten Beyfall ſcheinen mögen; ſo leſe man ſelbſt, und wer zur Beſſerung ermahnt worden, (man wird finden, daß dieß bey vielen geſchehen) der beſſere ſich auch würklich!

M.

IV.

Bion und Moſchus, von J. C. F. Manſo. Gotha, bey K. W. Ettinger 1784. 8.

Die bukoliſchen Dichter der Griechen haben zwar das Glück gehabt, zu verſchiedenen Zeiten von nicht gemeinen Sprachkennern mit ſo vielem kritiſchen Scharfſinne und einem ſo reichen Aufwande von Gelehrſamkeit bearbeitet zu werden, daß zur Berichtigung des Texts, ohne neue Hülfe älterer Handſchriften nur wenig mehr übrig gelaſſen ſcheint: aber eine deſto reichere Nachleſe blieb noch für einen Herausgeber zurück, dem es darum zu thun war, in Beurtheilungen über die Wahl und Behandlungsart dieſer Gedichte einzugehen; den Werth und das Verdienſt derſelben in Abſicht auf Erfindung, Einklei-

dung und Darstellung der Gegenstände zu prüfen; das Schöne in der Anordnung und Verbindung einzelner Gedanken zu einem Ganzen zu bemerken; das Feine und Ungekünstelte so wohl, als das Gesuchte und Allzugekünstelte im Ausdruck, kennbar zu machen, und zur Schätzung der Nachahmung, die Dichter mögen nun selbst nachgeahmt haben, oder nachgeahmt worden seyn, Gelegenheit an die Hand zu geben; kurz, die Gedichte mehr aesthetisch, als kritisch zu erläutern. Und in diesem Geiste hat denn nun Hr. Manso, den man schon aus seiner metrischen Uebersetzung des Virgilischen Gedichts vom Ackerbau und einigen andern artigen Gedichten von einer vortheilhaften Seite kennt, den Bion und Moschus zu bearbeiten gesucht, und sein Verdienst um diese Bukolischen Dichter noch durch Hinzufügung einer im Ganzen betrachtet nicht übelgerathnen metrischen Uebersetzung vermehret.

Zur Einsicht dessen, was der V. bey dieser Uebersetzung zu leisten gedachte, setzen wir seine eigenen Worte aus der zwoten Abhandlung über Bions und Moschus Schriften her. „Gedichte, die ihre vorzüglichste Schönheit von der Feinheit und Harmonie der Sprache erhalten, mußten natürlicher Weise auch im Deutschen durch den Ausdruck und durch den Wohlklang des Verses gehoben werden. Ich habe daher auf diese Stücke hauptsächlich Rücksicht genommen, und insbesondere mich bestrebt dem deutschen Hexameter die möglichste Vollkommenheit zu ertheilen, und ihn dem Virgilischen, dem unstreitig unter allen der Preiß gebührt, nahe zu bringen.

Hoffent-

Hoffentlich ist mir keiner entschlüpft, der nicht, entweder auf der ersten des zweyten und vierten zugleich, seinen Abschnitt, wie die virgilischen haben sollte.“ — Ob er ihnen die möglichste Vollkommenheit gegeben, daran zweifeln wir gar sehr; denn, wie der Leser aus einer unten anzuführenden Stelle sehen wird, so hat er, ohne zu fragen, ob eine Sylbe kurz oder lang ist, die kurze oft lang, und die lange kurz, ja oft dieselbe Sylbe bald kurz bald lang gebraucht.

Wenn gleich der Hr. V. das Lob verdient, daß er sein Original treu und meistens so geliefert, daß man bey verschiednen Stücken bloß durch den Innhalt erinnert wird, daß man kein Original liest; so scheint er uns doch bisweilen etwas zu sehr auf die Verschönerung seiner Dichter bedacht gewesen zu seyn. Die Uebersetzung pranget nicht selten mit hochtönenden Worten, wo man im Original ganz simple und ungekünstelte Ausdrücke findet. Vermuthlich erlaubte Hr. M. sich dieses nur in solchen Stellen, wo er glaubte, daß im Deutschen, durch eine wörtlichere Uebersetzung, das Original, in Ansehung der Zärtlichkeit und Wohlklangs der Worte, und der Lebhaftigkeit im Ausdruck, nicht erreicht werden könnte. Da indessen jeder Dichter, wie jeder Maler, seine eigene Manier hat, woran man ihn erkennt, so läßt man sich auch gern seine Flecken und Fehler gefallen, so bald es Eigenheiten des Originals sind, und zieht sie oft den Verzierungen vor, womit man ihn bedeckt und unter den man ihn verkennt.

In den Anmerkungen, die hinter den Gedichten stehen, wird erstlich der Innhalt und die

Veranlassung eines jeden Stückes angegeben, die Gedankenfolge desselben entwickelt, um zu zeigen, wie glücklich der Dichter in der natürlichen Verbindung der Theile unter einander zur Darstellung eines schönen Ganzen gewesen ist, das Dichterische im Ausdruck bemerkt, und der Werth der Gedichte selbst bestimmt. Auch den Sinn solcher Worte, die von den Auslegern übergangen worden, und nach der gewöhnlichen lateinischen Uebersetzung keinen richtigen Verstand geben, hat der V. kürzlich erläutert, und die gewöhnlichen Lesearten, wenn sie einen guten vollkommenen Sinn zuließen, gegen die Angriffe der Kritiker geschützt. Der Jüngling kann hieraus lernen, wie oft die Kunstrichter Ausdrücke, die einen schicklichen Sinn liefen, vertilgen, blos um schönere Worte anzubringen, es sey nun, ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, oder weil sie den Sinn und die Schönheit des Ausdrucks nach der gewöhnlichen Lesart nicht empfunden haben. Ueberhaupt findet man hier alle zum Verständniß und zur Erläuterung des Dichters nöthige Bemerkungen, die in der Harlesischen Ausgabe mit vieler Weitschweifigkeit ausgekramt sind, kurz und deutlich beysammen; und der Leser hat den Vortheil, daß er beym Lesen derselben, nicht zerstreut und ermüdet wird, sondern mit vermehrter Aufmerksamkeit und neuem Reize zu seinem Dichter zurückkehrt.

Wir wählen das erste Gedicht aus dem Bion, um durch einige Stellen zu zeigen, was der V. so wohl in der Uebersetzung, als in den Anmerkungen geleistet hat. Es führt nach der gewöhnlichen Uebersetzung der griechischen Worte, die

Auf-

Aufschrift: Grabmal auf Adonis; richtiger hat es Hr. M. übersetzt Grablied auf Adonis. Da sich die Erklärung dieses Gedichts auf die Kenntniß der Adonien, oder des Festes, das man zum Andenken des Adonis gestiftet hat, und insbesondere auf die Anordnung und Feyer desselben, gründet: so hat der Verfasser eine genaue Beschreibung von der Einrichtung und den Gebräuchen dieses Fests geliefert. Aus dem 15. Idyll des Theokrits zeigt er, daß nicht bloß Bildnisse, die den Adon vorstellten, in Procession herumgetragen, sondern so gar ein gemahlter, vielleicht auch aus Wachs oder Holz gearbeiteter Adon auf einem Paradebette, und um ihn herum Amors und andere Figuren aus der Fabel, die aber zu leben schienen und bewegt werden konnten, in einem wohl aufgepuzten Zimmer ausgestellt, und dabey von einer oder etlichen Sängerinnen Lieder, die auf die Sache Bezug hatten, abgesungen wurden; und dem Hrn. V. scheint es sehr wahrscheinlich, daß auch Bion diesen Gesang zum Absingen für ein solches Fest und bey einem solchen Paradebette bestimmte. Wirklich werden auch Absicht und Einrichtung des Gesanges, und viele Stellen desselben sehr deutlich, wenn man annimmt, daß eine theatralische Vorstellung den Gesang begleitete.

Aus der Uebersetzung rücken wir hier die Stelle ein, in der die Sängerinn die Klagen wiederholt, welche Venus in ihrem ersten Schmerz um Adon ausstößt; eine Stelle, welche durch die Zärtlichkeit der Wendungen, Harmonie der Verse und Reichthum der Phantasie, zu einer der schönsten erhoben wird. Sie

läuft

läuft vom 40 — 62ten Verſe fort, und wird zugleich unſre obige Erinnerung, wegen des vernachläßigten Sylbenmaßes beſtätigen.

Als ſie (Venus) die Wund' Adon's erblickte, die tödtliche Wunde,
Und die ſchwindende Hüft', und des Blutes purpurne Ströme,
Rief ſie, mit offenem Arm ſich ihm nähernd: „Adon vom Geſchicke
Mir geneidet, Adon, verweile, daß ich noch einmal
Dich umarme, mein Mund ſich noch einmal deinem vereine.
Auf, erwache zum Kuß, zum letzten, Adonis, erwache!
Küſſe, ſo lange du noch für die Reize des Kuſſes empfindeſt,
Bis mit dem letzten Kuß aus deiner Seele dein Leben
Ueber die Lippen ins Herz mir ſtrömt, und der Labungen höchſte,
Alle Fülle der Lieb', in ihm mich tränket. Bewahren
Will ich den Kuß, weil du mir entfliehſt, als wär' er Adonis.
Hartes Loos! In das Reich des gefühlloſen Königs, zum fernen
Düſtern Acheron ſteigt Adonis hinab, und ich ärmſte,
Leb' und empfinde für ihn, bin Unſterbliche, kann ihm nicht folgen.
Nimm, Proſerpina, nimm den Lieben: mächtiger biſt du
Doch als ich, und zu dir ſinkt alles Schöne hinunter.
Ich, vom Schickſal gebeugt, erlieg' untilgbarem Kummer,
Zittere dir, und wein um Adon, den innigſtgeliebten.

Hie

Hie ist Adon mir entschlüpft, wie Träum' entschlüpfen, die Liebe.
Amors harren umsonst in den Tempeln, Cypris ist Wittwe,
Und ihr Gürtel dahin. O sprich, wie durftest du jagen,
Du, so reizend, zum Kampf mit dem Wilde verwegen dich rüsten?"

Im 51. V. vertheidigt der V. die gewöhnliche Lesart και σε φοβευμαι mit Recht gegen die Veränderung des φοβευμαι in φοβειται, indem er sagt: Venus vergleicht sich mit Proserpinen, und wird traurig, daß sie sich vor einer andern Göttinn fürchten, d. h. noch eine andere Macht über sich erkennen muß. Eben so zeigt er die Unnöthigkeit der Verbesserung des ποθος in ποσις im 58. V. Zu hart aber scheint uns das Urtheil zu seyn, wenn den Hrn. Brunk und Valkenaer um dieser Verbesserung willen das Gefühl für das Schöne abgesprochen wird. — Wo ein Brunk und Valkenaer verbessern wollen, da liegt gewiß immer etwas Fehlerhaftes in Ansehung des Sprachgebrauchs, wenn auch dieses nicht allen Ohren gleich fühlbar ist, verborgen.

Im 63. V. hat der V. die gewöhnliche Lesart beybehalten; und sehr richtig bemerkt, daß die Veränderung des Valkenaers, so schön sie auch sonst ist, das Affectvolle des Ausdrucks verminderte. Im 12. V. ist der Ausdruck τὸ φιλαμα τ. μ. κ. ἀφήσει richtig erklärt worden, der Kuß, den Venus nie aus ihrem Gedächtnisse lassen wird. Nichts scheint dem V. witzelnder und unerträglicher, als die gewöhnliche Lesart im 8. V. μηρον οδοντι Λευκω λευκονοδ.

τ.,

τ., und er möchte daher lieber λευρῳ oder λυγρῳ ſtatt λευκῳ leſen. Allein der Gedanke, daß Bion die Spiele des Witzes liebe, wird immer noch für die gewöhnliche Lesart ſprechen. Im 19. V. findet der V. in den Worten λυσαμενα πλοκαμιδας und νηπλεκτος folgenden weſentlichen Unterſchied. Die griechiſchen Frauenzimmer, ſagt er, wichen im Putze ſo ſehr, wie die unſrigen, von einander ab. Einige trugen Locken, andere flochten, wie z. E. die Spartanerinnen, ihr Haar einfacher und ungekünſtelter in Zöpfe. Das erſtere dünkt mich deute λυσ. πλοκ. das letztere νηπλ. an. Im 35. V. werden die Worte ανθεα δ' εξοδυνας εφυθαινεται mit andern aus dem 2. Idyll. des Moſchus φοινισσεθε τα πενθιμα verglichen und erklärt: alle Blumen ſollen ihre lebhafte Farbe verlieren und dunkelroth ſtehen. Ευπτερος φαρετρα wird im 82. V. ſehr richtig erklärt: ein Köcher voll gefiederter Pfeile. Auch verſchiedne andre Erläuterungen, welche auf die Vorausſetzung gebauet ſind, daß dieſer Geſang mit einer theatraliſchen Vorſtellung begleitet war, enthalten mancherley Gutes, daß ſich aber außer dem Zuſammenhange hier nicht wohl mitnehmen läßt.

Aus den Abhandlungen über Bion und Moſchus Leben und Schriften, theilen wir noch etwas von demjenigen mit, was über den Charakter und Werth dieſer Dichter und über die Behandlungsart ihres Gegenſtandes geſagt wird. Moſchus und Bions Gedichte führen die Aufſchrift

Idyllen,

Idyllen, ein Wort, das nach der wahrscheinlichsten Erklärung, Sammlungen von Gedichten anzeigte, für die sich wegen ihres mannigfaltigen Innhalts kein allgemeiner Titel ausfindig machen ließ (εἰδη oder εἰδυλλια Gemälde, Darstellungen). Die unrichtige Auslegung dieses Wort hat, wie der V. bemerkt, zu verschiedenen unschicklichen | Vergleichungen Anlaß gegeben. Gemeiniglich verstand man Hirtengedichte darunter, verglich sie mit den Theokritischen, schränkte sich hierbey besonders auf die Europa des Moschus und auf den Adonis des Bion ein, verglich also Stücke mit einander von ganz verschiedener Art, und zog hieraus den Schluß, edle Simplicität sey der Charakter des Theokrit, unnöthige Pracht und Wortprunk hingegen der Charakter des Bion und Moschus. Allein gerade die wenigsten Stücke dieser beyden Dichter sind Hirtengedichte. Man findet in der auf uns gekommenen Sammlung ihrer Arbeiten Hirtengedichte im eigentlichen Verstande, Erzählungen aus der Mythologie und poetische Kleinigkeiten, für welche man keinen gemeinsamen Titel ausfindig zu machen im Stande ist. Die Hirtengedichte tragen den Stempel der Natur und Wahrheit an sich, und unterscheiden sich von den Theokritischen blos durch den feinern, jedoch ungekünstelten Ausdruck. Größer ist die Verschiedenheit bey Gedichten, deren Gegenstand aus der Mythologie entlehnt ist. Theokrit bleibt auch hier der sanfte Hirtendichter. Moschus und Bion hingegen verändern ihren ganzen Ton, wenden alle Kunst der Poesie an, und verfallen in eine gewisse Art von

Spie-

Spielerey. Von den übrigen kleinen Gedichten scheinen dem V. einige ihr Daseyn einem Ohngefähr zu verdanken zu haben, andere der Ausdruck starker Gefühle zu seyn; drey oder vier derselben enthalten Anspielungen auf die Liebe und vielfache Aeusserungen damit verwandter Empfindungen.

Aus dem, was der Hr. M. hier geleistet hat, läßt sich, wenn auch die Kritik noch manches zu erinnern finden sollte, viel Gutes für die Zukunft erwarten, und diese Erwartung veranlaßt zugleich den Wunsch dereinst eine ähnliche Bearbeitung der theokritischen Gedichte zu erhalten.

V.

Ueber das menschliche Herz, ein Beytrag zur Charakteristik der Menschheit, von Schack Herrmann Ewald. Erfurt, 1784 bey Johann Ernst Schlegel. 3 B. 8.

Die Philosophen haben es sich seit einiger Zeit recht ernstlich angelegen seyn lassen, so wohl sämtliche psychologische Wissenschaften überhaupt, als insbesondere den Strich ihres Gebietes, der ihnen von den Vätern der Philosophie am wenigsten angebauet hinterlassen worden, die Lehre von den Empfindungen, aus verschiedenen Gesichtspunkten aufs sorgfältigste zu bearbeiten. Nämlich einige von ihnen, und zwar Männer von entschiednem Scharfsinn, haben es vorzüglich darauf angelegt, das innere Wesen der

Em-

Empfindungen zu erforschen, wo möglich aus einer gemeinsamen Quelle mit den übrigen Seelenveränderungen herzuleiten, und unter einer allgemeinen Grundkraft zu befassen. Andere haben sich zur praktischen Sphäre herabgelassen, und die Empfindungen von der Seite betrachtet, wo sie auf die Moral einfließen, oder auch in wie ferne sie Objecte der so genannten schönen Wissenschaften und Künste werden, und sich aus ihrem Wesen, Gange, der Art wie sie zu erregen und zu lenken sind, theils Regeln für den Virtuosen herleiten, theils die Gattungen der Kunstwerke, ihre Behandlungsart und Wirkungen sich näher bestimmen lassen.

Gegenwärtiges Werk von Hrn. Ewald über das menschliche Herz soll nun gewissermaßen diesen dreyfachen Zweck der Lehre von den Empfindungen vereinigen. „Ich habe, sagt er in der Vor„rede, die Empfindungen und die mächtiger wirken„de Classe derselben, die die Leidenschaften unter sich „begreift, nicht allein nach ihrer Entstehung und „innerer Wirkung überhaupt betrachtet; sondern „auch bey jeder einzelnen Gattung derselben, so wohl „auf die Art der Bewegung, die in unserm Herzen, „in dem Momente ihres Daseyns vorgeht, als auch „auf ihre Wirkungen auf die Geberden, Reden und „körperlichen Bewegungen, Rücksicht genommen, „dergestalt, daß auch nachahmende Künstler, in„sonderheit Schauspieler, vielleicht hier und da ei„nigen Nutzen daraus ziehen können. Nächst die„sem, bin ich auch in meinen Betrachtungen öfters „in das Gebiet der Sittenlehre hinüber geführet wor„den,

„den, und habe die Menschen auf die Quellen schlim„mer Neigungen und Begierden zurück zu führen „gesucht, die Mittel ihnen auszuweichen und sie zu „bekämpfen angegeben, auch dafür gesorgt, ihnen „die wohlthätigen Empfindungen guter und vernünf„tiger Neigungen und Begierden in ihrem Reize „darzustellen und annehmlich zu machen.“

In Rücksicht auf seine Vorgänger erkläret sich Hr. Ewald so, daß er ihre Arbeiten namentlich die Arbeiten eines Moses, Sulzer, Eberhard, Herder, Campe, Feder, Carteſius, Hutcheſon, zum Vorbild und Muſter genommen, ohne jedoch ihre Grundsätze und Meinungen zu den seinigen gemacht zu haben, und ihnen Schritt für Schritt gefolgt zu seyn; vielmehr habe er die Leſung ihrer Bücher während seiner Arbeit vermieden, um seinen eignen Gedanken deſto freyer folgen zu können.

Man sieht, daß Hr. Ewald allerdings etwas verspricht, was der Mühe, es zu halten, werth ist. Wir wollen ihm folgen, und sehen, ob er wirklich Wort hält?

Zuförderſt findet er für nöthig sich über die Aufſchrift seines Werks näher zu erklären; und so giebt er über den Ausdruck Herz folgende Erläuterung: „Alles was man angenehme oder unange„nehme Empfindungen heißt, sie mögen nun entwe„der unmittelbar durch die Einwirkung äußerlicher „ſinnlicher Gegenſtände, oder in uns ſelbſt durch „Nachdenken, Einbildungskraft und Beſtimmun„gen unſers Willens entſtehen, kann ohne ein Be„wußtſeyn einer, in dem Theile unſers Körpers,

„den

„den man das Herz nennt, vorgehenden Verände-
„rung nicht gedacht werden. Das Herz ist aller
„dieser Empfindungen Sammelplatz; in ihm ist
„jene Ursache verborgen, durch die wir geistiger Lei-
„den und Freuden empfänglich werden; die immer
„anspricht und wiedertönt, je nach dem ein Gegen-
„stand auf unsre Seele und Sinne eindrückt.“

Nach dieser Erklärung wird man ihre Noth-
wendigkeit begreifen. Der Ausdruck, Herz, nach
dem gemeinen Sprachgebrauche und nach dem beson-
dern des Hrn. Ewalds sind allerdings an verschiedene
Begriffe geknüpft. In wie ferne diese Begriffe ver-
schieden sind, und ob Hrn. Ewalds Gründe zur Ein-
führung dieser Verschiedenheit hinlänglich oder nicht
hinlänglich seyn dürften, davon nachher. Jetzt
wollen wir unsre Aufmerksamkeit einen Augenblick
auf das richten, was bey ihm zunächst dieser Erklä-
rung folget. Eine Bemerkung über den allgemei-
nen Sprachgebrauch. Hr. Ewald drückt sie so aus:

„Nach dem gemeinen Sprachgebrauch, ein
„Fremdling, der im Gebiete der Philosophie gewöhn-
„lich übel hauset, schränkt sich die Bedeutung des
„Wortes Herz nur auf die Neigungen und Begier-
„den ꝛc. ein, und viele sind deswegen geneigt, den
„Willen in diesen Ort einzuquartieren: man ver-
„mischt die Veränderungen, die daselbst durch die
„Bestimmungen des Willens bewirkt werden, mit
„diesen Bestimmungen selbst; viele verstehen nicht,
„was es heißt, wenn sie sagen, dieser Mensch hat
„ein gutes, ein böses Herz.“

In diesen wenigen Worten liegt, nach unserm Bedünken, mehr nicht, als eine Unrichtigkeit, eine Unwahrheit, eine Unwahrscheinlichkeit und zwey Seltsamkeiten. Es ist unrichtig, wenn Hr. Ewald sagt: die Bedeutung des Wortes Herz sey nach dem gemeinen Sprachgebrauche nur auf die Neigungen und Begierden ꝛc. eingeschränkt. Wir nehmen hier bloß auf die Worte: Neigungen und Begierden Rücksicht. Die Neigungen und Begierden, einzeln genommen, werden niemals, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche mit dem Ausdrucke, Herz, bezeichnet. Man sagt z. B. wohl: er hat eine Neigung zum Tanz, zum Reiten, Jagen u. dergl.; aber nicht: sein Herz ist zum Tanz zum Reiten u. s. w. aufgelegt; so auch mit den Ausdrücken Hang zum Studiren, zum Nachdenken und andern mehr.

Zweytens ist es völlig falsch, wenn Herr Ewald behauptet: daß nach dem Sprachgebrauche das Wort Herz, nur die Triebe des Willens und die Leidenschaften befasse. Es wird eben so oft gebraucht, um die Fähigkeit oder Unfähigkeit der Seele zu gewissen Empfindnissen auszudrücken. So sagt man z. B.: er hat ein hartes Herz, ein weiches Herz. Bey diesen Ausdrücken nimmt man offenbar auf die Willenstriebe gar keine Rücksicht, sondern man deutet damit auf eine gewisse Verfassung der Seele, die in den Beywörtern ausgedrückten Empfindnisse leicht anzunehmen; unzählige andere gleichartige Ausdrücke zu geschweigen.

Drit-

Drittens ist es uns höchst unwahrscheinlich, daß, wenn man sich im gemeinen Leben, oder sonst des Ausdrucks Herz bedienet, um dadurch gewisse Bestimmungen des Willens, als die Ursache von gewissen in diesem Theile vorgehenden Veränderungen, auszudrücken, Jemand jene Bestimmungen mit den Veränderungen, die Ursache mit der Wirkung verwechseln sollte; daß, wenn z. B. gesagt wird: dieser oder jene Mensch habe ein gutes Herz, es sich Jemand einfallen lassen sollte, an das körperliche Organ und nicht vielmehr an die geistige Beschaffenheit, die durch dieses Symbol angedeutet wird, zu denken. Warum sollte man die unsichtbare Ursache nicht mit dem sichtbaren Orte ihrer Wirkung benennen können, ohne darum beyde zu verwechseln?

Ferner ist es sehr seltsam, wenn Herr Ewald den Sprachgebrauch durch die Bemerkung verdächtig machen will: daß viele nicht verstünden, was es hieße, wenn sie sagten, dieser Mensch habe ein gutes, ein böses Herz. Was geht die Unwissenheit gewisser Leute den Sprachgebrauch an? Er hat eben so wenig Schuld, wenn man mit den Worten der Sprache gar keine oder doch unrichtige Begriffe verbindet, als es seine Schuld ist, wenn er von Jemanden auf eine verkehrte Art getadelt wird, der ihn verkennt. Oder hat Herr Ewald diese Bemerkung statt eines Beweises seiner obigen Behauptung anführen wollen, so steht es darum um kein Haar besser. Denn Leute, die gar nicht wissen, was sie mit ihren Ausdrücken sagen, können doch

wohl keine Begriffe verwechseln, da sie überall keine haben; und zudem ist die Rede ja nur vom Sprachgebrauch.

Endlich ist es seltsam und lustig zugleich wenn Herr Ewald den Sprachgebrauch einen Fremdling nennt, der im Gebiete der Philosophie gewöhnlich übel hause. Wir wissen nemlich zwar ganz wohl, daß sowohl Dichter als Philosophen, wenn sie in dem Gebiete des Sprachgebrauchs Fremdlinge sind, gewöhnlich darinne sehr übel hausen, und daß, wenn sie darinne sehr übel hausen, sie jederzeit Fremdlinge darinne sind; wie aber der Sprachgebrauch im Gebiete der Philosophie ein Fremdling seyn könne, er, der weit älter ist, als alle Philosophie, ist uns völlig unbegreiflich. Wenn wir ihn ja mit etwas vergleichen wollten, so wäre es mit einem alten ehrwürdigen Greise, der die Ausbildung seines Charakters einzig seinem richtigen unverdorbenen Gefühle und dem Umgange mit der Welt zu verdanken hätte, und aus der Ursache, wenn man will, bey tausend guten Eigenschaften den Fehler hätte, daß er zu eigensinnig und hartnäckig wäre, um sich von Klüglingen, die sich auf seine Unkosten ein Ansehen geben wollen, nach ihrem Gefallen hofmeistern zu lassen.

Dieß nebenher, und nicht sowohl in Rücksicht auf Herrn Ewald, der hier seinem Systeme zu Gefallen den Sprachgebrauch, in dessen Gebiete er doch sonst kein Fremdling zu seyn scheint, wiewohl ohne Noth, zu geringschätzig behandelt, als vielmehr in Rücksicht auf andere, die diese Warnung

nung mehr bedürfen, gesagt — kehren wir zur obigen Untersuchung zurück. Die Frage war nämlich: in wiefern die Begriffe, die Herr Ewald mit dem Worte Herz verbindet, von denen, die dem Sprachgebrauche gemäß damit verbunden werden, verschieden sind, und ob Herr Ewald wohl gethan, sich hier von dem letztern zu entfernen?

Nach dem Sprachgebrauche werden alle Veränderungen unserer geistigen Natur, die eine mehr oder weniger merkliche Wirkung in dem Theile unsres thierischen Körpers, den wir das Herz nennen, äußern, mit diesem Ausdrucke bezeichnet; und in soferne ist dieser Ausdruck keine symbolische, willkührliche Bezeichnung, sondern das natürliche Zeichen der Sache selbst. So mannichfaltig auch immer der Gebrauch des Wortes Herz in der Sprache ist, so wird man doch allezeit finden, daß er über diese Gränzen nie hinaus geht; er mag nun entweder die Aeußerungen der Leidenschaften, oder jene Disposition der Seele zu geselligen oder ungeselligen Neigungen und Empfindungen, die in der Seele ungefähr eben das ist, was die weiche oder harte Disposition des Körpers, oder überhaupt der Körper, in Rücksicht auf die Eindrücke fremder Körper ist, andeuten. So ist z. B. mit den Aeusserungen des Stolzes ein fühlbares Aufschwellen des Herzens verbunden. „Ich konnte es fühlen," sagt eine durch beleidigte Delikatesse zum Stolz gereizte Person in dem Romane, „wie mein Herz aufschwoll, es wurde noch einmal so dick, als

vorher;" so ist bey der Furcht, eine merkliche Verengerung, bey der Hofnung, eine merkliche Erweiterung des Herzens. So werden die durch dunkle Gefühle der Furcht oder Hofnung erregten Erwartungen oder Besorgnisse sehr richtig durch die Redensart, mein Herz sagt es mir, ausgedrückt, u. s. w. In diesen und allen andern Fällen ist der Ausdruck, wie gesagt, jederzeit das natürliche Zeichen der Sache. Und sollte es nicht bey dieser natürlichen Anwendung sein Bewenden haben? oder soll man das Wort Herz auch zur Bezeichnung von Gemüthszuständen brauchen, die im Herzen entweder nur sehr schwache Veränderungen, oder gar keine merkliche Veränderungen hervorbringen? Herr Ewald sagt, ja; „denn alle Gefühle sind im Her„zen, das Herz ist aller Empfindungen Sammel„platz." Es mag seyn; es ist aber doch wenigstens in diesen Empfindungen ein Mehr und Weniger, und da nun einmal der Sprachgebrauch dieses Mehr oder Weniger unterscheidet, was für Grund kann man haben, ihn zu tadeln. Und sind denn alle angenehme und unangenehme Empfindungen wirklich nur Gefühle des Herzens? sind nicht das Wohlgefallen und Mißfallen des Verstandes offenbar von den Rührungen des Herzens verschiedene Empfindungen? und müssen nicht andere Nebenumstände hinzu kommen, wenn das Wohlgefallen mit angenehmen Bewegungen des Herzens verbunden seyn soll? Die Bewunderung des Scharfsinnes z. B. hat ihr Angenehmes, und doch läßt sie das Herz in Ruhe und bleibt eine kalte

Be-

Digitized by Google

Bewunderung, wenn nicht etwa der Nebenumstand, daß dieser scharfsinnige bewunderte Mann unser Freund ist, hinzukömmt. Alsdann erst erhält die Bewunderung durch das damit verbundene Gefühl der Freundschaft einen Grad von Wärme, der ihr selbst auf keine Weise zukommt. Allein so bald die Bewunderung von den stärkern Gefühlen des Herzens so zu reden verschlungen wird, hört sie auch auf, Bewunderung, Empfindung des Verstandes, oder vielmehr Wohlgefallen des Verstandes zu seyn. Man kann daher nicht sagen, daß Wohlgefallen an Scharfsinn und Witz, u. s. f. und Mißfallen an der entgegengesetzten Seelenbeschaffenheit, wie Herr Ewald will, indem sie unsere Denkkraft beschäftigen, Ursache von Empfindungen des Herzens, oder was bey Herrn Ewald einerley ist, Ursache von geistigen Empfindungen werden. Der Körper nimmt zwar, vermöge der genauen Verbindung mit der Seele, an allen ihren Wirkungen Antheil, dieser Antheil ist aber oft bey starken Empfindungen des Wohlgefallens und Mißfallens so schwach, daß er wenigstens nicht als ein natürliches Zeichen dieser Seelenveränderungen gebraucht werden kann. Von der Empfindung des selbsteignen Zustandes würde sich ungefähr eben das sagen lassen, wenn es sich nur, über eine so klare Sache, so viel Worte zu machen, der Mühe verlohnte. Ueberhaupt wird man in diesem Werke eine Menge von Rubriken finden, die nach der Aufschrift: über das menschliche Herz, gewiß nicht zu erwarten stunden. Nun ist es zwar

immer angenehm, wenn der Küchenzettel nur zu einem Gerichte Hofnung gemacht hat, nach der Hand immer einige mehr zu finden; aber der Koch ist darum doch nicht berechtiget, wegen des besondern Sprachgebrauchs seiner Küche, den gemeinen Sprachgebrauch der übrigen ein- und ausländischen Küchen zu verdammen.

Wir gehen zum Werke selbst fort. Es hebt mit einer Einleitung über die Empfindungen, ihre Entstehung und allgemeinen Gattungen an. Herr Ewald sagt über die Entstehung der Empfindungen sonderbare Dinge, und als Hypothese betrachtet, möchte, was er sagt, wenn er es nur deutlicher und bestimmter sagte, immer mit unterlaufen, aber er will es durchaus nicht als Hypothese betrachtet wissen. Wir wollen einen Auszug daraus machen; so, daß wir das, was er sowohl in der Einleitung als im dritten Bande über diesen Gegenstand sagt, hier zusammen fassen. Der Leser mag urtheilen.

Herr Ewald theilt nemlich das Wesen des Menschen in drey Hauptbestandtheile, die Seele, den Geist und den Körper. Hierauf äußert er darüber, daß man dem Geiste, den Antheil, den er am Wesen des Menschen doch, nach seiner Meynung, wirklich hat, nicht giebt, seine Verwunderung, und ist so fort bemüht, ihm wieder sein Recht zu verschaffen, und zuförderst sein Daseyn zu beweisen, und das zwar auf folgende Art:

„Das Daseyn des Geistes erhellet aus seinen „Wirkungen, die sich auf die Unterhaltung der „Ge-

„Gemeinschaft der Seele und des Körpers bezie-
„hen. Er verwandelt durch seinen Beytritt Per-
„zeptionen und Gedanken auf eine für uns unbe-
„greifliche Weise in Empfindungen.

„Er ist ferner den physischen Einflüssen des
„Körpers, und vermittelst desselben den Einflüssen
„des Klima und der Witterung ausgesetzt; von sei-
„nem Wohl- oder Uebelbefinden, das sich nach dem
„jedesmahligen Wohl- oder Uebelbefinden des Kör-
„pers richtet, hängt folglich die unterdrückte oder
„lebhaftere Thätigkeit der Seele ab. Denn weder
„das Blut, noch der Nervensaft können dergle-
„chen Wirkungen durch sich selbst hervorbringen,
„da sie als Körper keiner eignen Bewegung fähig
„sind, sondern vielmehr selbst einer Triebfeder be-
„dürfen; auch für sich weder eine ihnen sichtbare
„Veränderung anzunehmen, noch in der Denkkraft
„zu bewirken fähig sind. Der Geist aber kann
„es, er fühlet, er empfindet. Der Nervensaft,
„der mit dem Gehirne innigst verbunden ist, denn
„im Gehirne wird er abgesondert, theilt der Seele
„die Empfindung zwar mit, aber unmittelbar kann
„er es nicht. Der Geist macht den Nervensaft der
„Empfindung empfänglich. Und dieser Geist ist
„nichts anders als das allgemein verbreitete Feuer-
„element (phlogiston). Nerven und Blut, beyde
„erhalten ihren Reiz von ihm. Er ist nicht un-
„vermischt im Körper, sondern in dem Nerven-
„safte. Die Quantität und Modification dieses
„Nervengeistes macht die Verschiedenheit der Tem-
„peramente und des Klima's. Er allein erhält die

„Thä-

„Thätigkeit im Menschen, und auf seine Erschöpfung folgt Schlaf. Seine Nahrung zieht er „aus dem, was für ihm in den Nahrungsmitteln „Homogen ist, und aus dem Sonnenlichte. Die „Empfindung des kranken Zustandes beruht eben „so wohl auf ihm, als die Empfindung des gesunden. Ferner, die wollende Kraft der Seele, und „das, was für ihre Denkkraft hohe Phantasien sind, bekommen ihren Flug von ihm. In „diesem ist seine Wirkung aufwärts auf das denkende Wesen, bey jener niederwärts auf den „Nervensaft und das Blut. Die Heftigkeit der „wollenden Kraft ist folglich nichts, als eine „vermehrte Wirkung des geistigen Wesens, das „durch Perzeptionen und Willenstriebe kann erregt „werden. Es bestehet demnach das Wesen der „Leidenschaften in einem hohen Grade geistiger Empfindung, in so ferne sich davon, in der verursachten Heftigkeit der körperlichen Bewegungen, sinnliche Merkmale äußern. Sie hat aber zwey Seiten, sie beschleunigt die Lebensgeister, oder hemmet sie, wie bey Krankheiten des Körpers. Der „so veränderte Zustand kömmt nun plötzlich zum „Bewußtseyn der Seele. Beschaffenheiten der „Temperamente haben auf die Intension der Leidenschaften so wie das Alter Einfluß, aber die „Leidenschaft behält ihre Wirkung in dem einen „Subjecte wie in dem andern. Hierbey ist zu merken, daß die Empfindung eine geistige, nicht bloß „eine körperliche seyn müsse, der Geist im Blute „muß dadurch in Bewegung gesetzt werden. Auch

„muß

„muß die Empfindung außerhalb des Körpers „ihren Ursprung nehmen, durch Sensation oder „durch Nachdenken über Verhältnißbegriffe und „Zustände. Diese Gegenstände müssen durch die „Denkkraft auf den Geist, und mittelst diesen nach „außen auf die Oberfläche des Körpers hin wir„ken; so entstehen die Leidenschaften.

Noch etwas über den Unterschied der Seelen- und Geistesgeschäfte:

„Das Geschäft der Seele ist Denken; die „Maschine leidet dabey keine Veränderungen, „das Blut bleibt in seinem gewöhnlichen Laufe. „Ein anderes ist das Geschäft des Geistes. Die„ser denkt nicht, sondern macht uns der äußern Ein„drücke empfänglich. Die Seele würde ohne ihn „zwar denken können, aber ihre Gedanken würden „nur im Kopfe stecken bleiben; nichts würde einen „lebhaften Eindruck auf sie und den Körper ma„chen; sie würde ein gleichgültiger Zuschauer blei„ben; sie selbst würde keinen Begrif von Freude „und Unlust, Vergnügen und Schmerz haben.“ Der Verfasser beruft sich deßfalls auf seine Empfindung, ja auf seine Denkkraft selbst, nemlich daß die Seele nur zum Denken und zum Bewußtseyn, und ein ganz anderes Wesen zum Empfinden und Bewegen vorhanden sey. Ueber die Schwierigkeit, diese Entdeckung zu machen, und über den Grund, warum sie wieder vernachläßiget worden, setzt er noch folgendes hinzu:

„Es ist den ältesten Philosophen wohl nicht „leicht geworden, auf diese Entdeckung zu kommen

weil

„weil die Wirkungen des Geistes, als eines Wesens, „das nicht denkt, nicht so auffallend sind, als die „Wirkungen der sich selbst beobachtenden Seele, „und weil diese Wirkungen, als die hauptsächlich „in und an dem Körper empfunden werden, sich „auch leicht dem Körper zueignen lassen. Jene „Schwierigkeit auf der einen, und diese Leichtigkeit „auf der andern Seite, ist denn auch wohl der „Grund, warum diese Entdeckung allmählig wieder „vernachläßiget und fast unbekannt worden ist.“ Indessen innere Schwierigkeiten findet Herr Ewald bey der Sache nicht. „Denn, fährt er fort, da „ein Wesen im Menschen ist, das denkt, warum „sollte es denn so absurd seyn, eins zu behaupten, „das empfindet? Ist die Wirkung des letztern „etwa wunderbarer, als die Wirkung des erstern? „Aber gesetzt auch dieses, so ist doch, wo nicht sein „Ursprung, doch sein Wesen weit begreiflicher, als „das Wesen der denkenden Seele.“ Ganz richtig, dächten wir; das Wesen und der Ursprung dieses hypothetischen Geistes muß wenigstens eben so begreiflich seyn, als das Wesen und der Ursprung des Körpers, mit dem er, nach Herrn Ewalds Voraussetzung, so homogen seyn soll, daß er aus einerley Nahrungsstoffe mit ihm ernähret wird; und außerdem hat uns Herr Ewald schon von seinem Wesen so viel gesagt! er ist ein Theil des allgemeinen Feuerelements u. s. w., daß wenigstens nunmehr, darüber kein Streit mehr seyn kann; und auch in Rücksicht seines Ursprungs möchte ich wirklich den sehen, der den Ursprung der Seele begreiflicher machen wollte,

maßen

maßen unter unbegreiflichen Dingen immer das eine so begreiflich ist, als das andere: aber — seine Wirkungen, sein Empfinden! — ich fürchte sehr, daß sie, in Verbindung mit den Seelenwirkungen mit dem Denken gedacht, nicht etwa bloß unbegreiflich, sondern widersprechend scheinen dürften. Der Geist nur soll empfinden, die Seele nur denken; gleichwohl soll die Seele auch ein Bewußtseyn von der Empfindung des Geistes haben. Und freylich hat sie dieses Bewußtseyn von der geistigen Empfindung nicht nur, sondern sie hat es so, daß sie keine von ihren Wirkungen mehr als ihr eigen ansieht; (einige haben auch darum die Empfindungskraft zur Grundkraft der Seele machen wollen) sie ist sich bewußt, daß sie, das nämliche Ich, so wohl denke als empfinde. Aber einmal angenommen, so sehr es auch dem innern Gefühle widerspricht, daß ein anderes Wesen in uns denke, ein anderes empfinde; wie kann der Geist seine Empfindungen zum Bewußtseyn der Seele bringen, ohne ihr selbige mitzutheilen, ohne in ihr eine der Empfindung entsprechende Modification zu erregen, ohne ihr eine Mitempfindung einzuflößen? Ja wenn die Seele die Empfindung als Etwas außer ihr betrachtete, wenn sie das Bewußtseyn von der Empfindung als etwas Fremdes, unterschiede. Aber so — bekommen wir nothwendig zwey Seelen, wovon die eine die Wirkung der andern mit in sich schließt. Ein anderes ist es, wenn der Geist nur als Seelenorgan die Empfindung der Seele dem Körper mittheilte, und umgekehrt die

Ver-

Veränderungen des Körpers vor die Seele bringen soll? dann wäre es möglich, vielleicht auch wahrscheinlich, daß ein solches Mittelwesen in uns vorhanden wäre. Aber daß dieser Geist selbst empfinde, ist, aufs mindeste gesagt, völlig unbegreiflich. Hr. Ewald beruft sich gleichwol deshalb auf seine Empfindung. Wenn das so viel heissen soll, wie es denn nach dem Geiste seines Systems nicht anders heissen kann; als: mein Geist empfindet, daß er empfindet, so ist es doch wohl im Grunde weiter nichts gesagt, als: mein Geist ist sich bewußt, daß er empfinde; gleichwol soll der Geist bloß empfinden, das Bewußtseyn soll nur der Seele, der Denkkraft, zukommen. Unbegreiflichkeit über Unbegreiflichkeit! Doch vielleicht hat sich Herr Ewald nur ein wenig unbehutsam ausgedruckt; vielleicht will er den Geist nur zum Organ des Empfindens, nicht aber zum empfindenden Wesen selbst machen? Nach seinen Worten zu urtheilen, nun wohl freylich nicht. Aber wenn auch das schon so wäre, was ist denn nun am Ende durch diesen Geist in der Oekonomie des Menschen besser erklärt? was wissen wir nun von dem innern Wesen der Empfindung mehr, als zuvor? Und so ist es mit allen diesen physiologischen Erklärungsmethoden beschaffen. Sie bringen uns nur durch einen Umweg, wieder dahin zurück, wo wir schon waren, wenn wir uns ihrer Führung überlassen. Sie haben etwas Scheinbares, das sich, bey näherer Untersuchung, immer in ein Nichts verlieret. Und das ist die wahre Ursache, warum diese und ähnliche

liche Entdeckungen in der Philosophie so wenig Glück gemacht haben; was auch Herr Ewald für andere Ursachen davon anzugeben bemüht ist. Und hier wird es nicht unschicklich seyn, aus dem bekannten Werke, eines unsrer scharfsinnigsten Philosophen, eine Stelle abzuschreiben, die freylich nicht nach dem Geschmacke des Hypothesensüchtigen seyn wird.

„Ich habe es mehrmalen erklärt, sagt nämlich Hr. Tetens in seinen philosophischen Versuchen, „was wir von der Natur der materiellen Ideen „wissen, ist, nach meiner Ueberzeugung, beynahe „so viel als nichts. Da es Modifikationen und „Beschaffenheiten eines Körpers sind (und der „Geist, so Geist als er heißt, ist er wohl etwas anders, als ein feiner Körper?) so können wir zwar „schließen, daß jede Gehirnsveränderung aus einer „Bewegung entstehe (so auch mit dem Geiste! „denn bloße Bewegung ist alles, was man zugeben kann) und die ruhende, materielle Idee, die „von einer Empfindung zurückgeblieben ist, entweder ebenfalls in einer Bewegung, oder doch in „einer gewissen neuen Lage der Theile, oder in einem Zusatz, oder in einer Entziehung gewisser „Partikeln, oder in dem einem und dem andern zugleich, bestehe; aber dies alles ist nun „etwas Allgemeines und Unbestimmtes. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es Nerven sind, welche „die wesentlichen Theile unserer Empfindungswerkzeuge ausmachen. Daraus ist es wahrscheinlich, „daß die innern Organe aus Nerven bestehen, und „vermuthlich ist es, daß außer dem Theile der

„Nerven, den wir als einen festen Theil ansehen, „weil der Zusammenhang seiner Partikeln ihn von „flüßigen Dingen unterscheiden lässet, so weich sie „sonsten auch sind, noch wohl ein anderes flüßiges „Wesen in ihnen vorhanden sey, das man Ner„vensaft und Lebensgeister und Aether (und Geist) „genennet hat, und daß diese Materie an ihren „sinnlichen Bewegungen und Schwingungen An„theil habe. Aber was ist dies für eine Ma„terie? und was sind es für Bewegungen, die „sie annimmt? nach welchen Gesetzen erfolgen „sie? nach den Gesetzen elastischer Körper, „des Aethers? Sind es Schwingungen? „Wallungen? elektrische Bewegungen? Es „rathe, wer da wolle.

Welch' eine männliche Art zu philosophiren? welche Bescheidenheit? der Charakter des wahren Philosophen, der die Gränzen seiner Wissenschaft kennt!

Wir kommen zu Hrn. Ewalds Werke zurück. Auf gedachten Versuch, über das Wesen der Empfindungen aus dem Geiste, folgen anthropologische Betrachtungen über das Körperliche in den Empfindungen, wie denn überhaupt physiologische Fäden verschiedentlich durch das ganze Werk laufen. Hierauf geht Hr. Ewald zu dem Hauptgegenstande seiner Schrift, zu den geistigen Empfindungen fort, und theilt ihn ab. Der Plan, den er sich vorgezeichnet hat, ist dieser: „In allen Fällen, „wo geistige Empfindungen vorhanden sind, ist die „Seele, d. i. die Denk- und Willenskraft, dabey

„wirk-

„wirksam. Auf diese ausgemachte Wahrheit“, sagt Hr. Ewald, „gründet sich der ganze Plan, nach „welchem ich die besondern Modifikationen der gei„stigen Empfindungen abhandeln will. Nemlich „der Gegenstand der Empfindung, als Vermögen „genommen, setzt entweder die bloße einfache Denk„kraft des Menschen in Thätigkeit, oder auch zu„gleich die in der Denkkraft enthaltene Kraft des „Willens. In beyden Fällen findet die doppelte „Frage statt: was oder worüber denkt, und wie „denkt der Mensch? und was und wie will er? „Die genaue Beantwortung dieser zwey Fragen „nach allen ihren Bestimmungen, wird uns auf „alle beobachtbare Arten oder Modifikationen der „Empfindungen führen. Diesem zu Folge theilt Hr. Ewald seine Materie in fünf Abtheilungen. In der

1sten handelt er von denjenigen Gegenständen, die, indem sie bloß die Denkkraft beschäftigen, Ursachen von Empfindungen werden. Die

2te beschäftiget sich mit der Art und Weise, wie der Mensch über Gegenstände denkt, und dadurch Empfindungen erhält. In der

3ten werden die Gegenstände betrachtet, die, indem sie den Willen bestimmen, Empfindungen erzeugen. In der

4ten wird die Art und Weise betrachtet, wie die Willenskraft wirkt, und dadurch Empfindungen hervorbringt. Und endlich in der

5ten macht die Lehre von den Leidenschaften den Beschluß.

Die erste Abtheilung begreift wiederum drey Abhandlungen unter sich, wovon die

1ste die Ursachen der Empfindungen, die in dem denkenden und empfindenden Subject selbst liegen, nemlich Verstand, Witz, Einbildungskraft, Mangel an Seelenfähigkeit, Moralität u. s. w. was Hr. Ewald zum innern Seelenzustande rechnet; und Gesundheit, Krankheit, Hypochondrie, Müdigkeit, Gähnen, Schlaf, Träumen, als Modifikationen des physischen Zustandes, auch den unglücklichen Zustand überhaupt, behandelt; die

2te von denjenigen Modifikationen der Empfindungskraft, wovon die Ursache in andern Menschen liegt, wiederum nach der dreyfachen Unterabtheilung des innern, physischen und außerordentlichen Zustandes handelt; und die

3te die Empfindungen, deren Ursachen in Thieren und leblosen Dingen liegen, begreift.

Die zweyte Abtheilung von der Art, wie der Mensch über Gegenstände denkt, und dadurch Empfindungen erhält, handelt von der Gründlichkeit und Flachheit, Aufmerksamkeit und Zerstreuung, Gegenwart des Geistes, Verlegenheit, Empfindlichkeit, Schwärmerey, Leichtgläubigkeit u. s. w.

Die

Die dritte Abtheilung von den Empfindungen ꝛc. ist in zwey Abtheilungen getheilt, von welcher die

1ste die Bestimmung des Willens überhaupt; die Neigungen und Abneigungen; das Geschäft der Denkkraft bey der Entstehung und Wirkung der Neigungen und Begierden; die vernünftigen Neigungen, die vernunftwidrigen Abneigungen, die blinden guten und bösen Neigungen und Begierden u. s. w.; die

2te die besondern Willensbestimmungen nach einer langen Reihe von Unterabtheilungen befasset.

Was die übrigen zwey Abtheilungen Besonderes enthalten, wird man schon hieraus abnehmen können. Man sieht ferner schon hieraus, noch mehr aber aus der Ausführung, daß die Empfindungen nur ein Vehikel sind, um Betrachtungen über den gesammten Zustand des Menschen herbey zu führen. Das Ganze ist eine empyrische Geschichte der zusammengesetzten Seelenveränderungen und Zustände, in so ferne sie empfunden werden. Und die Art der Ausführung? hier sind einige Proben davon, wir nehmen sie, so wie sie uns in die Hände fallen, um desto unpartheyischer zu seyn.

Die Empfindung, die aus dem Bewußtseyn des Witzes entsteht.

„Ein witziger Mann ist selten auch ein gründ„licher tiefer Denker; obgleich der Witz ein Kind

„des Verstandes ist. Tiefer und gründlicher Ver-
„stand heftet die Augen unverwandt auf einen und
„denselben Gegenstand, so lange, bis er ihn durch-
„drungen hat; und so lange diese Beschäftigung
„dauert, thun andere Gegenstände keine Wirkung
„auf ihn; nichts ist vermögend, ihn zu zerstreuen,
„und von der Bahn des Nachdenkens abzuleiten;
„und hat er sich einmal hinein gedacht, so ist es
„ihm schwer, sich wieder von dem Gegenstande
„loß zu arbeiten. Der Witz hingegen hat ein leich-
„teres Geschäft; er ist jedem Vorfalle, jedem Ge-
„genstande gegenwärtig, und haftet nicht lange an
„ihm; er gleicht der Biene, die von Blume zu
„Blume fortsummet, die Süßigkeit aussaugt, und
„weiter fortfliegt. Er hat ihre leichten Flügel,
„und für die, die ihm zu nahe treten, auch ihren
„Stachel. Wenn der gründlich tiefe Denker ge-
„setzt, ernsthaft und schwerblütig ist, so ist der wi-
„zige Kopf flüchtigen Bluts, leichten Gangs, be-
„hender, schneller Bewegung; seine Lebensgeister
„sind in steter Geschäftigkeit, und geben seinen Glie-
„dern Gelenkigkeit und schnelle Wendung; er be-
„sitzt Gegenwart des Geistes, sinnt nicht lange auf
„Red und Antwort, ist zu Untersuchungen aufge-
„legt, voller Betriebsamkeit und schnell ins Werk
„setzend. Das Bewußtseyn, daß man diese Fer-
„tigkeit in einem vorzüglichen Grade besitze, ist
„die Mutter einer angenehmen Empfindung. Die
„Aeußerung dieser angenehmen Empfindung ist
„stärker in einem Witzigen als in einem Tiefden-
„ker, weil sein Blut flüchtiger, leichter und der

„Freu-

„Freude empfänglicher ist. Dieses Bewußtseyn „ist ein Saame, der diese Seelenfähigkeit schwän„gert, daß sie Geburten auf Geburten an die Luft „befördert, bis es ihr endlich so leicht wird, daß sie „immerfort empfängt und gebiert. Es ist eine „Friction, die dem Witze die Funken ablockt; „ein Gefäß voll elektrischer Materie, die dem Wi„tze, so bald er sie ausgeleeret hat, neue Ströme „zuschickt, die er immerfort auf die nächsten Ge„genstände ausgießt. Der Witz hat eine doppelte „Wirkung; er erregt Verwunderung und La„chen. Verwunderung erregt er in denen, die „das Uebergewicht dieser Fähigkeit in dem witzigen „Kopfe, und das Sonderbare, Unerwartete und „Seltsame in der Verbindung der Ideen, und die „Schwierigkeit darinn einsehen, die dem witzigen „Kopfe so leicht war. Lachen erregt der Witz, „durch den sonderbaren auffallenden Contrast zwi„schen dem Gegenstande des witzigen Einfalls und „dem Innhalte dieses Einfalls. Ein witziger „Einfall kann diese doppelte Wirkung an dem wi„tzigen Subjecte eben sowohl als in andern hervor„bringen. Freylich ist es abgeschmackt und lächer„lich, wenn ein witziger Kopf wegen eines wi„tzigen Einfalls, den er hervorgebracht hat, über „sich selbst, oder diesen selbst belacht; und noch „abgeschmackter und lächerlicher, wenn er einen wi„tzigen Einfall, ehe er vorgebracht wird, als ein „Wunderding, oder durch gleichzeitiges Gelächter „ankündigt. Ein verständiger Mann hütet sich, „von einer solchen Schwachheit sich übereilen zu

„lassen; und ob es gleich die Natur eines gesun-
„den witzigen Einfalls mit sich bringt, in dem wi-
„tzigen Subjecte eine angenehme Empfindung zu
„erregen, sie mag nun entweder in dem Bewußt-
„seyn seiner vorzüglichen Fertigkeit in Hervorbrin-
„gung witziger Einfälle, oder in der Beschaffenheit
„des witzigen Gedanken selbst ihren Grund haben;
„so wird ihn doch die Klugheit leiten, weder seiner
„Ueberzeugung von der Vortreflichkeit seines Ta-
„lentes, noch seinem Kitzel, den der witzige Einfall
„in ihm erregt, den Ausgang zu verstatten.“ —
Bey diesem Gedankenstriche verweilen wir einen Augenblick, um zu sehen was wir gelesen haben? und was denn gelesen? überhaupt so Etwas, dünkt uns, wobey einem weder wohl noch übel geschah; bekannte, halb wahre Bemerkungen, und eine gut gemeinte aber höchst überflüßige Warnung. „Der witzige Mann ist selten auch
„ein tiefsinniger Mann; denn der Witz ist schnell,
„der Tiefsinn langsam; das Bewußtseyn des Wi-
„tzes ist ein angenehmes.“ alles wahr, aber bekannt. „Der Witz erregt Lachen und Verwunde-
„rung.“ Er erregt Lachen; weiter unten, sagt Hr. Ewald selbst, daß es ohne Zweifel zu viel gefodert sey, wenn man den Nebenumstand, daß der Witz zuweilen Lachen errege, bey einem witzigen Einfalle als etwas Wesentliches ansehen wolle; man müsse sich in seiner Foderung blos auf das Ergötzen, als diejenige Empfindung einschränken, die ein wirklich witziger Gedanke erregen müsse. Ergötzend ist hier nur ein ander Wort für angenehm.

nehm. Viele Empfindungen sind ergötzend und angenehm; aber das besondere Angenehme, das der Witz in uns erregt, war eben die lachende Empfindung. Das Lachen ist eine unbestimmte Größe, die, ohngeachtet sie sehr verschiedene Grade haben kann, ihrem Wesen nach doch immer die nemliche bleibt. Der rechtwinklichte Triangel z. B. bleibt ein rechtwinklichter Triangel, er mag so groß oder so klein seyn, als er will. So bleibt auch die Empfindung, die der Witz erregt, eine lachende Empfindung, die Grade dieser Empfindung mögen so verschieden seyn, als sie wollen! Ferner, der Witz erregt Verwunderung! Verwunderung ist die Empfindung des Neuen und Unerwarteten. Der Witz erregt diese Empfindung, aber nicht als eine Nebenempfindung außer dem Lachen; sondern das Lachen ist die aus der Verwunderung und dem Ergötzen zusammengesetzte Empfindung. Diese Empfindung bezieht sich bloß auf das Objectivische des Witzes. Der Witz, als subjectivische Fähigkeit, erregt Bewunderung. Diese Empfindungen der subjectivischen Fähigkeit, und der objectiven Verhältnisse, schränken sich wechselseitig ein.

Jedermann weiß, was für ein verführerisches Ding es um den Witz sey? was ist nicht einem witzigen Einfalle schon aufgeopfert worden? aber worinne liegt denn nun eigentlich das Verführerische des Witzes? Zur Untersuchung dieser Frage würde hier der Ort gewesen seyn.

Der witzige Charakter ist verschiedener Schattirungen fähig. Es giebt trocken, lustig, satyrisch witzige

Köpfe. Jede Schattirung muß in dem witzigen Subjecte der Grund von verschiednen Empfindungen seyn. Dieser Verschiedenheit der Empfindungen hätte Hr. Ewald nachgehen sollen.

Das Aeußere des witzigen Charakters schildert uns Hr. Ewald so: „Der Witzige ist flüchtigen Bluts, leichten Gangs, behender, schneller „Bewegung.“

Sturz schildert uns den witzigen Johnson ganz anders: „Sein Anstand, sagt er, ist plump „und bäurisch, sein Gang schwerfällig, sein Auge „kalt, nie tagt ein Blick darinn auf, der Schalkheit und Spott verriethe.“

Der Enthusiast und der witzige Kopf würden, neben einander gestellt, zu fruchtbarern Bemerkungen und Vergleichungen veranlaßt haben, als die Nebeneinanderstellung des tiefsinnigen und witzigen Kopfes.

Die Warnung an witzige Köpfe, über ihren Witz nicht zu lachen, so gut gemeynt sie auch immer seyn mag, ist, seitdem man Witzlinge und witzige Köpfe unterscheidet, völlig überflüßig. Sie nimmt beynahe eine ganze Seite weg, und schon ein flüchtiger Wink im Vorbeygehen würde mehr als hinlänglich gewesen seyn. — Eine zweyte Probe; wobey, wie wir fürchten, Herr Ewald noch weniger zu seinem Vortheile erscheinen wird.

Von

Von den Empfindungen, welche der Anblick der Armuth erregt.

„In niederträchtigen Gemüthern, in Seelen, die das Verdienst und die Vorzüge nach „Titeln und großem Aufwand abmessen, erregt „der Anblick armer Menschen Verachtung, indeß „er menschlichere Herzen zu Mitleid und Erbarmen „rührt. Man hat schon oft manches zärtliche „Fräulein und süße Herrchen die Nase vor einem „armen alten Manne, der ein Allmosen suchte, zu„halten, die Augen mit Blicken und Mienen voll „Abscheu von ihm wegwenden, und mit verächt„lichen Reden und Ehrentiteln von Volk und Ge„sindel, abweisen sehen. Dergleichen Personen „pflegen auch schon solche Leute für verächtlich „und ihren Umgang für entehrend zu halten, die „zwar sich so viel erwerben, daß sie sich, wie man „sagt, ehrlich nähren können, aber auch weiter kei„nen Aufwand in Kleidern und Gastmalen zu ma„chen im Stande sind. Der ehrliche, rechtschaf„fene, brave Mann, wird keinen Menschen um „der Armuth willen verachten, er wird ihn be„dauren, ihm sein Mitleid, seine Hülfe schenken, „wenn er sieht, daß ihn Wahrheit und Menschen„liebe in einen so elenden Zustand gebracht ha„ben, und seine Armuth eine Folge der Unterdrü„ckung neidischer und feindseliger Menschen ist; „nur den Taugenichts, der sich selbst durch Ver„schwendung und Faulheit um sein Vermögen ge„bracht hat, und nun darbt, wird er um seiner „fortdauernden schlechten Gesinnungen willen ver„achten,

„achten, ihm seine Hülfe entziehen, wenn er, der „arbeiten könnte, bloß wegen der Bequemlichkeit „Almosen sucht, und seinen Hang zur Verschwen„dung dabey noch immer hegt und nährt; nur bey „einer verspürten Besserung“ — Doch genung! Hr. Ewald redet noch eine gute Weile in diesem Tone fort. Und auf dergleichen Tiraden stößt man nicht selten bis zur Ermüdung. So schreibt er z. B. S. 219. das ganze Verzeichniß der mancherley Gattungen, worunter Riedel die Wendungen des Witzes hat bringen wollen, der Länge nach ab; ob er gleich der Meynung ist, daß es überflüßig sey, dergleichen Verhältnisse auszugrübeln. Doch trift man auch auf Stellen, worinn der Vortrag weit angemessener und unterhaltender ist. Z. B. S. 252. macht er über die Schüchternheit der Stubengelehrten Anmerkungen, die sich ganz gut hören lassen. „Er fühlt sich,“ sagt er, von dem Stubengelehrten, „wenn er in die Häuser der Großen „geräth, in eine ihm ganz ungewohnte Sphäre „versetzt. Die kalten, ernsthaften Gesichter des „Kammerdieners und der Bedienten machen ihn „schon bedenklich, und ihm scheinet im Vorgemach „schon eine Luft zu wehen, die ihm den Athem be„nimmt.“ Gut! aber er erhält sich nicht lange in diesem Tone; folgen wir ihn ein paar Schritte weiter, so verfällt er wieder in den Kanzelton. „Nur der Weise, fährt er fort, der des Umgangs „mit der Welt gewohnt ist, sieht alles in dem rech„ten Lichte, und weiß die Farbe des Wunderba„ren und Ungewöhnlichen von der Oberfläche ab„zuwi-

„zuwischen. Nur dem Verdienste bezeiget er sei„ne Achtung und Zuneigung, dem Verdienste, „das voll edler Denkungsart, zum Besten der „Menschen zu wirken strebt, dessen Verstand und „Herz die gemeine Bahn verläßt, und sich vom „Boden auf in gereinigtere Sphären erhebt; alles „andere, prächtige Palläste u. s. w.“ — Ueberhaupt hat Hr. Ewald es bey Anlegung seines Plans darinn versehen, daß er ihn viel zu weit ausgedehnt hat; und bey der Ausführung sich seine Leser zu verschieden gedacht, als daß er ihr Interesse hätte vereinigen können.

Doch wir gehen zu den Stellen fort, worinn Hr. Ewald, seinem Versprechen gemäß, auf nachahmende Künstler und Schauspieler Rücksicht genommen, als dasjenige, was eigentlich diese Bibliothek zunächst angeht.

Die Rücksicht, welche Herr Ewald auf den nachahmenden Künstler und auf den Schauspieler insonderheit genommen hat, ist eine doppelte. Einmal dadurch, daß er von jedem Hauptcharakter nach einer herrschenden Empfindung, den innern und äußern Abriß giebt; eine Arbeit, die für den sich bildenden Virtuosen allerdings ihren Nutzen haben kann: und dann — giebt er auch gelegentlich positive Regeln, und macht über Fehler und Schönheiten der Kunstprodukte, über einzelne Stellen der Dichter, über dramatische Charaktere ꝛc. kritische Anmerkungen. Wir wollen den Werth oder Unwerth dieser Regeln und Bemerkungen vor der Hand an seinen Ort gestellt seyn lassen; was läßt sich

nicht

nicht im Allgemeinen loben oder tadeln? Wir kommen zu dem Besondern. S. 47 giebt Hr. Ewald, bey Gelegenheit des witzigen Charakters, eine kurze Geschichte des Harlekins. Sein Geschäfte, sagt er, wäre vor diesem gewesen, die Thorheiten und Schwachheiten des Menschen durch die Satyre eines ächten feinen Witzes lächerlich zu machen; aber die Zuschauer hätten den Zweck seiner Kunst verfehlt. Worauf denn Harlekin sein eigentliches Geschäft hintangesetzt hätte, und zum Possenreisser und Hanswurst herabgesunken wäre, welche ehrsame Profession er auch noch heut zu Tage, nur in der Bedientenliverey, forttreibe. — Wir wissen nicht, welche Epoche des Harlekins Herr Ewald bey dem unbestimmten, vor diesem, eigentlich gedacht wissen will? will er damit bis zum Ursprung der Comödie hinaufweisen, wo Harlekin noch glaubte, es sey ihm erlaubt, sich auf Unkosten des Individuums lustig zu machen, wo er sich nicht scheute, mit den weisesten und untadelhaftesten Männern seinen Unfug zu treiben? oder will er seine Genealogie von den Daven und Sosien anheben? so hat Harlekin damals, an seine große Absicht, durch die Satyre eines ächten feinen Witzes die Thorheiten der Menschen lächerlich zu machen, wohl nicht oft gedacht. Und in der folgenden Zeit, bis auf den Zeitpunkt, wo er sich, wie Herr Ewald will, in den Hanswurst verwandelt hat, eben so wenig. Herr Ewald verwechselt offenbar den Zweck der Comödie mit dem Zwecke des Harlekins. Harlekin ist immer nur der Possenreisser,

reisser, der Hanswurst seines Zeitalters gewesen. Nur war Harlekin schlau genug, sich jedesmal nach dem Tone seines Zeitalters zu richten. Und es ist ein neuer Beweis von dieser seiner Politik, wenn er heut zu Tage, wo man so streng in der Kritik der Kleidung und Moden ist, seine bunte Jacke einem aufgeklärten Publikum hat Preiß geben, und sich mit der Livercy des Bedienten behelfen wollen; auch ist er unstreitig in seinen Scherzen und Schwänken, wenigstens, wir wollen billig seyn, um ein Zehntheil seiner geworden, und er würde es noch mehr werden, wenn nur das Publikum, das nur noch neulich, als er einen Esel bey dem Schwanze queer über das Theater zog, mit Händen und Füßen applaudirte, — es ihm erlauben wollte. Denn wie gesagt, Harlekin muß immer den Mantel nach dem Winde hängen, denn sonst würde er seine wahre Absicht, zu belustigen, nicht erreichen können. Denn daß er wirklich keine andere Absicht, als diese hat, hat er erst vor einigen Jahren selbst*) mit der liebenswürdigsten Offenherzigkeit, und auf eine so angenehme und feine Art gestanden, daß man wohl sah, wie leicht es ihm fallen würde, in Gesellschaft feiner Leute, das artigste Geschöpf zu seyn.

S. 54. sagt Herr **Ewald**, von der Phantasie, „daß sie alsdenn erst recht in Thätigkeit zu gerathen pflegte, wenn die Empfindungen zu mächtig wer-

*) Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskkomischen, vom Herrn Justizrath Möser.

werden, den Damm des Herzens durchbrechen, und in den Kopf übertreten.“ Eine sehr richtige und nützliche Bemerkung! die nicht zu oft wiederholet werden kann; da wir alle Tage Beyspiele von der entgegengesetzten verkehrten Art der rührenden Begeisterung erleben.

Wenn Herr Ewald S. 78. von der Einbildungskraft sagt, daß sie unser Bewußtseyn oft dergestalt hintergehe, daß wir ein in der Einbildung genossenes Glück noch immer wirklich zu genießen glaubten; so ist diese Bemerkung zwar an sich ganz richtig, aber das Beyspiel, daß er zum Behuf derselben, aus Gerstenbergs Ugolino, von Gaddo anführt, der sich, nach dem Erwachen aus seinem Traume, wirklich gegessen zu haben einbildet, scheint uns nicht ganz zu passen. Denn Gaddo's Einbildung beruht zum Theil auf einem physischen Grunde, oder vielmehr, seine Einbildung ist nicht ganz Einbildung. Nämlich die Heftigkeit des Hungers ist nach dem Schlafe allezeit geringer; und um so feiner ist die Dichtung des Poeten, der sich dieses Nebenumstandes zur Verringerung der Unwahrscheinlichkeit jener Einbildung, die so physisch ist, bedienet hat.

Was Herr Ewald S. 81. über die Phantasie, als das große Werkzeug des Dichters und Schauspielers sagt, scheint uns so gemein und unbedeutend, als nur immer Dinge seyn können, die in Jedermanns Munde sind.

S. 129 u. f. w. berührt Hr. Ewald die Streitfrage, ob es erlaubt sey den körperlichen Schmerz

zur

zur Erregung des Mitleidens zu gebrauchen? Was er hier, über diesen Gegenstand, und am Ende des dritten Bandes über die körperlichen Schmerzen und ihren Ausdruck überhaupt beybringt, ist nicht übel bemerkt: ja vielleicht ist diese Erörterung der am meisten ausgearbeitete Theil seines ganzen Werks. Wir behalten uns vor, darüber in der Folge unsere Gedanken mitzutheilen.

S. 175 fg. handelt Hr. Ewald von der Taubheit und Blindheit, in wiefern der dramatische Dichter mit der Darstellung dieser Gebrechen einen komischen oder tragischen Zweck verbinden könne. „Taubheit, sagt Herr Ewald, hat an sich kein komisches Interesse; es müßte denn für den Pöbel seyn; aber verstellte Taubheit kann interessante Situationen veranlassen: (auch wirkliche Taubheit, als Veranlassung zu Situationen, kann interessant werden) es versteht sich, daß hier nicht von gänzlicher Taubheit die Rede ist. Im Trauerspiele stört die Taubheit allezeit das Interesse. Die wahre Blindheit aber, ist ein Gegenstand für das Dranta und Trauerspiel, weil das Gesicht der brauchbarste und nöthigste Sinn ist, mit dessen Verlust tausend der edelsten Vergnügen verloren gehen. Deswegen schickt er sich auch nicht ins Lustspiel.“ Lauter Regeln, über die sich das Genie mit leichter Mühe hinwegsetzt, die aber darum doch immer Regeln bleiben.

Herr Ewald hat es sich zum Gesetze gemacht, alles zu beschreiben, was nur beschreibbar ist, um den Schauspieler und Dichter dadurch bilden zu helfen. Er kann folglich auch nicht umhin, über die

die Vorstellungen der Blindheit dem Schauspieler Regeln zu geben. „Ist die Blindheit, sagt er, „eine vollkommne, oder ist die Person, wie man „sagt, stockblind, so hat sie von keiner Sache den „geringsten Schein, und ist in dem Zustande eines „sehenden Menschen, der sich an einem Orte be„findet, in welchen auch nicht der kleinste Strahl „des Tages hineindringen kann.“ (Kürzer: wer stockblind ist, kann nicht sehen) „Seine Schritte „sind sehr klein, der Fuß bleibt immer auf dem „Boden, und sucht und sichert, ehe sich der an„dere vorwärts beweget. Mit den Armen fühlt „er um sich, ob ihn Etwas in dem Weg — und was uns Hr. Ewald nicht noch alles saget, was jedes Kind weiß, so bald es nur die Augen zumacht.

Da der Gebrauch des Gesichts, merkt Hr. Ewald S. 181 noch an, bey einem sehend gewordenen Blinden, äußerst langsam von statten gehet, so würde der Dichter sehr fehlen, wenn er seinem Blinden, gleich nach der Genesung, den völligen Genuß des Gesichts verstatten wollte. — Welche seltsame Regeln! und wem sollen sie gelten? dem tragischen Dichter? wir möchten die Tragödie wohl kennen, in welcher die Blinden sehend würden; oder dem komischen? nur die verstellte Blindheit soll ja dem Lustspiele vorbehalten seyn? und warum sollte sich denn die verstellte Blindheit nicht geschwinder, als die wirkliche, verlieren dürfen? Der Dichter mache es damit, wie er's für gut befindet, an unsrer Täuschung ist nichts zu verderben; oder doch wohl nicht gar dem Historiendichter? dessen Blinde wir nur mit

der

der Phantasie sehen? — „Eine gleiche Behutsam„keit, fährt Herr Ewald fort, ist auch bey einem Tau„ben zu beobachten, der sein Gehör wieder erlangt: „die Analogie macht das schon begreiflich. Der „Taube würde von neuem und auf immer in den „vorigen Zustand zurückfallen, wenn man sein kaum „wieder erlangtes Gehör sogleich dem gewaltigen „Getöse eines Wasserfalls oder einer rauschenden „Symphonie aussetzen wollte. Die menschliche „Natur thut in keinem Stücke einen Sprung, son„dern schreitet stufenweise zur Vollkommenheit.“

Und welchem Dichter zu Nutz' und Frommen, könnten wir wieder fragen, ist diese Regel gegeben? wohl nur dem Dichter, der zugleich ein Arzt, oder taub ist. Und die letztern Worte? merkt man, auf wen diese eigentlich gehen? Vermuthlich will der V. bey dem Schlusse der Abhandlung, so wie etwa die alten Dichter beym Schlusse eines Aufzugs, noch eine gute Lehre mit auf den Weg geben; Gelegenheit zur Anwendung wird sich schon finden.

VI.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Leipzig. Da das gedruckte Verzeichniß der ansehnlichen dritten Kupferstichsammlung, deren Verkauf an die Meistbiethenden, auf Veranstaltung der Rostischen Kunsthandlung, den 17ten October seinen Anfang nimmt, schon in den Händen der Kauflustigen seyn wird, so wollen wir hier nur anmerken, daß man die Ursache der Terminsveränderung dieser jährlich festgesetzten Auction im Vorberichte dieses Verzeichnisses angezeigt findet. Auch ist darinne bereits die auf künftiges Jahr veranstaltete vierte Versteigerung angekündiget.

Sie wird entweder den 1ten Aug. 1786, oder nach der Michaelismesse, am ersten der Zahlwoche folgenden Montage gehalten werden.

Diese dießjährige Auction soll entscheiden, welcher von beyden Terminen dem Vortheile der Interessenten und den Wünschen der Kunstfreunde am angemessensten seyn wird, wovon das Publikum zu gehöriger Zeit benachrichtiget werden soll.

Keine neugierige Beschauer, wohl aber einheimische und fremde Käufer können die Sachen, während der Messe, täglich in den Nachmittagsstunden, von 2 bis 4 Uhr, selbst oder durch ihre zur Messe kommende Freunde und Agenten in Augenschein nehmen lassen. Und es ist sehr billig, daß, beym Anerbieten dieser vortheilhaften Bequemlichkeit,

keit, alles unabsichtliche Vorzeigen verbeten, und nur denen zugestanden wird, welchen, sogleich bey der Durchsicht, ihre Aufträge mit Unterzeichnung ihres Namens in die Rostische Kunsthandlung einzureichen beliebt.

Die Nummern der Kupferstiche steigen auf 2728, der Handzeichnungen auf 46, der Gemälde auf 112, der verschiedenen andern Kunstsachen auf 33, der Kunstbücher und Kupferwerke auf 264.

Am Schlusse des Vorberichts werden die Kunstsammlungsbesitzer, welche Beyträge thun wollen, besonders ersucht: in Zeiten Nachricht davon zu geben, und es sey, daß die Auction zu Anfange des Augusts oder nach der Michaelismesse vor sich gehe, die zum Verkaufe bestimmten Kupferstiche, Zeichnungen, Gemälde, Bücher oder andere Kunstsachen, vor Ende des Januars einzusenden.

Sollten Besitzer ansehnlicher Sammlungen von Kupferstichen, Kunstbüchern, Kupferwerken etwa wünschen, durch diesen vortheilhaften Weg, und unter allen diesen Bedingungen, welche in der, am Ende dieses Verzeichnisses stehenden Ankündigung enthalten sind, ihre Sammlung zu verkaufen: so übernimmt Herr Rost zu allen Zeiten den Auftrag mit eben dem Eifer, womit er gegenwärtige Sache betreibt. Und sollte ja eine solche Sammlung für seine jährlich festgesetzte Auction zu stark ausfallen: so würde er ein besonderes Kunstverzeichniß darüber verfertigen, und 2 bis 3 Monat, von der Ausgabe des Verzeichnisses an gerechnet, den öffentlichen Ver-

kauf festsetzen; so daß beyde Absichten ununterbrochen mit Vortheile erreicht werden können.

Ebendas. Von den in Menge vorgelegten Beweisen des Fleißes der Kunststudierenden, hat die Churfürstliche Akademie der Künste zu Leipzig an die zu Dresden 70 Werke zur dießjährigen Ausstellung, als einen Beytrag, eingesandt. Wir versuchen, einen Theil der Liebhaber, welche sie nicht alle zu sehen Gelegenheit hatten, durch eine bloß historische Anzeige davon zu vergnügen.

Neun Lehrer und Mitglieder der Akademie hatten ihren Scholaren selbst, durch Voranlegung eigener Werke, edle Beyspiele gegeben, und die übrigen ihren anhaltenden Eifer im Unterrichte, aus den gelungenen Fleißesproben ihrer Untergebenen ermessen lassen. Wir wollen nicht alle, nur einige ihrer und anderer geübten Meister Werke, ohne Ordnung, so, wie wir uns ihrer erinnern, nennen; aber fast alle Namen hofnungsvoller Schalaren lieber hier noch verschweigen, da so manche dergleichen allzufrühe Bekanntmachung zweckwidrige Folgen hatte.

Alle Dilettanten, deren sonst nicht wenige sich rühmlich in der Reihe der Kunststudierenden zeigten, haben sich dießmal gänzlich von der Ausstellung zurückgezogen. Vielleicht sind sie, wie viele geschickte Pariser Artisten, bey der letztern Ausstellung auf dem Louvre, aus falscher Empfindlichkeit

lichkeit gegen eine unschädliche Tadelsucht, zurückgeblieben, oder verließen wohl gar, aus übertriebener Bescheidenheit, eine sonst so oft mit Beyfall betretene Stelle, welche wir sie in der Folge getrost wieder einzunehmen bitten. Auch waren dießmal keine Akte zu sehen, aber desto mehr Köpfe nach dem Runden, und Zeichnungen nach ganzen Compositionen. Besonders hatten die Lavierpinsel der Landschafter — jeder in seiner Art — sich rühmlich ausgezeichnet.

Ein ziemlich großes Oelgemälde zog uns vor andern auf ein seltenes Spiel der Natur: keinen erdichteten, auch keinen dem Gedächtnisse anvertrauten und daraus zur Darstellung entlehnten Gegenstand, sondern einen von denen, die Hr. Mechau zu Tivoli selbst sah, und auf der Stelle entwarf. Man sieht, durch die Dunkelheit einer weiten Höhle, in eine helle Kluft, wo ein herabfallender Wasserstrom sich in ein beschäumtes Becken wirft, darinne er anhaltend wühlt und aufgelöst wird. Der Wiederschein des aus der Höhlenwölbung rückfallenden Lichtes giebt dem stürzenden Wasserstrahle das Ansehen des glühenden Metalles, und der in seiner Umdünstung entstehende Regenbogen läßt seine sanften Farben, durch aufschwebende Regenwolken, über ihm hinspielen. Weil das Auge nicht durch Nebendinge vom Hauptgegenstande abgezogen werden sollte, ist der ganze Raum, bis auf eine in der Mitte ruhende Gruppe einer Fischerfamilie, leer gelassen, und dennoch damit nicht unin-

teressant geblieben. Auf die geschmackvolle Anwendung dieses von so vielen Landschaftern vernachläßigten Mittels ihrer Werke zu beseelen, hat Herr Mechau, an den höhern Styl der Landschaft gewöhnt, auch in niedern Gegenständen schicklich, so wie hier beym Anblicke der gewaltsam wirkenden Natur, Bedacht genommen, uns aber öfter überzeugt, daß er, vor andern mit mythologischer Staffirung, worinne er besonders glänzt, lehrreich zu vergnügen wisse.

Nach Cignani's Venus und Amor, diesem Lieblingsgemälde aller Artisten, das von Oel- und Miniaturmalern, Zeichnern und Bildhauern so oft copiert, vor allem aber, durch Bausens vortreffliches Kupferblatt, allen Kennern und Sammlern bekannt worden, hat sich itzt Herr Wiegand, in der Größe des Originals, geübt. Das Vorbild hat manche unnachahmliche Schönheit! So ist, zum Beyspiele, zu bezweifeln, ob dem Meister selbst der vielbedeutende Blick der im Dunkeln ruhig brennenden Augen, welche er seiner Liebesgöttin, wahrscheinlich durch ein glückliches Ungefähr, gab, zum zweytenmale gelungen wäre! Alle, die vorhin noch diesem Cignani studirten, haben ihn nie im Zeichnen, worinne er kein Muster war, aber im blühenden Colorit, zu erreichen, besonders die Gewalt seines warmen Carnationspinsels zu gewinnen gesucht. Wenn auch Hr. Wiegand diese Absicht hatte, so traf er gewiß eine sehr glückliche Wahl! In mehrerer Rücksicht verdiente auch ein 5 Zoll hohes, 4 Zoll breei-

breites Miniaturgemälde von ihm, die ganze Figur der Leda mit dem Schwane, nach Oeser, bemerkt zu werden.

Herr Wiese hatte Greuze's schon durch so manche Copie bekannten reizenden Mädchenkopf, an den uns eines der neuesten Blätter des Herrn Bause wieder erinnern wird, pastelliert. Die Befolgung des Entschlußes, einen so kräftigen Entwurf des Oelpinsels in trockenen Farben auszuführen, ist löblich, und erfodert eine geübtere Hand, als es zu getreuer Copierung dessen bedarf, was Rosalba und Mengs, in gleicher Manier, deutlich vorgeschrieben.

Der Bildhauer, Herr Schlegel, unter dessen Werken sich, der größere Medaillon, ein mit Aehren geschmückter und überschleyerter Kopf der Ceres, auszeichnete, hat oft den Schwierigkeiten Troz geboten, welche überwunden werden müssen, wenn man, wie er, dergleichen aus Gemmen entlehnte Gegenstände von ihrer ursprünglichen Verjüngung, mit dem im Kleinen sichtbaren großen Geiste des Autors zur Naturgröße zurückbringen will. Diesem vollen Maaße der Natur nahe, hat der unermüdete Meister sein Werk, in reinem, erbsfärbigen Marmor von ungemeiner Härte, mit bewundernswürdigem, fast übertriebenem Fleiße, ausgeführt.

Aus der Menge der kleinen Kupferstecherarbeiten ließ sich wieder, wie immer, das wachsende Be-

dürfniß der Hauptstadt des deutschen Buchhandels ermessen. Man wendet sich aber nie von ihnen auf die Werke der höhern Meister, ohne den Wunsch: daß die Befriedigung des Nahrungstriebes nicht so manche gute Hand, welche, zum Nacheifer jener größern Muster, Liebe und Fähigkeit äußert, die Kunst als Gewerbe zu betreiben, genöthiget seyn möchte! Gern zeigen wir, mit den vorglänzendsten Kupferstecherwerken zugleich, das neueste Blatt eines unserer auswärtigen Mitglieder, des Herrn Wille in Paris an, das, unserer Lage nach, unter den Churfürstlichen Akademien, der unsrigen zuerst bekannt wurde.

Der gefällige Wille, der das Haupt so hoch unter den Portraitstechern erhebt, und eben so sehr bewundert ward, wenn ihm bald die ängstlichste Schilderung häuslicher Niederländerinnen eines Dow oder Mieris, bald die kräftiger behandelten Heldenscenen eines Netscher oder Battoni, troz der großen Verschiedenheit ihrer Manieren, aus dem Gemälde ins Kupfer zu versezen beliebte, ist schon öfters, mit Verleugnung alles Stolzes, gegen den herrschenden Geschmack der Nation, unter der er lebt, nachgiebig gewesen, und hat auch izt wieder eine Modemalerey seines geschickten Sohnes durch den Grabstichel verewiget. Dieses Blatt, les soins maternelles genannt, eine sizende Mutter, im Begriff, den Hut auf dem Kopfe des neben ihr stehenden Kindes mit Bande zu schmücken, ist der Compagnon des bekannten ältern Blattes, les delices maternelles. In beyden sieht man mit

Ver-

Vergnügen, die vom hochangewachsenen Alter ungeschwächte Hand des Meisters, und bewundert noch die Kraft und Festigkeit seines Grabstichels, wodurch die Werke seiner blühenden Jahre so beliebt bleiben.

Von Herrn Bause sahe man das vorm Jahre im Probedrucke gezeigte Portrait, des Greises Bodmer, vollendet, und das neuere eines unseres allgemein geschätzten Mitbürgers, des geselligen, edelmüthigen und wohlthätigen Kaufmannes, Quandt, ausgestellt; ein Blatt, das nicht, wie jenes und die folgenden, verkauft, sondern von der Familie des Verstorbenen, als dessen Denkmal, vertheilt wird. Daneben stund der Kopf eines reizenden Mädchens in Röthelmanier, nach Greuze; No. 611 der Winklerischen Sammlung: eine blühende Schönheit, die uns, wie wir erwähnten, Hr. Wiese zugleich in Pastell zeigte, und von welcher der Beschreiber jener Sammlung S. 248 sagt: „Unschuld wohnt auf ihrer Stirne, edle Einfalt vermischt sich, mit sanfter Freude, auf ihren blühenden Wangen, Anmuth lächelt um ihren offnen Mund, und sprechende Blicke strahlen aus ihren Augen. —“ Endlich fand man auch des Ritter Reynolds längst geäußerten Wunsch, eines seiner Gemälde von unserm Bause gestochen zu sehen, erfüllt. Nach kurzer Erklärung über des beliebten Engländers Verdienste und über die Behandlung dieses seines zum Stechen eingesandten Originals, sagten wir, in unserm 30sten Bande, S. 134, davon; „Es ist ein hübsches junges Mädchen, fast

in ganzer Figur, einer steinernen Brüstung, mit darüber hingeschmiegtem Oberleibe, zur Seite sitzend. Den Kopf auf beyde über einander geschlagene Arme gesenkt, denkt die kleine Lose, mit schadenfroher Mine, einem, dem kindischen Muthwillen verzeihlichen Streiche nach, den sie irgend heimlich verübte, und still lachend seine Folgen erlauscht.“ Das französische Mädchen ist im Kupferstiche Serena, und das englische la petite Rusée genannt.

Noch befand sich bey diesen Meisterstücken das Portrait des Herrn D. Herz, nach Chodowiecky, von Gregory, einem jungen Manne, gestochen, welcher bereits durch seine ersten Versuche in Dresden empfohlen, nun hier unter Herrn Bausens Leitung studiert. Er ist durch eine Belohnung zu anhaltendem Fleiße aufgemuntert worden.

Herr Geyser hatte seinen nach Oesers, Mechaus und Schurichts Entwürfen ausgeführten Vignetten, M. Gesners radirtes Portrait, vermuthlich nach Tischbein, und eine für Hirschfelds Theorie der Gartenkunst bestimmte Copie einer von Woollett radirten Zeichnung Hannon's beygelegt. Diese Parthie aus Dashwood's Garten, in der Grafschaft Burk's, mit der Insel und Brücke, ist, wie es scheint, so sehr beliebt, daß man sie an mehrern Orten, und selbst hier zu Leipzig zweymal, verschieden, aber dennoch beyde ihr sehr ähnlich, eine in Triers, die andre in Löhrs Garten findet: so daß man sie nicht aus der Ferne hätte holen dürfen, sondern in der Nähe aus der Natur nehmen können.

Da

Da uns aber nur das Blatt, nicht der Theil des Werkes, zu dem es gehört, bekannt ist, bemerken wir dieses, ohne die bessern Gründe der Wahl des Verfassers im geringsten zu bezweifeln. Wem daran gelegen ist zu wissen, welche von diesen Anlagen, außer der Löhrischen, welches die jüngste ist, das Muster der andern gewesen seyn könnte, mag sich erkundigen, ob die englische an Alter die fast vierzigjährige Trierische übersteigt.

Mademoiselle Juliane Bause, des Herrn Bause jüngere Tochter, gab von ihrer wachsenden Stärke in Nachahmung lavierter Landschaften und jeder Art, neue Proben. Sie hatte sich vormals Zingg, Bach und ihren Lehrer Mechau; nun aber Ruisdael und Doomer zu Mustern genommen, und immer Geist und Manier jedes Vorbildes gefaßt, und bis zur Täuschung ausgedrückt. Wir bemerken dieses bloß mit dem dadurch erregten Verlangen nach der Mittheilung der Zeugen ihrer glücklichen Talente zur Nachahmung der Natur! Ausserdem würde das billigste Lob ihre Bescheidenheit beleidigen, welche so vielen Jünglingen zu empfehlen wäre. Darum schweigen wir auch noch von manchen vielversprechenden Versuchen einiger angehenden Nachzeichner und Kupferstecher.

Unter den Originalzeichnern stunden die Herren Lenz, Stein, Richter, Reinhart, Nathe und Oeser der jüngere voran.

Durch den in der reichen Composition einer colorirten Zeichnung von zwanzig Figuren vor der Ehebrecherinn und ihren Anklägern mit dem Finger

auf

auf die Erde schreibenden Christus, erinnert uns Hr. Lenz an Dichtungs- und Behandlungsart seines zu früh gestorbenen Lehrers, des nie genug nach Würden geschätzten Karl Hütin. Möchte Deutschland die Verdienste der wenigen nicht verkennen, bey welchen der geschwächte Geist der leider immer mehr absterbenden Schule Frankreichs noch zu verweilen scheint! Hütins Stelle vertritt nun sein nachgelassener Freund, der Herr Director Oeser, beym verwaisten Scholaren, welcher, vom neuen Führer geleitet, die Anwendung der besten Mittel zur Befestigung des Nachruhms seines ersten Pflegers sich ernstlich angelegen seyn läßt. Noch wird die Asche eines treuen Lehrers verehrungswürdiger, je später sich sein Geist in den Werken seiner selbst gebildeten Nacheiferer erhält.

Dieser Composition eines höhern Gegenstandes hatte Herr Richter ein paar aus dem niedern Leben: arbeitende Packer und Aufläder, entgegen gesetzt. Sie sind mit malerischer Leichtigkeit, und ganz der Absicht gemäß, in der beliebten Manier des Leprince entworfen. Dergleichen gemeine Volksscenen, welche schon in der Natur durch das Gemisch der Trachten aller auf den Leipziger Messen zusammentreffenden Nationen mannichfaltige Bilder veranlassen, würde Stoff zu einer angenehmen Folge von Kupferstichen geben, worauf Herr Richter vielleicht Bedacht genommen, und mit diesen Blättern den Anfang dazu gemacht hat.

Herr Stein hatte aus den Ruinen der unglücklichen Stadt Gera eine noch übrige Parthie

des

des alten Schlosses, so wie er es, durch die Wuth der Flammen entstellt, selbst vor sich gesehen, mit schwarzer Kreide aufgenommen, und daran gezeigt, wie man, mit verständiger Abänderung und schicklich zugeordneter Staffirung, den traurigsten Gegenstand malerisch schön darstellen könne.

Wer erfreulichere Anblicke zu haben verlangte, dem eröfnete Herr Reinhart anziehende Aussichten in romantische Gegenden, die er selbst dichtete; Herr Nathe auf Gebürge der Schweiz, die er vorm Jahre bereiste, und Herr Oeser in vaterländische Gefilde, die er im Plauenschen Grunde vor sich sah, wo er noch immer von Zeit zu Zeit die Natur in ihrer glücklichen Einfalt belauscht. Die Zusammenkunft dieser Pinselzeichnungen, gleichen Innhalts, aber wesentlicher Verschiedenheit, läßt Verabredung vermuthen; wir wissen aber, daß sie ein bloßes Ungefähr zusammen brachte.

Herr Reinhart fühlte sich geschickt, die Wege zu betreten, auf welchen ihm Poussin voran gieng, scheint aber doch, mit Verleugnung seiner Talente und Neigung, bey Erwägung der in unsern Tagen sich ereigneten Sparsamkeit der Regenten und Vermögensverminderung der Kirchen, von einer Bahn zurückgescheucht zu seyn, auf welcher sonst der Geschichtsmaler vorzügliche Belohnung und ruhiges Alter zu erwarten hatte. Eben so mögen seine beyden Miteiferer gedacht, und mit ihm gleichen Entschluß, zum Vortheile der herrschenden Liebe für die Landschaftsmalerey, genommen

nommen haben. Der Pinsel des Herrn Nathe milderte die harten Contraste der zwischen blühenden Hügeln aufsteigenden Eisfelsen: so, daß die rauhe Natur, durch ihre Darstellung in verschönerter Aehnlichkeit, gewann; als habe er, den treu geschilderten Wahrheiten des Herrn Oeser zur Seite, dem zweifelnden Auge eine von aller Vorliebe freye Wahl, zwischen den, oft mehr der Seltenheit als der Schönheit wegen bewunderten Naturerscheinungen der Schweiz und Sachsens lachenden Gefilden des Wohlstandes, erschweren wollen.

Von diesen größern Schauplätzen zog uns Herr Capieux auf eine Menge einzelne Wunder der Schöpfung in erklärenden Blättern, die, für Werke der Naturkunde bestimmt, von ihm in Kupfer vorgerissen, und mit dem Pinsel aufs fleißigste ausgeführt waren. Seitdem, unter den neuern deutschen Naturalienzeichnern, er es sich ernstlich angelegen seyn ließ, den Verlust eines Regenfußes, Seeligmanns und Rößels zu ersetzen, schien es auch, daß er nicht nur mit Ehren in ihre Reihe zu treten, sondern ihre verschiedenen Talente in sich zu vereinigen trachten wolle. Diesen so löblichen Vorsatz möchte wohl jeder, dem Nadel und Pinsel auch noch so getreu zu Gebote stehen, vergeblich fassen, wenn er nicht, wie Herr Capieux, das Naturstudium selbst mit Eifer betreibt, und eigene Beobachtungen, als Schriftsteller und Zeichner zugleich, gemeinnützig werden lassen kann. Dem allgemeinen Mangel an Meistern der Art, wäre nun unter uns abgeholfen, und ämsige Naturforscher zur Nach-

ahmung

ahmung aufgerufen. Noch dachten vielleicht zu wenige dem beträchtlichen Nutzen dieses Kunststudiums nach, oder hielten es, bey Erwägung des dazu erforderlichen Zeitaufwandes und anhaltenden Fleisses, nicht für genug belohnend!

Desto mehr Lehrbegierige drängten sich dagegen in die Schule der fast jedem Gewerbe unentbehrlichen Baukunst. Wie vielen Einfluß hatte nicht bisher der thätige Eifer unserer Architekten auf die Bildung geschickter Handwerker, besonders auf Eisen- Stein- und Holzarbeiter! Ihre Lehrlinge, mit den Kunstbeflissenen zugleich geleitet, hatten theils wohlgerathne Uebungen nach großen Vorzeichnungen, theils kleine Aufsätze eigener Gedanken, nicht nur zu Papiere gebracht, sondern auch in Modellen aufgestellt.

Unter den Lehrern, von welchen sich die Herren Habersang und Chryselius, durch die mannichfaltig sichtbaren Fleißproben ihrer Scholaren, belohnt sahen, trat Herr Dauthe den seinigen mit dem Grund- und Aufrisse einer Idee zu einem lustfestlichen Gebäude voran. Auch ohne Erinnerung an die höchste Namensfeyer war die Beziehung der Gedanken dem Auge so deutlich angegeben, daß es weiter keiner Erklärung bedurfte. Die Bildsäule des Churfürsten, so wie sie von Oesern auf der Esplanade zu Leipzig errichtet ist, steht mitten in einem runden korinthisch geordneten Gebäude, das von einem breitern Unterbaue getragen wird. An dem Gebäude und drum her sind die Statüen der Tugenden aufgestellt, die der Churfürst schützt und be-

lohnt. Ueber seinem Haupte sieht man den Kopf der Weisheit, als Medaillon, an die Kuppel der Decke geheftet. Zu oberst steht der beflügelte Ruhm, mit den Posaunen der Zeit und Ewigkeit. Zwischen den Treppen, die vom ersten Grunde zum andern, von beyden Seiten herauf, zur Statüe führen, stehen gerade unter ihr die Worte: IMMERITO MORI; Worte, welche in allen Staaten des geliebtesten und liebenswürdigsten Fürsten einmüthig nachgesprochen werden.

Es war wohl nie zu bezweifeln, daß die Einwirkung des Fleißes unserer Akademien aufs Publikum merklicher werden würde, je eifriger sie sich die Erfüllung der preiswürdigen Absicht ihres durchlauchtigsten Beschützers angelegen seyn ließen.

Bey geflissentlicher Vermeidung alles Lobes und Tadels erlauben wir uns bloß die Bemerkung zu äußern: daß die glücklichen Folgen einer vieljährigen Erfahrung uns lehrte, wie die Kunst — ihre Schule sey auch von welchem Umfange sie wolle — nur in solchen Staaten am meisten Nutzen schaffen könne, wo es weder an Naturprodukten und Fabriken, noch, zu deren Anwendung und Vervollkommnung, an gelehrigen Köpfen und willigen Händen fehlt; wo alle Künste bey reichen, ohne Einschränkung gesammleten Vorräthen ihrer besten Muster alter und neuerer Zeit, sich des Vortheils zu erfreuen haben, mit allen Wissenschaften zugleich gelehrt zu werden; und wo es endlich dem Lande nicht an blühendem Handel und Gewerbe mangelt, als welche den Artisten zum Vortheile ihrer Werke

unentbehrlich und für sie die besten Mittel sin bekannt zu werden, sich zu erheben und selbst zu belohnen.

Ebend. Das Monument der Königin Mathilde von Dänemark, welches die Cellischen Landstände der Schwester ihres geliebten Landesherrn, in dem sogenannten französischen Garten zu Celle, errichten zu lassen veranstalteten, ist schon seit einem Jahre dort aufgestellt zu sehen.

Die Gothaer gelehrten Zeitungen enthalten bereits eine sehr getreue Nachricht davon *), und wir wiederholen sie, wegen einer sehr falschen Vorstellung, die Herr Willebrand davon gegeben **).

„Man sieht" sagt er „auf einem ansehnli„chen Postamente, einen Aschenkrug: daran hängt „eine länglich runde Medaille, darauf, in halb er„hobner Arbeit, das wohlgetroffene Bildniß der „Prinzessin zu sehen ist. Diese Vase wird von „einem Genius mit Blumen bestreuet, indem die „Leutseligkeit die Urne mit Palmen bedeckt, und „die Geschichte, an der andern Seite stehend, ei„nem auf dem Arme haltenden Kinde den Aschen„krug zeigt."

War wohl einem Oeser eine so geistlose Arbeit, als diese durchaus irre führende Beschreibung vermuthen läßt, zuzutrauen?

*) S. das vorjährige 69te Stück.

**) S. Willebrands Nachrichten von einer Karlsbader Brunnenreise S. 106.

Ein ähnliches, wo nicht schlimmeres Schicksal hatten die drey Deckengemälde des großen Musiksaales *).

Es ist kein Mangel an Beyspielen von Verunstaltung großer Originalwerke durch Mißkenntniß und Schwäche ihrer Copisten und Uebersetzer; aber hier zeichnet sich einer vor allen aus. Denn ehe wir unsern Lesern die aus dem Munde des Erfinders selbst genommene Erklärung dieser Gemälde im 27ten Bande, vorlegen konnten, fielen sie schon in die Hände eines Beschreibers, welcher nicht nur weder Idee noch Anordnung fassen konnte, sondern etwas zu sehen glaubte, das dem Autor nie in Sinn gekommen war, ja sogar den Schluß des Gedichts für den Anfang, den ersten Theil für den andern, und den andern für den dritten hielt; welches ihm doch nicht widerfahren konnte, wenn er nur wenigstens den Standpunkt zu finden, und den ihm darauf hinweisenden Wink aller Ansichten der gemalten Architektur genützt hätte. Ueberdieß hätte ihm auch die geringste Bekanntschaft mit der moralischen Dichtungsart die Stelle des Anfangs nicht zu verfehlen erlaubt.

Zwar hat das deutsche Museum **) eine warnende Anzeige gethan, welche aber vom Sammler der Miscellanien artistischen Innhalts, und vielleicht von mehrern, übersehen worden.

Zu

*) In den neuen Miscellanien histor. polit. moral. auch sonst verschiedenen Innhalts.

**) S. May 1784. S. 420.

Zu wünschen wäre, daß wir für dergleichen Mißleitung durch die Aufmerksamkeit der Meister selbst früh genug gesichert werden könnten? Hat der Schriftsteller das Recht, des Uebersetzers Verunstaltung seiner Werke zu ahnden, so ist es wenigstens des Künstlers Pflicht, das Publikum vor den falschen Auslegern der seinigen zu warnen.

Mathildens Monument ward nach dem Modelle unsers Oeser in Sächsischem Marmor ausgeführt, und ehrt seinen rühmlichst bekannten Erfinder, dessen Name keines Lobes bedarf. Die herrschenden Figuren seiner Composition sind Wahrheit und Liebe. Die obere der Wahrheit, und eines stehenden Kindes, hatte er Herrn Unger, und die der Liebe mit ihrem Säuglinge Herrn Döll, Männern von geprüfter Geschicklichkeit, zur Ausführung anvertraut.

Schon vor zwey Jahren war das Werk seiner Vollendung so nahe, daß bereits seine theilweise Versendung nach Celle ihren Anfang nahm; worauf die größern Figuren der Hand des Meisters ein Jahr später entlassen wurden, und die ihnen aus Sachsen an den Ort ihrer Bestimmung nachfolgenden Bildhauer, seit vorjährigem Julius, sich vier Monat lang mit Aufstellen beschäftigten.

Da diese Monumentserrichtung keinen andern Zweck, als diesen hatte: die Nachkommenschaft an die Liebe und Verehrung, welche sich diese Prinzessin durch Güte und Leutseligkeit allenthalben erwarb, zu erinnern, so ließ der dichtende Künstler im Marmor die Wahrheit selbst Zeuge

davon seyn, und überließ, zu Vermeidung der den Dichtern und Künstlern gewöhnlichen Ueberspannung des Lobes ihrer Helden, ihr allein die Bestimmung und Belohnung des Charakters und der Verdienste der Verstorbenen.

„Die Wahrheit krönt den Aschenkrug der „Königinn, im Angesichte der Liebe des Volks, „welche, mit ihrer Nachkommenschaft, herzutritt, „das Bildniß der Verewigten an der Urne zu „küssen.“

Diese Idee ist in einer Piramidalgruppe ausgedruckt.

Ein rundes um und um mit Stufen unterlegtes altarförmiges Piedestall, an dem die Inschrift, auf einem mit Kron und Hermelingewande geschmücktem Schilde sich befindet, trägt die Urne, zu welcher sich die Wahrheit, im Schooße einer Wolke, herabgelassen hat.

Aus der Mitte ihrer Brust beginnt ein nur in der Nähe zu bemerkender Sonnenkreis zu entbremen, welcher, sanftwallend mit ihr, stärker durchzubrechen, und sich weiter zu verbreiten scheint.

Daß die Liebe, welche hier wie gewöhnlich in Gestalt einer Mutter mit ihren Kindern hinzutritt, die Liebe der traurenden Provinz sey, wird durch ihr zu Füßen liegendes Wappenschild kenntlicher.

Sie trägt einen erwachenden Säugling im Arme zur Urne, beut, in bescheidener Entfernung, dem Bildnisse, mit sanft schwellendem Munde, den Kuß treuester Verehrung, und ihr heranwachsendes

sendes Kind streut neben ihr mit voller Hand der Asche seiner Fürstin Rosen, die es ins leichte Gewand sammlete.

Das schöne mit langen leichten Locken umschlossene Haupt der in edelster Lage, mit Palmen im Schooße, sitzenden Wahrheit, neigt sich seinen Händen zu, welche, zu Kennzeichen des Sieges und der Verewigung gewundene Lorbeern und Schlangenkronen, zwischen den Palmen des Ruhmes, auf der Urne in einander zu ordnen beschäftiget sind.

Ein reizendes edles Lächeln verräth dieser Tochter des Himmels still entfallenen Blick auf Mutter und Kind, und stärkt den Ausdruck ihres Wohlgefallens an so thätigen Beweisen der Liebe des Volkes.

Aber nichts entgeht daneben ihrer allenthalben wirksamen Wachsamkeit. Denn jenseit ihres Antlitzes findet der, welcher, ihrem Auge entwichen, hinter sie tritt, auf dem Saume des, ihr im Rücken heranwallenden Gewölkes den Doppelspiegel der Selbsterkenntniß.

Kennern wird es unangenehm seyn das Monument nicht in der Mitte einer Esplanade zu finden, für die es bestimmt ist.

Das Originalmodel ist um eine Figur reicher. Dort hält ein, der Wahrheit im Rücken sitzendes Kind, dem, der sich hinter ihr verbergen will, den Spiegel vor. Daran sieht man, unangelockt durch irgend einen prahlerischen Wink, wie der Geist des Dichters der Würde des Gegenstan-

des getreu, im Ausdruck hoher Einfalt, in Wahl der Theile, in geschmackvoller und leichter Verbindung des Ganzen, allemal vorwirkt; und wie, bey Componirung der Gruppe, für ihre Wirkung an einer freyen Stelle, auf jeden im verhältnißmäßigen Gesichtskreise willkührlich gefaßten Standpunkt sorgfältig Bedacht genommen ist. Denn die Kunst fesselt die Blicke von jedem Punkte aus an ihr gefälliges Bild, durch die anziehende Kraft seiner feyerlichen Stille, welche die sanften und frommen Handlungen der Wahrheit und Liebe weder stören noch vermindern.

Dresden. Von denen im letztern Bande unserer Bibliothek angekündigten Oeuvres d'Architecture des Hrn. Weinligs in Dresden, ist nunmehro die erste Lage, in 4 Blatt zum Vorschein gekommen, und es ist kein Zweifel, daß sie die Erwartung aller Kenner des Geschmacks befriedigen und auf die Folge äußerst aufmerksam machen wird. Sie enthält die Vorstellung zu Verzierungen eines Zimmers in antikem Geschmacke: d. i. 1) das Deckenstück, 2) die Wände, 3) den Ofen, und 4) einen Schreibetisch. Das erste stellt eine Figur in Oval mit herumlaufenden Arabesken; und die Seitenwand 3 Figuren in Nischen, mit dergleichen Ausfüllungen vor: sie sind auf das fleißigste mit bunten Farben ausgemalt, thun eine angenehme Wirkung aufs Auge, und bringen denen, die in Italien die schätzbaren Ruinen alter Zimmer gesehen haben, dieselben aufs lebhafteste ins Gedächtniß.

niß. Nach dem Plane des Herrn Verfassers werden noch 2 Zimmer von 8 Blatt zu diesem Abschnitte folgen, mithin jeder 3 Lagen enthalten. Damit jedem Käufer frey stehe, in der fortgehenden Pränumeration aufzuhören, so wird er darauf bedacht seyn, daß jedes Buch oder jeder Abschnitt zu 12 Blatt, ein Werk für sich ausmachet, und von den übrigen trennbar sey. Jedem dieser Abschnitte werden ein oder mehrere Blätter Text zur Erläuterung, oder vielmehr zu einer Rechtfertigung seiner Behandlungsart, folgen.

Der künftig zu erscheinende zweyte Heft, wird vielleicht vor dem ersten deswegen vollständig erscheinen, weil sein Entwurf bereits durch die Ausführung gekrönet ist, indem wir hören, daß er die Seitenwände eines Saals enthalten wird, die er für den Prinzen Maximilian in Dresden angegeben, so wie die folgenden Blätter desselben Heftes die Abbildungen eines andern, für diesen Prinzen entworfenen und auch bereits ausgeführten Zimmers darstellen werden. Wer die Verdienste des Herrn Verf. in Kenntnissen der Alterthümer und der schönen Architektur aus seinen Beschreibungen von Rom mit Zeichnungen nach Piranese kennet, wird diesem Unternehmen, das gewiß Deutschland zur Ehre gereichet, einen langen Fortgang wünschen, und es auf alle Weise unterstützen.

Ebendas. Hier ist vor kurzem der verdienstvolle Künstler, Herr Professor Lippert, in einem hohen Alter mit Tode abgegangen. Im nächsten Stücke ein Mehreres von diesem würdigen Manne!

Augsburg. Von daher haben wir wieder die sechste Nachricht an das Augsburgische Publikum von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlichen Austheilung der Preise bey der alten Stadtakademie, und der mit derselben, zur Ermunterung der Künste verbundenen Gesellschaft, nebst der bey dieser öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede, auf 2 Bogen erhalten. In dieser zeigt der Verf. auf eine einleuchtende Art, daß jungen Künstlern, um zu einer richtigen Theorie in ihrer Kunst zu gelangen, eine Einsammlung wahrer Begriffe, und richtige Vergleichung derselben, die eigentlichen Erfoderniße des Studiums der Kunst sind, und weiset ihnen hiezu die Quellen in denen in die Kunst einschlagenden klassischen Schriften, und in den Werken großer Meister selbst an. Die Anzeige der, von Künstlern zur Ehre, und von Kunstliebenden, zu Gewinnung eines Prämiums eingelieferten und ausgestellten Kunstarbeiten und Versuche in jeder Gattung, sind ziemlich zahlreich. Sie entschuldigen sich in einer Anmerkung, wenn unter den von Künstlern ausgestellten Arbeiten einige mittelmäßige, oder wohl schlechte gefunden werden sollten. Wir würden aber dießfalls jeden Vorwurf für sehr ungegründet halten: denn Schüler können nicht Meister seyn; und was sollte die Absicht seyn, wenn nicht eben durch die Vergleichung, und das daraus entspringende Lob oder Tadel Talente sollten belohnet und die Trägheit ermuntert, oder der Fortgang der Anfänger von dem Publikum bemerket wer-

werden, zu geschweigen, daß der gute Geschmack eben durch die Vergleichung immer gewinnet, zumal da die ganz schlechten Arbeiten zurückgelegt worden.

Von einem bisher uns unbekannten jungen Künstler, Karl Schleich, haben wir von den ausgestellten ein Bildniß nach Franz Mieris in Kupfer gegraben in Händen, welches ihm viel Ehre macht.

Italien.

Rom. Jetzt ist allhier ein großes vollständiges Werk von den Gebäuden Pabst Julius III. unter der Presse. Diese Gebäude sind seit zweyhundert Jahren und drüber bey allen gesitteten Völkern Europens berühmt. Die bloßen Namen eines Giacomo Barozzi da Vignola; eines Giorgio Vasari; eines Bartolommeo Ammanati, und eines Michel Angelo Bonarotti, sind schon Empfehlung genug. Das besagte Werk wird 30 sorgfältig gestochene Kupfertafeln enthalten, in der Größe des größern Holländischen Formats. Mit der größten Genauigkeit wird darauf ihr richtiges Maaß, nebst den kleinsten erläuternden Umständen, angegeben. Außer der Vorrede wird es eben so viel Blätter für die nöthigen Anmerkungen enthalten, und nunmehro vermuthlich erschienen seyn. So sehr diese Gebäude ihres unsterblichen Stifters würdig sind, eben so wichtig sind sie für das Studium der Civilbaukunst, als eines der erhabensten Produkte der besagten Architekten. Man hat weder Kosten noch Zeit gespart,

um das Werk in allen seinen Theilen vollkommen zu machen. Der Titel ist: Piante, Elevazioni, Profili, e Spaccati degli edifici della Villa Suburbana di Giulio III. Pont. Mass. fuori della Porta Flaminia, misurati e delineati da *Giovanni Stern*, Architetto Romano.

Rom. Del Museo Capitolino. Vol. IV. In Roma. Gr. Fol. Endlich ist die lange Erwartung eines Werkes, dem die Kenner seit 30 Jahren entgegensahen, erfüllet. Die drey vorhergehenden B. besorgte, wie bekannt, der gelehrte Bottari, wovon der erste 1741 die Abbildungen von 90 Bildsäulen mit ihren Beschreibungen, der zweyte 1750, 89 dergleichen, der dritte 1755, 91, nebst Erklärungen von 196 Seiten enthielt. Das gegenwärtige liefert die Basreliefs auf 69 Platten, von Dominico Campiglia gezeichnet und gestochen, mit den Beschreibungen in lateinischer und italienischer Sprache. Die Basreliefs, die den alten Triumpfsbogen, Portogalla genannt, in der Via Flaminia, die 1762 auf Befehl Alexanders des 6ten zerstört ward, wurden in das Museum Capitolinum gebracht, und eine Zeichnung von diesem Bogen macht das erste Frontispitz dieses Bandes und das zweyte die Fronte vor dem Theile des Kapitolinischen Pallastes nach Morgen aus. Eine Schaumünze, zur Ehre des Stifters dieses Musäums, Clemens des 12ten, aus dem Hause Corsini, steht vor der Vorrede.

Venedig. Rime di *Giacomo Vitorelli*, con una lettera dell' Ab. Giambatista Co. *Roberti*. Bassano 1784. Man findet hier Sonette, Anakreontische Lieder, Gesänge, Stanzen zum Lobe der verstorbe-

nen

nen Kayserin Maria Theresia; ein komisches Gedicht, überschrieben: i Maccheroni, und ein paar Seiten lateinischer Hendekasyllben, nebst beygefügter Italienischer Uebersetzung: alles ziemlich mittelmäßige, aber doch immer noch erträglichere Arbeiten, als der fünf Bogen lange, und mit einer verhältnißmäßigen Nachschrift versehene Brief des Hrn. Roberti, in welchem er dem Dichter eine Menge unverdienter Schmeicheleyen sagt, ihm ihre gegenseitige Lebensgeschichte erzählt, und seine ganze verworrene Belesenheit auf eine eben so langweilige, als abentheuerliche Art auskramt. Er hat wohl recht, wenn er diesen Brief einen vermischten Sallat nennt; nur hätte er noch hinzusetzen sollen, daß weder Oel noch Essig daran das geringste tauge.

England.

Auszug aus einem Brief aus London vom 20. Junius.

Von der dießjährigen Gemäldeausstellung kann ich Ihnen so gar viel Wichtiges nicht melden: denn im Ganzen war man nicht sehr damit zufrieden, und wollte sie so gar unter die schlechten rechnen. Die Ursache liegt mit darinne, daß die üble Gewohnheit einreißt, Privatausstellungen zu halten, und wenn dieß so zunehmen sollte, so muß die in Sommersethouse am Ende zu Grunde gerichtet werden.

Copley hatte vorm Jahre Verdruß mit Sir Jos. Reynolds, dem bekannten Präsidenten, der den Gemälden die Plätze anweiset, und stellte sein berühm-

berühmtes Gemälde, der Tod des Grafen von Chatam, in seinem eigenen Hause aus. Er soll dadurch mehr Geld gezogen haben, als er je für das Gemälde selbst bekommen, ob er es schon für einen ungeheuren Preis anschlägt. Auch dießmal hatte er nicht mehr als ein einziges Stück bey der Ausstellung, ob ich gleich in seinem Hause einen ganzen Saal voll Gemälde sah, von denen die Kenner einige für vortreflich erklären. Das in Somersethouse waren die drey jüngsten Prinzessinnen, die sich unter freyem Himmel belustigen. Allein das Stück ist mit Guirlanden, Weinbeeren und andern ausländischen Gewächsen, Früchten und Vögeln so überladen, daß die liebenswürdige Einfalt, die in den drey schönen Kindern herrscht, ganz dadurch gestöret wird.

Von Gainsborough war nicht ein einziges Stück vorhanden. Wrist von Derby ließ seine Gemälde für einen Schilling sehen, und hatte hier keines.

Desto mehr aber fand man von Sir Josua, eine herrliche Mannichfaltigkeit einfacher sowohl, als historirter Portraite in allen Arten von Längen. Es herrscht eine Wahrheit, eine Stärke, und ein Ausdruck in seinen Werken, daß man sich nicht satt sehen kann. Vorzüglich bewundert wurde das Bildniß eines Geistlichen in voller Länge. Die ganze Figur, alle Theile der Kleidung, und alle übrigen Nebendinge sind bis zur Täuschung wahr.

Herr West hatte einige seiner großen biblischen Stücke aufgestellt, die er für die königliche

Ka-

Kapelle zu Windsor gemalt hat: aber die allgemeine Stimme war nicht schmeichelhaft für ihn. Man fand sein Kolorit äußerst kalt: diesem hat er in den mehresten seiner Gemälde zwar abzuhelfen gesucht, im Ganzen aber glaube ich, daß er wenig dabey gewonnen. Die Figuren schienen mir fast alle schwerfällig und bronzartig, und die Gewänder hölzern. Auch hatte er eine Landschaft mit ausgestellt, in der man in der Ferne das Schloß Windsor sah. Der Vorgrund hatte mehr den Charakter der Flamändischen, als der Englischen Landschaft, und ein großes Schwein mit seinen Jungen ist eben kein Gegenstand, den man auf dem Vorgrunde einer Landschaft wünschet, wo sich in der Entfernung das edle Schloß Windsor dem Auge darbeut.

Lutherburg ergötzte durch eine große Mannichfaltigkeit von Landschaften, Aussichten, Englischen Landseen, Seeküsten, Stürmen, Steinbrüchen u. s. w. die ihm viel Lob verschafften.

Fueßli gab einen Prospero aus dem Tempest, und eine schaudervolle Scene aus Ben-Johnsons Witches.

Auffallend sind die Gedanken, die Farbengebung und der ganze Ton, der in den Gemälden der Maria Cosway herrscht. Es ist durchaus etwas Feenartiges, etwas Magisches, das aber mehr kalten Schauder, als warmes Vergnügen verursachet. Alle ihre Gemälde heften das Auge auf sich, und man kann schwer davon wegkommen,

kommen, ob einem gleich nicht wohl dabey zu Muthe wird. Sie hatte unter andern ein Clytie nach dem Ovid aufgestellet:

Nec se mouit humo, tantum spectabat euntis
Ora Dei vultusque suos flectebat ad illum.

Die größte Aufmerksamkeit aber erregte ihre Sündfluth. Ein Theil eines alten Mannes (Gott) in einem Wolkenbruche schwebend, oder vielmehr, er war der Wolkenbruch selbst: denn überall strömt Wasser von ihm. Das Colorit ein kaltes, schauerliches Blaugrau, das Wasser unter ihm beynahe schwarz, und unter diesem liegt eine Frau, fast bronzartig, und mit schaudervollem Ausdrucke im Gesichte, das überall herabströmende Meer empfangend.

Eines der feinsten Stücke dieser Ausstellung eine wohlgekleidete ehrwürdige alte Frau mit einem Paar Kinder, die neben ihr arbeiten, von Nortcote. Die Würde und der edle sanfte Ausdruck im Gesichte dieser Großmutter, die liebenswürdige Einfalt der kleinen Mädchen, und die täuschende Wahrheit der kleinen Nebensachen, als ein Körbchen, der Tisch, die Katze u. s. w. erhielten einen allgemeinen Beyfall.

Weber lieferte verschiedene Aussichten, die er auf der großen Reise mit Cook, aufgenommen hat. Sie werden diesen braven Künstler schon aus den Zeichnungen kennen, die in vorgedachtem Werke von ihm in Kupfer gestochen sind.

Von Herrn Banbury, einem Dilettanten, waren verschiedene artige Kleinigkeiten da, und ich

könnte

könnte Ihnen noch Mancherley von Dem und Jenem, besonders auch von den Miniaturen und Zeichnungen sagen. Für einen Brief aber mag dieß genug seyn. Die ganze Anzahl der ausgestellten Stücke erstreckte sich auf 641. —

Vergangenen Monat starb **Woollet**, der große Kupferstecher. **Sherwin** hat seine Stelle als Königl. Kupferstecher erhalten.

Warton, der berühmte Schriftsteller, hat **Whiteheads** Stelle (Poet laureat) bekommen. Die erste Ode, die er auf des Königs Geburthstag, den 4. Junius verfertiget, war schlecht, und man kann von ihr sagen, was Junius von Whitehead sagte: that he put all translators at defiance.

Nach **Fuesly** wird nächstens ein Mezzotinto erscheinen, drey Hexenbruststücke, die ihre Arme parallel und horizontal ausstrecken, und die Zeigefinger der andern Hand an die Lippen legen. Die Vorstellung thut eine gräßliche Wirkung, und der Stich ist schön, ob Fuesli gleich sagte, daß er keinen Begriff vom Gemälde gäbe. —

Nach **Ramberg** sind vor kurzem zwey Stükke von **Bartolozzi** erschienen. 1) Lotte spielt auf dem Klavier und Werther sieht ihren Trauring. 2) Lotte und Werther, wo sie ihre kleine Schwester vor sich hat, die an ihrer Puppe arbeitet.

Unlängst sah ich die Kupferstiche, die einen zweyten Band der Gemmen-Sammlung des Herzogs von Marlborough ausmachen werden. Sie sind theils von **Sherwin**, theils von **Bartolozzi**,

wie mich däucht, aber nicht so gut, als der erste Band. Den lateinischen Text wird einer unserer hiesigen Hofmeister machen, er ist aber noch nicht fertig u. s. w.

Neue Englische Schriften.

The Poetical Works of *Samuel Johnson*, LL. D. Now first collected into One Volume. Small 8vo. *Kearsley.* Die poetischen Werke des berühmten und jüngst verstorbenen Dr. Johnson sind größtentheils einzeln gedruckt gewesen, und hätten längst verdient, in einer Sammlung zu erscheinen, da er auf dem brittischen Parnasse eine würdige Stelle einzunehmen verdienet. Das erste in dieser Sammlung ist überschrieben *London*, und eine Nachahmung der 3ten Satyre des Juvenals; das 2te The Vanity of Human Wishes, zur Nachahmung der 10ten desselben Dichters. Es folgt das Trauerspiel Irene; dann verschiedene kleinere in Oden und Liedern: The Spring. The Midsummer Wish. The Autumn. The Winter's Walk. The Evening Ode. The Vanity of Wealth. Drey Gedichtchen, durch Gelegenheiten veranlaßt. Stella in Mourning on the Spring of Myrtle. Prologues. On the Death of Dr. Levet, u. s. w.

The Mine, a Dramatic Poem. By *John Sargent*, Esq. 4to. *Cadell.* Herr Sargent

gent, ein bisher noch unbekannter Dichter, der der englischen Muse Ehre macht, versucht hier, die sonst trockne Wissenschaft der Mineralogie in einen poetischen Aufzug einzukleiden, sie mit schicklichen Bildern auszuschmücken, und sie dadurch gefälliger zu machen. Mit einer ungemeinen Kenntniß verbindet er die lebhafteste Phantasie und Einbildungskraft. Die Geschichte, die er dazu wählet, von einem gewissen Graf Alberty, der zur Arbeit in Bergwerken von der Kayserin von Hungarn verdammt wird, und dem seine Geliebte folgt, von einem gewissen Everard im Italiänischen erzählt, und von einem Henry Jones zu einem Schauspiele verarbeitet, giebt ihm den Faden, an dem er die Unterwelt durchwandelt. Die Bilder sind mit ausnehmender Schicklichkeit aus der Naturgeschichte gewählt, sehr poetisch und charakteristisch, und wenn er bisweilen in die Fußtapfen eines Milton und Shakespear tritt, so geschieht es nichts weniger, als auf eine sklavische Art. Die Anmerkungen enthalten eine Erklärung des scientifischen Theils.

Shooting, a Poem. 4to. *Faulder* 1784. Der Dichter betrachtet die Jagd als eine Vorbereitung zu Kriegsdiensten, und entschuldiget damit die Wahl seines Subjekts, das er mit vieler Lebhaftigkeit in angenehmen Schildereyen, und nicht ohne Würde behandelt. Bey Gelegenheit der Vorsicht, die dabey nöthig ist, führt er eine Episode, aus dem ersten Buche des Herodot ein, wo Atys von dem Adrast auf der Jagd getödtet wird.

Essay on the Life and Character of Petrarch. To which are added, Seven of his Sonnets, translated from the Italian. 8vo. *Cadell.* Eine kurze und nette Erzählung von des Dichters Leben. Der Verf. sucht hauptsächlich gegen die Mémoires pour la vie de Pétrarque zu beweisen, daß Laura niemals verheurathet gewesen. Die angehängten Sonnette sind gut übersetzt.

The Newspaper. A Poem. By the Rev. *G. Crabbe.* 4to. *Dodsley.* Eines der besten neuen poetischen Produkte, wegen der feinen satyrischen Laune, die durch und durch herrscht, und die auch in Deutschland bey den vielen Tagebüchern sehr anwendbar wäre: denn wahr ist es, daß sie der Litteratur sehr nachtheilig sind.

For these unread the noblest volumes lie,
For these in sheets unfoild the Muses die;
Unbought, unblest, the virgin copies wait
In vain for fame, and sink unseen to fate.

The Works of the Rev. Dr. *Jonathan Swift,* Dean of St. Patricks, Dublin. Arranged, revised and corrected. By *Thom. Sheridan.* A new Edition, in 17 Vols. 8vo. *Cadell.* 1785. Schon viele haben uns Swifts Leben und Charakter geschildert: indessen glaubt Hr. Sheridan, daß Keiner seiner Biographen ihm eine Genüge gethan, und daß man ihm zu viel Fehler angedichtet habe: unter diesen führt er hauptsächlich den Lord Orrery in einer Reihe Briefe an seinen Sohn

und

und Dr. Johnson in seinen letzten Lebensbeschreibungen an. Indem er sie aber zu widerlegen gesucht, scheint er in den entgegengesetzten Fehler verfallen zu seyn, und mehr eine Lobschrift, als eine Lebensbeschreibung geliefert zu haben. Doch, dem sey wie ihm wolle, das Leben, das wir hier finden, ist durch die mannichfaltigen Anekdoten, die er von dem berühmten Manne gesammelt, äußerst interessant geworden, und breitet ein Licht über die litterarische Welt der damaligen Zeit aus. Er theilt seine Geschichte in sieben Abschnitte. Dem Ganzen ist noch eine Zugabe beygefügt, welche Familienanekdoten von Swiften und seinen letzten Willen enthält, und dadurch wird der erste Band ausgefüllt. Seine Schriften folgen in 16 Bänden, die mit großer Sorgfalt geordnet und abgedruckt sind.

Poems upon several Occasions, English, Italian, and Latin, with Translations, by *John Milton*. With Notes critical and other Illustrations, by *Thomas Warton*, Fellow of Trinity College, and late Professor of Poetry of Oxford. 8vo. *Dodsley*. Milton hat in Hrn. Warton einen Kommentor gefunden, der ganz seiner würdig ist. Der Text ist sorgfältig wiederhergestellt, mit schätzbaren Noten begleitet, und durch die Schriftsteller erläutert, denen er einen Theil seiner Denkungsart zu danken hat: dieß waren die Romane aus der Ritterzeit, mit denen derjenige, der ihn erläutern wollte, so gut, als mit den Mustern des alten Roms und Griechenlandes bekannt seyn mußte.

The Calendar of Nature; by J. *Aikin*. M. D. 12mo. *Johnson*. 1784. Dieser Kalender ist eigentlich zum Unterrichte und Vergnügen der Kinder bestimmt, ist aber so gut ausgeführet, daß er Jedermann dazu dienen kann. Der, jedem Monate eigenthümliche Charakter mit seinen Geschäften wird darinne mit eingestreuten Stellen aus den besten der englischen Dichter geschildert.

An Account of the Musical Performances in Westmunster Abbey, and the Pantheon, May 16th, 27th, 29th; and June the 3d and 5th 1784. In Commemoration of *Handel*. By *Charles Burney*. Mus. D. 4to. *Payne* and *Robinson*. Ein jeder Freund von großen Talenten muß sich noch mit Vergnügen der musikalischen Feyer aus den Zeitungen erinnern, durch die man das Andenken unsers Landsmanns Händel in der Abtey zu Westmünster und in dem Pantheon beging. Die Beschreibung davon hätte auch in keine vortreflichere Hände, als des Dr. Burney seine fallen können, der sie mit so viel interessanten, sowohl historischen Nachrichten, als feinen Bemerkungen über die Tonkunst angefüllt hat, daß man sie mit eben so viel Vergnügen, als Nutzen lesen wird. Gleich in der Vorrede findet man ein chronologisches Verzeichniß aller großer musikalischen Aufführungen, und er findet keine, von der Zeit des gegenwärtig eingeführten Systems der Harmonie, wo man beweisen könne, daß sie, wie die angezeigte, von 500 Stimmen (Vocal- und Instrumentalmusik) mit der größten Präcision voll-

vollzogen worden. Es folgt ein Entwurf von Händels Leben mit artigen unbekannten Nachrichten durchwebt. Dann folgt die Beschreibung der bey dieser Feyer aufgeführten Stücke, mit einer Geschichte der Veranlassung und Ausführung dieses großen Entwurfs nebst einer Schilderung der gelegentlichen Verzierungen der Abtey, des für der Königl. Familie errichteten Thrones, der Galerien und des Orchesters und — der zu dieser Absicht verfertigten colossalischen Instrumente, und was sonst die Neugierde reizen kann. Endlich Bemerkungen über die jeden Tag aufgeführten Singstücke selbst, und alles was dabey beobachtet worden. Noch ist Einnahme und Aufnahme dieses Tages bemerkt, und die edle Absicht angezeigt, indem der Fond zu Unterstützung armer Künstler und Kunstfamilien bestimmt ist: und welche Ehre macht es dem H. Burney, daß er von dieser Schrift, die mit so viel Geschmack und Pracht ausgeführt ist, den Vortheil selbst dazu abtritt. Noch sind die schönen Kupferstiche, mit denen das Werk verzieret ist, zu merken. In Nicolais Verlage in Berlin ist eine Uebers. versprochen worden.

An Apology for the Life of *George Anne Bellamy*, late of Covent Garden Theatre. Written by Herself &c. 12mo. 5 Vols. *Bell.* 1785. Mistriß Bellamy war eine der berühmtesten Schauspielerinnen auf dem Englischen Theater, und diese von ihr, mit der angenehmsten Nachläßigkeit hingeschriebene Apologie ist äußerst interessant, und eine der angenehmsten Lektüren, indem sie eine Menge von Anekdo-

ten von Personen enthält, die in der galanten sowohl, als in der theatralischen, litterarischen und politischen Welt glänzende Rollen gespielet haben. Es fehlt auch nicht an moralischen Bemerkungen, zu denen ihr ihre so verschiednen Situationen Veranlassung geben. Vor kurzem ist ein 6ter Band hinzugekommen: er ist aber weit unter den ersten.

Frankreich.

Kunstsachen.

Jänner. Portrait de M. Necker, ancien Directeur général des Finances, von de Saint-Aubin, nach einem Originalgemälde von Duplessis, das 1783. bey der Gemäldeausstellung erschien, 12 Zoll hoch, 9 breit.

Herminie & le Berger, aus dem befreyten Jerusalem des Tasso, 14 und einen halben Zoll breit, und 19 und einen halben Zoll hoch, von Porporati nach Karl Vanloo gestochen, macht das Gegenbild von Clorinde & Tancrède nach denselben Meistern aus.

Suite des seize Estampes représentant les conquêtes de l'Empereur de la Chine avec leur explication; par M. *Helman*. Die neueste Lieferung enthält das 5, 7, 11 und 16te Blat. Die ganze Suite kostet 48 Livres.

La Blessure sans danger, eine junge Person, die Amor mit einem Pfeile, den eine Rose schmückt, verwundet, nach Boucher von Meyer gestochen.

L'Ar-

L' Arrivée du Roi à son Palais de Justice. Dieser Palast von Hrn. Desmaisons, Architekten des Königs erbauet, und von Ransonnette gezeichnet und gestochen, kostet 3 Liv.

Prémière, seconde & troisième Vues du Fort Royal de la Martinique vom Chevalier d' Epernay, jedes Blatt zu 1 Liv. 4 S.

Le Plaisir des Amans — Les Caresses réciproques 2 Blättchen nach Challé von Piaco gestochen.

L'Héroisme du Sentiment, ou le jeune Espagnol sauvé de la Dent du Requin, ein Kupferstich nach Copley von Piquenot, kostet 3 Liv. Ein junger Spanier, der sich in dem Hafen von der Havanna badet, wird beym Fuße von diesem Raubfische ergriffen: ein junger Schiffer wagt sich, und tödtet ihn mit dem Harpun.

März. Von den englischen Geschichten von David in Kupferstichen nach den besten Meistern, mit einer historischen Erklärung erscheint der 3te Heft, mit Blättern folgendes Innhals: Edwyn arraché des bras de son épouse — Edgard ttompé par son favori — Dunstan sacre Edouard — Mort tragique d'Edouard — Massacre des Danois — Edmond crû mort au milieu du Combat — Surprise de Canut en voyant son camp vuide — Canut au bord de la mer. Alle Monathe erscheint eine Lage in 4to mit 8 Platten. Der Preis ist 45 Livr.

La belle Matinée & la Soirée agréable, Zwey Blätter nach Hüet, ingl. Première & ſeconde vues d'Allemagne, deux Eſtampes d'après Kobell. Jede 12 Sous.

Le Mot à l'Oreille, ein Gegenbild zu Répos du Plaiſir nach Carlo Lotti von A. H. Hemery, 6. Liv.

La Paix raméne l'abondance & chaſſe la diſcorde, in engliſcher Manier von Turcarty, nach Dardel. 3 Liv. und bunt 6 Liv.

Aſtarbé, fuyant du Palais de Pygmalion après l'avoir empoiſonné eſt réconnue & arrêtée — Cette princeſſe, pour obtenir grace, implore Baccazar eſperant l'éblouir par ſes charmes: mais elle ne peut y réuſſir: machen das 11 u. 12te Blatt zum Telemach von Monchy nach Monnet geſtochen, aus; jedes zu 1 Liv. 10 S.

Cahier contenant, en 6 planches, les plans & élévations de deux obelisques & d'une colonne hydraulique pour ſervir d'embelliſſemens aux jardins Anglois & Chinois, zuſammengeſetzt und geſtochen von Panſeron. 3 Livr.

Portrait d'Eléonore Marie Desbois de Rochefort &c. von Benoiſt geſtochen, nach einer Medaille von Düvivier. 2 Livr.

Première & ſeconde Vues de l'Isle de la Grenade, d'après Kobell. — Les trois Couſines d'après Bremberg. Vue des Moulins

lins de Rotterdam d'après C. Molenaer. 4 Blatt von gleicher Größe, jedes zu 12 Sols.

Le Concert agréable, nach Lavrince von Varni, macht das Gegenbild zum Mercure de France. Paris. 6 Liv.

Dors, Dors — ein Gegenbild zu Ah, s'il s'eveilloit! von N. F. Regnault, zu 3 Liv.

Vue pittoresque d'une place projettée devant la Colonnade du Louvre, à la gloire de Louis XVI. par Ch. *Douvet*, Architecte, gestochen von Levreau. Zu 3 Liv.

Portrait de Mlle Beauménil, de l'Academie Royale de Musique, von Vidal gestochen nach Pujos. 2 Liv.

Alexandre montrant une lettre à Ephestion, sous le sceau de secret: von Mlle. Renou, nach H. Collin de Vermont gestochen. 1 L. 4 S.

Portraits de Mlles. *Contat* & *Olivier*, de la Comédie Françoise, gezeichnet und mit bunten Farben, von Couteiller, jedes zu 3 Liv.

Voyage de Sicile, dixième Chapitre, par *Houel*, Peintre du Roi. In diesem Kapitel fährt der Verf. fort, uns vollends mit den interessantesten Nebenumständen des Theaters von Taormine bekannt zu machen, dessen Vorstellungen und Ansicht zu beleuchten, und die Absichten dieser Gebäude bey den Griechen und Römern zu erläutern. Es folgen 2 Platten mit verschiedenen Grabmälern. Dann beschreibt der V. die Gebäude,

de, vermittelſt welcher die Bewohner ſich hinlängliches Waſſer verſchaffen, da ſie ſehr hoch liegen, und legt ein ſolches Waſſerbehältniß nach ſeinem Innern und Aeußern vor. Die 4te und 5te Platte ſtellt die Perſpective eines Gymnaſiums dar, mit den gehörigen Erläuterungen. Die 6te Platte eine Charte des Aetna, mit dem er ſich in folgenden Kapiteln beſchäftigen wird.

La Demande acceptée, ein großes Blatt von Bervic, nach einem Gemälde von Lepicié. Paris. 16 Liv.

L'Enfantillage, ein Blatt von Allais nach einer Skize von Huet. 1 Liv.

Henri IV. nach Porbus von Tardieu, und Peter der Große nach dem Leben, 1716. von Caravaqve zu Aſtracan gemalt, und von Langlois geſtochen, jedes zu 6 Liv.

Proſpectus d'une Galerie Hiſtorique univerſelle. Loiſirs de M de P***. Die Abſicht, wie die Ankündigung ſagt, ſoll ſeyn, die Ermunterung zur Tugend durch Beyſpiele in einer Reihe von Bildniſſen großer Perſonen jedes Geſchlechts zu befördern, die ſich durch vorzügliche Thaten oder Handlungen ausgezeichnet haben. Die vollſtändige Sammlung wird aus 1000 Bildniſſen in 10 Abtheilungen beſtehen, wovon jede 100 Blätter und 300 Seiten Erläuterungen enthalten ſoll, in klein 4to. Jede Lieferung beſteht aus 8 Portraiten und 24 Seiten Text, und wird mit 3 Liv. 12 S. Unterzeichnung bezahlt. Die erſte Lieferung wird bereits als Probe ausgegeben und enthält die Bildniſſe

nisse des Alexanders, der Anna von Boulen, des Cicero, Fenelon, Masaniello, Stanislaus Leszczinski, Willhelm Tell, und Anton Watteau.

May. La Cachette découverte, ein Blatt von Delaunay dem jüngern, nach Fragonard zu 3 Liv. macht die Folge von der Mariage rompu und Mariage conclu, denen drey andere, die er unter den Händen hat, folgen werden.

Le Païsan mécontent, bunt von J. B. Moret nach Borel. 3 Liv.

La Ruse d'Amour & la Famille en coquette, zwey Gegenbilder von Baqvoy nach Borel und Fryberg, jede 36 Sous.

Portrait de l'Abbé Arnaud, de l'Academie Françoise, nach Düpleſſis von Valperga, einem jungen Piemonteſischen Künſtler, 4 Livr.

Le Départ de Mars & son Rétour de la Guerre, Gegenbilder nach Rubens, von de la Lande, jedes 3 Liv.

Angelique & Medor, nach Romanelli, E. Guersaut, 3 Liv.

L'Innocence en danger, von Caquet, nach einem Originalgemälde von Lavreince, zu 3 Liv.

Costumes civils actuels de tous les Peuples connus, von Grasset de St. Sauveur, ist die 13te Lieferung, enthält Amerika und Asien.

Moreau, Zeichner und Kupferstecher, giebt die 5te Lieferung der Kupferstiche zu den Werken des Voltaire in 8vo. heraus, der Preis 6 Livr. Sie enthält, wie jede, 10 Blatt. Drey stellen die Bildnisse Ludwig des 15ten nach Amadée Van-

low, des Königs von Preussen, Friedrich des 2ten nach demselben, und Karl des 12ten, nach einem Gemälde aus des Königs Kabinette, vor: sie sind von Fossoyeur, Langlois und Tardieu gestochen. Die übrigen gehören zu Theaterstücken, und sind von Simonet, Longueil, Dambrun, Delignon, Halbou und Duclos, Preis 6 Livres.

Vue perspective du Nouveau Palais Royal, gezeichnet und gestochen von Ransonette, 3 Liv. macht das Gegenbild von l'arrivée du Roi à son Palais de Justice aus.

Couronnement de la Fontaine par Esope, aux Champs Elisées, macht die Folge von Voltaire & Rousseau aux Champs Elisées, von Macret angefangen, und Guttemberg geendigt, nach le Barbier den ältern. Der Preis 6 Liv.

L'Abbreuvoir au Lion & la vie rurale, Gegenbilder nach Casanova mit Scheidewasser von Laurent geätzt, und mit dem Griffel von le Vasseur geendiget, jede zu 3 Liv.

Portique ancien & moderne, ou Temple de Mémoire dédié aux Mânes des Scavans illustres & des Artistes célébres. Unter diesem Titel wird ein Werk von 12 Lagen angekündiget, wovon jede zwey Bildnisse von einem Gelehrten und Künstler nebst ihrem Leben enthalten wird. Jeden Monat folgt eine Lieferung, die jährlich 36 Liv. betragen werden. Die Portraite werden nach der Collection gemacht, die sich im Cabinet des Estampes du Roi findet.

Tan-

Fanfan & Colas, von Helman nach einer Zeichnung des de Bertaux. Der Inhalt iſt aus der Komödie der Mde. de Beaunoir.

Vuë des principaux monumens de Rome, von Robert gemalt, von J. B. Liotard, und Vuë du Pont Sphinx, ebenfalls nach Robert von Martini geſtochen.

Honneurs Rendus au Connétable du Guesclin. Dieß Nationalkupfer, 22½ Zoll breit, und 18 und ½ hoch, iſt nach einem Gemälde des Brenet von Henriquez gegraben, und koſtet 12 Liv.

Portrait en Medaillon de Nathaniel Greene, Major-General dans l'armée américaine, mit allegoriſchen Figuren von Chevillet geſtochen nach einem Gemälde, das in Amerika von Prale gemalt worden. 3 Liv.

Portraits de Mlle. Contat & de Mlle. Olivier, de la Comédie françoiſe, die eine in der Rolle der Suſanne, die zweyte in der, der Cherubine, aus der Hochzeit des Figaro, gezeichnet und geſtochen, buntfärbig abgedruckt von Coutellier, jede zu 3 Liv.

Nachricht von dem Maler Dandre' Bardon.

François Dandre' Bardon, der von Vater und Mutter gleichen Namen führte, ward zu Aix in Provence 1700 geboren. Er ſollte ſich auf die Rechte legen, daher ihn ſeine Aeltern nach Paris ſchickten, daß er daſelbſt ſtudiren, und Advokat werden ſollte. Die Peſt, die zu der Zeit in ſeinem Vaterlande wütete, hielt ihn länger zurück, als er vermuthet hatte, daß er alſo wenig oder keine Geſchäfte hatte. Da er Geſchmack

schmack an zeichnen fand, gieng er zu J. B. Vanloo, seinem Landsmanne, und nahm den ersten Unterricht bey ihm; hierauf lernte er bey de Troy, dem Sohne malen. Die Gewohnheit, die er annahm, alles, was ihm einfiel, aufs Papier zu werfen, machte, daß es ihm bald sehr leicht wurde, leicht und viel zusammenzusetzen. Er wohnte fleißig den Uebungen der Akademie bey, und arbeitete um den großen Preis, den er auch erhielt. Hierauf gieng er mit Nutzen und auf seine Kosten nach Rom. Man wußte bereits zu Aix, wie weit seine Fähigkeit gieng, und Hr. d'Albertas schlug ihm bey seiner Ankunft in dieser Stadt vor, den Hörsaal bey der Rechnungskammer der Provence zu malen, von der er der erste Präsident war. Bardon nahm diese große Unternehmung mit Dank, wiewohl unter der Bedingung an, wenn er sich in Italien noch zu dieser Arbeit mehr geschickt gemacht hätte. Kaum war er dort angelangt, als der Herzog von Antin, von seinen Fähigkeiten unterrichtet, ihm eine Stelle unter den Pensionairen des Königs verschafte. Hier blieb er sechs Jahre, und machte sich nun zu seiner Rückreise geschickt. Unter den Städten Italiens, die sich auf seinem Wege befanden, hatte Venedig den meisten Reiz für ihn. Durch die glänzende Farbengebung und die reichen Zusammensetzungen dieser Schule gelockt, bestimmte er sich erst nach sechs Monat, seinen Weg zurück nach Aix zu nehmen, und sich an seine vorhabende Arbeit zu machen. Er hatte seine Zeit zu Rom nicht müßig zugebracht, und um desto sicherer zu Werke zu gehen,

hatte

hatte er den Hrn. Slodtz, ſeinen Freund und Mitſchüler in der Akademie, mitgebracht, daß er einige von den Hauptfiguren, die in ſein großes Gemälde kommen ſollten, nach ſeinen Zeichnungen modelliren möchte. Der Kayſer Auguſtus läßt ſich darinne von der Verwaltung der öffentlichen Einkünfte Rechnung ablegen, und diejenigen, die ſich untergeſchlagener Gelder ſchuldig gemacht, in die Tyber werfen. Die übrigen Gemälde, die zwiſchen den Bögen ſtehen, ſtellen die Religion, die Billigkeit und die übrigen Tugenden vor, die einen Tempel der Gerechtigkeit ſchmücken ſollen. Sein treflicher Charakter, ſeine ſanften Sitten, und eine gewiſſe Luſtigkeit, gewannen ihm bald die Freundſchaft aller derer, die ihn kannten. Er ſtellte ſich der Akademie vor, und ward 1735 aufgenommen. Sein Stück zur Aufnahme ſtellte die grauſame Julie vor, die über ihres Vaters Leichnam fährt. Es macht ihm Ehre und zeichnet ſich unter denjenigen aus, mit denen der akademiſche Saal verzieret iſt. Bardon kehrte nach der Provence zurück, mit dem Vorhaben, ſeine Tage daſelbſt zuzubringen. Er hielt um die Stelle eines Controleur der Gemälde, der Schiffe und Galeeren des Königs zu Marſeille an. 900 Livr. Gehalt, die damit verbunden ſind, nebſt einem ganz feinen Familienvermögen, waren für den Unterhalt eines beſcheidenen Philoſophen genug. Aber da der König für gut befand, ſein Seeweſen nach Toulon überzutragen, ſo konnte ſich Dandre nicht entſchließen, Marſeille zu verlaſſen, wo er ſehr angenehm lebte. Er trat alſo ſeinen vorigen

Posten wieder an, und gieng nach einigen Monaten nach Paris zurück. Hier erhielt er die durch den Tod des Lepiciee' erledigte Professorstelle der Geschichte bey der Schule der Zöglinge. Er war eben so gut in Wissenschaften, als in der Kunst erfahren, wandte allen Fleiß auf den Unterricht seiner Schüler, legte den Pinsel bey Seite, und blieb nun ganz bey der Feder. Was ihm für einen Maler am dienlichsten schien, war eine vollständige Geschichte des Ueblichen bey verschiedenen Völkern. So war er auch willens, jeden Hauptzug aus der Geschichte zweckmäßig in vielen Bänden zu behandeln; es sind aber deren nur drey erschienen. Vorher gab er einen Traité de Peinture, suivi d'un Essai sur la Sculpture, pour servir d'Introduction à une Histoire universelle relative à ces beaux Arts heraus. Diese verschiedenen Werke voll vortreflicher Bemerkungen würden noch mehr Beyfall gehabt haben, wenn er weniger weitschweifig, in seine Idee minder verliebt, und in seinem Vortrag natürlicher wäre. Im Jahre 1770 setzte ihn ein Schlagfluß außer Stand, mehr die Hand zu brauchen, doch blieb sein Kopf frey und heiter, und er fieng noch kurz vor seinem Ende an, an einem Traité d'Anatomie à l'usage des jeunes Peintres zu arbeiten. Er starb zu Paris 1783. Seine Gemälde bey den Capucins du Marais, bey den Missions Etrangères, und den Filles de St. Thomas de Villeneuve machen ihm Ehre.

Neue Schriften.

L'Iliade d'Homère, traduite en vers François, avec des Remarques à la fin de chaque Chant, & ornée de gravures par M. *Dobremès*. 3 Vols in 8vo. A Paris. Wenn man die schöne Einfalt des Homer hier suchet, so irrt man sich gar sehr, es ist mehr Nachahmung, als Uebersetzung, und man findet hier nicht selten gezwungene Wendungen und abgedroschene Metaphern. Indessen scheint er doch die Schönheiten des Homer empfunden zu haben, wenn er sie auch nicht immer ausgedrückt hat.

L'Enfer des Peuples Anciens, ou Histoire des Dieux Infernaux, de leur culte, de leurs temples, de leurs noms, de leurs attributs, avec la description des morceaux célébres de Peinture, Gravure & Sculpture des Artistes Anciens & Modernes qui ont répresenté ces Divinités par M. *Landini*. A Paris. „Dieß Werk, sagt der Verf. in seiner Einleitung, ist bestimmt, unter den alten Völkern, hauptsächlich den Griechen und Römern, zu sammeln, was sie über die Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters nach dem Tode gedacht haben. Die Absicht dabey ist nicht sowohl, den Künstlern eine Wahl zu Gemälden vorzulegen, als vielmehr alle kostbare Denkmäler zu beschreiben, worauf unterirrdische Götter vorkommen. Mit den Meisterstücken des Alterthums, die die Zeit oft zerstöret hat, vereiniget er auch die schön-

ſten Stücke der neuern Künſtler, theils weil man ſie leichter zu Rathe ziehen kann, theils weil es oft glückliche Nachahmungen der Alten ſind. Jedes Kapitel begreift alſo die Geſchichte, die Namen und Eigenſchaften der Gottheit. Die Geſchichte erzählt die vornehmſten, ihnen zugeſchriebenen Handlungen, die ihnen erwieſene Verehrung, ihre berühmteſten Tempel und die Ceremonien bey ihren Opfern.

La Poetique de la Muſique, par M. le Comte *de la Cépéde*, 2 vols in 8vo. A Paris chez *Didot &c.* 1784. Die Hauptgegenſtände, womit ſich der Verf. in dieſer Poetik der Muſik beſchäftiget, ſind der Urſprung der Muſik, ihre Eigenſchaften und Wirkungen, die Tragödie, Komödie und lyriſchen Paſtorale, Kirchenmuſik, Kantaten, Symphonien und Concerte.

Jeruſalem Délivrée, nouvelle Traduction. A Paris. 5 vols in 18. 1785. Das Original dieſer wohlgerathenen und getreuen proſaiſchen Ueberſetzung ſteht in den gewöhnlichen Strophen gegenüber, und hat den Buchhändler, Hrn. Pancoucke zum Verfaſſer.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Einunddreyßigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1786.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

I. Versuch über den Geschmack aus Dr. Reids Versuchen über die geistigen Kräfte des Menschen. S. 183

II. Ueber das menschliche Herz ꝛc. Ein Beytrag zur Geschichte des Menschen. Fortsetzung. 196

III. Von den Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache, und der wahrscheinlichen Dauer ihrer Herrschaft; eine Preisschrift, von Johann Christoph Schwabe, neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. 227

IV. Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers, und den Anfang der Holzschneidekunst zu erforschen, von Johann Gottlieb Immanuel Breitkopf, 1ster Theil, welcher die Spielkarten, und das Leinenpapier enthält. 239

V. Blairs Vorlesungen über die Rhetorik und schöne Wissenschaften, aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet, von K. G. Schreiter. 251

VI. Vermischte Nachrichten.

)(Deutsch-

Digitized by Google

Deutschland.

Dresden. Weinlichs Oeuvres d'Architecture, 2ter Heft, S. 265

Casanova, Theorie der Zeichnung und Malerey ꝛc. angekündigt, 295

Wernigeroda. Benzlers The Poetical Library &c. angekündiget, 298

England.

Auszug eines Briefs von London, vom Dec. 1785.

Die Auferstehung auf Glas gemalt, von Jarvasse, 300

Einige Gemälde von Gainsborough, 303

Cipriani Absterben, 303 f.

Etwas vom Theater, 304

Neue Englische Litteratur, 305 f.

Englische neue Kupferstiche, 307

Antiquities of Great Britain by *T. Hearne* and *W. Byrne*, 12tes Heft, 342

Beauties of Shakespeare, 7tes Heft, ebend.

Middiman, B. Select Views in Great-Britain, 3 Hefte, ebend.

Frank-

Digitized by Google

Frankreich.

Neue Kupferstiche und Nachrichten die Kunst betreffend, S. 342

Figures de l'histoire Romaine, 3te Lieferung, S. 343. 4te, 347

Histoire d'Angletere représentée par figures, 4te und 5te Lieferung, ebend.

Estampes pour les Oeuvres de Voltaire, 5me livraison, 344

Portique ancien et moderne, ou Temple de Mémoire &c. 345

Les illustres François &c. par Mr. *Ponce*, 347. ingl.

Collection des Estampes des Bains de Titus, 1ste Lieferung, 345. und

Kupfer zum Homer, ebend.

Exposition des Peintures, Sculptures, &c. 1785. 348. f.

Neue Schriften.

Description des principales pierres gravées du Cabinet de S. A. S. Mgr. le Duc d'Orleans T. IId. 350

Principes generaux de Belles-Lettres, par M. *Domairon*, II. Voll. 351

Digitized by Google

La Poëtique de la Muſique par Mr. le Comte *de la Cépéde* II. Voll. S. 351.

Théatre Italien de Mr. *de Florian*, 352

Les quatre Saiſons litteraires, (Le Printems.) 335

Collection des meilleurs Romans, extraits de la Bibliotheque des Romans, II. Voll. 354

Nachtrag zu Deutſchland.

Berlin. Sammlung der ſchönſten und intereſſanteſten Ausſichten von Berlin, ebend.

Digitized by Google

I.

Versuch über den Geschmack. Aus Dr. Reids neuesten Versuchen über die geistigen Kräfte des Menschen.

Das Vermögen der Seele, vermittelst welches wir die Schönheiten der Natur und was nur in den feinen Künsten vortreflich ist, unterscheiden und empfinden, wird Geschmack genennt.

Der äußere Sinn des Geschmacks, vermittelst dessen wir die verschiedenen Arten von Speisen unterscheiden und beurtheilen, hat zu einer metaphorischen Anwendung seines Namens auf dieses innere Vermögen der Seele Gelegenheit gegeben, durch das wir empfinden, was in den verschiedenen Gegenständen, die wir vor uns haben, häßlich und mangelhaft ist.

So wie der Geschmack des Gaumens, findet er einige Dinge gut, und andere schlecht: in Absicht vieler ist er gleichgültig oder zweifelhaft, und Gewohnheit, Vergesellschaftung der Ideen und Neigung haben dabey keinen geringen Einfluß. Diese, in die Augen fallenden Gleichför-

migkeiten zwischen dem äußern und innern Sinne, hat die Menschen in allen Zeitaltern bewogen, in allen, oder doch den ausgebildesten Sprachen, diesem Vermögen den Namen des äußern Sinnes beyzulegen, vermöge welches sie was schön ist, mit Vergnügen, und was in seiner Art häßlich und fehlerhaft ist, mit Widerwillen wahrnehmen.

Indem ich nun dieses als ein geistiges Vermögen der Seele behandle, so ist meine Absicht, bloß einige Bemerkungen fürs erste über die eigenthümliche Beschaffenheit des Geschmacks, und dann über dessen Gegenstände zu machen.

1. Bey dem äußern Sinne des Geschmacks, leiten uns Vernunft und Nachdenken zu einem Unterschiede zwischen dem angenehmen Gefühl, das in uns hervorgebracht wird, und der Eigenschaft in dem Objekte, durch welche es hervorgebracht wird. Beyde führen denselben Namen, und werden daher im gemeinen Leben, und auch selbst von Philosophen leicht vermengt. Die Empfindung, die ich habe, wenn ich einen saftigen Körper schmecke, ist in meiner Seele: allein, es ist auch eine wesentliche Eigenschaft in dem Körper, der die Ursache von dieser Sensation ist. Diese zwey Dinge führen in der Sprache einerley Namen, nicht, als ob sie ihrer natürlichen Beschaffenheit nach Ein und dasselbe wären, sondern weil das Eine das Zeichen des Andern ist, und im gemeinen Leben wenig Veranlassung ist, sie zu unterscheiden.

Wenn

Wenn ein schöner Gegenstand vor uns ist, so können wir die angenehme Bewegung, die er in uns hervorbringt, von der Eigenschaft des Objekts, wodurch diese Bewegung hervorgebracht wird, unterscheiden. Wenn ich einen Gesang höre, der mir gefällt, so sage ich, er ist angenehm, er ist vortreflich. Diese Vortreflichkeit ist nicht in mir, sie ist in der Musik. Aber das Vergnügen, das sie mir verschaft, ist nicht in der Musik, sondern in mir. Vielleicht kann ich nicht sagen, was in dem Tone liegt, der meinem Ohre gefällt, so, wie ich eben so wenig sagen kann, was es in dem saftigen Körper ist, das meinem Gaume schmeichelt: allein es ist in dem saftigen Körper eine Eigenschaft, die meinem Gaume gefällt, und ich nenne dieß einen reizenden Geschmack: und so ist auch in der Melodie eine Eigenschaft, die meinem Geschmacke gefällt, und ich nenne sie einen reizenden oder vortreflichen Gesang.

Dieß muß man aber um so viel mehr bemerken, da es unter den neuern Philosophen zur Mode geworden, alle unsere Empfindungen in bloße Gefühle oder Sensationen der Person aufzulösen, welche empfindet, ohne Rücksicht auf Etwas, das diesen Gefühlen in dem äußern Objekte entspricht. Nach der Meynung dieser Philosophen also, ist keine Hitze in dem Feuer, kein Geschmack in dem saftigen Körper: indem der Geschmack und die Hitze bloß in der Person ist, die sie fühlet. Auf gleiche Weise ist keine Schön-

heit in irgend einem uns vorkommenden Objekte: sondern sie ist bloß eine Sensation oder ein Gefühl in der Person, die sie empfindet.

Die Sprache und der gemeine Menschensinn stimmen aber mit dieser Theorie nicht überein. Selbst diejenigen, die ihr anhängen, finden sich genöthigt, sich einer Sprache zu bedienen, die ihr widerspricht. Ich habe bereits Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß kein tüchtiger Grund dazu vorhanden ist, so bald sie auf die abgeleiteten Eigenschaften der Körper angewandt wird: und dieselben Beweise zeigen nicht minder, daß kein tüchtiger Grund da ist, wenn man sie auf die Schönheit der Objekte, oder auf irgend eine der Eigenschaften anwenden will, die durch den guten Geschmack empfunden werden.

Inzwischen, obgleich einige dieser Eigenschaften, die einem guten Geschmacke gefallen, den abgeleiteten Eigenschaften der Körper ähnlich sind, und daher geheime verborgene Eigenschaften (qualitates occultae) können genennet werden, indem wir bloß ihre Wirkung fühlen, und weiter keine Kenntniß von der Ursache haben, als daß sie Etwas ist, das die Natur zur Hervorbringung dieser Wirkung geschickt gemacht hat: so ist dieß doch nicht immer der Fall.

Unser Urtheil über Schönheit ist in vielen Fällen aufgeklärter. Ein Werk der Kunst kann dem unwissensten Menschen, ja einem Kinde, schön vorkommen. Es gefällt ihm, ob es gleich nicht weiß, warum? Demjenigen aber, der es

vollkom-

vollkommen versteht, und sieht, wie jeder Theil aufs genaueste seinen Absichten eine Genüge thut, dem ist die Schönheit kein Geheimniß mehr: er begreift sie vollkommen, weiß sowohl worinne sie besteht, als warum sie ihn rührt.

2. Können wir bemerken, daß obgleich alle Arten des Geschmacks, die wir durch den Gaumen erhalten, entweder angenehm oder unangenehm, oder gleichgültig sind, dennoch zwischen dem Angenehmen eine große Verschiedenheit, nicht allein den Graden nach, sondern auch in der Art Statt hat. Und da wir keine generische Namen für alle die verschiedenen Arten des Geschmacks haben, so unterscheiden wir sie durch die Körper, in denen wir sie finden.

Auf eben diese Art sind alle Gegenstände unsers innern Geschmacks entweder schön, oder häßlich, oder keines von beyden: gleichwohl ist auch die Schönheit von großer Verschiedenheit, nicht allein den Graden nach, sondern auch der Art nach. Die Schönheit einer Demonstration *), die Schönheit eines Gedichts, die Schönheit eines Palasts, die Schönheit einer Musik, die Schönheit eines Frauenzimmers, und vieler

*) Wer genau und richtig spricht, wird wohl schwerlich von der Schönheit einer Demonstration reden, da selbst schon im weitern Verstande nur das Schön ist, was von den Sinnen und der Einbildungskraft mit Wohlgefallen empfunden wird, was sinnliches Vergnügen erweckt. Anm. des Uebers.

anderer nennbaren Dinge sind verschiedene Arten von Schönheit, und wir haben keine Namen sie zu unterscheiden, außer durch die Namen der verschiedenen Objekte, welchen sie zukommen.

Da es eine so große Verschiedenheit in den Arten der Schönheit sowohl, als in den Graden giebt; so darf es uns nicht wunderbar scheinen, wenn die Philosophen bey der Analysirung derselben, und der Erzählung ihrer einfachen Bestandtheile, auf so verschiedene Systeme verfallen sind. Sie haben auch über diese Materie viel richtige Bemerkungen gemacht: allein aus Liebe zur Simplicität, und weil sie immer bloß besondere Arten von Schönheit vor Augen gehabt, und andere übersehen, sie auf weniger Grundsätze zurückgeführt, als es die Natur der Sache leidet.

Es giebt moralische Schönheiten, sowohl als körperliche: Schönheiten in den sinnlichen und in den intellektuellen Gegenständen: in den Werken Gottes, und in den Werken der Menschen: in den unbeseelten Dingen, in der Thierwelt und unter verständigen Wesen: in der körperlichen Bildung des Menschen und in der Beschaffenheit seiner Seele. Es giebt hier keine wesentliche Vortreflichkeit, die nicht für ein scharfsichtiges Auge ihre Schönheit haben sollte, wann sie aus dem rechten Gesichtspunkte gesehen wird, und es ist eben so schwer, die Ingredienzen einer wahren Schönheit, als die Ingredienzen einer wesentlichen Vortreflichkeit zu zählen.

3. Der

3. Der Geschmack des Gaumen kann für richtig und vollkommen gehalten werden, wann wir an den Dingen Geschmack finden, die zur Nahrung des Körpers am tauglichsten sind. Die Absicht der Natur, indem sie uns diesen Sinn gegeben, ist offenbar, daß wir unterscheiden mögen, was zum Essen und Trinken tauglich ist, und was es nicht. Die Thiere werden in der Wahl ihrer Speise bloß durch ihren Geschmack geleitet. Unter dieser Anführung wählen sie die Speise, die ihnen die Natur angewiesen, und irren nicht leicht, sie müßten denn vom äußersten Hunger getrieben, oder durch künstliche Zusammensetzungen hintergangen worden seyn. Auch bey Kindern ist der Geschmack meistentheils gesund und unverderbet, und unter den einfachsten Produkten der Natur, essen sie immer die Dinge am liebsten, die die gesündesten sind.

Auf gleiche Weise muß in Ansehung unsers innern Geschmacks, der für den richtigsten und vollkommensten angesehen werden, welcher an Dingen Wohlgefallen findet, die in ihrer Art vortreflich sind, und dem das Gegentheil mißfällt. Die Absicht der Natur ist bey diesem innern Sinne nicht weniger offenbar, als bey dem äußern. Jede Vortreflichkeit hat eine wahre Schönheit, einen Reiz, der sie für die, welche das Vermögen ihre Schönheit zu unterscheiden haben, zu einem angenehmen Gegenstande macht, und das ist es, was wir einen guten Geschmack nennen.

Ein Mensch, der durch irgend eine Unordnung in seinen Geisteskräften, oder durch üble Gewohnheiten sich einen Geschmack für Etwas eigen gemacht, das keine wahre Vortreflichkeit hat, oder für das, was häßlich und mangelhaft ist, hat einen verdorbenen Geschmack, wie einer, dem Asche angenehmer schmeckt, als die gesündeste Speise. So wie wir in diesem Falle sagen werden, daß der Geschmack seines Gaumens sehr verdorben sey, aus eben dem Grunde werden wir auch den geistigen Geschmack des andern für verdorben halten.

Es giebt also einen richtigen und vernünftigen Geschmack, so wie es einen verdorbenen giebt; denn es ist offenbar, daß durch eine schlechte Erziehung, üble Gewohnheit und falsche Verbindungen von Ideen die Menschen sich einen Geschmack am Albern, Rohen, Uebelgesitteten und an mancherley andern Häßlichkeiten eigen machen können. Es würde eben so abgeschmackt seyn, wenn man von einem solchen Geschmacke nicht sagen wollte, daß er verderbt sey, als wenn man behaupten wollte, daß das kranke Mädchen, das mit Vergnügen Kalk und Tabackspfeifen ißt, einen eben so richtigen und natürlichen Geschmack habe, als ob sie bey völliger Gesundheit wäre.

4. Die Gewalt der Gewohnheit, der Einbildungskraft, und der zufälligen Ideenverbindungen, ist sowohl auf den äußern als innern Geschmack sehr groß. Ein Eskimaux findet einen herrlichen Trank im Fischthran, und ein Kanadier

nadier ein festliches Gericht am Hundefleisch. Ein Kamtschadaler nährt sich von seinen faulen Fischen, und ist oft genöthiget, zu Baumrinde seine Zuflucht zu nehmen. Der Geschmack an Rum oder grünem Thee ist anfänglich einem Menschen so ekelhaft, als die Ipecacuanha, bis sie durch den öftern Gebrauch so weit gebracht werden, daß sie sie angenehm finden.

Wenn wir solche Verschiedenheiten in dem Geschmacke des Gaumens sehen, der durch Gewohnheit und Ideenverbindungen, und vielleicht bisweilen durch körperliche Beschaffenheit hervorgebracht worden, so werden wir um so viel weniger uns wundern, daß dieselben Ursachen gleiche Verschiedenheiten in dem Geschmacke der Schönheit hervorbringen; daß der Afrikaner dicke Lippen und eine platte Nase schätzet, daß andere Völker ihre Ohren bis auf die Schultern herabziehen, daß bey einer Nation die Weiber ihre Gesichter malen, und bey einer andern sie durch Fett glänzend machen.

5. Diejenigen, die behaupten, daß man keine Regel habe, nach der sich der Geschmack könne bestimmen lassen, und das gemeine Sprichwort, daß man über den Geschmack nicht streiten solle, im weitesten Umfange müsse genommen werden, haben hierzu keinen festen und sichern Grund. Denn eben diese Beweise ließen sich mit gleicher Stärke auch wider jedes Kennzeichen der Wahrheit vorbringen.

Ganze

Ganze Völker werden durch Gewalt des Vorurtheils so weit gebracht, daß sie die größten Albernheiten glauben, und warum sollte man nicht glauben, daß der Geschmack eben so gut als die Beurtheilungskraft könne verdorben werden? Es ist wahr, ich gebe es zu, daß die Menschen in Absicht auf den Geschmack mehr von einander abgehen, als in dem, was wir gemeiniglich Urtheilskraft nennen; und mithin läßt sich auch nichts anders erwarten, als daß ihr Geschmack in Absicht auf Schönheit und Häßlichkeit leichter könne verderbt werden, als ihr Urtheil in Dingen, wo es auf Wahrheit und Irrthum ankömmt.

Wenn wir dieß in gehörige Erwägung ziehen, so werden wir sehen, daß man eben so leicht von der Verschiedenheit des Geschmacks Rechenschaft geben kann, ob es gleich in der Natur eine Regel der wahren Schönheit, und mithin des guten Geschmacks giebt; als man wegen der verschiedenen und sich widersprechenden Meynungen Rechenschaft geben kann, ob es gleich in der Natur eine Regel der Wahrheit, mithin eines richtigen Urtheils, giebt.

6. Ja, wenn wir recht genau und bestimmt reden wollen, so finden wir, daß bey jeder Operation des Geschmacks, die Urtheilungskraft ihren Antheil hat.

Wann Jemand von einem Gedichte oder Gebäude sagt, daß es schön sey, so bejahet er etwas von dem Gedichte oder Gebäude, und jede Bejahung oder Verneinung drückt ein Urtheil aus; denn

denn wir können die Beurtheilungskraft nicht besser beschreiben, als daß wir sagen, sie sey eine Bejahung oder Verneinung einer Sache in Rücksicht auf eine andere. Als ich von der Beurtheilungskraft redete, habe ich bereits Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß sie bey jedem Eindrucke auf unsere äußere Sinne vorausgesetzt wird. Es ist eine unmittelbare Ueberzeugung und ein fester Glaube von dem Daseyn einer empfundenen Eigenschaft, es mag nun eine Farbe, oder ein Klang, oder eine Gestalt seyn: und dasselbe Ding findet auch bey der Empfindung der Schönheit oder Häßlichkeit Statt.

Wenn man sagt, daß die Empfindung der Schönheit ein bloßes Gefühl der Seele ist, das sie empfindet, ohne daß man dem Objekte eine gewisse Vortreflichkeit zuschreiben sollte: so ist die nothwendige Folge dieser Meynung, daß, wann ich Virgils Gedichte vom Ackerbaue ein schön Gedichte nenne, ich von dem Gedichte nichts sage, sondern bloß Etwas, das mich und mein Gefühl angeht. Was sollte ich mich einer Sprache bedienen, die das Gegentheil von dem bedeutet, was ich sagen will?

Meine Sprache kann also, vermöge der unumgänglich nothwendigen Regeln der Zusammenfügung, keine andere Bedeutung, als diese haben, daß in diesem Gedichte, aber nicht in mir Etwas ist, das ich Schönheit nenne. Allein, selbst diejenigen, die da glauben, die Schönheit liege bloß in dem Gefühl der Person, die sie empfindet,

pfindet, finden sich selbst gedrungen, sich so auszudrücken, als ob die Schönheit bloß eine Eigenschaft des Objekts, und nicht des Empfindenden sey.

Man kann keine Ursache angeben, warum sich alle Menschen so ausdrücken sollten, als weil sie selbst glauben, was sie sagen. Es widerspricht also der allgemeinen Empfindung der Menschen, die sich durch ihre Sprache ausdrückt, daß die Schönheit nicht wesentlich in dem Objekte, sondern bloß ein Gefühl in der Person seyn sollte, von der gesagt wird, daß sie sie empfinde. Philosophen sollten aber sehr vorsichtig seyn, daß sie nicht dem gemeinen Menschenverstande widersprechen, denn so bald sie das thun, irren sie gewiß.

Unser Urtheil über Schönheit ist in der That nicht ein trocknes kaltes Urtheil, wie ungefähr eine mathematische und metaphysische Wahrheit. Vermöge der Einrichtung unserer Natur ist sie von einer angenehmen Empfindung oder Bewegung geleitet, für die wir keinen andern Namen haben, als das Gefühl der Schönheit. Dieses Gefühl, der Schönheit, setzt nicht bloß wie die wahren Empfindungen unserer übrigen Sinne, einen Eindruck, sondern auch eine Meynung von einer gewissen Eigenschaft in dem Objekte voraus, welches diesen Eindruck macht.

In Gegenständen, die dem Geschmacke gefallen, urtheilen wir immer, daß eine wesentliche Vortreflichkeit da seyn, und sie einen Vorzug vor denen haben müssen, die nicht gefallen. Bey

gewissen

gewissen Fällen ist diese höhere Vortreflichkeit sichtbar, und kann aufgefunden werden; in andern Fällen haben wir bloß einen allgemeinen Begriff von einer Vortreflichkeit, die wir nicht zu beschreiben vermögend sind. Schönheiten von der ersten Art können mit den Grundeigenschaften verglichen werden, die durch die äußern Sinne empfindbar sind: die von der letzten Art mit den abgeleiteten.

7. Schönheit oder Häßlichkeit in einem Objekte, entsteht aus ihrer eigentlichen Beschaffenheit, oder aus ihrer Zusammensetzung. Wenn wir also die Schönheit empfinden wollen, so müssen wir diese eigentliche Beschaffenheit oder die Zusammensetzung, woraus sie entsteht, kennen. Hierinne ist der innere Sinn von dem äußern zu unterscheiden. Unsere äußern Sinne können Eigenschaften wahrnehmen, die nicht von einem vorgängigen Eindrucke abhängen. So kann ich den Klang einer Glocke hören, ob ich gleich niemals etwas wahrnahm, das darauf eine Beziehung gehabt hatte. Unmöglich aber kann ich die Schönheit eines Objekts empfinden, wenn ich dasselbe nicht sehe, oder einen Begriff in meiner Vorstellung davon habe. In dieser Rücksicht nannte Dr. Hutchinson die Sinne der Schönheit und Harmonie wiederscheinende oder abgeleitete Sinnen: weil die Schönheit nicht kann empfunden werden, wo das Objekt nicht durch eine andere Kraft der Seele bemerkt wird. So setzt der Sinn der Harmonie und Melodie in den Tönen

nen, den äußern Sinn des Gehörs voraus, und ist in Ansehung dessen eine Art von abgeleitetem Sinne. Ein taubgebohrner Mensch kann die Schönheiten von einer andern Gattung gut beurtheilen: er kann sich aber keinen Begriff von Harmonie oder Melodie machen. Eben das läßt sich von Schönheiten der Farben und der Gestalt sagen, die ohne den Sinn, vermittelst welchen Farbe und Gestalt wahrgenommen wird, nie können empfunden werden.

II.

Ueber das menschliche Herz ꝛc. Ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit.

(Fortsetzung.)

Seite 119, 3. B. wundert sich Hr. Ewald über Lessingen, den unsterblichen Lessing, wie er ihn hier nennt, daß er in seinem Laokoon ... doch wir wollen die Stelle, wo er Lessingen tadelt, zusamt dem, was ihm zu diesem Tadel Veranlassung gegeben, Wort vor Wort hersetzen, sie verdient es in mehr als einer Betrachtung; und dann — was wir etwa dabey anzumerken hätten. Herr Ewald redet von den Graden der Traurigkeit und des Grams. „Es ist, sagt er, schon eine alte Bemerkung, daß

das man in einem hohen Grade der Traurigkeit, oder im Grame nicht weinen könne. " Ja wohl eine alte Bemerkung! aber nun das Neue — Schon der Tragiker Seneka sagte:

> Quin ipsa tanti pervicax clades mali
> siccavit oculos: quodque in extremis solet,
> periere lacrymae.
>
> Oedip. Act. I.

Psammenitus konnte im Uebermaase seines Grams über das grausame Schicksal seiner, mit ihm gefangenen Kinder nicht weinen, aber er fieng an, häufig Thränen zu vergießen, als er seinen alten Freund und Tischgenossen beym Kriegsvolke betteln sah. Als sich Kambyses darüber verwunderte, und ihn nach der Ursache dieses Bezeigens fragen ließ, gab er die Antwort:

„O Sohn des Cyrus! das Elend meines „Hauses ist so groß, daß ich es nicht beweinen „kann; das Unglück meines Freundes aber ist „der Thränen werth, der auf der höchsten Stu„fe des Alters aus dem Ueberflusse und gröſ„tem Wohlstande in Armuth und Dürftigkeit „gerathen ist. "

Ueber das Betragen und die Antwort des Psammenit, macht nun Herr Ewald folgenden Commentar. Zuförderst zieht er eine allgemeine Anmerkung daraus. „Das Unglück eines Freundes, sagt er, greift uns nicht so gewaltsam ans Herz, als das Unglück unsrer Kinder. "

Dann, fährt er fort zu bemerken, „läßt dort das sanftere, gelindere Mitleiden unsern Thränen freyen Lauf; hier hingegen ist mehr als Mitleid, es ist der höchste Schmerz und Gram, den wir selbst erdulden. Der unsägliche Gram ließ den unglücklichen Vater nicht weinen, und machte sein Herz erstarren; nur der Anblick eines vom Gipfel des Glückes ins tiefste Elend herabgestoßnen Mannes, seines Freundes, erfüllte sein Herz mit Wehmuth, und seine Augen schwammen in Thränen des Mitleids.“ — Pathetisch genug, wenn man will; aber was lernen wir daraus? Etwa, daß es das sanftere, gelindere Mitleiden ist, was unsere Thränen bey dem Anblicke eines unglücklichen Freundes fließen macht? und wird durch diese Bemerkung das Individuelle des angeführten Beyspiels erkläret?

In einem bekannten Schauspiele, sagt eine von den Hauptpersonen, unter ähnlichen Umständen: Mein eigenes Unglück machte mich kurzsichtig, unentschlossen.

Hier sehen wir, dem Anscheine nach, einen ganz andern Erfolg aus dem Gefühl eines eigenen Elends, verbunden mit der Vorstellung des Unglücks einer geliebten Person, als beym Psammenit. Psammenit weint; Tellheim wird wieder entschlossen und thätig. Dem Anscheine nach ist dieser Erfolg verschieden, im Grunde ist er wenigstens bis auf einen gewissen Grad derselbige. Psammenit fühlte bey Erblickung des unglücklichen alten Freundes Mitleiden. Mit-

leiden

leiden ist jederzeit mit dem Willen zu helfen verbunden; aber indem sich Psammenit dieser Neigung überlassen will, fühlt er, daß er selbst hülflos ist, daß er sein Mitleiden nicht thätig werden lassen kann; und dieses Gefühl ist fürs erste, aber nicht der Anblick eines vom Gipfel des Glücks ins tiefste Elend herabgestoßenen alten Mannes, seines Freundes, was das Herz des Psammenit mit Wehmuth und seine Augen mit Thränen erfüllte. Die Thränen sind überall das Kennzeichen eines Gefühls von Ohnmacht und Schwäche. Tellheim hingegen konnte sein Mitleiden thätig werden lassen, warum hätte er weinen sollen? Eine zweyte Ursache warum Psammenit, nun, nachdem er seinen unglücklichen Freund erblickte, wieder weinen konnte, liegt darinne, daß sein eigner Gram durch diese Erscheinung um ein Merkliches herabgesetzt wurde. Solamen miseris socios habuisse malorum.

Eine dritte, vierte, fünfte Ursache würde vielleicht, in dem Alter, dem Stande, dem Selbst, so zu sagen, das nun einen scheinbaren Vorwand mit Anstand über sich zu weinen findet, — zu suchen seyn.

Wir begreifen übrigens sehr wohl, daß alle diese Untersuchungen, so nützlich sie an sich seyn mögen, gar nicht hierher gehören; wir haben nur Hr. Ewalden folgen und sehen wollen, wozu das angeführte Beyspiel überhaupt zu brauchen, und

was daraus zu schließen sey? Denn wenn das Beyspiel hätte passen sollen, so hätte man daraus sehen müssen, wie umgekehrt, die laute Betrübniß sich in einen stummen Schmerz verwandelt hätte, wenn anders in so einer trivialen Erfahrung überhaupt ein Beyspiel nöthig gewesen wäre.

Und sonach würden wir uns mit Herr Ewalden nur noch weiter verirren, wenn wir aus obigen Betrachtungen für den Dichter Regeln abziehen wollten, deren er sich würde zu bedienen haben, wo es ihm darum zu thun ist, den stummen Gram zum Schmerz herabzusetzen, der wieder weinen kann; wenn wir z. B. aus Lessings Matrone von Ephesus zeigen wollten, wie dieser feine Kenner des menschlichen Herzens, sich aus ähnlichen Beyspielen den Kunstgrif abstrahirt haben könne, wodurch er den hartnäckigen Schmerz seiner Heldinn bis auf den Grad herabstimmte, der ihm für das Uebrige gewonnenes Spiel gab — Denn jeder Leser wird zunächst nach der angeführten Stelle aus dem Seneca, eine Erörterung der darinne enthaltenen Erscheinung, und ihrer Ursachen erwartet haben. Statt dessen sagt uns Herr Ewald, was wir gelesen haben, und fährt darauf fort: „Man muß sich wundern, daß der unsterbliche Lessing in seinem Laokoon auf diese in den Wirkungen der physischen Kräfte des Menschen gegründete Bemerkung, nach welcher der höchste Grad des Schmerzes weder

der in Thränen noch lautes Geschrey ausbricht, gar keine Rücksicht genommen, sondern den Schmerzens-Ausdruck des Laokoon nur nach Regeln der Kunstschönheit beurtheilt hat." Das ist: Lessing hätte nicht sagen sollen: der Schmerzens-Ausdruck im Laockoon, sey von dem Meister bloß darum, weil er unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes, zugleich auf die höchste Schönheit, dem Bedürfnisse seiner Kunst gemäß, arbeitete, so vorgestellt worden, wie wir ihn in diesem Meisterstücke vorgestellt sehen; sondern auch darum, weil der höchste Grad des Schmerzens weder in Thränen noch lautes Geschrey ausbreche, und folglich der Meister nichts anders vorstellen konnte, wenn er der Wahrheit getreu bleiben wollte. Der Ausdruck im Laokoon, hätte Lessing sagen sollen, ist nicht die Folge eines richtigen Kunstgefühls, sondern die Folge einer richtigen Nachahmung. Die Natur ist hier nicht verschönert, sondern nur erreicht. — Hat Lessing so sagen sollen? Wenn Hrn. Ewalds Erinnerung überall einen Sinn hat, so dünkt uns kann sie keinen andern als diesen haben. Und so will denn Herr Ewald, daß der unsterbliche Lessing etwas sehr Abgeschmacktes hätte sagen sollen. Ehe wir das mit seiner Erlaubniß näher zeigen, so wollen wir zuförderst sehen, ob Herr Ewald in seinen Behauptungen über diesen Punkt, auch mit sich selbst einstimmig ist; „Der höchste Grad des Schmerzes soll weder in Thränen noch lautes Geschrey ausbrechen." So sagt Herr

Ewald hier. Wir begreifen hiebey fürs erste nicht, aus welchem Grunde er das was von dem höchsten Grade der Traurigkeit, des Grams gelten mag, überhaupt von jedem hohen Grade des Schmerzes, den körperlichen Schmerz (Schmerzens-Ausdruck des Laokoon!) mit eingeschlossen, behaupten kann; und diese Behauptung wird uns immer unbegreiflicher, wenn wir damit vergleichen, was er an einem andern Orte über diesen Gegenstand sagt. Wir schlagen die 299. Seite des 3ten Bandes auf, und lesen: „Schreyen ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzens. Dieses behauptet Lessing und giebt Herder zu. „Schreyen sage ich, (Hr. Ewald) ist der natürliche Ausdruck des höchsten Grades körperlicher Schmerzen.“ — Widerspricht er sich hier nicht selbst? „Der höchste Grad des Schmerzes bricht weder in Thränen noch in lautes Geschrey aus.“ — Und: „das Schreyen ist der natürliche Ausdruck des höchsten Grades körperlicher Schmerzen. Beydes steht in einem und ebendemselben Bande.“

Also, da Herr Ewald nicht wissen konnte, was seiner Feder späterhin niederzuschreiben gefallen würde, so wollen wir es auch nicht wissen; wir wollen annehmen, daß die Meynung: „Der höchste Grad des Schmerzes, körperlichen oder nicht körperlichen Schmerzes, breche nie, weder in Thränen noch in lautes Geschrey aus,“ wenigstens vor der Hand seine wahre Meynung sey. Dieß angenommen, wenden wir uns zu der Beschrei-

schreibung, die Virgil von dem Schmerzensausdrucke des Laokoon macht. Man kann es dem Virgil schon zutrauen, daß er sich auf den natürlichen Ausdruck des Schmerzes auch ein wenig versteht. Und wie läßt Virgil den Laokoon seinen Schmerz ausdrücken?

Ille simul manibus tendit divellere nodos
Perfusus sanie vittas atroque veneno:
Clamores simul *horrendos* ad sidera tollit.

Ist dieser Schmerzensausdruck natürlich? Lessing wenigstens sagt, daß ihn nicht sowohl das Geschrey, als der Mangel aller Gradationen bis zu diesen Geschrey beleidige. Und ist das Geschrey in der Beschreibung des Virgils nicht schlechterdings unnatürlich, so würde es in dem Kunstwerke ganz gewiß sehr natürlich gewesen seyn. Widrig, ekelhaft freylich; aber doch natürlich. Denn hier, in dem Kunstwerke wird Laokoon noch weit mehr zum Geschrey gereizt, als nach Virgils Schilderung. Man höre was Sadolet unter andern in seiner poetischen Beschreibung dieses Kunstwerks sagt:

— — Micat alter et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat, et *rabido* tandem *feris ilia morsu.*

Im Virgil wird Laokoon nur umwunden, nicht verwundet. Hier im Kunstwerke wird Laokoon nicht nur umwunden, sondern auch verwundet, und an einem Theile verwundet, wo

eine jede Verletzung, geschweige denn ein Schlangenbiß, zum lauten Geschrey unausbleiblich reizen muß. Und gleichwohl so natürlich das Geschrey auch gewesen seyn würde, so schreyet Laokoon im Kunstwerke nicht, er seufzet kaum; wenn der Laokoon des Dichters, bey einem weit geringern Anlasse, laut brüllet. Hätte sonach Lessing nicht ganz was Falsches sagen müssen, wenn er das, was ihm Herr Ewald mit aller Gewalt in Mund legen will, hätte sagen wollen, wenn er den Schmerzensausdruck des Laokoons, als ein Beyspiel zu der in den Wirkungen der physischen Kräfte des Menschen gegründeten Bemerkung, nach welcher der höchste Grad des Schmerzes weder in Thränen noch lautes Geschrey ausbricht, hätte anführen wollen? An sich selbst würde er ganz was Falsches gesagt haben; in einem Werke aber, das von den Gränzen der Malerey und Dichtkunst handelt, würden dergleichen Bemerkungen auch noch obendrein unrecht angebracht seyn.

Wir wollen hievon weiter keine Anwendung machen, sondern nur sehen, was Hr. Ewald weiter vorbringt. Er verbindet nämlich, wenn das anders verbinden heißt, mit dem Perioden, den wir zuletzt abgeschieben haben, und der sich mit den Worten: — „nur nach den Regeln der Kunstschönheit beurtheilt hat" — endigte, folgenden: „Und doch ist es zu vermuthen, daß Sophokles, bey der Darstellung seines Helden, mehr nach der wahren

wahren Wirkung der Natur, als nach den conventionellen Regeln der Schönheit gearbeitet habe.

"Obschon Lessing den Schmerzensausdruck des Laokoon mehr nach den Regeln der Kunstschönheit beurtheilt hat — ist es doch zu vermuthen, daß Sophokles bey Darstellung seines Helden mehr nach u. s. w. Diese Art zu verbinden und zu urtheilen, kommt uns gerade so vor, als wenn Jemand sagen wollte: „Ich wundre mich, daß der Altgeselle das Kleid des Schneidermeisters, nur nach den Regeln der laufenden Mode, als nicht vielmehr darnach, ob auch das Kleid die Form des Körpers vollkommen ausdrücke, hat beurtheilen wollen; da es doch zu vermuthen ist, daß der Schuster Sempronius, bey Verfertigung seiner Schuhe, mehr nach der wahren Form des Fußes, als nach den conventionellen Regeln der Schönheit gearbeitet habe. —

Und was in aller Welt will Herr Ewald, mit seinen convenzionellen Regeln der Schönheit, nach denen Sophokles zwar nicht gearbeitet, wohl aber Lessing ihn beurtheilet haben soll? Lessing, der so ein Feind von allem, was Convenzioncll in den schönen Künsten heißt, war, der aus dieser Ursache so oft unsere verzärtelte Nachbarn, die Franzosen tadelt, soll in Laokoon die Produkte der Künste, und insbesondere des Sophokles nach convenzionellen Regeln der Schönheit beurtheilt haben? Wir müssen sehr zweifeln, ob der V. Lessings Laokoon auch nur einmal mit der gehörigen Aufmerksamkeit könne gele-

sen haben. Ohnmöglich würde er sonst so schief über den Innhalt einer solchen Schrift geurtheilt haben. Sind den Regeln, aus der Verschiedenheit des Auges und Ohrs, aus der verschiedenen Art, wie diese Sinne in die Seele wirken, aus der Verschiedenheit der daraus entspringenden Vorstellungen hergeleitet — convenzionelle Regeln? und gründen sich etwa nicht alle Regeln, die Lessing mit so vielem Scharfsinne in seinem Laokoon festsetzt, auf diese natürlichen und wesentlichen Verschiedenheiten?

Nachdem sich Herr E. zur Gnüge darüber gewundert, daß der unsterbliche Lessing, über den Schmerzensausdruck nicht so auf gut Glück hat raisoniren wollen; so kommt er endlich wieder zur Sache, und giebt eine Erklärung von der Natur des heftigen Grams, die der Leser längst erwartet hatte.

„In der Empfindung des heftigen Grams, sagt er, so wie in groſsen körperlichen Schmerzen " " " doch wir sind des Abschreibens und Beurtheilens solcher Erörterungen müde; auch fürchten wir, daß es der Leser, nicht weniger seyn werde. Zu seiner Erholung wollen wir lieber zu einer andern Stelle dieses Werks fortgehen, die nur seichte ist.

S. 398. giebt nämlich Herr Ewald dem Theaterdichter Anleitung, wie der Abergläubische, als Gegenstand für die Bühne, zu behandeln sey. Herr Ewald muß unsere Theaterdichter für sehr treuherzige Geschöpfe halten, wenn er ihnen deſs-

falls

falls unter andern sagt: daß sie ihren Abergläubischen einen gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen geben müßten.

Einen gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen, warum das? Der Verfasser war ja kurz vorher noch selbst der Meynung, daß auch Personen von Verstand und Einsicht dennoch in gewissen Punkten abergläubisch seyn könnten. Oder sind diese Personen, die so oft theatralisch behandelt worden sind, doch keiner wahren theatlischen Behandlung fähig? warum muß denn nur der Abergläubische, sobald er ein Gegenstand für die Bühne wird, schlechterdings keinen Funken Verstandes besitzen? Jedoch vielleicht ist das demunerachtet so nothwendig; aber warum? würde vermuthlich jeder Dichter, der nicht das treuherzigste von allen treuherzigen Geschöpfen wäre, fragen. Hingegen der Dichter, den man hier belehret, wird ganz gewiß so nicht fragen. Treuherzigkeit, Einfalt und Unwissenheit wohnen immer beysammen. Und höchst einfältig und unwissend muß der Dichter wohl seyn, den man sich gemüßiget sieht zu sagen: daß er den Abergläubischen zu einen Traumausleger und Traumerzähler machen müsse, dessen Orakel der hundertjährige Kalender und der ab- und zunehmende Mond sey; dem man sagen muß, daß der Abergläubische, durch an die Thür mit Kreide gemalte Kreuße, sich und die Seinigen gegen die schädlichen Einflüsse der Hexen verwahre, daß er an Gespenster und Geistermähr-

mährchen glaube, und was Herr Ewald sonst noch für Dinge seinem Dichter zu sagen für gut findet, freylich lauter Dinge und Bemerkungen, die er, wäre er nicht so gar einfältig, mit leichter Mühe von der ersten besten alten Frau sich würde abstrahiren können.

Bemerkungen und Erfahrungen dieser Art, deren man jede Stunde, so viel man will aus dem Ermel schütteln kann, mögen zwar für den Verfasser ihren guten Nutzen haben, für den Leser aber, und insbesondere für den Leser, der zugleich Dichter und Schauspieler ist, haben sie höchstens den Nutzen, daß er dadurch abgeschreckt wird, weiter zu lesen, zumal wenn sie so häufig sind, als in diesem Werke. Denn ganz gewiß, wenn Herr Ewald, alles was darinn unnöthig, weitschweifig, halb oder auf Gerathewohl gesagt und behauptet worden ist, hätte weggelassen, wenn er die Auswüchse leerer Beschreibungen und frostiger Deklamationen hätte beschneiden wollen, sein Werk würde wenigstens auf die Hälfte zusammengeschrumpft seyn. Wenigstens um die Hälfte — es könnte auch auf ein Drittheil seyn. Da aber heut zu Tage ein Buch, woran doch noch ein Drittheil gut, ganz und gar nicht unter die schlechten gerechnet werden darf; so bitten wir Herrn Ewald, das bisher gesagte nicht zu genau zu nehmen. Wir verkennen das Gute in seinem Werke so wenig, daß wir vielmehr daraus schließen, Herr Ewald würde, was Gut darinne ist, noch besser, und das Uebrige wenigstens eben so

gut

gut haben machen können, wenn es ihm der allzuviel umfassende Plan seiner Schrift, die eilfertige Nachläßigkeit, oder die nachläßige Eilfertigkeit, womit er, dem Anscheine nach, zu Werke gegangen, und endlich eine gewisse Schriftstellerische Oekonomie, oder was ihn sonst zum Ausstreichen und Beschneiden so langsam gemacht haben mag — nur hätten erlauben wollen. Herr Ewald hat das menschliche Herz beobachtet, und ob man gleich nicht sagen kann, daß er die geheimsten Falten desselben durchsucht habe, so hat er doch hier und da, in der That einen spähenden Blick unter die Oberfläche gethan, oder gewagt. Auch hat er die Resultate der Beobachtungen Anderer häufig genutzt; nur hätte er selbe sehr oft vielmehr berichtigen und ordnen, als benutzen sollen. Die Belege zu diesen Behauptungen sind von uns verschiedentlich schon beygebracht worden. Auf alles uns weitläuftig einzulassen, wird uns Niemand zumuthen. Eins aber müssen wir unserm Versprechen zu Folge dochnoch nachholen.

Herr Ewald endiget das ganze Werk mit einer Untersuchung über die körperlichen Schmerzen uud ihren Ausdruck. Diese Untersuchung scheint uns die wichtigste von allen zu seyn. Es ist also billig, daß wir uns bey selbiger einen Augenblick verweilen.

Herr Ewald wirft hier zuförderst zwey Fragen auf, diese nämlich: „welche Krankheiten thun auf die Zuschauer die meiste Wirkung? innerliche

nerliche Krankheiten oder Wunden? Und — wie muß der Held des Trauerspiels seine Schmerzen äußern? "

Zur Beantwortung der ersten Frage, bezieht er sich fürs erste auf eine Bemerkung, die Lessing im Laokoon gemacht hat, wo dieser Schriftsteller, wenn er die meisterhafte Art, womit Sophokles in seinem Philoktet die Idee des körperlichen Schmerzes zur Verstärkung des tragischen Interesse zu benutzen gewußt hat, ins Licht setzen will — unter andern sagt: „Sophokles wählte eine Wunde, und nicht eine innerliche Krankheit, weil sich von jener eine lebhaftere Vorstellung machen läßt, als von dieser, wenn sie auch noch so schmerzhaft ist. "

„Nichts, sagt Herr Ewald, kann wahrer seyn, als diese Bemerkung. Und warum? Unser sympathetisches Gefühl, wirkt nach der Erfahrung weit stärker bey äußerlichen Verletzungen, als bey innerlichen Krankheiten."

Nach dieser Aeußerung führt Herr Ewald seine Leser an die Folter und sodann ans Krankenbette: und beruft sich auf ihre Empfindung. Und was sagt uns unsere Empfindung an der Folterbank fürs erste? Unsere Empfindung; es sind der Zuschauer mehrere. Bey dem Einen spricht gleich beym ersten Anblicke, die Empfindung so stark, so heftig, daß er sofort sich wieder nach der Thüre umsieht, und davon eilt. Ein zweyter wird von dem Anblicke zwar weniger heftig gerührt, er bleibt; indessen hat er doch alle seine

Stand-

Standhaftigkeit nöthig, um dieß gräßliche Schauspiel der prüfenden Gerechtigkeit auszuhalten. Ein dritter, vierter empfindet noch weniger; doch bedarf er von Zeit zu Zeit einiger Erholung, und so wendet er etwa seine beleidigten Augen von dem Gefolterten auf den Criminalrichter. Wie erstaunet er nicht über die Gleichgültigkeit dieses Mannes? er sieht sich nach den übrigen Justizbeamten um: lauter gleichgültige Gesichter! Diese Erscheinung ist ihn weit schmerzhafter, als selbst der Anblick des Gefolterten; er wendet sich, und hier fällt ihm der Henker in die Augen; nun bemerkt er erst recht die Fühllosigkeit dieses Elenden, der den Körper des unglücklichen Delinquenten, wie der Fleischer den geschlachteten Ochsen, mit der abscheulichsten Kaltblütigkeit renkt, quetscht, schneidet, hackt, brennet. Sind das Menschen! denkt er bey sich selbst, und eilt mit gepreßtem Herzen nach der Thüre. Die übrigen sind schon längst hinausgegangen. „Ich sehe es ihnen an, ruft Herr Ewald, sobald wir wieder um ihn versammlet sind, uns zu, wie viel sie gelitten haben; war es ihnen nicht, als ob sie bey jedem Drucke der Daumenschraube einen gleichmäßigen Schmerz fühlten? Und ganz natürlich! wir sahen hier eine Trennung sichtbarer fester Theile, sie geschah gleichsam (warum gleichsam?) vor unsern Augen; wir konnten die Gliedmaaßen betasten (hier würde das, gleichsam an seiner rechten Stelle stehen) und uns also von ihrer Quetschung, Trennung einen sinnlichen Begriff

machen.

machen. Augen und Hände gaben dem Verstande die Materialien zu diesem Begriffe, und die äußere Empfindung, die bey allen Menschen gleich und einerley ist, und deren leichte Reizbarkeit durch die Wirkung, die der Anblick, die Betastung der Wunde, auf unsere Nerven äußert, in Bewegung gesezt wird, verwandelt diesen Begrif unversehens und schnell in ein Selbstgefühl, das mit jenem, woraus es bestand, wiewohl in einem mindern Grade, gleichartig ist.“

Ganz richtig; die Vorstellung die sich von einer Wunde, und überhaupt von jeder äußern Verletzung des Körpers machen läßt, muß in einem hohen Grade lebhaft seyn, weil sie eine anschauliche, und durch mehr als einen Sinn anschaulich gewordene Vorstellung ist. Auch hat es allerdings damit seine Richtigkeit, daß so sinnliche Begriffe nothwendig unser Selbstgefühl leicht erregen müssen, wegen der Schnelligkeit, womit sie in die Seele übergehen; vorausgesezt, daß sie, wie die hier erwähnten, überhaupt geschickt sind, unser Mitgefühl zu erregen. Nur begreifen wir nicht, was Herr Ewald mit den Worten: (die äußere Empfindung, die bey allen Menschen gleich und einerley ist); eigentlich sagen wolle.

Soll gleich und einerley in der natürlichen Bedeutung der Worte genommen werden; so würden wir uns zur Erhärtung des Gegentheils auf die Erfahrung berufen können; die wir oben an der Folterbank zu machen, Gelegenheit hatten, wenn wir

wir nicht die nämliche Erfahrung jeden Augenblick überall zu machen, Gelegenheit hätten. Es ist offenbar, daß die äußere Empfindung, der Grad der Reizbarkeit des sinnlichen Sensoriums, bey einzelnen Menschen sowohl, als bey ganzen Nationen fast eben so sehr verschieden, als die innere ist; je nach dem der Mensch durch Erziehung und Lebensart mehr oder weniger abgehärtet worden. Zwar wird das sinnliche Sensorium, mehr oder weniger abgehärtet, den Eindruck, dessen es fähig ist, immer gleich schnell erhalten. Aber Eindrücke, die gleich schnell entstehen, sind darum nicht intensive gleich und einerley! Oder soll, wie leicht möglich, gleich und einerley, hier so viel als gleichartig heißen; so hat hier wenigstens, wo von der Lebhaftigkeit der Vorstellung die Rede ist, die beobachtete Gleichartigkeit der äußern Empfindung, gar keine Bedeutung, und dienet zu nichts, als den Leser irre zu machen, und zu zerstreuen.

Herr Ewald geht weiter, und untersucht die Wirkung, welche innerliche Schmerzen und Krankheiten auf die Vorstellung des Zuschauers haben. Er hat seine Leser an das Bette des Fieberbehafteten geführt, „Hier, sagt er, bey innerlichen Schmerzen können wir, da wir weder sehen noch tasten können, nicht den Punkt, nicht den Ort, wo das Uebel seinen Sitz hat, unterscheiden. Die Intestinen, das Blut, in welchem die Krankheit verborgen ist, liegen für uns zu tief, als daß sie jenes äußere vielleidende Gefühl in uns erre-

gen könnten. Denken wir uns ja in den innern Zustand des Leidenden hinein, so bleibt der Erfolg davon doch gänzlich zurück. Das Hineindenken gewährt uns eine bloße dunkle Idee, die zu keinem Selbstgefühl belebt werden kann.“ Es ist wahr, bey einem Fieber oder sonst einer ähnlichen Krankheit, werden unsere Vorstellungen nichts weniger als lebhaft seyn. Aber warum? etwa darum, weil wir den Ort, wo das Uebel seinen Sitz hat, nicht unterscheiden können, weil die Intestinen und das Blut, in welchem die Krankheit verborgen ist, für unser Mitgefühl zu tief liegen? Nichs weniger. — Die Ursache warum dieserley Krankheiten so wenig Eindruck auf unsre Vorstellung machen, liegt in etwas ganz andern. In der Art nämlich, wie sie sich äußern. Ihre Aeußerungen erstlich sind zu unstät und schwankend, zu mannichfaltig und abwechselnd, als daß unsere Vorstellung irgendwo haften könnte. Ferner sind auch ihre Aeußerungen so allmählig. Der Paroxismus ergreift den Kranken nicht plötzlich, sondern nimmt nur ganz nach und nach, und so zu sagen unvermerkt zu: eine Haupturſache, warum unsere Vorstellung dabey so ruhig bleibt. Sind hingegen die Ausbrüche in einer innern Krankheit plötzlich und heftig, so ist ihre Wirkung auf unsere Vorstellung eben so lebhaft und stark, als bey äußern Verletzungen. So wird z. B. bey dem Anblicke eines Menschen, der von der fallenden Sucht ergriffen und niedergeworfen, sich vor uns mit schäumendem Munde

und

und verdrehten Augen im Staube wälzt, in dessen Gesichte wir jede Muskel, an dessen Leibe wir jedes Glied in fürchterlichen Convulsionen der Wuth des eindringenden Uebels entgegen kämpfen sehen, unsre Vorstellung ganz gewiß nicht weniger lebhaft, unser Mitgefühl nicht weniger schmerzlich gerührt werden, als bey dem Anblicke eines Gefolterten. Und sogar noch heftiger. Wenigstens scheint uns gerade der Umstand, den Herr Ewald zum Behufe seiner Behauptung anführt, worauf er sich gänzlich stützt; dieser nämlich: „daß man bey innerlichen Krankheiten, den Ort wo das Uebel seinen Sitz habe, nicht unterscheiden könne, " — uns mit einer gewissen Angst und Verlegenheit zu erfüllen, die bey dem Anblicke äußerlicher Verletzungen sich nicht finden.

Endlich noch eine dritte Ursache der minder lebhaften Vorstellung von innerlichen Krankheiten, die Herr Ewald hätte angeben können, liegt darinne, daß wir zuweilen uns von solcherley Krankheiten, aus Mangel eigner Erfahrung, gar keinen Begriff machen können. Sobald aber die innere Krankheit von der Art ist, daß selbige Jedermann, wenigstens auf gewisse Weise aus eigener Erfahrung kennt, wie z. B. Hunger und Durst — deren Wirkungen unter andern der Verfasser des Ugolino, zu Verstärkung des dramatischen Interesse, so meisterhaft anzuwenden verstanden hat — sodann wird die, aus ihr entspringende Vorstellung auch lebhaft genug werden, um unser Selbst- und Mitgefühl zu erre-

gen. — Wir begreifen sonach gar nicht, wie Herr Ewald, nach dem, was wir aus seiner Untersuchung angeführt haben, sich berechtiget halten kann, zu sagen, „daß seine angestellte Betrachtungen hinlänglich wären, um einzusehen, daß von innerlichen Krankheiten und äußerlichen Verletzungen, an und für sich betrachtet, die leztern theatralischer wären, da sie leichter Mitleidenheit erweckten.“

Wir wissen nicht, ob Herr Ewald seine angeführten Betrachtungen noch für hinlänglich hält, solche Folgerungen daraus herzuleiten. Wenigstens wird er nicht einwenden können, daß jene convulsivischen Aeußerungen heftiger innerer Krankheiten, deswegen, weil sie mehr Entsetzen und Abscheu, als tragisches Mitgefühl erregten, gänzlich vom Theater verbannt bleiben müßten; da es eben so widrig und abscheulich seyn würde, die tragischen Personen auf die Folter gespannt zu sehen. Wir mögen nicht einmal die Wunde sehen, und verlangen sie auch nicht einmal in der Einbildung zu betasten. Nur aus der Wirkung des Schmerzes wollen wir auf seine Ursache schließen; und wann wir jene sehen, so ist es uns und dem Theater gleichviel, aus welcher physischen Ursache sie entspringt; unser Mitgefühl wird immer gleich stark gerührt werden. Indessen, wenn ja einmal die äußerlichen Verletzungen, an sich selbst betrachtet, theatralischer als die innerlichen Krankheiten seyn sollen, so ließe sich wohl noch ein anderer Grund davon angeben, als dieser

ser Ewaldische, (Lessing schränkt sich bloß auf den Philoktet ein) der vielleicht noch scheinbarer wäre. Der körperliche Schmerz, nämlich, als Wirkung einer äußern Verletzung, benimmt auch, wenn er bis auf einen höhern Grad gestiegen ist, dem Leidenden nicht so ganz den Gebrauch seiner Seelenkräfte. Der Mensch wird mehr erschüttert, als betäubt. Die Seele behauptet sich länger, ihr Kampf wird sichtbarer, und durch den vernünftigen Widerstand, dessen sie fähig bleibt, interessanter. Dieser Grund, wie gesagt, ist vielleicht scheinbarer; aber er hält eben so wenig Stich. Denn fürs erste haben Hunger und Durst in dieser Rücksicht eben so viel für sich; und sodann auch deswegen nicht, weil man überhaupt gar nicht sagen kann, daß irgend ein körperliches Uebel an und für sich theatralischer sey. Ja, wenn diese Uebel ihrer Natur nach, der Hauptstoff eines Stücks werden könnten, so wäre es etwas anders; aber das können sie nicht werden. Als Ingredienz zur Verstärkung höchstens sind sie anzuwenden, aber hierbey muß es auch schlechterdings sein Bewenden haben. Folglich kann kein an und für sich, hier Statt finden. Die jedesmalige tragische Absicht muß den Dichter in der Wahl dieser verstärkenden Ingredienzien leiten. Und so ist zu diesem Behufe im Philoktet eine Wunde, im Clavigo eine Abzehrung, und im Ugolino Hunger und Durst gewählt worden; und Wunde, Abzehrung, Hunger und Durst, alle sind sich gleich theatralisch, jedes an sein

Stelle aber theatralischer, als die Uebrigen, wenn anders der Dichter seine Kunst sonst verstanden hat. Das Uebrige dieser Untersuchung müssen wir uns begnügen, bloß anzuzeigen.

Herr Ewald redet hiernächst von der Unzulänglichkeit auch der heftigsten körperlichen Schmerzen zur längern Unterhaltung unsers Mitgefühls. Der erste Eindruck sey der stärkste, aber unser Gefühl gewöhne sich daran, und das Mitleiden verschwinde zulezt gänzlich. Um also das schwindende Mitleiden zurückzuhalten, müssen die Schmerzen mit andern Uebeln verbunden werden, die durch diese Verbindung einen eben so melancholischen Anstrich erhalten, als sie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilen. Herr Ewald führt hierauf nach Lessingen die Uebel an, deren sich insbesondere Sophokles im Philoktet zu diesem Endzwecke bedienet hat; diese sind: völlige Beraubung der menschlichen Gesellschaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des menschlichen Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgesetzt ist. Und dem ungeachtet, selbst diese Verbindung äußerlicher körperlicher Uebel wird nicht im Stande seyn den starken und anhaltenden Grad des Mitleids hervorzubringen, den ihr Ausbruch doch zu erfodern scheinen möchte. Aus dieser Betrachtung entspringt daher ganz natürlich die Frage, in welchem Maaße muß der Schauspieler, der mit dem leidenden Helden zu thun hat, sein Mitleiden äußern? Soll er sich in einem höhern Grade

gerührt

gerührt stellen? dieses würde wider die Natur seyn. Soll er sich so kalt und verlegen bezeigen, als man in dergleichen Fällen wirklich nach und nach zu werden pflegt? das würde die widrigste Dissonanz für den Zuschauer hervorbringen. Hier, meynt Herr Ewald und Lessing, müsse der Dichter dem Schauspieler dadurch zu Hülfe kommen, daß er den Nebenpersonen ihr eigenes Interesse gebe. Z. B. wird die Art, wie sich Sophokles, besonders in seinem Philoktet, dieses Kunstgriffes zu bedienen gewußt, zergliedert, und so die Beantwortung dieser, und überhaupt der ersten Frage gegenwärtiger Untersuchung, welche Krankheiten auf den Zuschauer die meiste Wirkung haben, beschlossen.

Man wird bemerkt haben, daß Herr Ewald, bey Beantwortung dieser Frage, Lessingen beynahe alles schuldig ist, was Gutes und Vortreffliches sich darinne findet; und daß er, wenn er alleine gehet, sich verirret hat.

Hingegen in der Beantwortung der zweyten Frage: „wie der Held des Trauerspiels seine körperlichen Schmerzen äußern müsse," scheint uns was er vorbringt, durchdachter und gründlicher zu seyn.

„Diese Frage, sagt er, ist nicht so leicht zu beantworten, da hier nicht bloß das Wirken der Natur, sondern auch das Schickliche und Umständliche, und überhaupt die Würde des Helden, in Betrachtung gezogen werden muß, die jenem Wirken der Natur ihren wahren Gehalt und Ge-

präge giebt! Wie leidet überhaupt die menschliche Natur unter körperlichen Schmerzen, und wie leidet der Held des Trauerspiels? Diese Fragen setzen Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten voraus, von denen die Natur des Ausdrucks der Schmerzen abhängt. Bey dem Helden muß der Mensch mit in Anschlag kommen; und wenn wir den Menschen in Erwägung ziehen, dürfen wir den Helden nicht aus der Acht lassen."

Der Umfang der Frage ist, die lezte leere Antithese abgerechnet, aufs genaueste und deutlichste bestimmt. Wir gehen mit Herr Ewalden zur Beantwortung derselben fort.

Zuförderst wird, was von innerlichen und äußerlichen Krankheiten, bereits bey Beantwortung der ersten Frage gesagt ist, wiederholet, ein wenig zu weitläuftig wiederholet; und aus den nämlichen Gründen, deren Unzulänglichkeit wir oben gezeigt haben, nochmals die Folgerungen gezogen, daß nur sichtbare und unsichtbare Verlezungen, jedoch jene noch mehr als diese, den Eindruck gewährten, den der Dichter beabsichtigte oder doch beabsichtigen sollte. Hiernächst wird eine Erklärung von der Natur des, aus dergleichen Verletzungen entstandenen Schmerzes gegeben, und die Verschiedenheit seiner Grade, und der dadurch bewirkten Empfindungen, bemerkt. „Das Individuelle dieser Grade aber, sagt Herr Ewald, von der untersten bis zur höchsten Stufe anzugeben, dazu hat keine Sprache in der Welt, die sich in eine Grammatik formen läßt, Worte.

Sie

Sie liefern nicht einmal Benennungen für jeden Ausbruch dieser Schmerzen und Empfindungsgrade.“ Das Wort, Benennungen statt Zeichen, veranlasset eine Zweydeutigkeit. Indessen, fährt der Verfasser fort, so gering auch der Vorrath von diesen Zeichen in den Sprachen wären, maßen sich in der unsrigen nur diese drey O! Ach! Weh! fänden, so habe die Natur doch durch artikulirte (inartikulirte) Laute der Kehle, für den Ausdruck dieser Verschiedenheit gesorgt. Und wie? Hier werden die Hauptgrade von dem leisen Seufzer, bis zum lauten Schrey, als den natürlichen Ausdruck des höchsten Grades von Schmerz, sehr genau angegeben. Auf dieser höchsten Stafel kann der Schmerz nicht lange stehen bleiben, er läßt entweder nach, oder durchläuft die Nerven dergestalt, daß am Ende kein deutliches Gefühl von dem eigentlichen Punkte des Schmerzens übrig bleibt. Ein Ton regiert durch alle Nerven, und durch seine Permanenz löset er die Schmerzen des leidenden Theiles in eine unangenehme Empfindung der ganzen Maschine auf: unter dieser Empfindung arbeiten die gesammten Kräfte der Natur in einer heftigen Krisis so lange, bis entweder die Bande des Lebens zerreissen, oder ein erquickender Schlaf den ermatteten Kräften zu Hülfe kömmt.

Eine feine und treffende Schilderung, die nicht richtiger und lebendiger dargestellt werden könnte! —

So leidet die menschliche Natur. Wie aber muß sich dieses Leiden bey einem Helden des Trauerspiels zeigen? —

Herr Ewald antwortet: „Nicht so, wie die Aeußerungen der ungezogenen Natur zu seyn pflegen, die freylich zuweilen in Greisen, lautes kindisches Geheul, gewaltsame Verdrehung der Gliedmaaßen u. s. w. ausarten; sie müssen schlechterdings in den Gränzen des Anständigen bleiben, die der gesittete Mensch von Charakter und Geistesstärke auch in der Natur nie überschreitet. Warum, fragt er, und mit Recht, warum soll der leidenden menschlichen Natur im Allgemeinen, gerade der Stempel ihrer Aeußerung im niedrigsten Pöbel aufgedrückt werden? Stark und heftig können jene Aeußerungen des Helden immer seyn, aber nicht widrig und ekel, das sie auch in der Natur, so wie sie im Allgemeinen muß angenommen werden, niemals sind. Mit diesem Grundsatze wendet er sich zum Philoktet des Sophokles, und zeiget, daß dieser große Meister ihm überall getreu geblieben, und die natürlichen Schranken des Anständigen durchaus nie überschritten habe.

Es ist bekannt, wie verschieden von verschiedenen großen Kunstrichtern, über die Art, wie Sophokles diesen Vorwurf bearbeitet, ist geurtheilet worden. Lessing und Herder beurtheilen beyde die meisterhafte Ausführung dieses Stückes gleich stark, wiewol aus verschiedenen Gründen.

Lessing läugnet nicht, daß Philoktet seinen Schmerz etwas heftig ausdrücke, daß er sogar

laut

laut schreye und winsele. Aber dem ungeachtet behauptet er, kann dem Sophokles der Vorwurf des beleidigten Anstandes nicht gemacht werden. Er setzt hierauf die Wendungen und die Kunstgriffe des Sophokles mit dem ihm gewöhnlichen Scharfsinne in ein solches Licht, daß man bereitwillig wird, wenigstens für den Philoktet eine Ausnahme zu machen. Besonders stützt sich Lessing auf die Verschiedenheit der Meynung unserer und der alten Zeiten, von dem, was in den natürlichen Empfindungsäußerungen anständig oder unanständig ist; ferner auf gewisse eigenthümliche Charakterzüge der Griechischen Nation. Auch glaubt er, Sophokles dürfte hier stark auf die Kunst des Schauspielers gerechnet haben, die vermuthlich besser als die unsrigen verstanden hätten, Wahrheit und Stärke mit Anstand zu vereinigen.

Und sonach scheinet zur Beantwortung obiger Frage, sich aus seinen Behauptungen so viel zu ergeben: daß man den Ausdruck der Schmerzen nicht leicht zu weit treiben könne, so lange man ihn mit Anstand zu vereinigen wisse. Lessing scheinet der Meynung, daß wenn der Held, (versteht sich, den man sonst aus Heldenhandlungen erkannt hat) der bey den Griechen den Ausbrüchen der Natur, ohne anstößig zu werden, sich fast ohne Rückhalt überlassen durfte, — bey uns nicht so ganz Mensch seyn dürfe, wenn er nicht Held zu seyn aufhören soll — es entweder an einem verzärtelten und schiefen Begriffe vom Anständi-

ständigen, oder an der Stümperey des Schauspielers liege, der Wahrheit und Anstand nicht zu vereinigen verstehe. So sucht er den Philoktet gegen den Vorwurf des beleidigten Anstandes zu retten; ohne jedoch ausdrücklich einen Grundsatz fest zu setzen.

Herder hingegen scheinet von dem theatralischen Anständigen weit strengere, und von dem dramatischen Verdiensten eines Sophokles, wenigstens eben so hohe Begriffe als Lessing zu haben. Was Wunder also, wenn er in dem Philoktet des Sophokles die heftigen Aeußerungen des Schmerzes gar nicht empfindet, die ein Anderer vielleicht Mühe haben würde, darinne nicht zu finden. Aechzen und Seufzen ist ihm der äußerste Grad anständiger Schmerzensäußerungen. Mehr fand er nicht im Philoktet, und mehr sollte man, meynt er, überall nicht auf dem Theater finden.

Endlich kömmt noch ein Dritter, ein Erfinder, von dem man es am wenigsten vermuthen sollte, und tadelt alle Aeußerungen körperlicher Schmerzen geradezu, aus dem Grunde, weil der Zuschauer, mit dem körperlichen Schmerzen nicht sympathisiren könne, auch selbst dann nicht sympathisiren könne, wenn er schon diese Schmerzensäußerungen des theatralischen Helden höchst natürlich finden sollte. Er will den Helden, in dieser Rücksicht schlechterdings zum Stoiker gemacht wissen, der, was er aufs heftigste fühlt, dennoch auf keine Weise zu fühlen scheinen müsse; und

je

je größer die Unempfindlichkeit desselben sey, meynt er, desto größer würde auch unsere Bewunderung, desto herzlicher unsere Sympathie seyn. Herr Ewald sagt hierzu, „daß er sich in Ewigkeit nicht bereden könne, daß Smith, ein Mann von einem wirklich guten Beobachtungsgeiste, die Schmerzensscenen im Philoktet in der That widrig und ekelhaft sollte gefunden haben; sondern Smith hätte, da er ein Beyspiel im Sophokles gefunden, das seinem System geradezu widerspreche, selbiges durch eine künstliche Rolle in selbiges hineinzuschlagen, wenigstens versuchen wollen.“ Diese Vermuthung ist uns nicht unwahrscheinlich, denn es finden sich in seinem sonst vortreflichen Werke dergleichen gefährliche Volten mehr. Uebrigens wird diese Smithische Grille von Herr Ewalden hier sehr gründlich und befriegend widerlegt. Was aber Lessings und Herders Meynung betrift, so drückt sich Hr. Ewald darüber so behutsam aus, daß er, dem Ansehen nach, beyden Recht giebt. „Philoktet, sagt er, steht da, tief untersucht, in seinem allgemeinen Ruhm bestätigt, und aus, wiewohl verschiedenen Grundsätzen bewundert, von Lessing und Herder.“

Indessen sieht man leicht, sowohl aus dem, was wir oben angeführt haben, als aus einer Beobachtung, worauf er sich beziehe, daß er, bey Beantwortung der Frage: wie der Held im Trauerspiele seinen Schmerz auszudrücken habe? einen Mittelweg einschlagen wolle. Er beziehe

sich

sich nämlich auf die Beobachtung; daß die Natur in dem Ausdrucke ihrer Schmerzen, für die Anständigkeit schon selbst gesorgt habe, und in dieser Rücksicht keine Hülfe von der vorsichtigen Kunst zu erwarten brauche; indem ein allmählig entstehender, und allmählig wachsender Schmerz, auch in seiner höchsten Stärke nie in ein heftiges Geschrey und Brüllen ausbreche. Diese Beobachtung, so richtig und wahr sie auch an sich selbst ist, ist sie doch in der Anwendung von Herr Ewalden weiter ausgedehnt worden, als es ihre Beschaffenheit eigentlich erlaubt. Mit einem allmählig entstehenden und wachsenden Schmerze hat es freylich diese Beschaffenheit. Aber da nicht jeder Schmerz in der Natur, weder ein allmählig entstehender oder allmählig wachsender Schmerz ist, so scheint Herr Ewald durch die Anwendung dieser Beobachtung dem Dichter einen Wink geben zu wollen, in wie weit er die Natur nachahmen müsse, um den Schauspieler nicht der Möglichkeit anstößig zu werden, Preis zu geben, ohne dabey der Wahrheit des Ausdrucks Eintrag zu thun. Eine Entscheidung, womit nach unserer Meynung, Dichter, Schauspieler und Zuschauer zufrieden seyn können. Wir wenigstens getrauen uns die Möglichkeit einer bestimmtern Entscheidung keines Weges zu behaupten; da jeder Mensch beynahe, und jede Nation ohnstreitig, ihre besondern Vorurtheile, ihrer inviduellen Empfindlichkeit zu Folge, von dem was in diesem Punkte in der theatralischen Vorstellung anständig oder

unan-

ſtändig ſey, verſchiedene Meynungen hegen wird. Auch kann die Regel, die gewiſſe Kunſtrichter der höhern Klaſſe von Dichtern geben, nach welcher ſie, bey ihren Schilderungen ihr Augenmerk vorzüglich auf die Heldenzeit richten ſollen; als in welchem Zeitpunkte die Sitten der Menſchen am mahleriſchſten, und ihre Empfindungen am natürlichſten ſind; in welchen Begierden und Sitten noch nicht durch Ueppigkeit verdorben, die Kräfte noch nicht durch Weichlichkeit geſchwächt, und die Geſinnungen, frey von allem künſtlichen Zwange, nur gleichſam nach der Mode der allgemeinen Natur geformt ſind, — für den Theaterdichter überhaupt am wenigſten, und in Sachen, die die äußere Empfindung betreffen, wo die Einbildungskraft wenig oder nichts zu gebieten hat, gar nichts gelten.

III.

Von den Urſachen der Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache und der wahrſcheinlichen Dauer ihrer Herrſchaft, eine Preisſchrift von Johann Chriſtoph Schwabe, neue vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Tübingen, 1785. 247. S. in 8.

Die königliche Akademie zu Berlin, der wir ſchon ſo manche wohlgerathene Unterſuchung

chung auch über Gegenstände der Sprachwissenschaft verdanken, hat sich bereits im verlezten Jahre durch Aufgebung der bekannten Preisfrage über die Verbreitung und den beziehungsweisen Werth der französischen Sprache, ein neues Verdienst um dieses Gebiethe zu erwerben gesucht, und gewiß, es ließ sich erwarten, daß eine Frage, deren Erörterung zu so viel feinen Bemerkungen über den Geist der Sprachen überhaupt, und der französischen und deutschen insbesondere, führen konnte, die Aufmerksamkeit denkender Köpfe um so mehr reizen würde, je lauter man sich seit einiger Zeit, wir wollen nicht entscheiden, ob mit Recht oder Unrecht — über das Uebergewicht des französischen Geschmacks in Deutschland zu beklagen pflegt.

Auch würde es ohne Zweifel ein sehr anziehendes Schauspiel gewesen seyn, Schriftsteller, deren Werke den Stolz unserer Litteratur ausmachen, sich über die Vorzüge einer Sprache, durch welche die Ausbildung der unsrigen vielleicht gleich sehr gehemmt und befördert worden ist, mit derjenigen Einsicht und Unpartheiligkeit erklären zu hören, die sich nur von Männern erwarten läßt, die, wo nicht selbst klassische Werke geliefert, doch wenigstens eben so viel Zeit auf das Studium ihrer Muttersprache, als auf die Beschäftigung mit ausländischer Litteratur gewendet haben. Wir wissen nicht ob und in welcher Maße diesen oder andern Rücksichten der Akademie durch die eingelaufenen Beantwortungen Gnüge geleistet worden:

Digitized by Google

worden: genug sie hat sich genöthigt gesehen, den Preiß zwischen zwey derselben zu vertheilen, deren eine die oben angeführte Abhandlung, die andere aber französisch geschrieben ist, und einen gewissen Grafen von Rivarol zum Verfasser hat *). Um nicht auch uns dem Verdachte einer zwar sehr verzeihlichen, aber doch immer eingeschränkten Nationalpartheylichkeit auszusetzen, dürfen wir bey dieser, zwar eigentlich bloß für die deutsche Abhandlung bestimmten Anzeige, die französische nun schon nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Wenn auch die Beschaffenheit dieser leztern auf keine Weise zu einer umständlichen Prüfung einladet, so lohnt es denn doch vielleicht der Mühe, durch Aushebung einiger charakteristischen Züge das Verdienst errathen zu lassen, durch welches sich diese Rivarolsche Arbeit in ihrer Art auszeichnet.

Der Gesichtspunkt, aus welchem der Herr Graf seinen Gegenstand betrachtet, und den er auch von Anfang bis zu Ende unverrückt im Auge behält, leuchtet sogleich aus den ersten Zeilen seiner Schrift hervor. Er findet eine Frage dieser

*) *Dissertation sur l'Universalité de la langue Françoise par Mr. le Comte de Rivarol, á Paris.* Mit dem Denkspruche: Tu regere eloquio populos, o Galle, memento.

ſer Art ungemein ſchmeichelhaft. „Die Aufſtellung einer ſolchen Frage, in Anſehung der lateiniſchen Sprache, würde, ſagt er, dem Stolze von Rom nicht wenig geſchmeichelt haben, und ihre Geſchichtſchreiber hätten gewiß nicht unterlaſſen, dieſelbe der Nachwelt, als eine ihrer ſchönſten Epochen, zu überliefern. In der That hat noch keine aufgeklärte Nazion" — doch wir fühlen unſer Unvermögen, die folgende Stelle in ihrer ganzen eigenthümlichen Stärke, und ohne Verluſt der Lebhaftigkeit ihrer Farbenmiſchung, ins Deutſche überzutragen, und behalten alſo lieber die eigenen Worte des Verfaſſers bey: — „Jamais en effet pareil *hommage* ne fut rendu à un peuple plus *poli*, par une nation plus *èclairée* *). Le temps ſemble être venu de dire le *monde françois*, comme autrefois

*) Wer ſieht nicht, wie viel dieſe Stelle von ihrer unnachahmlichen Feinheit verlieren müßte, wenn man ſie, ihrem eigentlichen Sinne nach, etwa folgender Geſtalt überſetzen wollte: „Noch nie hat die gebildeteſte Nation des Erdkreiſes, eine rühmlichere Huldigung von einem Volke erhalten, das, wie man ſieht, wenigſtens Verdienſte zu ſchätzen weiß u. ſ. w." Noch deutlicher, und nicht ohne tiefe Blicke in die Zukunft, drückt ſich Mr. le Comte de Rivarol hierüber in einer andern Stelle aus: (S. 7.) „l'Allemagne *offrira longtemps* le ſpectacle d'un peuple *antique* et *modeſte*, gouverné par des Princes

fois le monde Romain: et la Philoſophie, laſſe de voir les hommes toûjours diviſés par des maîtres, qui ont tant d'intérêt à les iſoler, ſe réjouit maintenant de les voir d'un bout de la terre à l'autre, ſe former en République, ſous la *Domination* d'une même langue.“ — Aber, — fährt der Verfaſſer fort, — dieſe ehrenvolle, von ganz Europa ſo allgemein gefühlte und ſo laut anerkannte Alleinherrſchaft der franzöſiſchen Sprache, bietet jedoch ein großes Problem dar, weil ſie an Urſachen hängt, die zu gleicher Zeit ſo fein und von einem ſo weit reichenden Einfluſſe ſind, daß, um ſie gehörig aus einander zu ſetzen, es darauf ankommt zu zeigen, in welchem Grade die politiſche Verfaſſung von Frankreich, ſeine Lage, die Natur ſeines Klimas, das Genie ſeiner Sprache und ſeiner Schriftſteller, die Gemüthsart ſeiner Bewohner, und der Credit, in welchen es ſich bey dem übrigen Theile der Welt zu ſetzen gewußt hat; zu zeigen, ſag' ich, in welchem Grade ſo

Princes amoureux des modes et du langage d'une nation polie et corrompue. D'où il ſuit que *l'accueil extraordinaire* que ces Princes et leurs *Academies* ont fait à un idiome étranger &c.“ Beſtätigt ſich dieſe Prophezeyhung des Herrn Grafen, dann dürfen allerdings auch noch künftige Rivarols nicht verzweifeln, ihre kahlen Scheitel mit einem in Deutſchland erbeuteten Lorbeerblättchen geſchmückt zu ſehen.

mannichfaltige Urſachen zuſammen gewirkt, und gemeinſchaftlich dazu beygetragen haben, dieſer Sprache ein außerordentliches Glück machen zu laſſen, „Faire à cette langue une *fortune* ſi *prodigieuſe*).“

Die Erwartung, welche eine ſolche Ankündigung erregt, erfüllt der Herr Graf dadurch, daß er zuförderſt die Geſchichte und Hauptepochen der franzöſiſchen Sprache, von ihrem Urſprunge an, bis zum funfzehnten Jahrhundert ſchildert. Dieſes Gemälde iſt mit einer muſterhaften Leichtigkeit entworfen, indem die ganze Ausführung kaum eine halbe Quartſeite einnimmt. Unſere deutſchen Schriftſteller, denen der Verfaſſer irgendwo vorwirft, daß ſie immer zu weit ausholen, mögen daraus die ſchwere Kunſt lernen, einen viel umfaſſenden Gegenſtand mit einigen wenigen großen Zügen zu erſchöpfen. Der Herr Graf zeigt hierauf mit ein paar Worten die Nothwendigkeit, in welcher ſich Europa izt befand, über die Wahl einer gemeinſchaftlichen Sprache ein für allemal ſeinen Entſchluß zu faſſen; und dieß führt ihn denn nun natürlicher Weiſe zu einer Prüfung der Anſprüche, welche die verſchiedenen damals gebräuchlichen Sprachen, auf eine ſolche Ehre machen konnten. Der Verfaſſer iſt, wie man leicht erwarten kann, ſo artig, die deutſche Sprache an die Spitze derſelben zu ſtellen, und der Auseinanderſetzung ihrer Unwürdigkeit beynahe ganze anderthalb Seiten zu widmen. „Dieſe Wahl, ſagt er, konnte nicht auf

die

die deutsche Sprache fallen: denn gegen das Ende des funfzehnten, und noch in dem ganzen sechzehnten Jahrhunderte, besaß diese Sprache auch nicht ein einziges Denkmal. " Vielleicht meynt der Verfasser mit diesem bedeutenden Ausdrucke ein Denkmal, wie Horaz es schildert *); vielleicht will er es aber auch wörtlich genommen wissen; denn die Behauptung, es habe um diese Zeit noch kein deutsches Werk gegeben, dürfte aus dem Munde eines so tiefen Sprachforschers weiter nicht befremden. Im Vorbeygehen wirft unser Mann hier zugleich einige Seitenblicke auf die politische Verfassung von Deutschland, und heißt seine Leser bemerken: „das deutsche Reich habe überhaupt nicht die Rolle gespielt, zu welcher sein Umfang und seine Volksmenge es natürlicher Weise berufen — es fehlte diesem großen Körper von jeher an einem verhältnißmäßigen Haupte, und jener Schatten des Thrones der Kayser, welchen man den Nazionen vorzuhalten suchte, war in der That nur ein Schatten. " Von der deutschen Litteratur, oder wie der Verfasser sich ausdrückt, von der Revoluzion, in welcher dieselbe gegenwärtig begriffen ist, (qui s'opere aujourd'hui dans la langue allemande) und von ihrem Einflusse auf die Verbreitung der deutschen Sprache, urtheilt der Verfasser folgendergestalt: sie sey leider etwas zu spät

*) Aere perennius regalique situ pyramidum altius.

eingetreten, und man habe es dabey überhaupt nicht an dem rechten Ende angegriffen; Gedichte, deren Inhalt aus der Bibel entlehnt ſey, und in welchen alles einen eigenen patriarchaliſchen Anſtrich habe, und eine bewundernswürdige Unſchuld der Sitten athme, könnten auf alle Fälle nur für eine eingeſchränkte, und zu einem ſitzenden Leben beſtimmte Nazion (une nation ſimple et ſedentaire) Reiz haben; für eine Nazion, die, bey ihrem ewigen Mangel an Handlung und Häfen, vielleicht nie ſo glücklich ſeyn werde, ſich unter ein einziges Haupt vereiniget zu ſehen. — Man ſieht, ohne unſer Erinnern, daß der Hr. Graf die wiſſenſchaftliche und politiſche Lage unſers Vaterlandes mit gleich tiefen Blicken umfaßt, und daß es wenigſtens nicht an ihm liegt, wenn die Sachen in beyden Rückſichten auf keinen beſſern Fuß ſtehen. Gewiß, jeder wohlmeynende Deutſche muß ſich ihm für eine eben ſo lebhafte als einſichtsvolle Theilnehmung nicht wenig verbunden fühlen. —

Die nächſte Nazion, über deren Verfaſſung und Sprache der Herr Graf von Rivarol den Stab bricht, iſt Spanien. Er belehrt uns; es dürfte allerdings ſcheinen, als wenn dieſe Monarchie die Wahl von Europa hätte können auf ſich ziehen; allein Spaniens Größe ſey nur ein Blitz geweſen, und als daher Richelieu an dieſen alten Koloß geſtoßen habe, konnte derſelbe dem durch ſeine bürgerlichen Kriege gleichſam verjüngten (rajeunie) Frankreich unmöglich widerſtehen.

Auch

Auch hier, wo der Verfasser die Unvollkommenheiten der spanischen Sprache, unter andern aus dem Beyspiel zweyer einzelner Wörter sattsam entwickelt, weiß er allenthalben die Gründlichkeit seiner Bemerkungen durch die Neuheit der Einkleidung zu erhöhen. Er nennt das Spanische eine Sonntagssprache, die vortrefliche Postillen aufzuweisen habe, und überhaupt sich ganz vorzüglich zum Verkehr des Menschen mit der Gottheit schicke: „Il semble que le commerce de l'homme à dieu se fasse mieux en Espagne, qu'en tout autre idiome. "

Bey dem Gange, welchen der Verfasser gewählt hat, und bey der eigenen Schnelligkeit, mit welcher er seine epigrammatischen Gemälde vor der Einbildungskraft des Lesers vorüber führt — er selbst scheint sich auf diese von ihm sogenannte rapidité de ses tableaux nicht wenig zu gute zu thun — würde es uns zu weit von unserer Absicht entfernen, ihm länger Schritt vor Schritt zu folgen. Um indessen wenigstens die Umrisse seines Plans abnehmen zu lassen, bemerken wir, daß der Herr Graf, nachdem er der italienischen Sprache auf gleiche Weise ihre Blößen gezeigt, und durch seine Untersuchung derselben es anschaulich gemacht, daß man im Gebrauch dieser wunderlichen Sprache bloß die traurige Wahl habe, seinen Mitunterredner durch Grobheiten oder durch Langeweile beschwerlich zu fallen (on y est toûjours dans la facheuse alternative d'ennuyer ou d'insulter un

homme) er den Faden ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung auf einmal unterbricht, um ſeine Leſer mit einer durchaus philoſophiſchen Epiſode zu überraſchen, deren Gegenſtand unläugbar zur tiefſten Metaphyſik der Sprache, oder vielmehr des menſchlichen Geiſtes ſelbſt, führen kann. Es betrift nichts geringers, als die Frage: ob wohl das Denken überhaupt, ohne wörtliche, oder auch andre Zeichen, Statt finden könne. Unſer Sprachphiloſoph ſteht keinen Augenblick an, dieſe freylich nicht ganz hieher gehörige Frage, durch ein bedeutendes „Non ſans doute!“ zurückzuweiſen; ob er ſchon zum Ueberfluß ſeinen Ausſpruch noch mit einigen einleuchtenden Gründen unterſtützt. Der Menſch, ſagt er, iſt eine harmoniereiche Maſchiene, und konnte, als ſolche, unmöglich in die Welt geworfen werden, ohne ſich daſelbſt eine Menge von Beziehungen zu verſchaffen (ſans s'y établir une foule de rapports). Die bloße Anweſenheit der Gegenſtände hat in ihm Gefühle (ſenſations) erregt, welches unſere einfachſten Ideen ſind, und dieſe konnten nicht fehlen Schlüſſe und Urtheile (raiſonnements) herbeyzuführen. Der Menſch empfand zuerſt Vergnügen und Schmerz, und gab beyden eigne Namen; er fieng hierauf an zu erkennen, und benannte die Wahrheit und den Irrthum (enſuite il a connu et nommé l'erreur et la verité). Nun aber ſind Gefühle und Urtheile dasjenige, woraus der ganze Menſch zuſammengeſetzt iſt. Die Schlüſſe, welche der Verfaſſer aus dieſen

in

in der That einfachen Grundsätzen herleitet, sind keines Auszuges fähig. Nur die nähere Anwendung, welche er von ihnen auf die Verschiedenheit der Sprachen macht, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Er meynt, es könne zwar auf den ersten Augenblick scheinen, daß, da die Verhältnisse des Stimmenwerkzeuges unveränderlich wären, und allenthalben gewisse festgesetzte Articulationen angäben, sie auch allenthalben dieselben Worte hervorbringen, und die ganze Welt nur Eine Sprache reden müßte: allein er löset diesen scharfsinnigen Einwurf durch folgende nicht minder scharfsinnige Bemerkung: „wenn die übrigen nicht minder unveränderlichen Verhältnisse des menschlichen Körpers nichts desto weniger von Nazion zu Nazion sich verschieden zeigen, und wenn die Füße, die Däumlinge und Ellenbogen des einen Volks, darum doch nicht die Füße, Däumlinge nnd Ellenbogen eines andern sind, so konnte es natürlicherweise nicht fehlen, daß nicht auch das Werkzeug der Sprache, von Völkerschaft zu Völkerschaft, und von Jahrhundert zu Jahrhundert große Veränderungen erfahren mußte.“ Man hat allen Grund, aus dieser Stelle zu schließen, daß der erlauchte Verfasser, der sich bey der Zergliederung der Ideen so sehr zu seinem Vortheil zeigt, auch vielleicht in der eigentlichen Zergliederungskunst, und besonders derjenigen, die sich mit Vergleichung thierischer Körper beschäftiget, nicht gemeine Kenntnisse besitzen mag.

Aber wir eilen mit gleicher Ungeduld, als der Verfaſſer ſelbſt, um noch „zu jenen beyden Völkern zu kommen, die ſeiner ſchon längſt harren,“ und von ihm beſtimmt ſind, „jenen großen Wettſtreit der Nationen zu beſchließen.“ Da man vielleicht nicht gleich errathen wird, wovon in dieſen wörtlich beybehaltenen Zeilen eigentlich die Rede iſt; ſo erinnern wir bloß, daß der Herr Graf durch dieſen Eingang die Aufmerkſamkeit der Leſer auf die glänzendſte Bravourſtelle ſeines Werkes vorbereiten will, und daß dieſe eine durchgeführte Vergleichung der engliſchen und franzöſiſchen Sprache, oder vielmehr dieſer beyden Nazionen ſelbſt, aufſtellt, die gewiß in ihrer Art nicht minder witzig und original iſt, als die ganze Abhandlung. Der Herr Graf dringt hier allenthalben, mit eben ſo viel Scharfſicht als Beſcheidenheit, in die feinſten Unterſchiede des Nazionalcharakters ein, und weiß die von ihm auf dieſem Wege gefundenen Beobachtungen auf das glücklichſte mitzutheilen. Nur freylich werden auch hier Leſer erfordert, die fähig ſind, der Feinheit ſeiner Ideen zu folgen. Nicht jeder verſteht vielleicht die ganze Delikateſſe des Zuges, wenn es z. B. heißt: le François ne quitte la vie, que lorsqu'il ne peut plus la *ſoutenir*; l'Anglois quand il ne peut plus la *ſupporter*. Und ſo auch, wenn der Verfaſſer ſagt: il y a bien des moments, où le François peut payer de ſa perſonne (Schade, daß dieß nicht auch bey philoſophiſchen Abhandlungen angeht!)

Digitized by Google

geht!) mais il faut que l'Anglois paye toujours de son argent. Merkwürdig und ein Zug der naivsten Selbstvergessenheit sind die Worte: on nous reproche *l'imprudence* et la *fatuité*. Doch die hinzugefügte nicht minder wahre Bemerkung, daß man gegen alle Aeußerungen dieser Art füglich an den François de quarante ans appelliren könne, macht, daß wir unsern Auszug hier abbrechen, und nichts dagegen haben, wenn unsere Leser ihr Urtheil bis zu dieser für den Herrn Grafen noch weit entfernten Epoche verschieben wollen. Denn, zu befürchten, daß auch dann noch von ihm gelten würde, was er von dem Engländer behauptet; il ne gagne rien aux delais — wäre auch gar zu unartig.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

IV.

Versuch den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers, und den Anfang der Holzschneidekunst zu erforschen, von Joh. Gottl. Im. Breitkopf, 1ster Th. welcher die Spielkarten und das Leinenpapier enthält, mit 14. Kupfern, Leipz. 1784. in 4. 136. Seiten.

Herr Breitkopf, der sich schon bey mehreren Gelegenheiten als einen fleißigen, seiner Kunst

Kunst nachspürenden, gelehrten Mann gezeigt, giebt hier wieder einen Beweis seines unermüdeden Eifers. Da diese Bogen ein wichtiger Beytrag zur Kunstgeschichte überhaupt sind, so verdienen sie eine nähere Anzeige in unserer Bibliothek. Diese Untersuchungen machen eigentlich einen Theil der Geschichte der Buchdruckerkunst aus, daran der Verfasser schon seit vielen Jahren arbeitet, und zu deren Vollendung wir ihm Gesundheit wünschen, da dieses Werk, ohnerachtet der Menge von Schriften über die Geschichte dieser Kunst, alle andere an Gründlichkeit gewiß weit übertreffen wird. Gegenwärtige Schrift wäre, nach ihrem jetzigen Umfange, für jene zu weitläuftig geworden, deswegen hat sich der Verfasser entschlossen, sie besonders drucken zu lassen.

Die Kunst in Holz zu schneiden, und diese Holzschnitte auf Papier abzudrucken, mußte nothwendig bekannt seyn, ehe man auf die Buchdruckerey fiel. Dieß veranlaßt die Untersuchung des Ursprungs des Kartenspiels in Deutschland, als welches zuerst das Schneiden der Figuren in Holz veranlaßt hat, und des Leinenpapiers, welches zum Abdrucken derselben so nöthig ist. Die dritte lezte Untersuchung, welche den bald versprochenen zweyten Theil ausmacht, betrift die Entdeckung, ob die Holzschneidekunst durch Verbindung der beyden erstern entstanden sey, und ob sie in Deutschland ihren Ursprung habe nehmen können, ohne sie von den Sinesern zu entlehnen.

Der

Der älteste Holzschnitt, den man mit einer bestimmten Jahrzahl hat, ist von 1423. Da man sich aber einen weit ältern und rohern Anfang der Kunst vorher gedenken muß, ehe man es so weit gebracht hat, so läßt sich muthmaßen, daß der erste Anfang vielleicht noch um ein paar hundert Jahr weiter hinauszusetzen ist. Die ersten Versuche waren vermuthlich Stempillen von Holz, womit die Monogrammen der Fürsten unter ihre Befehle gedruckt wurden. Die in Kirchen übliche Bildschnitzerey in Holz, veranlaßte wahrscheinlich die Gedanken, auch Bilder in Holz zu schneiden, und nach Art der Stempillen abzudrucken: die elenden hölzernen Stempel zu den Bracteaten trugen auch das Ihrige bey, Figuren mit schwarzer Dinte auf Papier abzudrucken.

Das erste Produkt der Kindheit der Kunst waren die **Spielkarten**, welche wahrscheinlich in Deutschland im vierzehnten Jahrhunderte zu erst verfertigt wurden. Man muß aber den Abdruck derselbigen durch Holzschnitte, von der Erfindung der Karten selbst wohl unterscheiden; letztere ist weit älter. In Deutschland wird der Karten zuerst im Jahr 1300 gedacht, in einem zu Augspurg 1472 gedruckten Buche: das guldin Spiel ꝛc. und sie haben sich von da bis 1350 durch die deutschen Provinzen ausgebreitet. In Frankreich wird der Karten zuerst 1361 in einer Geschichte der Provenze gedacht, da man die Valets nach einer damals berüchtigten Räuberbande nannte. Einen Befehl Königs Ludwigs des Heiligen von

1254 hat man irrig auch auf das Kartenspiel deuten wollen; es wird aber darinne bloß der Würfel und des Schachspiels gedacht. Die Karten scheinen also in Deutschland und Frankreich um ein und dieselbe Zeit bekannt geworden zu seyn: aber daraus folgt nicht, daß sie im leztern Reiche erfunden sind.

In Italien wird der Karten zuerst 1299 gedacht. In England glauben einige, daß des Kartenspiels bereits 1240 erwähnt werde, allein es ist vermuthlich das Schachspiel, oder ein anders unbekanntes Spiel darunter zu verstehen. Die Karten hießen um das Jahr 1393. in Italien Naibi, und weil sie in Spanien Naipes genannt werden, so glaubt der Abt Rive, sie wären von da nach Italien gekommen. Das älteste Jahr, welches die Spanier für die Benennung der Karten bis jezt anführen können, ist das von 1332; das Zeugniß aber ist ungewiß und verdächtig.

Der Verfasser hält es für wahrscheinlich, daß die Spanier ihre Benennung der Karten von den Arabern entlehnt; und sucht dieß durch eine Aehnlichkeit der Nahmen der Steine im Schachspiele, und in den Spielkarten, und durch den Gang der Geschichte glaubwürdig zu machen: hieraus folgt aber nicht, daß die Araber die Erfinder des Kartenspiels sind, sie können es durch eine andre Morgenländische Nation erhalten haben.

Gebelin möchte in seinem Monde primitif die alten Tarokkarten lieber für Egyptischen Ursprungs halten, und giebt davon eine mehr sinnreiche

reiche als wahrscheinliche Erklärung, wovon man die Vorstellungen auf der ersten Tabelle sieht. Der Verfasser hält mit mehrerm Grunde dafür, daß das Tarokspiel in verschiedenen Zeitaltern und von mehrern Völkern in weit jüngern Zeiten zusammengesetzt worden. Dieß wird durch eine genauere Erklärung der Tarotkarten erwiesen.

Herr Breitkopf geht nun zur Untersuchung über, wie eine Nation nach der andern das Kartenspiel angenommen, und durch allerley Veränderungen neue Arten von Karten und Spielen dargestellt habe. Das älteste Spiel der Italiener ist Trappola, welches eine Aehnlichkeit mit dem Tarok und statt der vier Farben die Figuren von Spade, Cope, Denari und Bastoni hat. Der Italienische Ursprung des neuen Tarokspiels ist auch ziemlich gewiß; die Abbildung davon findet man schon in einem Freskogemälde des Nicolo dell'Abbate im Institut zu Bologna, welches zwischen 1540 und 50. gemalt ist. Anstatt der obigen viererley Figuren, kamen vermuthlich in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, die neuen Farben, pique, coeur, trefle, und carreaux auf, und diese Benennung gieng aus Frankreich nach Italien über.

Die Erfindung der Namen der französischen Karten, gehören in die Zeiten König Karls VII. Die sonderbare Bekleidung der Bilder kommt von dem Gebrauch her, daß der Französische hohe Adel seine Wapen auf die Kleidung malen ließ, welches zu den Zeiten der Kreuzzüge aufkam.

Die

Die Namen wurden angezeigt, z. E. David ist König Karl VII. selbst, Argine heißt durch Versetzung der Buchstaben Regina, Pallas bedeutet die Pucelle d'Orleans, Rachel des Königs Maitresse Agnes Sorel, die beyden Valets de la Hire und Hector, waren ein paar damals berühmte Kapitains u. s. w.

Herr Breitkopf sucht nunmehr den kriegerischen Grundriß des Kartenspiels, und die Aehnlichkeit mit dem Schachspiele noch näher zu erklären, daraus die Veränderung der Farben und Bilder herzuleiten, und endlich zu zeigen, wie die Galanterie der Franzosen, die Damen mit ins Spiel gezogen hat.

Die vier Farben der französischen Karten, deuten auf die vier Stände: Pique, die Spitze einer Lanze, stellt den Ritterstand vor, Coeur, das untadelhafte Herz des Geistlichen Standes, Treffle (Klee) den Nahrungsstand unter dem Ackerbau und Carreau endlich die Spitze eines Pfeils, den Dienststand, woraus die Soldaten oder Bogenschützen genommen wurden.

Den Farbenblättern der deutschen Nationalkarte giebt der Verfasser eine ähnliche Erklärung, setzt ihren Ursprung aber höher hinaus, und wenigstens ins 14te Jahrhundert. Schellen, waren ehemals der Schmuck der Fürsten und Hofleute, welches durch ein Kupfer erläutert wird, sie deuten folglich den Adelstand an, Herze, wie oben, den geistlichen Stand; Grün, wie bey jenen den Nahrungsstand durch Ackerbau und

Vieh-

Viehzucht, Eicheln oder Eichenholz den Knechtstand, der zur Arbeit gebraucht ward. Eine besondere Tafel macht dieß deutlich.

Es ist schwer zu entscheiden, ob die Franzosen die Veränderungen der Farben erfunden, oder nur den Spaniern nachgemacht haben.

So wie das Kartenspiel von Kriegsleuten nach Italien gebracht ward, so brachte es auch vermuthlich das Heer Kayser Heinrichs VII. von da nach Deutschland. Die Deutschen nahmen nachher ihre eigne Nationalspiele an; das Landsknechtspiel, welches so viel als Soldatenspiel heißt, ward von Soldaten erfunden, oder zuerst gespielt; daher kommt das französische Lansquenet, eine Art von Hazardspiel.

Die überall verbreiteten Kartenspiele führen nun natürlicher Weise auf die Untersuchung des Stofs der Karten, und auf die Erfindung solche auf eine leichte Art zu vervielfältigen, und für den gemeinen Mann wohlfeil zu machen.

Anfangs wurden die Karten gemalt, dieses geschah aber auch noch später, als man sie schon für den gemeinen Mann druckte. Die Araber verfertigten ihre Karten vermuthlich aus baumwollenem Papiere, welches glatt und stark wie eine Pappe war.

Die erste Holzschneidekunst gründete sich auf den Kunstgriff der Schreiber damaliger Zeit, ihre Arbeit durch Patronen zu verkürzen, und ihre ersten Produkte waren mehr Malerey als Druck, wie die ältesten Abdrücke der Holzschnitte beweisen.

Eben so lassen sich auch die Grundzüge der ersten Malerey in den Kartenbildern entdecken, ob sie schon von Zeit zu Zeit verbessert worden. Es fragt sich also, wer die ersten Holzschneider gewesen, die das Geschriebene auf Papier abzudrucken und zu vervielfältigen, und auf die Spielkarten anzuwenden gesucht, dadurch den Grund zu einer so wichtigen Manufaktur gelegt haben, als es die Holzschneidekunst und der Handel mit gedruckten Karten und Bildern geworden.

Selbst die Ausländer entziehen den Deutschen den Vorzug nicht, die Holzschneidekunst zuerst bey den Karten angewandt zu haben. Allein es ist schwer, den rechten Zeitpunkt davon zu bestimmen. Ehe dieß versucht werden kann, muß man sich bemühen, die Erfindung und Einführung des Leinenpapiers in Europa festzusetzen, und dieses ist es, was der Verfasser sich im 2ten Abschnitte dieses Werks vornimmt.

Es sind zu unsern Zeiten vielerley Untersuchungen angestellt worden, um auf die Spur zu kommen, wann das Leinenpapier zuerst gebraucht worden? Weil das baumwollene Papier einige Jahrhundert älter, und nicht immer gut von jenem zu unterscheiden ist, ihr Stoff auch zuweilen untereinander gemischt worden, so ist dieß schwer zu bestimmen. Die Araber brachten die Kunst baumwollenes Papier zu machen, im 11ten Jahrhunderte aus Afrika nach Europa. Es geschah aus roher Baumwolle, aber nicht aus baumwollenen

Lappen-

Lappen. Nach den verschiednen Arten der Baumwollengewächse war das Papier rauher, sanfter, dichter und schwammigter, es blieb aber allemal in Ermangelung der Stampfmühlen brüchig, und der wolligte Grundstof war kennbar. Aus Mangel unsrer Formen blieb das Papier pappenartig. Dergleichen Papier lieferten die spanischen Fabriken, bis zur Verjagung der Mauren aus dem Reiche.

Die Leinweberey war bey den europäischen Völkern von alten Zeiten her gemein; aber der Erfindung des Leinenpapiers mußte nothwendig der Einfall aus baumwollenen Lappen Papier zu machen vorausgehen, ehe man es aus leinenen Lumpen allein versuchte und dieß geschahe vermuthlich nicht zuerst in Spanien, wo man zu sehr an das baumwollne Papier gewohnt war. Wir übergehen die Bemühungen der spanischen Gelehrten, altes Leinenpapier auszuforschen, es war aber gemeiniglich baumwollenes. Ohngefähr um 1367. findet man das erste Leinenpapier daselbst. Nach Italien kam die Kenntniß des baumwollenen Papiers sehr zeitig durch die Saracenen.

Wir übergehen, was der Verfasser von andern Reichen sagt, und zeigen nur noch an, in wie weit Deutschland einen Einfluß in die Erfindung des Leinenpapiers gehabt hat. Dieses kann Italien den Gebrauch des baumwollenen und leinenen Papiers vorzüglich streitig machen. Kaum war das baumwollene Papier dort bekannt, so drang es unter dem Namen des griechischen Per-

gaments in die deutschen Klöster. Es kömmt schon zu Anfang des 9ten Jahrhunderts in des Theophilus Presbyter Werk von der Malerey vor. Ein ganzes Manuscript auf baumwollenem Papiere von 1095. wird in der Kayserlichen Bibliothek zu Wien gezeigt.

Im 13ten Jahrhunderte waren die Leinwandfabriken schon in großem Flor, und versendeten viele Leinwand nach Italien und der Levante, da man nun überdieses auch schon mit dem Gebrauche der Wassermühlen sehr bekannt war, so zog man ohne Zweifel die leinenen Lumpen, als ein inländisches Produkt vor, und fieng bald an Papier daraus zu machen. Wenn es gleich nicht gewiß bewiesen werden mag, so schreibt man doch insgemein den Deutschen die erste Anwendung der leinenen Lumpen zu dieser Absicht zu. Nach verschiedenen nicht zuverläßigen Proben, werden ein paar Urkundnn in Kaufbeuern von 1318 angeführt, die ohnstreitig auf leinen Papier gedruckt sind. Um das Jahr 1340 trift man es schon häufiger an. Auf der Leipziger Universitätsbibliothek ist ein Manuscript von dem Gedichte der Renner, und im Jahr 1391. gewiß auf Leinenpapier geschrieben. Im Jahr 1390 ward eine große Papiermühle zu Nürnberg angelegt. 1465 und 82. kommen Papiermühlen in Augspurg vor. Ueberhaupt nahmen sie aller Orten nach Einführung der Buchdruckerey zu. Die Papiermühlen zu Schulpforte, Königsberg und Freyberg sollen die ältesten in Sachsen seyn. Es

sollen

sollen sich in Deutschland 400 Papiermühlen, und der sechste Theil davon in Sachsen befinden. Nimmt man an, daß eine Mühle von einer Bütte jährlich 300 Ballen liefert, so kann man sicher annehmen, daß Deutschland jährlich 22000 Ballen Papier verfertigt und verbraucht.

Die ersten Papiere waren zum Schreiben bestimmt und stark geleimt, und man druckte auch darauf, weil noch immer hineingemalt und geschrieben ward. Erst im 16ten Jahrhunderte fieng man an auf ungeleimtes Papier, welches um die Hälfte wohlfeiler war, zu drucken; und die Buchbinder gaben ihm beym Einbande eine Art von Leim.

Bey allen von dem Verfasser so mühsam gesammelten Nachrichten, fehlt doch der gewisse Zeitpunkt und der Ort der Erfindung des Leinenpapiers. Da man aber vom Jahr 1305 sichere Spuren des Leinenpapiers in Deutschland, und also eher, als in andern Reichen antrift, so folgt, daß, sowohl des mehreren Eigenthums des Leinen, als des ältern Gebrauchs des Leinengespinstes wegen, Deutschland die Erfindung des Leinenpapiers zukomme. Erwegt man aber, daß Italien bereits 1340. ansehnliche Papiermanufakturen, obgleich Anfangs vielleicht nur von Baumwolle, und ohne der eigentlichen Papiermühlen ausdrücklich zu erwähnen, Deutschland aber erst 1390 durch Italienische Bau- und Papiermeister die erste Papiermühle erhalten, so scheint Italien

ein größeres Recht auf die Erfindung des Leinenpapiers zu haben.

Zuletzt bringt der Verfasser noch allerley nützliche Nachrichten von der heutigen Einrichtung der Papiermühlen bey. Den, jezt in allen Papiermühlen zur Zermalmung der Lumpen üblichen Holländer, welches eine dicke Walze, mit Schienen von Messing und Eisen die Länge herunter ringsherum besetzt ist, und die auf einer ebenfalls eisernen Platte herumläuft, zwischen welcher die Lumpen zerrissen werden — diesen Holländer hält Herr Breitkopf für eine ursprünglich deutsche Erfindung. Es ist im eigentlichen Verstande eine Handpapiermühle, dergleichen noch ein paar in und bey Leipzig im Gange sind, welche brauchbare Papiere und Pappen liefern. Diese Maschine vergrößerten die Holländer, und verwandelten sie in eine größere Mühle. Nachdem man sich lange in Frankreich und Deutschland mit den Stampfmühlen beholfen hatte, bis man durch das schöne holländische Papier aufmerksam gemacht ward, den Holländern diese ursprüngliche deutsche Methode wieder abborgte und sich wieder zueignete.

Bey aller zugenommenen Kenntniß der Papiermacherkunst, ist das Papier jezt in Deutschland schlechter, als in dem ersten Jahrhunderte der Druckerey. Bey dem unglaublichen Abgange des Papiers, und dem Mangel der Lumpen haben die Papiermacher den Kunstgrif gelernt, aus wenigerer Materie mehr Ballen zu liefern.

Dadurch

Dadurch ist das Papier dünner und schlechter geworden. In Frankreich ist man so weise gewesen, und hat den Papiermachern vorgeschrieben, wie viel ein Ries von jeglicher Art des Papiers wiegen muß. — Das angehängte ausführliche Register verdient um so mehr eine ausdrückliche Erwähnung, da heutiges Tages manches gute Buch aus Bequemlichkeit ohne solches erscheint, dadurch aber um vieles unbrauchbarer gemacht wird. Außer den bereits angeführten Kupfern, stellen die übrigen theils Abbildungen alter Spielkarten, theils chinesische Kartenspiele, theils zur Papiermacherey gebräuchliche Maschinen vor. Auf der achten Tafel sieht man eine Japanische, und auf der neunten eine Hindostanische Papierfabrik, auf der zehnten eine Handpapier- und auf der eilften eine Stampfpapiermühle, auf der zwölften und dreyzehnten eine zusammengesetzte holländische Papiermühle.

V.

Hugo Blair's Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften, aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von J. G. Schreiter. Erster Th. 465. S. Liegnitz und Leipzig, bey Dav. Siegart, 1785.

Die Meynungen der Gelehrten über das Wesen, — die Ontologie der Rhetorik, sind

von jeher wunderbar verschieden gewesen, zumal bey den Alten. So konnten sie gleich über ihre Benennung, die über den Allgemeinbegrif, worunter selbige, insbesondere als subjektive Eigenschaft zu rechnen, gar nicht einig werden. Einige nannten sie eine Wissenschaft, andere eine Geschicklichkeit, andere eine Uebungsfertigkeit, noch andere eine — virtù (vim, virtutem;) Daß sonach diejenigen, die ihr, wie Quintilian und andre, den Namen einer Kunst beylegten, ein hübsches Stück Arbeit vorfanden, woran sie ihre Logik ausüben konnten. Lysias vorzüglich hatte der Rhetorik den Namen einer Kunst durchaus abgesprochen. „Denn, sagte er, bedienen sich die Ungelehrten, die Barbaren, die Sklaven, wenn sie sich vertheidigen, nicht alle gewissermaßen, des Eingangs, der Beweisführung, der Widerlegung, der Peroration eben so, wie unsere Redner? Folglich, was, uns nur zu Folge der Kunst geschehen soll, kann ohnmöglich geschehen seyn, bevor die Kunst gewesen! —

Auch hatte es da einige Autodidakten gegeben, einen gewissen Demas, und einen gewissen Aeschines, große Redner! wie man sagte. „Also, fügte man hinzu, ist es nicht wahr, daß die Rhetorik eine Kunst sey!

Die Gründlichsten von allen legten zuförderst den Satz zum Grunde: „Daß keine Kunst je falschen Meynungen als Kunst beystimmen könne; machten sodann die Anwendung in

gehöriger

gehöriger Form auf die Rhetorik und — triumphirten.

Wenn das allgemeine Sprachgefühl etwas entscheiden könnte, so müßte wenigstens für die Deutschen die Redekunst allerdings eine Kunst seyn.

Was zunächst die Alten nicht wenig beunruhigte, war der Zweck der Rhetorik. Denn, nachdem ein jeder darüber so scharf als möglich nachgedacht, fand sich, daß sie wiederum fast alle verschiedener Meynung waren. Cicero war sogar mit sich selbst uneinig gewesen. In seiner Jugend hatte er kühn genug behauptet: „Der Zweck derselben sey Ueberredung.“ Dawider wendete Quintilian mit Grunde ein, „daß es höchst unphilosophisch sey, den Zweck der rhetorischen Kunst nach ihrer Wirkung bestimmen zu wollen, die jederzeit ungewiß bleiben müsse, weil selbe zum Theil von Nebendingen abhänge, die der Redner auf keine Weise voraussehen, oder in seiner Gewalt haben könne.“ In seinen spätern Schriften hatte Cicero diesen Fehler gewissermaßen verbessert, um den Zweck der Rhetorik in ein geschicktes Bestreben zu überreden (apposite ad persuadendum) gesetzt. „Allein, sagt der erwähnte Kunstrichter, das Wort, überreden bleibt doch immer viel zu weit. Denn überredet man nicht auch durch andere Dinge? durch Geld, Ansehen, Macht, und wie Phryne, zumal junge Richter, durch einen schönen Busen?“ Ohnstreitig! — Die Erklärung in-

dessen, die er selbst von der Rhetorik giebt, wenn er sie zur Kunst wohl zu reden, macht, scheint uns theils zu enge, theils zu unbestimmt. Denn die Rhetorik umfaßt nicht nur die Sprache, in so ferne sie sich durch die Rede äußert, sondern auch durch ihre Zeichen, die Buchstaben. Ferner der Ausdruck, wohl, ist eben so unbestimmt als unfruchtbar; auch wider das Wort Kunst, ließe sich manches einwenden. Unserm Bedünken nach, ist sie weder eine Kunst, noch eine Wissenschaft, noch eine Uebungsfertigkeit, jede dieser Benennungen, einzeln und für sich genommen; sie macht vielmehr auf alle zugleich Anspruch. Der Ausdruck Virtus, den wir aber hier für unübersetzlich halten, denn weder Talent noch Geschicklichkeit entspricht ihm ganz, — würde von der einen Seite noch am besten ihren Begrif erschöpfen.

Schlagen wir hiernächst die neuern Rhetoriker nach, so finden wir eben so unbestimmte und unfruchtbare Erklärungen. Insbesondere ist in Sulzers Theorie der schönen Künste der Artikel über Rhetorik, so schwankend und verwirrt abgefaßt, daß er der Logik dieses Philosophen nicht allerdings Ehre macht. Bald nennt er die Rhetorik eine Kunst, bald eine Wissenschaft. Um ihren Umfang zu bestimmen, theilt er die Kunst der Rede in vier Gestalten, wie er selbige nennt, nämlich in die gemeine Rede, Wohlredenheit, Beredsamkeit, Poesie; wovon er in der Folge die gemeine Rede wiederum ausschließt.

Die

Die Merkmale, die er von diesen vier Formen angiebt, sind durchaus willkührlich und zweydeutig, und bald von zufälligen Wirkungen der Rede, bald von unbestimmten Veranlassungen derselben hergenommen.

Diese so aus der Luft gegriffene Eintheilung ist um so weniger zu verzeihen, da Sulzer Anweisung und Regeln darauf gründet; auch hat sie den Fehler, daß sie das Mittelmäßige gewissermaßen mit zum Zwecke der Kunst macht. Die Redekunst, von der hier die Rede ist, bleibt immer dieselbige, sie mag angewendet werden, worauf man will. Auch dann, wenn der Virtuose das non plus ultra seiner Kunst nicht zeigt, wird man doch in ihm den Virtuosen erkennen. Da sonach die Rhetorik an sich keines Mehr oder Weniger fähig ist, so läßt sie selbst sich auch nicht eintheilen. Wohl aber ihr Stof, den sie bearbeitet, und die Verhältnisse, unter welchen sie ihn bearbeitet. Und so würden wir die Redekunst objective, schlechthin durch die zweckmäßige Ausbildung der Fähigkeit sich vermittelst der Sprache mitzutheilen, erklären; so wie derjenige, der die Fähigkeit besitzt, sich vermittelst der Sprache in jedem Falle zweckmäßig mitzutheilen, — uns der Redner seyn würde.

Der Ausdruck, sich mittheilen, könnte die Redekunst von der Poesie, so weit es hier nöthig ist, unterscheiden. Denn die Poeten wollen nicht sich mittheilen; sondern was sie mittheilen ist, was sie erfuhren, als sie außer sich waren.

waren. Ihre Ideen und Empfindungen sind Eingebungen; der Redner theilt nur von dem Seinen mit; er entbrennt zuweilen; aber er ist nie entzückt. Es ist also auch ganz natürlich, daß die Poeten, was sie uns von dem Zustande ihrer Begeisterung erzählen, in der Sprache der Begeisterung erzählen, daß sie nicht wie der Redner reden, sondern singen.

Der Ausdruck zweckmäßig, aber, soll statt aller ängstlichen und unfruchtbaren Regeln, unmittelbar auf die Bildung des Geschmacks und der Beurtheilung, und auf gute Muster hinweisen. Hier schöpfen wiederum Dichter und Redner aus den nämlichen Quellen, nur auf eine andre Art. Nicht minder ist das Werkzeug der Mittheilung, die Sprache, beyden gemein. Beyde müssen die Natur dieses Werkzeugs seine Kraft, Biegsamkeit und Schwäche aufs genaueste kennen, um es ihren Bedürfnissen gemäß anzulegen. — Dieß bringt uns zu unserm Verfasser. Hugo Blair nämlich, hat zwar keine Erklärung von der Rhetorik gegeben, die Engländer sind bekanntlich keine Liebhaber förmlicher Erklärungen; doch sieht man aus der Anlage seines Werks, daß ihm ein richtiger Begrif von ihrer Wesenheit beygewohnt habe. Rhetorik und schöne Wissenschaften in Verbindung, worüber er nach fünf Abtheilungen, Betrachtungen anstellt und Bemerkungen mittheilt. In der erstern wird einleitungsweise die Natur des Geschmacks erörtert, und die Quellen des Vergnügens aufgesucht, welches

ches die Werke des Geschmacks überhaupt gewähren. Hierauf folgen nähere Betrachtungen der Sprache an sich selbst; und sodann drittens, die Grundsätze der Schreibart. Viertens, die eigentliche sogenannte Beredsamkeit, oder der verschiedenen Arten öffentlicher Reden, als ein Nebenzweig der Rhetorik. Endlich wird das Werk mit einer kritischen Uebersicht der vornehmsten Gattungen der Sprachwerke, sowohl in gebundener als ungebundener Rede — beschlossen. Man sieht hieraus, daß der Plan völlig zweckmäßig angelegt ist, um nach des Verfassers Absicht den künftigen Redner und Schriftsteller darnach mit Glück zu bilden. Und die Ausführung? — So viel können wir den Leser vor der Hand versichern, daß er den Gelehrten von seinem Geschmacke nicht darinne vermissen wird. Der Styl des Verfassers ist ebenfalls rein und fließend, und überhaupt völlig so, als er seyn muß, wenn er Vorschriften der Beredsamkeit Eingang verschaffen soll. Denn wie wäre es möglich, daß man an Regeln Glauben haben, und sich den Nutzen davon verschaffen könnte, den sie für den Verfasser gleich anfangs nicht gehabt haben! Theoretische Regeln ohne Beyspiele sind nichts. Tiefsinnige Untersuchungen und bis ins Subtile gehende Spekulation wird man in Vorlesungen ohnedieß nicht erwarten. Demungeachtet scheint es uns, als ob die Untersuchungen über Geschmack, über das Schöne und Erhabne wohl etwas schärfer, gründlicher und zusammenhängender hätten seyn können;

können; so wie geschriebene Vorlesungen zwar weniger individuell, als wirkliche Vorlesungen seyn werden, aber doch von Abhandlungen, wenn sie ihren Namen verdienen wollen, sich noch durch etwas anders, als durch Faßlichkeit und Popularität unterscheiden müssen. —

Doch, es wird in diesem Falle besser seyn, statt vorläufiger Urtheile, die leicht voreilig scheinen dürften, lieber Proben und Auszüge zu geben.

So weit das Buch zur Zeit noch übersetzt ist, enthält es nur die drey erstern Abtheilungen in vierzehn Vorlesungen. Die erste Vorlesung ist eine Einleitung, worinne der Verfasser das Reden und Schreiben als Gegenstände darzustellen sucht, die unsere höchste Aufmerksamkeit verdienen. „Die Rede, sagt er, ist das große Werkzeug, durch welches sich der Mensch um seine Gattung verdient macht: und nur dem gegenseitigen Einverständnisse, dem Umfange unserer Gedanken durch Hülfe der Sprache, sind wir die Entwickelung unserer Denkkraft selbst schuldig. Der einzelne sich selbst überlassene Mensch kann in der Ausbildung seiner Fähigkeiten nur sehr unbedeutende Fortschritte machen. Was wir die menschliche Vernunft nennen, ist nicht sowohl der Geistesschwung oder die Fähigkeit des Einzelnen, als vielmehr das gemeinschaftliche Werk vieler denkenden Wesen, deren Einsichten durch gegenseitige Mittheilung in Reden oder Schriften, geweckt und ausgebildet wurden.“

Schon

Schon aus diesem Anfange kann man schließen, was für eine Art von Rhetorik man sich da zu versprechen habe! — Hugo Blair geht weiter, und zieht aus diesen und ähnlichen Betrachtungen die Folgen: daß die Aufmerksamkeit, welche man dieser Art von Kenntnissen wiedmet, die Sprache und Sprachwerke zum Gegenstand haben, in der That als eines der Kennzeichen angesehen werden müsse, aus welchen sich die Fortschritte der Gesellschaft auf der Laufbahn der Kultur abnehmen lassen. Diese Folgerung ist von einer sehr weiten Ausdehnung. Denn es lassen sich auch aus den verschiedenen Zweigen der Sprache und Litteratur, die man zuförderst kultivirt, ob zuerst die philosophische oder die poetische Sprache, oder die Sprache des Umgangs? als aus der Art der Ausbildung, ob durch Regeln und Gramatik, oder durch Beyspiel und Muster? nicht nur auf den Geist und den Charakter einer Nation, sondern auch auf den Zeitraum, den die Litteratur nach ihrem ganzen Umfange noch zu durchlaufen hatte, ehe sie sich dem höchsten Grade ihrer Ausbildung nähern können, und so gar auf den höchsten Grad ihrer möglichen Ausbildung richtige Schlüsse machen. —

Daß Rhetorik und schöne Wissenschaften, wie Blair S. 7. erinnert, nur auf die Form des Geistes gehen, und die soliden Wissenschaften voraussetzen, würde sich von selbst verstehen, wenn unsere Dichter und praktischen Schwätzer, sich nicht so angelegen seyn ließen, uns von dem Gegentheile

gentheile zu überzeugen. Jedoch sind unter uns, wenn wir aufrichtig seyn sollen, der gründlichen Professoren, die alles wissen, aber nicht reden können, der schwer gelehrten Autoren ohne Lebhaftigkeit und Anmuth, der Gramatiker ohne Geschmack, und der zuverläßigen oder ungenießbaren Historiker, — noch ungleich mehrere. Jedoch bleibt der Troß unserer Kanzelredner mit dergleichen Beschuldigungen gänzlich verschont, bey welchen es bis auf den heutigen Tag noch problematisch ist, ob sie mehr gesunde Philosophie und Menschenkenntniß, oder mehr Beredsamkeit besitzen? Daß sonach die Ausnahme, welche der Uebersetzer S. 17. gegen Blairs Tabelle der Schriftsteller seiner Nation, „bey welchen die Liebe für gewisse geringere Schönheit der Schreibart und des Ausdrucks, gegenwärtig in gewissen Fällen zu weit getrieben werden," — zum Besten unsrer macht, als die wir uns von dieser Seite durchaus nichts vorzuwerfen hätten — zwar gutgemeint und patriotisch, aber viel zu positiv und allgemein scheinen dürfte! Zumal, wenn das wahr seyn sollte, was S. 11. gesagt wird: „nämlich, daß das Studium der Beredsamkeit, mit den Ausbildungen unserer geistigen Fähigkeiten auf das innigste verbunden sey, daß rechte Rhetorik und gesunde Logik in einer nahen Verwandtschaft stehen, daß, wenn es Redesätzen an Bündigkeit und Nachdruck fehle, diese Mängel der Schreibart sich fast ohne Ausnahme auf irgend eine Verworrenheit in den Begriffen selbst

selbst zurückführen lassen; so wäre es ja offenbar, daß in einem Zeitalter, wo man nur empfindet, ohne zu denken, wo man statt sorgfältig zu erörtern, durch Berufung auf den gemeinen Menschenverstand entscheidet, mit einem Worte, wo von der Logik gar nicht mehr die Rede ist — es entweder unserer Rhetorik nicht an wollüstigen Auswüchsen fehlen könne, die mehr von der Ueppigkeit als Trockenheit des Bodens zeigen, oder daß wir überall gar keine Rhetorik hätten. — Man überlege!

Hiernächst wendet sich Hugo Blair an die Leser, die weder Schriftsteller noch Redner werden wollen, und zeigt ihnen, daß auch sie der Rhetorik nicht entbehren können. Für diese sey sie eine spekulative Wissenschaft, die ihnen zur richtigen Beurtheilung, und zum Genusse der Schönheiten der Sprachwerke überhaupt, behülflich seyn würde. Was das Genie in den Stand setze, mit Glücke zu arbeiten, werde den Geschmack in Stand setzen, mit Richtigkeit zu urtheilen. Kurz sie sollen Kritiker und Kunstrichter werden, damit sie in Gesellschaften, wo die Gegenstände der Kunstrichter gemeiniglich gehandhabet werden (versteht sich, wenn nicht mit der Karte gespielt wird) — sich nicht bloß geben; sodann um ihren Verstand auszubilden, um in der Philosophie des Lebens Fortschritte zu machen, und mit den feinen Gefühlen des menschlichen Herzens vertraut zu werden, um sich auf eine anständige und vernünftige Art die Langeweile zu

vertreiben, um gefährlichen Leidenschaften auszuweichen, Deutsch zu sagen! um nicht bis ans Ende ihres Lebens Kinder zu bleiben.

Er verbindet ferner mit der Ausbildung des Geschmacks, auch noch einen nähern positiven Nutzen. „Die erfahrnen Empfindungen, und die großen Beyspiele, welche Dichtkunst, Beredtsamkeit und Geschichte uns bey jeder Gelegenheit vorhalten, meynt er, könnten nicht fehlen jungen Seelen Vaterlandsliebe, Bestreben nach Ruhm, Verachtung äußerer Vortheile, und Bewunderung alles dessen, was wahrhaft groß und edel ist, einzuflößen; so wie auf der andern Seite nur diese und ähnliche Tugenden und Neigungen in der Seele des Dichters und Redners die Fackel des Genies entzünden und unterhalten könnten.“ Und so hat Hugo Blair in seiner ersten Vorlesung zwar wenig Dinge gesagt, von denen auch wohl Studenten nicht etwas wissen sollten: indessen hat er uns doch angenehm zu unterhalten gewußt. Was hätte er besseres thun können, um uns zu seinen übrigen rhetorischen Vorlesungen Lust zu machen?

Wir gehen zur zweyten Vorlesung fort, worinne der Verfasser einige Untersuchungen über den Geschmack vorausschickt. Man ist gewohnt, bey Beurtheilung der Sprach- und Schriftwerke, was ihre Form anlangt, sich auf den Geschmack als auf den höchsten Richter, zu berufen; mithin war es nöthig, fürs erste diesen zu betrachten, und seine Gerechtsame kund zu machen. Der Verfasser

fasser klagt hier, und mit Recht, über das Schwankende und Unbestimmte in dem, was über den Geschmack geschrieben worden; er scheint sich diesem Gegenstande, der in ein so tiefes Dunkel gehüllt da steht, mit Schüchternheit und Mißtrauen zu nähern. War das eine Ahndung? — so hat sie ihn nicht betrogen. Diese Vorlesung hat uns wenigstens unter allen am wenigsten gefallen. Die Gründe dieses Mißfallens sind folgende:

Wenn ein Gegenstand der Untersuchung entweder seiner Natur nach dunkel und verworren ist, oder durch die Analyse seiner Bearbeiter, wie es oft zu geschehen pflegt, erst recht dunkel und verworren geworden ist: (Beydes war hier der Fall!) so ist es, deucht uns, die Pflicht des Philosophen, vor allen Dingen, das Verwickelte und Dunkele, in so fern es dem Gegenstande selbst anklebt, von dem, was seine Bearbeiter von dem Ihrigen hinzugethan, sorgfältig zu unterscheiden, und sodann erst zur Auflösung desselben forzugehen. Ein Verfahren, welches insbesondere in Vorlesungen für junge Leute, aus begreiflichen Ursachen, durchaus nothwendig ist. Freylich setzt sich der Lehrer dadurch in die Nothwendigkeit, bey seinen Auflösungen in der Folge, gründlicher und bündiger zu Werke zu gehen, wann er seine Zuhörer so auf den Standort der Uebersicht gebracht, und ihnen gewissermaßen das Richtscheit selbst in die Hand gegeben hat. Allein diese Methode ist auch nicht zur Bequemlichkeit des

Docenten erfunden worden. Nach dieser Methode wird die Definition des Gegenstandes gerade das Letzte seyn. Hugo Blair hebt seine Unternehmung damit an: „Man kann, sagt er, den Geschmack als die Fähigkeit erklären, von den Schönheiten der Natur und Kunst angenehm gerührt zu werden.“ — — Von den Schönheiten der Natur und Kunst; — und welche sind Schönheiten der Natur und Kunst? überhaupt, was ist schön? Wenigstens scheint die gegebene Erklärung die Beantwortung dieser Fragen vorauszusetzen. Also auch die nachstehende Abhandlung über das Schöne! — Ferner kann man nach dieser Erklärung nicht anders glauben, als ob die Schönheiten der Natur und Kunst Etwas so Festgesetztes, Selbständiges und allgemein Anerkanntes wären, daß man sich darauf wie auf ein Axiom berufen könnte. — Sodann warum soll der Geschmack nur die Fähigkeit seyn, von den Schönheiten angenehm gerührt zu werden? Gewisse Gegenstände machen auf unsere Geschmacksfähigkeiten einen Eindruck; nun mag dieser Eindruck angenehm oder unangenehm seyn, er mag die Empfindung des Schönen oder Häßlichen hervorbringen; immer wird es die nämliche Geschmacksfähigkeit seyn, die uns beyder Eindrücke theilhaftig macht. Endlich der Ausdruck, gerührt zu werden, scheint dem ganz zuwider, was der Verfasser nachher über diese Materie vorbringt, die Urtheilungskraft von der Geschmacksfähigkeit gänzlich zu trennen. Nun begreifen

wir

wir zwar sehr wohl, daß die gegebene Erklärung hier keine förmliche Definition seyn soll, und seyn muß. Unzulänglich möchte sie etwan daher wohl seyn, aber vielleicht auch unrichtig und schielend?

Hiernächst wirft Blair die Frage auf: „ob man den Geschmack in dieser Beziehung, als einen eignen innern Sinn zu betrachten habe?“ — Er entscheidet selbige folgendermaßen: „das Wort Vernunft, ist ein sehr allgemeiner Ausdruck. Wenn wir indessen darunter jene Fähigkeit verstehen, welche in spekulativen Gegenständen Wahrheit erforscht, und in praktischen Dingen über die Schicklichkeit der Mittel zu Erreichung eines gewissen Endzwecks urtheilt, so sollte ich glauben, daß jene Frage sich sehr leicht beantworten ließe. Denn nichts kann offenbarer seyn, als daß der Geschmack sich durchaus nicht in eine solche Aeußerungsart der Vernunft auflösen läßt.“

Allein, sind denn die Ausdrücke: Fähigkeit des Geistes, und Aeußerungsart desselben, gleichbedeutende Ausdrücke? Daß der Geschmack sich nicht in die logische Aeußerungsart der Vernunft auflösen lasse, dürfte man dem Verfasser wohl zugeben. Hingegen daraus würde gar nicht folgen, daß die Fähigkeit der Seele, die in spekulativen Dingen Wahrheit erforscht, und jene, die an einem wohlgerathenen Gedichte Vergnügen findet, im Grunde nicht Ein und dieselbe seyn könnte? daß es nicht eine und dieselbe Fähigkeit seyn könnte, die sich an der Wahrheit

logischer Begriffe ergötzet, und von treffenden Empfindungen angenehm gerührt wird? Und warum könnte sie es nicht seyn? Man höre die die Gründe, womit der Verfasser uns diese seine Meynung wahrscheinlich zu machen gedenkt: „Gegenstände dieser Art (die Gegenstände des Geschmacks), fährt er fort, machen oft den stärksten Eindruck auf uns, ohne daß wir im Stande wären, die Gründe unsers Wohlgefallens deutlich anzugeben.“ Welch' ein seltsamer Grund, der schwerlich einer Widerlegung bedarf! Noch weniger aber der folgende: „Sie rühren bisweilen den Philosophen und den Landmann, den Knaben und den Greis, auf gleiche Weise!“ Offenbar wider alle Erfahrung! Und wenn das auch so wäre, was würde es für seine Behauptung beweisen? Indessen giebt der Verfasser in der Folge so viel zu: „daß, wenn schon der Geschmack, ohne Zweifel (ohne Zweifel?) sich zuletzt auf ein gewisses natürliches und instinktartiges Gefühl für Schönheit gründe; so leiste doch die Vernunft ihm darum nichts desto minder in verschiedenen Fällen hülfreiche Hand, und trage nicht wenig dazu bey, seinen Umfang zu erweitern.“

Kann man sich wohl schwankender ausdrücken? Verräth nicht beynahe jedes Wort, daß der Verfasser nur sichert, ob er irgendswo den Fuß aussetzen könne? Man sage von den positiven Schriftstellern so viel Böses als man wolle, uns gefallen und behagen sie tausendmal besser, als

als die allzuschwankenden, allzuvorsichtigen, die jeden Satz mit einem zweifelhaften ohne Zweifel, in verschiednen Fällen, bisweilen, meistentheils, vielleicht, und dergleichen Partikeln, wie mit einer Hinterthüre versehen, wodurch sie benöthigten Falles entschlüpfen können.

Wir begnügen uns, den übrigen Innhalt der Vorlesung nur noch kürzlich anzuzeigen. S. 26. macht Hugo Blair die Bemerkung, daß Geschmack in dem bisher entwickelten Sinne, eine gewissermaßen allen Menschen gemeine Fähigkeit sey. Ein gewisses Gefühl für Schönheit, Ordnung, Ebenmaas, Harmonie, zeige sich in der Empfindung für das Große, Neue, Vorzügliche u. s. w. überall in allen Seelen, in der Seele des Kindes, des unwissenden Landmanns, und selbst der Bewohner der Einöden von Amerika. Kurz, es sey dem Menschen nicht weniger wesentlich, ein gewisses Gefühl für Schönheit zu haben, als es ihm wesentlich sey, der Vernunft und Sprache fähig zu seyn. Gleichwohl unterscheidet sich auch der Mensch von Menschen durch nichts so sehr, als durch die verschiedenen Grade der Anlage und der Ausbildung des Geschmacks. Woher mag aber diese auffallende Verschiedenheit entstehen? aus dem gröbern und feinern Bau der Sinnenwerkzeuge, aus der Verschiedenheit der feinen Geistesfähigkeiten? Zum Theil; noch mehr aber thut hierbey Kultur und Erziehung. Es würden also hiernächst die Mittel anzugeben seyn, durch welche der Geschmack einer so beträchtlichen

Ausbildung fähig wird. Diese Mittel sind Uebung. Die Geschmacksfähigkeit muß durch Aufmerksamkeit auf die besten Muster, durch sorgfältiges Lesen der vorzüglichsten Schriftsteller, durch Vergleichung der geringern und höhern Grade derselben Art von Schönheiten, erhöhet werden. (Es ist hier bloß von der Verfeinerung des Geschmacks in Beziehung auf die Schönheiten der Schrift- und Sprachwerke die Rede, und von dem Geschmacke selbst, in so fern er auf unmittelbaren Gefühlen beruht.) Jedoch meynt Blair, bleibt die Ausbildung des Verstandes und der Beurtheilung immer ein nothwendiges Ingredienz, maßen nur das Wohlgefallen an und für sich selbst aus einem natürlichen Gefühle für Schönheit entspringe; die Vernunft hingegen zeige uns die eigentlichen Gründe des Wohlgefallens, welches wir in jedem einzelnen Falle empfänden. Also fleißige Uebungen unsers Empfindungsvermögens, und Anwendung der Vernunft und des Verstandes auf Gegenstände des Geschmacks, das sind, sagt der Verfasser, die beyden Quellen, durch welche der Geschmack, als natürliche Anlage betrachtet, seine Ausbildung erhält. Indessen setzt er doch noch eine Ingredienz hinzu — ein edles Herz, „dieß, fährt er fort, ist eben sowohl, als ein heller Kopf, ein sehr wesentliches Erforderniß eines richtigen Geschmacks.“ Und so seltsam das auch in den Ohren manches schönen Geistes klingen mag, so wahr bleibt es dennoch! nur muß man nicht, was man gewöhnlich ein gutes Herz

nennt,

nennt, darunter verstehen, sondern ein edles Herz! Besonders ist diese Eigenschaft den Kanzelrednern durchaus unentbehrlich; folglich werden sie sie auch wohl alle besitzen.

Worauf werden sich nun, ist die nächste Frage, die Vorzüge des Geschmacks in seinem vollkommensten Zustande zurückführen lassen? Hugo Blair nennt deren zwey: Feinheit des Geschmacks, und Richtigkeit des Geschmacks. Jene, die Feinheit des Geschmacks bezieht er hauptsächlich auf die Entwickelung jener ursprünglichrn innern Empfänglichkeit für das Schöne; diese, die Richtigkeit des Geschmacks, auf die Ausbildung, welche diese Fähigkeit durch ihre Verbindung mit dem Verstande empfängt.

Nachdem der Verfasser den Geschmack so in seiner schönsten Ausbildung und größten Vollkommenheit betrachtet hat, glaubt er auch die Abweichungen von diesem Ideale, nebst den mannichfaltigen Verirrungen und Wechseln, welchen er unterworfen ist, noch mit Wenigem berühren zu müssen. Er ist nämlich ganz und gar nicht der Meynung derer, die sich durch die auffallenden und häufigen Veränderungen des Geschmacks haben verleiten lassen, selbigen für Etwas durchaus Willkührliches zu halten; ob er gleich diese Veränderlichkeit desselben so wenig läugnet, daß er sie vielmehr durch viele Beyspiele aus der Geschichte bestätiget. „Denn, sagt er, wenn es wirklich keinen allgemeinen Maaßstab des Geschmacks giebt, so muß man einräumen, daß

jede Art von Geschmack gleich gut sey; welche Behauptung, auf die äußersten Grade jener Verschiedenheit angewendet, offenbar ungereimt seyn würde.“ Ein sicherer Beweis, fährt er fort, daß sich auch in Sachen des Geschmacks, so wie in allen andern Dingen, Wahres und Falsches, Vollkommenheit und Unvollkommenheit unterscheidet läßt.

Zwar giebt er hierbey zu, daß der Geschmack mehrerer Menschen in Ansehung der Gegenstände gar sehr verschieden seyn könne, ohne das darum einer von ihnen nothwendig Unrecht haben müsse; der eine könne z. B. mehr Vergnügen an der Dichtkunst finden, einem andern hingegen gefalle nichts als die Geschichte; junge Leute finden mehr an Schriften von der muntern und aufgeweckten Gattung, ältere Personen an Werken von ernsthaftem Inhalte, Geschmack u. s. w. Kurz, der Geschmack kann einseitig und dennoch richtig und gut seyn. Allein, bemerkt er weiter, diese zuläßige Verschiedenheit des Geschmacks finde nur sodann Statt, wenn von verschiedenen Gegenständen desselben die Rede sey. Sobald hingegen die Urtheile der Menschen über einen und denselben Gegenstand verschieden ausfielen; dann wäre es nicht mehr Verschiedenheit, sondern offenbarer Widerspruch des Geschmacks. So könne z. B. Jemand mehr den Virgil bewundern, ein anderer mehr den Homer; diese Verschiedenheit sey zuläßig, indem sie nur auf einem Mehr oder Weniger beruhe. Wollte aber Jemand dem Homer

mer durchaus alle Schönheit absprechen, so müsse sein Geschmack entweder ganz verdorben seyn, oder er müsse schlechterdings gar keinen haben."

Uns deucht der Verfasser dehne die Zulässigkeit der Geschmacksverschiedenheit ein wenig zu weit aus; so viel man wenigstens aus den angegebenen Beyspielen abnehmen kann. Der einseitige Bewundrer des Virgils sowohl als des Homers sollen beyde Recht haben. Der eine, sagt Blair, wird vorzüglich von der Feinheit und Zärtlichkeit, welche dem Virgil so eigenthümlich sind, der andre von der Einfalt und dem Feuer, durch welches sich Homer auszeichnet, gerührt. Das heißt, der eine sagt: „Virgil ist der bessere Dichter, denn er ist so fein, so zärtlich! Mit nichten! sagt der andere, Homer ist der bessere Dichter, denn er ist so einfältig und so feurig!"

Zeigt sich nicht hier ebenfalls ein offenbarer Widerspruch des Geschmacks? wenn der eine den Geschmack an Zärtlichen und Feinen, der andre den Geschmack an Einfältigen und Feurigen für den bessern hält! Oder kann es zwey bessere, das ist, gleichgute geben? Folglich giebt es gar keinen guten Geschmack, oder es ist nicht so ganz richtig mit dem, was der Verfasser behauptet: daß ein einseitiger Geschmack ein richtiger Geschmack seyn könne.

Zwar wird der, der nur für das Zärtliche und Feine Geschmack hat, den nicht verdammen können, dem nur das Feurige und Einfältige schmeckt. Indessen wird Beyder Geschmack, gegen

gen den allgemeinen Geschmack, der sowohl das Zärtliche und Feine, als das Feurige und Einfältige bewundern kann — eben dadurch fehlerhaft, daß er so ausschließend ist! Auch wird derjenige, der einen ausschließenden und einseitigen Geschmack hat, auch das, was er bewundert, nie in dem gehörigen Maaße bewundern, weil ausschließende Bewunderung allezeit partheyisch und übertrieben seyn muß.

Und so verhält es sich auch mit den übrigen Instanzen des Verfassers. Beyde, sowohl der die ungeschmückte Schreibart, als der die blühende mehr bewundert; sowohl der Jüngere, der nur für das Muntere und Aufgeweckte, als der Aeltere, der nur für Werke von ernsthaftem Innhalte Gefühl hat, haben einen einseitigen, ausschließenden, und folglich fehlerhaften Geschmack. Bey dem einen hat die Phantasie, bey dem andern der kalte Verstand das Uebergewicht; da sie gegenseitig sich im Gleichgewichte halten sollten. Der Geschmack muß also doch ein allgemeiner Geschmack seyn, sonst wird er nimmermehr ein richtiger Geschmack seyn können.

„Aber was ist denn nun, fährt unser Autor S. 46 fort, jener allgemeine Maasstab des Geschmacks, auf welchen man sich in streitigen Fällen berufen soll?“ Die Natur? zuweilen; z. B. bey Darstellung menschlicher Charaktere und Handlungen (mit der gehörigen Einschränkung allerdings!) „Allein Nachahmung der Natur, sagt er weiter, ist nur zu oft ein höchst unbestimmter

Aus-

Ausdruck; (und das um so mehr, da es wieder eines anderweitigen Maasstabes bedarf, wornach die glückliche oder unglückliche Nachahmung der Natur zu beurtheilen wäre.) — Sonach, sezt er hinzu, werden wir uns nach einem andern Maasstab umsehen müssen.“ Und dieser ist: „Das allgemeine Gefühl der menschlichen Natur.“ Diesen Satz führt der Verfasser bis zu Ende der Vorlesung, mit Erörterung des Dafür und Dawider, und den gehörigen Bestimmungen desselben, ziemlich befriedigend hindurch.

Wir haben uns bey dieser Vorlesung ein wenig länger verweilet, theils, weil sie der Aufschrift nach Erwartung erregte; denn, wer wird nicht begierig seyn, einen Hugo Blair über eine so dunkle Materie zu hören? theils, weil es die erste unter den mehr spekulativen ist, und eine für alle zur Probe der Ausführung dienen kann. Aber ist sie der Ausführung nach auch wirklich so wichtig geworden, als ihr Inhalt sie machen konnte? wenigstens verdient sie, ganz gewiß gelesen zu werden; bey weitem nicht gründlich und tief genug, um den, der gelesen hat, was David Hume, Burke, Home, d'Alembert, Kant und andre darüber geschrieben haben, weiter zu bringen; aber doch hinlänglich, um den jüngern Leser zum weitern Nachdenken zu reizen. Ueberhaupt von dem Verfasser unsere Meynung zu sagen, so müssen wir gestehen, daß wir seinen Geschmack in Beurtheilung einzelner rhetorischer und dichterischer Schönheiten fein und richtig finden, daß man

hier

hier und da bey ihm auf feine Beobachtungen und treffende Bemerkungen stößt, die das Detail betreffen. Aber das ist auch seine Sphäre. Hingegen was in seinem Werke mehr spekulativ ist, die allgemeinen Erörterungen über Geschmack, Kritik, Genie, das Schöne, Erhabene, enthält zwar viel Brauchbares, aber wenig Neues, der Ordnung und dem Inhalte nach wenig Neues, manche schiefe und schwankende, zum öftern weite Ausholungen, ohne befriedigende Auflösung. Der Verfasser scheint nicht philosophischen Scharfsinn genug zu besitzen, um in dergleichen Materien tief einzudringen, und seine Begriffe zu scheiden. Er mißt seine Ideen, so zu sagen, nur immer mit dem ästhetischen Scheffel, wenn er sie einzeln mit dem logischen Siebe sichten sollte. Dabey ist der Gang der Abhandlung, nichts weniger als rasch und fortreissend; es ist vielmehr der nachläßige Gang eines Spaziergängers, der nach Gefallen umkehrt und dann weiter geht. Eben dadurch wird der Styl des Verfassers, so musterhaft er auch übrigens bleibt, oft ein wenig weitschichtig; und er verfällt sogar zuweilen in den nämlichen Fehler, den er seinen Landsleuten vorwirft: „daß die Liebe für gewisse geringere Schönheiten des Ausdrucks, in gewissen Fällen zu weit getrieben würde," weil es scheint, als ob ihm die Form des Gedankens eher vorgeschwebt habe, als der Gedanke selbst. Man wird auch hier und da so etwas von einem gewissen rhetorischen Tic bey ihm gewahr, wie z. B. in dem Angeführten:

„Sie

„Sie rühren bisweilen den Philosophen und den Landmann, den Knaben und den Greiß auf gleiche Weise!“ Oder ein andermal: „Schon bey Kindern zeigen sich die ersten Aeußerungen des Geschmacks in unzähligen Fällen ꝛc. Der unwissendste Landmann findet an Liedern und Erzählungen Vergnügen ꝛc. Selbst in den Einöden von Amerika, wo die menschliche Natur sich in ihrem rohesten Zustande zeigt, haben die Wilden ꝛc.“ — Wir gehen weiter.

In der dritten Vorlesung sucht der Verfasser das Geschäft und die Wichtigkeit der Kritik, und ihr Verhältniß zu dem, was man Genie nennt, zu bestimmen, so wie er den Unterschied zwischen Genie und Geschmack anzugeben bemüht ist. Er gründet die Kritik durchaus auf Erfahrungen. „Aristoteles, sagt er, hat seine Vorschriften über das Drama und die epischen Gedichte, nicht etwa durch bloße Vernunftschlüsse gefunden, sondern aus der Beobachtung des Homers und Sophokles, (der Euripides vielmehr ist der tragische Dichter) abgezogen.“ Aber sind diese Vorschriften darum die wahren, weil sie Homer und Sophokles beobachtet hatten? Nicht doch! — weil sie der Anlage der menschlichen Natur und den Grundsätzen der Vernunft, d. i. dem allgemeine Gefühle der menschlichen Natur entsprechen. Wer es nicht weiß, und wem es aus den Worten des Verfassers noch nicht deutlich genug werden sollte, wie man es zu machen habe, um dieses allgemeine

Gefühl

Gefühl der menschlichen Natur in sich zu concentriren; der lese, was Diderot in dem ersten Theile der Abhandlnng über die dramatische Poesie in der Person des Arists über diese Sache sagt. Der vornehmste Endzweck kritischer Regeln schränkt sich, nach dem Verfasser, darauf ein, uns auf die Fehler, die wir zu vermeiden haben, aufmerksam zu machen. Die Hervorbringung hoher Schönheiten hingegen, sey und bleibe das Werk der Natur, das Werk des Genies. Hierauf wird Genie von Geschmack von dem Verfasser so unterschieden, daß der Geschmack in der Fähigkeit zu urtheilen; das Genie in der Fähigkeit auszuführen, bestehe. Das Genie müsse als eine höhere Geisteskraft angesehen werden, der Geschmack könne ohne Genie seyn, so wie das Genie ohne Geschmack, doch würde jenes von diesem unterstützt und ausgebildet. " Gegen das Ende der Vorlesung stellt der Verfasser noch einige Betrachtungen über die Ursachen des Vergnügens an, welches uns der Geschmack gewähret. „Noch sagt er hier, fehlt sehr viel, um daran denken zu können, über diesen Gegenstand irgend eine Art von System aufzustellen. " Die Ursachen des geringen Fortgangs in dieser Art von philosophischer Kritik, findet er in der Mannichfaltigkeit und Vermischung der Gegenstände derselben, die überdieß noch von so volatilischer Natur wären, daß sie dem Beobachter unter den Händen entwischten.

Ließe man sich vollends einfallen, in die ersten Ursachen dieser Gegenstände eindringen zu wollen

wollen, so würde alles, was man in dieser Rücksicht sagen könnte, nur wenig befriedigend seyn; maßen die Natur selbst die letzten Gründe unsrer innern Empfindungen in einen undurchdringlichen Schleyer gehüllt zu haben scheine. Da der Verfasser die allzu vorwitzigen Philosophen durch solcherley Bemerkungen nicht wenig beunruhiget zu haben fühlen mußte, so war es nicht ganz ohne, daß er sie wiederum damit zu trösten suchte, daß wir jedoch die Absicht und den Endzweck dieser Empfindungen, nämlich die Erweiterung unsers Vergnügens, nicht undeutlich wahrnehmen können. Er läßt also über diesen Punkt seiner Beredtsamkeit ein wenig den Zügel schießen — bis er endlich mit folgenden Versen aus Akenside's Gedichte über die Freuden der Einbildungskraft, diese Vorlesung beschließt; Akenside apostrophirt die Gottheit:

— — not content
With every food of life to nourish men,
By kind illusions of the wond'ring sense,
Thou mak'st all nature, beauty to his eye,
Or Music to his ear. —

Welches Herr Schreiter sehr meisterhaft, übersezt:

— — nicht genug, daß du den Menschen
So mannichfacher Nahrung Reitz gewährst,
Wird durch der Sinne Zauber die Natur
Ganz Anmuth für sein Auge, ganz Musik
Für sein entzücktes Ohr. —

Die vierte Vorlesung beschäftigt sich mit dem Erhabenen, so fern es in den Gegenständen an sich selbst liegt. Denn er unterscheidet mit Recht, und seiner Absicht völlig gemäß, die Erhabenheit der Gegenstände, wie sie in der Wirklichkeit auf unsere Sinne, und wie sie in der Schilderung in Schriftwerken ihren Eindruck macht. Der Eindruck selbst, meynt er, ließe sich nicht leicht mit Worten beschreiben, er versucht es indessen doch: „der Eindruck des Erhabenenen, sagt er, besteht in einer lebhaften Bewunderung; in einer gewissen Erweiterung der Seele, die sich über ihren gewöhnlichen Zustand erhöhet, und von einem Erstaunen ergriffen fühlt, welches sie nicht mit Worten auszudrücken vermag.“ Diese Beschreibung ist so gut oder so schlecht, als irgend eine andere. Wer den Begrif des Erhabenen hat, kann sie entbehren, und wer ihn nicht hat, wird ihn durch sie nicht bekommen. Die Rührung des Gemüths, bemerkt der Verfasser noch, ist in solchem Augenblicke des erhabenen Gefühls, durchaus von der ernsthaften Gattung. Er geht sodann die Gestalten durch, unter welchen äußere Größe und Erhabenheit, (denn beydes sind ihm gleichlautende Ausdrücke) erscheine. Weite Ausdehnung in die Länge, Breite, Höhe oder Tiefe ist ihm die einfachste Gestalt desselben. Er bemerkt aber hierbey ganz richtig, daß Umfang und Weite des Raums, wie einige geglaubt haben, nicht der Grund alles Erhabenen sey; nur scheinen uns die

vom

vom lauten Schalle, z. B. des Donners, der Kanonen, des brausenden Windes u. s. w. hergenommene Beyspiele, jene Behauptung gar nicht zu widerlegen: da sie sich auf den größern Umfang des Raums, wodurch der Schall sich fortpflanzt, beziehen können. Die zweyte Gestalt ist Macht und Stärke. Die dritte .. doch diese wollen wir in den eigenen Worten des Verfassers anführen. „Alles, fährt er S. 76. fort, was seiner Natur nach an das Feyerliche, Ehrfurchteinflößende, ja selbst an das Schreckliche gränzet, wie z. B. Finsterniß, Einsamkeit, Stillschweigen, trägt nicht wenig dazu bey, den Eindruck des Erhabenen zu befördern.“ Hier scheint sich der Verfasser selbst noch nicht recht verstanden zu haben. Was soll der Ausdruck, es gränze Etwas seiner Natur nach an das Feyerliche ꝛc. eigentlich sagen? in wieferne? wie gränzt es? und warum sagt er: ja selbst an das Schreckliche.“ Finsterniß, Einsamkeit, Stillschweigen tragen zwar allerdings viel dazu bey, den Eindruck des Erhabenen zu befördern, aber nicht durch sich selbst; in ihnen selbst ist weder etwas Feyerliches noch Ehrfurcht einflößendes; sondern dadurch, daß sie die Einbildungskraft frey, und von der Einwirkung der Sinne ungestört erhalten, und die Seele in sich selbst verschließen. Es verdient noch angemerkt zu werden, daß der Verfasser, wann er etwas Schwankendes vorgebracht hat, statt zu erläutern, fast jedesmal in den besagten rhetorischen Tic verfällt. So

fährt er z. B. auch hier fort. — „Welches, ruft er aus, sind die Scenen in der Natur, die unsern Geist im höchsten Grade erheben, und das Gefühl des Erhabnen in uns erregen? Nicht die fröliche Landschaft, oder die blumenreiche Flur, oder der Anblick einer volkreichen Stadt; sondern der mit Moos bewachsene Fels und der einsame See, der düstre Eichenhayn, und der über jähe Abgründe dahin stürzende Strom!“

Uebrigens werden zum Beweise des großen Einflusses der Finsterniß, der Einsamkeit, des Stillschweigens auf die Vorstellung des Erhabenen verschiedene Beyspiele aus Dichtern von dem belesenen Verfasser angeführt; so wie auch über die Verträglichkeit des Dunkeln mit dem Erhabenen, und der Verworrenheit und Unordnung.

Hiernächst kömmt er auf das moralisch oder geistig Erhabne, in wie ferne es aus gewissen Aeußerungen des menschlichen Geistes, gewissen Gemüthsstimmungen oder Handlungen der Menschen entsteht. Zu dieser Gattung rechnet er hauptsächlich Großmuth und Heldenmuth. Die Stelle die er deßhalb aus Akenside's Gedichte über die Vergnügen der Einbildungskraft anführt, ist in verschiedener Rücksicht schön, und entspricht zwar der Absicht unsers Verfassers, aber schwerlich der Absicht des Poeten. Denn, wenn Akenside dem Menschen zuruft:

Blicke,

— — — Blicke,
So weit dein Auge reicht, umher, und sieh'
Planeten, Sonnen, und crystallne Sphären,
Sich durch des Himmels unermeßnen Raum
In schöner Eintracht seit Aeonen wälzen;

Und ihn sodann fraget:

Und sprich, o Mensch, ob dieses Anblicks Pracht
Mit halb so tief gefühlter Majestät
Den Busen dir erweitert, als wenn Brutus,
Vom Streich, durch welchen Cäsar fiel, noch glänzend,
Im Kreiß der Patrioten sich erhebt,
Die stolze Recht emporgestrecket — gleich
Dem Gott der Götter, wann er auf Verbrecher
Herab den Blitz geschleudert — steht, dann laut
Beym Namen, Tullius ruft, den blutgen Stahl
Noch einmal schwingt; und nun des Landes Vater
Begrüßet mit dem Gruße des Entzückens!
Dann sieh! im Staub gesunken liegt das Haupt
Des stolzen Herrschers, Rom ist wieder frey!

So dürfte mancher Mensch, zumal wenn er kein Engländer ist, sehr verlegen seyn, welche Antwort er dem Dichter geben solle.

Wir kommen wieder zum Verfasser. „Dieß, (daß Großmuth, Heldenmuth die Empfindungen des Erhabenen erregen,) — hindert indessen nicht, fährt er fort, daß wir nicht auch bisweilen in Fällen, wo Tugend entweder gar keinen Antheil hat, oder sich doch nur sehr unvollkom-

men zeigt, dem Charakter einen merklichen Grad von Größe zugestehen dürften, so bald sich in seinen Aeußerungen ein außerordentliches Maaß von Kraft oder Geistesstärke entdecken läßt. Man sieht, daß der Verfasser die Erscheinungen, denen das Erhabene anklebt, bloß aufzählt, sonst würde er hier nicht die allgemeinen den besondern nachgesetzt haben.

Zuletzt wirft er noch die Frage auf, ob sich nicht irgend eine allen diesen verschiedenen Gegenständen gemeinschaftliche Grundeigenschaft entdecken lasse, welche Ursach sey, daß sie ein so gleichartiges Gefühl in unserer Seele erregen? Und diese Grundeigenschaft glaubt der Verfasser in ungewöhnlicher Macht nnd Stärke zu finden. „Wenigstens, sagt er, finde ich bey nochmaliger Erwägung der bisher erörterten Beyspiele keinen einzigen Gegenstand des Erhabenen, von welchem nicht Macht, Stärke, Kraft entweder einen wesentlichen Bestandtheil ausmachten, oder nicht wenigstens in unserer Vorstellung damit verknüpft wären, in wie fern sie uns auf irgend eine außerordentliche Macht hinweisen, der wir die Hervorbringung dieses Gegenstandes in Gedanken zuschreiben.“ Ich dächte doch, daß der Verfasser auch schon in den von ihm bisher erörterten Beyspielen eins hätte auffinden können, nämlich das Beyspiel eines weit ausgebreiteten Gefildes, von welchem das Auge das Ende nicht übersieht. Dieser Gegenstand des Erhabenen hat weder Macht noch Stärke zum wesentlichen

Bestand-

Bestandtheile, noch weiset er unmittelbar auf irgend eine Macht hin, deren außerordentliche Wirkung er wäre. Doch gesetzt, er thäte es, wird darum dieser oder ein andrer Gegenstand erhaben werden? Wollte man diesen Grundsatz annehmen, so würde kein Gegenstand in der Natur mehr seyn, der nicht erhaben wäre. Folglich ist es zwar wahr, daß das Gefühl des Erhabenen, wohl zuweilen auf die Vorstellung von Macht und Kraft leiten könne, die zur Hervorbringung des erhabnen Gegenstandes nöthig gewesen, aber die Folge eines Gefühls ist nicht die Ursache, die Grundeigenschaft desselben. So verhält es sich auch mit Burke's Behauptung, der den Schmerz und die Furcht zur Grundeigenschaft des Erhabenen macht; da die Furcht offenbar erst die zufällige Folge des erhabnen Gefühls ist; so wie Schmerz und Unlust nichts als psychologische Folgen der ungewöhnlichen Anstrengung der Seele sind, die das erhabne Gefühl erfodert.

In der fünften Vorlesung, welche das Erhabene in den Werken des Redners und Dichters betrachtet, fängt der Verfasser damit an, daß er sich über den schwankenden Sinn beklagt, den man dem Ausdrucke, erhaben, in dieser Rücksicht beylege, und z. B. dieses widersinnigen Gebrauchs, führt er, statt aller, die Schrift eines Deutschen, des Joh. Wilh. Bergers längst vergessenen Tractat: de naturali pulchritudine orationis, an; dessen Hauptzweck, wie Blair meynt, dahin gehe: Cäsars

Commentarien als das vollständige Beyspiel der Anwendung aller Regeln des Longins über das Erhabene in Schriften aufzustellen. Der ehrliche Berger! und wir armen Deutschen, die wir uns noch immer nur als Beyspiele des Widersinnigen von den übermüthigen Ausländern angezogen sehen müssen! Ueberdieß versteht Hugo Blair kein Deutsch; als rhetorischer Gesetzgeber und Grammatiker kein Deutsch! Er konnte also zum Ersatz keine deutschen Muster anführen. Sonach ist der Engländer hier nicht nur übermüthig, sondern ungerecht obendrein, wenn er durch dergleichen einseitiges Anführen seine Nation in dem alten Wahne zu bestärken sucht: als ob die deutschen Schriftsteller zu nichts als Beyspielen des schlechten Geschmacks tauglich wären! —

Und so ganz widersinnig und ungereimt ist es von Bergern doch auch nicht. Wenigstens hat er sich zu seiner Behauptung von keinem geringern Kunstrichter, als den Longin selbst, verleiten lassen. Auch Longin begreift unter dem Erhabenen in Schriften weit mehr, als der Verfasser darunter begriffen wissen will, dem nur das für erhaben gilt, was in den Gegenständen erhaben ist. „Der Name des Erhabenen in Schriften, sagt er dießfalls, gehöret ohne Zweifel, in seinem wahren Sinne, nur für solche Schilderungen an sich selbst erhabner Gegenstände der Empfindungen, welche uns diesen Eindruck in einem hohen Grade nachempfinden lassen.“ Aber statt des Ausdrucks, in

seinem

seinem wahren Sinne, (denn dieser ist offenbar nur dem Verfasser der wahre,) hätte er in seinem eingeschränkten Sinne sagen, und statt des kahlen Ausspruchs, ohne Zweifel, Gründe anführen sollen. Er hätte bedenken sollen, daß es etwas anders sey, auf gewisse geschilderte Gegenstände Rücksicht nehmen, und von einer andern Seite, auf das Talent des Schriftstellers. Denn warum sollte ein sehr hoher Grad irgend eines schriftstellerischen Talents, nicht von der Rücksicht seines Gegenstandes in gewissem Verstande erhaben seyn können? Zeigt er nicht ebenfalls von ungewöhnlicher Macht und Stärke des Geistes? Ferner, warum sollen nur gewisse moralische Aeußerungen, als Großmuth, Heldenmuth u. d. gl. erhaben, andre hingegen, von eben so viel Geistesstärke nur von einer andern Art zeigen, als Scharfsinn, Tiefsinn, Einfalt u. s. w. nicht erhaben seyn? Zumal wenn es wahr ist, was ein berühmter deutscher Schriftsteller sagt: „Daß jedes Ding, wenn es seine höchste Stufe erreicht habe, sublim sey, und daß sogar die Dummheit, wo sie so weit getrieben werde, als sie unter den Menschen gehen könne, so gut ihr Sublimes habe, als etwas anders.“ Dieser allzueingeschränkte Begriff des Verfassers von dem Erhabnen in Schriften, ist es daher auch, was diese Vorlesung lange nicht so lehrreich macht, als sie wohl außerdem hätte werden können.

Uebrigens enthält sie, außer der weitern Erklärung dessen, was der Verfasser in Schriften für erhaben hält, noch erstlich eine bekannte Bemerkung, diese nämlich: daß die erstern Weltalter des Erhabenen am meisten empfänglich gewesen zu seyn schienen, mit manchem Beyspiele bestätiget. Sodann die Regel, daß Einfalt und Kürze der Charakter des erhabenen Styls seyn müssen; bey welcher Gelegenheit der Verfasser die gereimten Versarten als einen erkünstelten Zierath im erhabenen Style verbeut, und dagegen den kühnen, freyen Gang des durch Miltons Gebrauch geadelten Jambischen Sylbenmaaßes seiner Würde desto angemessener findet; ferner eine zweyte: daß die Darstellung des Erhabenen auch Stärke des Vortrags, d. i. eine solche Wahl und Verbindung einzelner Züge erfodere, welche den Gegenstand in seinem besten Lichte zu zeigen, am schicklichsten wären; folglich erfodere sie einen fein und stark empfindenden Geist, einen sichern und unterscheidenden Blick, das erhabene Gefühl aus den Gegenständen zu scheiden und zu treffen, maßen kein Gefühl seiner Natur nach so isolirt, und alles fremdartigen Zusatzes unleidlicher sey, als eben dieses. Endlich werden alle, die nach dem Erhabenen streben, Dichter, Redner und Schriftsteller, angewiesen, die Quelle des Erhabnen unmittelbar in der Natur selbst aufzusuchen, und ihnen im Gegentheil die Künsteleyen eines fälschlich sogenannten erhabenen Styls, und besonders die

Tropen-

Tropen- und Figurenjagd schlechterdings verboten. Alles mit Beyspielen erläutert, nachdem es sich schickt, des Guten und des Schlechtern und Schlechten. — Es folgt:

Die sechste Vorlesung, über Schönheit und angenehme Empfindnisse. Dieselbe Methode, nach welcher der Verfasser in der obigen Vorlesung verfuhr! Eine Beschreibung des Eindrucks, den die Schönheit auf uns macht, im Gegensatze mit dem Gefühle des Erhabenen. Es ist von ruhigerer Art, als dieses, lieblicher, einnehmender. Das erhabne Gefühl erweitert die Seele, das Schöne verbreitet eine zufällige Heiterkeit darüber; das Erhabne ist für die Dauer zu heftig, das Schöne seiner Natur nach weniger heftig, dauerhafter und mannichfaltiger. Um das innere Wesen der Schönheit bekümmert er sich wenig oder nicht! Zwar führt er die bekannte Erklärung der Schönheit überhaupt, durch Einheit mit Mannichfaltigkeit, und der sichtbaren Schönheit, durch Hogarths Wellenlinie an; doch nur so, daß er wie im Vorbeygehen einen flüchtigen Blick darauf wirft, dieß billigt, dieß verwirft, nach Gutdünken, mehr um Untersuchung zu veranlassen, als daß er selbst untersuchte; weil er seiner Absicht gemäßer findet, zur Betrachtung der mannichfaltigen Gestalten fortzugehen, worinne die Schönheit uns erscheinet. Zuerst die körperliche Schönheit, sodann die geistige. Aber ohne die Verschiedenheiten beyder gegen einander, oder die mannichfaltigen Erscheinun-

scheinungen jeder insbesondere genau zu bemerken, und bestimmte Umrisse davon zu geben, zählt er bloß auf, was ihm davon gerade ins Auge fällt. So redet er zuerst von Farbe, Figur, Bewegung, von der Vereinigung aller dieser Schönheitsingredienzien in gewissen Objekten, als: in einer schönen Gegend, und in der menschlichen Bildung. Die Betrachtung der letztern leitet ihn von der bloß körperlichen Schönheit auf die geistige, wo er uns sagt, daß er die geselligen Tugenden, und überhaupt die milderer und sanfterer Art sind, als: Mitleiden, Zärtlichkeit, Freundschaft und Edelmuth, vorzüglich für geistige Schönheiten halte. Hieher rechnet er auch das Gefühl der Schicklichkeit, oder wie er sich ausdrückt: „das auf Schicklichkeit und Absicht sich beziehende Gefühl der Schönheit. Dieß, sagt er, sey der Grund der Schönheit, welche in den Verhältnissen der Thüren, Fenster, Bogen, Säulen, und überhaupt in den verschiedenen Ordnungen der Baukunst wahrzunehmen. Ueberhaupt, fährt er fort, können wir kein Werk, von welcher Art es auch sey, betrachten, ohne durch eine natürliche Verknüpfung unserer Begriffe, sogleich an die Absicht und den Endzweck desselben zu denken, und mithin die Schicklichkeit seiner Theile, in Beziehung auf diese Absicht und diesen Zweck zu untersuchen.“ Diese Bemerkung, meynt der Verfasser, sey für alle diejenigen, die sich mit Werken der Darstellung beschäftigen, von der äußersten Wichtigkeit; und

so

so kömmt er denn auf die übrigen Schönheiten, in wie ferne selbige Schrift- und Sprachwerken zugeschrieben werden, die ihm von sehr schwankender Natur zu seyn scheinen. Indessen gebe es dennoch eine von etwas bestimmterer Bedeutung, nämlich ein gewisser Reiz, eine gewisse Anmuth in der Wendung des Ausdrucks, oder der Gedanken, durch welche sich gewisse Schriftsteller vorzüglich auszeichnen; mit welchen Ausdrücken man die Manier eines Schriftstellers bezeichne, der in dem Gemüthe des Lesers Eindrücke von jener sanften und ruhigen Art hervorbringe, welche dem, was wir bey Betrachtung schöner Gegenstände in der Natur empfinden, ähnlich sey, eines Schriftstellers, der über die Einbildungskraft des Lesers eine angenehme und liebliche Heiterkeit verbreite. Addison, Fenelon, Virgil, Cicero, werden als Beyspiele dieser Manier angeführt, und dem Demosthenes, den sein Genie mehr zum Nachdruck und zur Stärke der Darstellung hinreiße, entgegen gesetzt.

Es giebt aber auch noch andre Formen des Angenehmen, unter welchen die äußere und innere Gegenstände unserer Einbildungskraft erscheinen. Von diesen erwähnt der Verfasser, fürs erste der Neuheit, deren Gefühl lebhafter und reitzvoller (zumal bey dem minder gründlichen schönen Geschlechte, wo es im Kontraste mit dessen weit zärterm Gefühle der Schamhaftigkeit, ein gewisses vernaschtes Wesen erzeugt, was die Weiblichkeit desto piquanter macht) — aber auch weit

flüchtiger

flüchtiger ist, als das Gefühl der Schönheit. Ein anderes Vergnügen für die Einbildungskraft ist Nachahmung, die nach Addison der Grund der sogenannten abgeleiteten Vergnügungen desselben wird. Ferner, die Vergnügungen der Melodie und Harmonie, des Witzes, der Laune, des Lächerlichen. Alle diese Klassen und Gattungen der Geschmacksergötzungen, sind das weite Feld der Dichtkunst, Beredsamkeit, und überhaupt der Sprachwerke. Die Rede ist der große Hebel, der diese ganze Masse in Bewegung setzt, und folglich unter allen nachahmenden Künsten die ausgebreiteste und vollständigste. Hugo Blair will ihr jedoch den Namen einer nachahmenden Kunst streitig machen; unter uns ist darüber längst kein Streit mehr. Die Künste, deren Instrument die Rede ist, sind in gewissen Fällen allerdings nachahmend, aber nicht in allen, aber nicht in Rücksicht auf dieses ihr Instrument, sondern auf ihre Materie. „Wir mögen, fährt der Verfasser fort, übrigens die Poesie insbesondere, und die Rede überhaupt, als nachahmend oder als schildernd betrachten; so ist es offenbar, daß beyde ihre ganze Kraft, die Eindrücke wirklicher Gegenstände in uns zurückzurufen, der Bedeutsamkeit der Worte zu verdanken haben. Da also der Hauptvorzug der Sprache aus dieser Quelle fließt, so müssen wir von diesem Punkte ausgehen, um für fernere Untersuchung Raum zu gewinnen.“ Und so ist diese Vorlesung und mit ihr die Einleitung über die Vergnügun-

Digitized by Google

gnügungen des Geschmacks beschlossen; die als Einleitung betrachtet, immer ausführlich genug und hinreichend ist, auf die wahren Quellen der Beredsamkeit aufmerksam zu machen. Indessen für ein Meisterstück, wie gesagt, halten wir sie nicht. Man sieht zwar, daß der Verfasser in diesen Materien kein Fremdling ist; gleichwohl scheint er sie auch nicht mit der Leichtigkeit zu handhaben, die den gereiften Denker, der derselben völlig mächtig ist, so unverkennbar machen. Der, wenn er auch auf seine Gegenstände mehr den Blick des flüchtigen Beobachters, als des Philosophen zu richten für gut findet, dennoch alles schärfer und richtiger faßt, was zu seiner Absicht dienet; der, wo er wenig sagt, desto mehr zu denken giebt, der ohne trockne Methoden doch überall Licht und Ordnung zu verbreiten weiß; endlich, der keinen Anlauf nimmt, um einen kleinen Graben zu überspringen, einen Mangel an Gründlichkeit unter der Mine der Nachlässigkeit verbirgt, oder die Blöße des Raisonnements mit Verzierungen der Deklamation zu bedecken sucht.

Die folgenden Vorlesungen bis zur Eilften, über die Sprache selbst, sind ungleich wichtiger, und überhaupt so beschaffen, daß sie nicht wohl einen Auszug leiden, sie müssen ganz nachgelesen werden. Indessen, der Hauptgesichtspunkte, worauf der Verfasser seinen Stoff bearbeitet, sind viere. „Ich werde, sagt er, anfangs der siebenden Vorlesung, zuerst dem Ursprunge und Fortgange

gange der Sprache, von ihrer frühesten Entwickelung an, bis zu den Zeiten ihrer spätern Ausbildung, in einigen ihrer wesentlichsten Theile nachspüren; hierauf eine ähnliche Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der Schrift folgen lassen; dann von dem Baue der Sprache überhaupt, nach Grundsätzen der allgemeinen Grammatik, Rechenschaft zu geben suchen, und zulezt die bisherigen Bemerkungen auf unsre eigene Sprache näher anwenden."

Was den ersten Punkt betrift, so leitet der Verfasser, nachdem er sich mit der Theologie, wegen der Voraussetzung des göttlichen Ursprungs der Sprache, abgefunden, ihren Ursprung, der neuern Sprachphilosophie zu Folge, aus den unmittelbaren Geschrey der Empfindung her. (the cries of passion.) Das Hauptmittel der Ausbildung ist der Schall, bey sinnlichen Gegenständen unstreitig, bey intellectuellen durch Ableitung und Uebertragen von den sinnlichen, wahrscheinlich. Gleichwohl, meynt der Verfasser, sey es unmöglich, den Gang der Ausbildung, bey einer völlig ausgebildeten Sprache, vollständig nachzuweisen; doch so viel bleibe gewiß, daß sie je näher ihrem Ursprunge, desto sinnlicher seyn müsse. Nicht anders verhält es sich mit der Aussprache. Auch diese ist anfänglich sinnlicher, d. i. lebhafter, und mit heftigerer Geberdensprache begleitet gewesen. Nach und nach bekommt der Verstand, der sich überall endlich alles unterwirft, auch in der Sprache die Oberhand, sie

wird

wird abstracter, und das Metaphorische, was anfänglich das Nothmittel der Armuth war, wird zuletzt Bedürfniß oder Auswuchs des Luxus.

Mit diesen Betrachtungen über die Sprache in Beziehung auf die ursprüngliche Bildung und Beschaffenheit ihrer Worte, verbindet der Verfasser Bemerkungen über die Ordnung und Verbindung der Worte, dieselbigen Grundsätze. Zuerst ist die Sprache arm, aber malerisch; die Schreibart figürlich und poetisch, die Wortfolge lebhaft und phantasiereich, die Aussprache melodisch und tönend. In ihrem Fortgange geht sie von Dürftigkeit zum Ueberfluß, von Lebhaftigkeit zur Genauigkeit, von Feuer und Begeisterung zur Kälte und Bestimmtheit über. Anfangs Nachahmung des Schalls, Heftigkeit der Töne und Geberden, Bildlichkeit des Ausdrucks, und Freyheit der Versetzung; sodann ruhigere Aussprache, einfachere Schreibart, Anordnung. Hierbey werden die neuern Sprachen, besonders die Französische, Englische und Italienische, mit den ältern, der Griechischen und Lateinischen, verglichen, ihre Verschiedenheit gezeiget, die Ursachen davon angegeben, und ihr verhältnißmäßiger Werth so bestimmt, daß die alten Sprachen ästhetischer, die neuern hingegen logischer seyn sollen. Auch werden die neuern, nämlich die drey genannten, unter sich verglichen, und ihre besondern Vorzüge erwogen.

(Der Beschluß im künftigen Stücke.)

VI.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Dresden. Hr. **Weinlig** hat nunmehr auch den zweyten Heft seiner schönen Oeuvres d'Architecture in vier Blättern ausgegeben. Die erstern zwey sind Abbildungen eines Saals, den er für Se. Durchl. den Prinzen Maximilian entworfen, und der nach seinem Entwurfe in der Villa des Prinzen ist aufgeführet worden. Das dritte und vierte Blatt sind hierzu entworfene Möbeln, die aber noch nicht ausgeführet sind. Herr Weinlig hat sie selbst in Kupfer geätzt und mit Farben ausgemalt: man kann also auf die Richtigkeit und Sorgfalt derselben schließen. Wir enthalten uns für izt einer weitläuftigen Beschreibung, da wir sie, wie wir schon bey dem erstern Hefte bemerkt haben, von seiner eignen Hand am Ende des dritten Hefts erwarten; Niemand aber über die Ursachen und Absichten des, warum so, und nicht anders? Niemand, der nicht von allen lokalen Umständen unterrichtet ist, besser, als der Architekt selbst beurtheilen, und schiefen Urtheilen anderer dadurch zuvorkommen kann.

Eben-

Digitized by Google

Ebendaselbst.

Herr Casanova, Direktor und Professor der Künste zu Dresden, ist gesonnen ein Werk unter der Aufschrift herauszugeben: Theorie der Zeichnung und Malerey mit erläuternden Kupfern und vielen Anmerkungen über die Kunstwerke der Alten.

Die Veranlassung dazu ist diese. Der Herr Professor hat seit drey Jahren in der Akademie öffentliche Vorlesungen über die Theorie der Malerey und aller damit verbundnen Theile gehalten. Viele Zuhörer haben seine vorgetragenen Regeln und Grundsätze der Kunst, seine Anmerkungen über die Werke der Alten, seine Schlußfolgerungen u. s. w. nachgeschrieben. Weil er nun befürchtet, man möchte von dem, was er gesagt hat, anderswo Gebrauch machen, dabey seine Gedanken verfälschen und ihm vielleicht Meynungen beylegen, die er nie gehabt hat: so ist er entschlossen, seine ganzen Vorlesungen dem Publikum mitzutheilen, damit dasselbe sehen möge, was sich ursprünglich von ihm herschreibe und was von fremder Arbeit hineingetragen sey. Der Herr Professor ist überzeugt, daß ein billig denkendes Publikum seinen Entschluß nicht werde mißbilligen können. Das Werk mag nun gut oder mittelmäßig ausfallen, so wird es allemal als eine Frucht seiner eignen Studien und seiner Untersuchungen anzusehen seyn.

Aus einer etwas nähern Anzeige von dem Innhalte des Werks werden die Liebhaber sehen können, was sie eigentlich davon zu erwarten haben. Es sollen nämlich in diesem Werke die Grundsätze und Regeln der Zeichnung und Malerey in allen Theilen dieser Künste vorgetragen und mit den nöthigen Kupfern erläutert werden. Diese Regeln und Grundsätze der Kunst sind eben diejenigen, die Mengs befolgt hat, dessen Schüler der Herr Professor zwölf Jahre lang gewesen ist; Mengs hat ihm dieselben zum Theil selbst dictirt, zum Theil aber sind sie aus dieses verewigten Künstlers Handschriften gezogen, welche der Herr Professor besitzt, und die er in eine solche Ordnung gebracht hat, daß sie ein vollständiges Ganze ausmachen können. Liebhaber und studirende Künstler werden dieses Werk gleich nützlich und angenehm finden, und dieß zwar wegen der Mannichfaltigkeit der darinne vorkommenden Sachen, und wegen der Bequemlichkeit hier alles beysammen zu haben, was in einer Menge von Schriftstellern zerstreut und nicht selten mit irrigen Meynungen über das System der Kunst untermengt ist. Ueberdieß sind auch viele Artikel bisher noch nicht in ihr gehöriges Licht gesetzt und nicht verständlich genug gemacht worden. Selbst vielen Gelehrten wird dieß Werk nicht ganz gleichgültig seyn, weil sie viele Bemerkungen über Winkelmanns Schriften, welche die Kunst betreffen, darinne finden werden. Dieses Werk nun soll in zween Theilen, im großen Quartformat,

mat, auf sehr schönes Papier mit lateinischen Lettern gedruckt, erscheinen. Es wird ungefähr hundert Kupfertafeln enthalten. Die Kupfer wird der Herr Professor selbst zeichnen — Kenner wissen, was er hierinnen leisten kann — und unter seiner Aufsicht stechen lassen. Sie sollen in eben dem Geschmacke, wie in Winkelmanns *Monum. ined.* geliefert werden. Alle Gelehrte, Künstler, Addreß- und Zeitungs-Comtoirs und alle Buchhandlungen werden ersucht auf dieses Werk Subscription anzunehmen. Man kann auf ein deutsches oder französisches Exemplar unterzeichnen. Der Preis des ganzen Werks wird zwölf Thaler, den Louisd'or zu fünf Thaler Sächsisch gerechnet, betragen. Wer den Preis von Winkelmanns *Monum. ined.* kennt, dem wird der gegenwärtige nicht zu hoch vorkommen. Zur Michaelsmesse 1786. soll der erste und in eben dieser Messe 1787. der zweyte Theil erscheinen. Gegen Alle, die Supscriptionen sammlen wollen, wird sich der Herr Professor sehr billig finden lassen. Man kann sich deswegen entweder an ihn selbst nach Dresden, oder an die Rostische Kunsthandlung in Leipzig wenden. Die gelehrten Anzeiger haben die Güte, diese Ankündigung zu verbreiten.

Zum Ueberflusse wollen wir hier noch ein kurzes Verzeichniß der vornehmsten Artikel beyfügen. Außer der Vorrede und einer vorläufigen Abhandlung mit allerhand interessanten Nachrichten, werden die Artikel folgende seyn: Von der Zeichnung — von der Osteologie — von der Mytho-

logie — Bemerkungen über das Syſtem der Alten — von Verhältniſſen — vom Gleichgewichte — von der Bewegung — von der Stellung, von der Handlung — vom Ausdrucke — vom Charakter und von der Phyſionomie — vom Hell = Dunkeln — von Reflexen — von der Perſpektive und von der Verkürzung — vom Stil — von der Manier — von der Zuſammenſetzung — von der Erfindung — von der Malerey — vom Kolorit — von der Harmonie — vom Geſchmacke — von der Schönheit — von der Grazie — vom Erhabnen — von Gewändern; in dieſem Artikel kommen, außer den Regeln, auch die Kleidungen der Alten vor, und hier fängt der Vortrag von den Gebräuchen der Alten an, wo auch von einigen Hausgeräthſchaften derſelben geredet wird — von Waffen — von Gefäßen — von der Baukunſt und von den Gärten — von Tempeln — von Altären u. ſ. w. wo auch im Allgemeinen etwas von den Religionsgebräuchen der Alten geſagt wird — von der Allegorie. Hier wird von den Vorſtellungen der Götter, von ihren Attributen und dergleichen gehandelt; auch werden hierbey noch andere Anmerkungen vorkommen, und dieſer weitläuftige Artikel wird das ganze Werk beſchließen.

Wernigerode. Hr. Benzler Gräfl. Stollbergiſcher Bibliothekair, iſt Willens: *The Poetical Library; being a Collection of the beſt modern Engliſh Poems, chiefly didactick, deſcrip-*

descriptive, romantick and allegorical, in einer Reihe von Bänden herauszugeben.

Die Arten von Gedichten, welche diese Sammlung enthalten wird, nennt der Titel. Er erinnert in seiner Anzeige, daß er jede derselben in ihrem weitesten Umfange nimmt; also auch die besten Satyren und Episteln, kleine Epopeen, Erzählungen, Heroiden u. s. w. liefern, und nur große Heldengedichte und Schauspiele ausschließen wird. Die ältern Gedichte dieser Art aber, von allgemein bekannten Dichtern, deren Werke längst gesammlet, zum Theil schon in Deutschland gedruckt sind, und in der, bey Dietrich in Göttingen erscheinenden Johnsonschen Ausgabe enthalten seyn werden, übergeht er ganz. Seine poetische Bibliothek wird bloß die besten neuern, in den leztern Decennien erschienenen Werke dieser Art von weniger bekannten Verfassern enthalten. Kleinere Gedichte gehören zwar eigentlich nicht in seinen Plan. Damit aber dem Liebhaber der englischen Poesie nichts zu wünschen übrig bleibe, wird er jedem Bande eine Anthologie der besten neuern Oden, Lieder, Elegien, Episteln, Fabeln ꝛc. anhängen; nichts aber aufnehmen, was schon in des Herrn von Retzers *Choice*, und Herrn Duschens *Student's Miscellany* steht.

Jede Messe wird ein Band dieser Sammlung, ein Alphabeth stark, von Format, Druck und Papier, daß sie zu der Dietrichschen Aus-

gabe der *Works of the English Poets*, und zu Hern von Retzers *Coice* passen wird, erscheinen.

Vorausbezahlung wird nicht verlangt, da der Buchhändler, Herr Adam Friedrich Böhme in Leipzig, den Verlag übernommen hat. Wer indeß, bis zu künftige Ostermesse, wo der erste Band ohnfehlbar erscheinen wird, bey ihm, oder Herrn Böhme, oder in irgend einer Buchhandlung postfrey subscribirt, erhält jeden Band auf Druckpapier für 12 Ggr. und auf feines Schreibpapier für 14 Ggr. in Golde, da der Ladenpreis nachher 16 und 18 Ggr. betragen wird.

England.

Auszug aus einem Briefe von London, an den Herausgeb. der N. B. vom Decemb. 1785.

... Doch nun von Windsor nach London, und zu einem Kunstunternehmen, von dem ich keinen Begriff haben würde, wofern ich es nicht selbst gesehen hätte! Es ist die Auferstehung, die der König auf Glas malen läßt, um für das Hauptfenster der Stifskirche zu Windsor (St. George Chapel,) wo die Hosenbandritter ihre Wappen und ihre Fahnen haben, bestimmt. Es wird, wann es fertig ist, 28. Schuhe ins Gevierte, nach allen Seiten haben, und ist also schon durch die ungeheure Größe merkwürdig. Zwar ist erst der kleinste Theil davon fertig, es ist aber der wesentliche, und giebt einen vollkommenen Begriff von dem Ganzen. Man sieht die

ganze

Digitized by Google

ganze Figur des Erlösers nebst einem Theile des Gartens und den Häuptern, und zum Theil Brustbilder der Wache. Seitwärts und über dem Erlöser ist die ganze schwebende Figur eines Engels in weissem Gewande. — Vergessen Sie nunmehr die ganze Behandlung der alten Glasmalerey, vergessen Sie alle jene bunten hellen Farben, deren Glänzendes man so sehr bewunderte, die sich aber nie mit menschlicher Carnation in Harmonie und Achtung bringen ließen. Vergessen Sie die ganze buntschäckige Stückeley von Farben, die Sie auf den alten Glasfenstern sehen, und denken Sie Sich ein einziges Ganzes, ein Gemälde, Unität, in dem alle Theile dem Hauptgegenstande aufs beste untergeordnet sind, und wo Sie die vollkommenste Harmonie eines Oelgemäldes finden, nur mit dem Unterschiede, daß hier alles kräftiger, erhabner und der Natur näher zu kommen scheint. Was man auf der Leinwand Licht nennt, ist hier wirkliche Verklärung, wirklich ein übernatürlicher Schein. Die Figuren des Erlösers und des Engels haben etwas, das sich nicht ausdrücken, oder sich in Oel auf diese Weise darstellen läßt. Das Original von West ist in Oel, steht daneben, und sinkt durch die Vergleichung unbeschreiblich tief herab. Freylich muß ich gestehen, daß es nicht eines von Wests besten ist, daß die Haltung darinne gar sehr mangelt, und daß er durch ein zerstreutes Licht alle Wirkung verfehlt hat, die bloß durch den übernatürlichen Schimmer der Verklärung

entstehen sollte. Herr Jarvasse, der Glasmaler, hat Haltung und Colorit durchaus abgeändert, und man bewundert einstimmig jede seiner Abänderungen, als eine glückliche Verbesserung. Auch das muß ich nicht übergehen, daß das Eisen und Bley, wodurch die Glastafeln zusammengehalten werden, eine so geringe Proportion gegen dieses ungeheure Ganze ausmachen, daß das Auge wenig oder gar nicht gestört wird, und daß man im Ganzen es kaum bemerkt, daß dieses Gemälde durch eine Menge schwarzer Linien durchschnitten ist: denn dieses Eisen und Bley ist mit so vieler Kunst menagirt, daß ich mich wunderte, wie eine so große Masse von Glas, sich durch eine so dünne und feine Verbindung zusammen halten läßt. — Welche Wirkung sich durch diese Art von Glasmalerey in Gefängnissen, Nachtstücken, und in Kirchen und Gebäuden, die von innen beleuchtet werden, erhalten läßt, hat Herr Jarvasse in einem kleinen Gemälde gezeigt, das eine Rettung Petri vorstellt. Es ist von der Größe und im Style des Peter Neefs; aber, welch ein Unterschied in der Wirkung! Schon folgender Umstand thut viel. Jedes Gemälde muß ein Licht erhalten, welches zufällig ist, und von außem darauf fällt. Von Jarvasse Gefängnisse kann man alles Licht ausschließen, indem man es in ein Zimmer stellt, das keine andere Oeffnung hat, als die, die der Umfang des Gemäldes hat, und in welche man das Gemälde stellen kann. Hier ist also kein Licht mehr,

als

als das, welches durch das Glas fällt, und dieses kann nicht anders durchbrechen, als wo es der Maler eben haben wolte, und nicht mehr und nicht weniger, als er es zu haben wünscht. —

Vor ein paar Tagen war ich in Gainsboroughs Behausung, um dieses Künstlers Gemälde zu sehen. Sie kennen ihn aus den Kupferstichen, die man von ihm hat: aber sein liebliches, sanftes Colorit, und angenehme Manier, läßt sich nicht immer darinne sehen. Ich muß offenherzig gestehn, Sir Josua Reynolds mag der größere Künstler seyn, dafür gilt er, und dafür wird er bezahlt; wenn ich mich aber sollte malen lassen, würde ich zu Gainsborough gehen. Die ganzen Figuren der drey ältesten Königl. Prinzessinnen, die ich in seinem Hause sah, zogen mich, wegen der auffallenden Aehnlichkeit, Feinheit und Anmuth auf sich. Von seinen Landschaften sieht man izt nur wenige, sie sind aber bekannt genug. Sir Josua's Preise sind höher, indessen ist doch Gainsborough geringster Preis dreyßig Guineen für ein gewöhnliches Bruststück ohne Arme, und so steigt er bis hundert und zwanzig Guineen für eine ganze Figur.

Hier starb vor wenis Tagen Cipriani, ein ausländischer Maler, der aber durch seinen langen Aufenthalt einheimisch geworden. Ob seine Zusammensetzungen gleich nicht sehr weitläuftig sind, so macht ihn doch die große Abwechslung in seiner Zeichnung, der Ausdruck in seinen Figuren, die Anmuth und Feinheit seiner Köpfe, und Delikatesse seiner Umrisse, zu einem vortreflichen

lichen Meister, und er wird Ihnen hauptsächlich durch die schönen Blätter des Bartolozzi, der so viel nach ihm gestochen, bekannt seyn. Vermuthlich hat man noch vieles zu erwarten, da er eine Menge Skizen und Zeichnungen hinterlassen hat. Sein Sohn, der bereits eine Probe seines Talents in der Kopie des Gemäldes von Copley gegeben, den Tod des Lord Chatam vorstellend, folget seinen Fußtapfen. —

Doch nun auch etwas vom Theater! Diese sind auf diesen Winter mit verschiedenen neuen Schauspielern beyderley Geschlechts besetzt worden, unter denen man am meisten nach Mrs. Jordans läuft. Pope setzte seinen Ruhm schon zu Anfange dieses Jahres fest, und gehört nun in die entschiedene Reihe der bessern Schauspieler. Mrs. Warren, eine Tochter des berühmten Powell, der sehr jung starb, betrat vorige Woche zum erstenmal das Theater im Percy, einem Trauerspiele der Miß Hannah More. Noch ist ihr Schicksal nicht ganz entschieden, doch wird es wohl zu ihrem Vortheile seyn. Miß Brumton, kaum 17. Jahr alt, kam vor zwey Monat hieher, und ihr Ruf ist schon ganz gegründet. Man erwartet in ihr in einigen Jahren die Nebenbuhlerin der Mrs. Siddons. Alle diese, Mrs. Jordans ausgenommen, sind zu Coventgarden, auch Mistr. Abington ist diesen Winter daselbst wieder erschienen, noch immer schön, einnehmend und groß, und da Mrs. Siddons itzt hoch schwanger ist, und zu Drury-Lane nicht so bald spielen wird,

wird, so möchte das erstere Theater wohl itzt das bessere seyn. In einem dieser Tage wurde auch in der Westmünster-Abtey nahe bey Garricks und Shakespears Grabmale, Henderson, ein Schauspieler, der in seinem 38ten Jahre starb, mit einer großen Leichenbegleitung von Kutschen, und Leuten zu Pferde und zu Fuß begraben. Er verdient unstreitig unter die großen Schauspieler dieses Jahrhunderts gerechnet zu werden, besonders, wenn man seine Allgemeinheit in Anschlag bringt. Er hatte einen großen Namen im Romeo, Hamlet, Barbarossa und vielen andern, und neben diesen tragischen Charakteren war er der beste Sir John Falstaff. Was man ihm vorwarf, war, daß er bisweilen zu studiret sey. Es ist möglich; doch ist auch so viel gewiß, daß kein itzt lebender Schauspieler wahrer und richtiger sprach und las, als er. Er hielt öffentliche Vorlesungen gewählter Stücke, aus den besten Englischen Schriftstellern, und sein Ausdruck, sein Ton und seine Aussprache, waren das Muster, wonach man sich bildete. — Seine Superiorität als Schauspieler war also nicht allgemein anerkannt: desto einstimmiger aber ist das Publikum über seinen vortreflichen moralischen Charakter. — Mrs. Clive, eine berühmte Schauspielerinn im Niedrigkomischen, die aber das Theater schon vor vielen Jahren verlassen, ist auch einen dieser Decembertage gestorben.

Mit unserer neuern Literatur machen Sie schon die Journale bekannt. Von Boswells

drolligem

drolligen Buche Character, Anecdotes and observations of the late Dr. Samuel Johnson, druckt man schon an der zweyten Auflage. (Im Jahre 1773 machte nämlich der Dr. Johnson eine Reise mit Herrn Boswell nach der Hebriden, auf welcher dieser eine Menge kleiner Nachrichten von seines Freundes Sprüchen, Handlungen und Bemerkungen aufschrieb. Viele davon sind sehr interessant, und viele nichtsbedeutend, so daß man bey manchen Stellen gähnt, bey manchen fortgerissen wird. Anmerk. des Herausgebers der N. B.) Essay on Old Maids in 3 Bänden, ein Buch, welches hier wegen der lustigen Einfälle und launigten Geschichten viel Aufsehens macht, ist von einer berühmten Hand: doch wollte mir Cadell, sein Verleger, den Verfasser nicht nennen. Herr Cumberland, der Ihnen durch seine dramatischen Werke, und durch seine Anekdoten von spanischen Malern zur Gnüge bekannt ist, hat unlängst ein Bändchen unterhaltender und lehrreicher Essays herausgegeben. Payley's Moral wird auch wieder gedruckt, und ist immer erstaunend, daß ein so ernsthaftes Werk, in diesen Zeiten der Ausgelassenheit, Zerstreuung und Schwelgerey, sich binnen acht Monaten vergriffen hat. Beynahe bin ich Willens das für die Aussprache so wichtige Werk Nares Orthoepy (ὀρθωσ ἐπω) ins Deutsche zu übersetzen, oder vielmehr für Deutschland umzuarbeiten, da die Deutschen so viel Fleiß auf die Sprache wenden, und kein Buch haben, das die rechten Grundsätze der

Aus-

Aussprache enthält, auch aus den englischen Grammatiken und Anleitungen nicht leicht klug werden, weil man, um sie erst recht zu verstehen und mit Nutzen zu brauchen, eine Zeitlang in England gewesen seyn, die Sprache schon auf einen gewissen Grad der Richtigkeit sprechen, und bey Sachverständigen über Manches mündlichen Unterricht eingezogen haben muß. ꝛc.

Englische neue Kupferstiche.

Peter the wild Boy, Brustbild eines bekannten Naturmenschen, der im Anfange dieses Jahrhunderts, bey Hameln an der Weser, im Walde, als ein Knabe ganz wild gefunden worden, auf Befehl Königs Georg I. nach England geschickt wurde, und daselbst erst kürzlich in hohem Alter gestorben ist. Ein kleines Oval, von Joh. Alefounder 1782 nach dem Leben gemacht, von Bartolozzi in punktirter Manier gestochen. Kostet 5 Schillinge.

Mr. Edwin in the Character of Lingo, in the agreeable Surprise, Act. I. Kniestück eines der besten jetzigen komischen Schauspielers, überaus ähnlich und charakteristisch, nach Alefounder von C. H. Hodges, in schwarzer Kunst, 12 Z. Höhe, zu 10 Z. Breite. Kostet 5 Schillinge.

Rozina. Ein Landmädchen, das ihren Liebhaber, der unter einem Baume schlafend sitzt, die Zweige zum Schatten zurecht bindet, nach Charles

les Anſell von P. W. Tonkins, in punktirter Manier, in der Runde etwas über 11 Zoll im Durchſchnitt. Zu 7½ Schillinge.

Leben und Ende eines Jagdpferds, in ſechs Blättern, nach C. Anſell, von F. Jukes, aqua tinta, breite Ovale. Koſten ein Pfund 6 Schillinge.

Clariſſa Harlowe et Solmes, wie dieſer vor jener auf den Knieen liegt, nach W. Berchy, von J. R. Smith, in punktirter Manier. Ein Oval, mittlerer Größe, zu 3 Schillingen im Preiſe.

Eine Ausſicht von Chelſea, und eine dergleichen von Batterſea, beyde an der Themſe. Zwey Blätter, nach W. Beilby, von F. Jukes, aqua tinta, 8. Z. Höhe, zu 10 Z. Breite. Koſten vier Schillige.

Vier kleine Ovale: 1. Maria von Moulines, 2. Love, 3. Serena, 4. ein Bettelmädgen, nach J. H. Benwell, von Bartolozzi, in punktirter Manier; das Stück 4 Schillinge.

A Gipſey, nach demſelben von G. Keating, in gleicher Manier und Größe, zu 3½ Schilling.

Jenney, aus der Ballade von Robin Grey, am Spinnrocken ſitzend, nach demſelben, von Bartolozzi, in punktirter Manier. Ein größer Oval, zu 5 Schillinge.

Lavinia and her Mother, nach W. Bigg, von B. Reading in gleicher Manier. Ein Oval, mittlerer Größe, zu 4 Schillinge.

The

The Rev. William Walter D. D. Ein Brustſtück nach M. Brown, von L. H. Hodges, in ſchwarzer Kunſt, 12 ½ Zoll Höhe, zu 4 ¾ Breite. Koſtet 5 Schillinge.

Folgende nach H. Bunbury:

1. Payſanne de la Maurienne, von W. Dickinſon.
2. Fille de Montmelian, von C. Knight, zwey Blätter in punktirter Manier, 11 ½ Zoll Höhe, zu 4 ½ Z. Breite. Koſten 8 Schillinge.
3. Unterredung eines jungen Mädchens mit einem Cavalleriſten, der vom Pferde abgeſtiegen iſt, von Bartolozzi, in der Runde, 11 ¼ Z. Durchſchnitt, zu 7 ½ Schill.
4. The Gardens of Carleton Houſe with Neapolitan Ballad Singers. Vorſtellung einer Luſtbarkeit, die der Prinz von Wallis im May 1784. in ſeinem Garten zum Frühſtücke gegeben hat. Voller Figuren, die alle nach dem Leben auf der Stelle gezeichnet ſind. Ein ſchönes, groſſes Blatt, von W. Dickinſon, in punktirter Manier, 16 ½ Z. Höhe, zu 23 Z. Breite. Koſtet ½ Guinee.
5. Lord Thomas and Fair Annett: nach einer alten Ballade, da er ihr eine Roſe darreicht, von Bartolozzi, in punktirter Manier, in der Runde zu 11 ⅓ Zoll Durchſchnitt, und 7 ½ Schillinge im Preiſe.

6. Expectation. Zwey Mädchen sitzen am Ufer der See und sehen nach der Ankunft des Geliebten aus. Von J. R. Smith, in gleicher Manier und Größe, zu selbigem Preise.

7. Morning Employments. Drey junge Frauenzimmer, wovon eine beym Claviere, die andern bey der Arbeit, von P. W. Tomkins, in gleicher Manier, 13 ¾ Zoll im Durchschnitte. Kostet ½ Guinee.

8. Charlotte unter ihren Geschwisters sitzend, nach dem Werther, von Bartolozzi, gleicher Manier, in der Runde zu 11 ⅓ Zoll, im Preise 7 ½ Schillinge.

9. 10. Susan und Blouzelind, zwey Blätter, nach einem Schäferliede von Gay, geätzt von J. Bretherton, und mit Farben ausgefüllt, in der Runde zu 11 ½ Zoll im Durchschnitt. Kosten Beyde 15 Schill.

11. Ein Mädchen, vor einem Bauernhofe sitzend, reicht einem vorübergehenden Soldaten ein Glas Bier, von demselben, gleichermaßen, zu 10 ½ Zoll im Durchschnitt, und 7 ½ Schillinge.

12. The Deserter. Eine Scene aus der bekannten, auch ins Englische übergetragenen komischen Oper le Deserteur, in punktirter Manier, bey Dickinson, 13 Zoll Höhe, zu 17 ½ Z. Breite. Kostet 6 Schillinge.

Digitized by Google

13. A Camp Scene; wo ein vorm Zelte sitzender Soldat rasirt wird. Eine närrische Caricatur von L. White gestochen, 10 Zoll Höhe, zu 14 Z. und drüber Breite. Kostet 2 ½ Schillinge.

14. A Barbers Shop. Desgleichen von J. Jones, 17 Zoll Höhe zu 24 ½ Z. Breite. Kostet 5 Schillinge.

Lunardi's Balloon as exhibited in the Pantheon, 1784. nach F. G. Byron, von V. Green und F. Jukes, schwarze Kunst mit aqua tinta; besonders wegen genauer Vorstellung des Innern vom Pantheon merkwürdig, die Höhe 14 ½ Zoll zu 20 Z. Breite, und im Preise 7 ½ Schillinge.

The Death of Captain Cook, nach G. Carter, Cooks Portrait von J. Hall, das übrige von Thornthwaite. Ein schönes Blatt, ob schon vielleicht nicht so getreu, als das demnächst vorkommende nach Webber, etwa 16. Z. Höhe zu 22 Breite. Kostet ein Guinee, nebst einer gedruckten Beschreibung.

Approach of the floating Batteries before Gibraltar, und Defeat of the floating Batteries &c. zwey Blätter nach Zeichnungen von J. Clevely, durch L. Tomkins und F. Jukes, in schwarzer Kunst, mit aqua tinta, 9 ½ Zoll Höhe, zu 13 ½ Z. Breite, zusammen 8 Schillinge im Preise.

Maria Cosway, sitzend, nach R. Cosway, von Bartolozzi in punktirter Manier, Ein klein Folioblatt, zu 2 ½ Schillinge.

Eine junge Persianerin betet die aufgehende Sonne an, nach einem Gemälde der Maria Cosway, von James Walker in schwarzer Kunst, 12 ¼ Zoll Höhe zu etwa 15 Z. Breite. Kostet 6 Schillinge.

Ein allegorisches Blatt, die Geduld und den Gram vorstellend, nach Shakespear's Twelfth Night, like Patience on a Monument smiling at Grief. Auch von Maria Cosway, durch V. Green in schwarzer Kunst, 18 ½ Höhe zu 15 Breite, im Preise 7 ½ Schil.

Astrea unterrichtet den jungen Arthegall, von demselben auf gleiche Weise, 19 ½ Z. Höhe zu 16 Breite. Kostet 12 Schillinge.

Die berühmte Schauspielerin, Mistriß Abington, krönet Shakespears Büste, nach Richard Cosway, von Bartolozzi, in punktirter Manier. Ein nettes Blatt, wovon einige Abdrücke im Gesichte mit Roth angethan sind, klein Folio, zu 6 Schillinge im Preise.

Monimia visiting the tomb of Lucilius, nach demselben von J. R. Smith, in gleicher Manier, in der Runde zu 11 ⅛ Zoll Durchschnitt, und 7 ½ Schillinge im Preise.

Captain James Cook, ein Kniestück am Tische sitzend, nach N. Dance, von Sherwin, in Folio. Kostet 7 Schillinge.

Zwey

Zwey Seestücke, die das, im Jänner 1783. vorgefallene Gefecht, zwischen der Englischen Fregatte la Magicienne, und den beyden Französischen, la Sibylle und le Railleur, vorstellen, von Robert Dodd gezeichnet und mit aqua tinta gestochen, die Höhe 11 Zoll, die Breite 16 $\frac{1}{4}$. Beyde zu 8 Schillinge.

Miß Kemble, Schwester der Mistris Sibbons, ein Brustsẗück in Oval, mittlerer Größe, nach J. Downman, von J. Jones, in punktirter Manier. Kostet 5 Schillinge.

Vorstellung des Verlusts des Königlichen Schiffs Andromeda, im Sturme den 11. Oct. 1780. vom Lieutenant William Elliot gezeichnet und in schwarzer Kunst gegraben. Ein großes Querblat zu 7 $\frac{1}{2}$ Schillingen.

Zwey dergleichen vom Unglück der übrigen Kriegsschiffe in der Monasahrt, um dieselbe Zeit, auch von Elliot gezeichnet und von Green in schwarzer Kunst, minderer Größe, zu 5 Schillinge.

Views of the Lakes in Cumberland and Westmorland, nach Zeichnungen von Josuah Farington, durch W. Byrne, T. Medland und B. T. Pouncy. Eine Folge von Aussichten, deren das jetzt erschienene erste Heft 6 Stücke liefert, die mit einer Beschreibung in Englischer und Französischer Sprache begleitet sind. Das Format ist ein großes Querfolio und der Preis des Hefts ein Pfund Sterling 6 Schillinge.

Signora Baccelli, ganz aus, tanzend, nach T. Gainsborough von Joh. Jones in schwarzer Kunst. Etwa 20 Zoll Höhe zu 13 Breite, kostet ½ Guinee.

Mr. Beaufoy, Mitglied des Parlements, nach demselben, von Green in schwarzer Kunst, Ein Kniestück, sitzend, 16 ½ Zoll Höhe zu 14 Breite. Kostet ½ Guinee.

Charles Earl Cornwallis, und sein Bruder Captain William Cornwallis. Zwey Brustbilder in Ovalen, mittler Größe, nach D. Gardner, von Franz Haward, in punktirter Manier. Das Stück zu 3 ½ Schillinge.

Zwey Seestücke von James Gillray, gezeichnet und gestochen. Das eine stellt den Untergang des, aus Indien zurückkehrenden Schifs Nancy Backet, im Februar 1784, bey den Inseln Scilly, an der Englischen Küste vor; das andere den Verlust des Ostindischen Schiffs the Duke of Athol, welches im April 1783, im Hafen zu Bombay, in den Brand gerieth. Die Größe ist 14 ½ Z. Höhe zu 20 Z. Breite, und der Preis von beyden 12 Schillinge.

The Village Train, eine ländliche Lustbarkeit, und The deserted Village, ein trauriger Abzug aus dem Dorfe. Zwey Nebenblätter von demselben punktirt, im Querovale, 11 ½ Zoll Höhe zu 14 Z. Breite. Kosten 15 Schillinge.

Juno und Hebe. Ein paar niedliche, kleine Ovale, nach Wilh. Hamilton von F. Hawart,

Digitized by Google

wart, in punktirter Manier, zu 5 Schillinge Beide.

Die vier Jahrszeiten in vier Blättern, nach demselben, von den beiden Facius und J. B. Michel in punktirter Manier. Angenehme Vorstellungen in der Runde, zu 10 ½ Z. Durchschnitt, zusammen 1 Pfund Sterl. im Preise.

The second Lesson of Love, nach S. Harding, von P. W. Tomkins. Ein mittleres Oval in punktirter Manier, Nebenstück zu dem vorhin angezeigtem First Lesson. Kostet 6 Schillinge.

The merry Wives of Windsor, wie sie den Falstaff im Korbe haben, nach demselben, von J. Parker, gleicher Manier. In der Runde zu 11 ⅕ Zoll Durchschnitt, und 7 ½ Schillinge im Preise.

The Birth of American Liberty, nach demselben von Ogborn, in eben der Manier. Lauter weibliche Figuren, Amerika von den 13 Provinzen umgeben, sitzt in der Mitte, und hat ein junges Kind im Schooße, dem ein, in der Luft fliegender Genius die Freyheitsmütze zuträgt. In der Runde zu 11 ½ Zoll Durchschnitt. Kostet 7 ½ Schillinge.

Summer und Autumn. Zwey saubere Blätter nach Thomsons Jahrszeiten, von J. Hearne gezeichnet, und von W. Ellis gestochen. Höhe 11 ' Zoll, Breite 13 ⅕, der Preis von beyden 12 Schillinge.

The Oath. Eine Allegorie nach Sternes Tristram Shandy, 8. Kap. The accusing spirit flew up to Heavens Chancery with the Oath, and blush'd as he gave it in - and the recording Angel, as he wrote it down, drop'd a Tear of pity on the Word, and blotted it out for ever. Von W. Hincks gemalt, und in punktirter Manier gestochen. In der Runde zu 11½ Zoll Durchschnitt, und ½ Guinee im Preise.

Eine Folge von 12 Blättern, die den Flachsbau, dessen Verarbeitung zu Leinwand und den Handel damit in Irland vorstellen, in Landschaften und Aussichten, die nach dem Leben von William Hincks gezeichnet und punktirt gestochen sind. Große Stücke in der Quere, höchst sauber und interessant, zu 3 Guineen im Preise.

The Wife of Avery. Eine im Winter 1773 sich zugetragene Geschichte, da eine Mutter mit ihrem Kinde, von der Nacht und Müdigkeit überfallen, unter freyem Himmel sich niederlegt, und im Schlafe erfroren, das Kind aber erhalten ist, welches denn die Mutter, in Meynung, daß sie noch schlafe, aufzuwecken trachtet. Nach einem Gemälde von Prince Hoare, in schwarzer Kunst von J. Young, 16 Zoll Höhe zu 19 ½ Breite. Kostet ½ Guinee.

Nach J. Hoppner:

1. Brustbild der vierten Königlichen Prinzessin Maria, von Caroline Watson in

in punktirter Manier. Ein Quartblatt zu 7 ½ Schillinge.

2. Eliza, des Yoriks. Eine Zeichnung in gleicher Manier, von J. Kingsbury. Klein Folio, zu 2 ½ Schillinge.

3. Sophia Western, aus dem Fündling, auch ein Bruststück in schwarzer Kunst, von J. R. Smith, 10 Z. Höhe zu 8 Z. Breite. Kostet 5 Schillinge.

4. Mrs. Benwell. Desgleichen von W. Ward, zu demselben Preise.

5. Elizabeth Countess of Mexborough. Ein Kniestück, sitzend, von demselben gleicher Weise, in der Runde zu 11 ⅓ Zoll Durchschnitt. Kostet ½ Guinee.

6. Master Lock. Ein Bruststück, von Charles Townley, eben so, 14 Zoll Höhe zu 10 ⅓ Breite, 5 Schillinge.

Hope and Despair. Von Jo. Gerh. Huck gezeichnet und in schwarzer Kunst gegraben. Ein Paar sehr charakteristische große Figuren, 19 ½ Zoll Höhe zu 15 Z. Breite. Kostet 7 ½ Schillinge.

Das, vom Könige und Parlement dem ehemaligen Staatsminister Grafen von Chatham, in der Abtey zu Westmünster errichtete Monument, nach dem von J. Bacon in Marmor ausgeführten Originale, von Joh. Gerh. Huck abgezeichnet, und von V. Green in schwarzer Kunst gegraben. Ein großes, kostbares Blat, etwa 32 Zoll Höhe zu 21 ½ Breite. 3 Guineen im Preise.

Digitized by Google

Youth. Ein junges Mädchen, halb aus; nach einer Skizze von O. Humphry, in punktirter Manier von T. Ryder. Ein mittleres Oval, zu 3 Schillinge.

Orgar and Elfrida, aus Masons Elfrida, wie jener sich seiner Tochter entdeckt; nach James Jefferys, von R. Marcuard, in punktirter Manier. In der Runde zu 11 $\frac{1}{3}$ Zoll Durchschnitt. Kostet $\frac{1}{2}$ Guinee.

Zwey Aussichten, eine von Oxford und die andere von Cambridge, nach S. Ireland, von J. Wells in aqua tinta, 14 Zoll Höhe zu 19 $\frac{1}{2}$ Breite. Kosten 12 Schillinge.

Mistriß Siddons, als Zara in Congreve's Mourning Bride, halb aus; in schwarzer Kunst von J. R. Smith, nach J. Lawrence, 12 $\frac{1}{2}$ Z. Höhe zu 10 $\frac{1}{4}$ Breite; 5 Schillinge im Preise.

Cimon et Iphigene, von demselben in gleicher Manier, nach W. Laurinson, 17 Zoll Höhe zu 13 Breite. Kostet 7 $\frac{1}{2}$ Schillinge.

Zwey junge Damen bekränzen die Büste der Diane, nach einer Zeichnung von Lady Lincoln, von C. White in punktirter Manier mit Roth. Ein rundes Blat mittlerer Größe, zu 5 Schillingen.

Vier Seestücke, die Unfälle vorstellend, die das Ostindische Schiff Essex, auf seiner stürmischen Fahrt nach Bombay betroffen haben, nach Zeichnungen von T. Luny, von F. Jukes in aqua tinta, die Höhe 12 $\frac{1}{2}$ Zoll, zu 18 $\frac{1}{2}$ Breite. 15 Schillinge im Preise.

The

Digitized by Google

The Burning of the Spanish floating Batteries before Gibraltar, nach demselben von J. Walker in schwarzer Kunst, 11½ Zoll Höhe, zu 18½ Breite. Kostet 6 Schillinge.

The Peasant of Walheim, und A view of Walheim with the Shoolmaster's Daughter and her Children. Zwey Vorstellungen aus Werthers Leiden, nach Gemälden von W. Miller, ersteres von J. Cary, das andre von Wil. Sedgwick, in punktirter Manier. In der Runde zu 11¼ Zoll Durchschnitt. Kosten 12 Schillinge.

James Bradshaw, und Ingham Forster. Zwey Brustbilder, nach H. Morland, von J. R. Smith in schwarzer Kunst, 12⅓ Zoll Höhe zu 10⅓ Breite. Das Stück zu 5 Schillinge.

The Battle of Agincourt, dem Herzog von Rutland zugeeignet, nach J. H. Mortimer von T. Burke, in punktirter Manier. Ein schönes Blat; 15¾ Zoll Höhe zu 21¾ Breite. Kostet 1 Pfund 6 Schillinge.

The Revd. Arthur O'Leary, ein katholischer, vernünftiger und gelehrter Geistlicher in Irland, im Brustbilde nach J. Murphy von G. Keating, schwarze Kunst, 12⅓ Zoll Höhe zu 10⅓ Breite, im Preise 5 Schillinge.

Nach J. Northcote:

1. Country Girl of Tuscany. 2. Blind Girl of the Environs of Rome. Zwey mittlere

mittlere Ovale, von T. Gaugain punktirt. Kosten zusammen 8 Schillinge.

3. Petite Fruitière Angloise. Ein großes Oval, in gleicher Manier, von demselben, zu 7½ Schillinge.
4. Albert, Charlotte and Werter;
5. The last Interview of Werter and Charlotte. Eben so, von C. Knight. Zwey große Blätter in der Runde, zu 15 Schillinge.
6. The Pulse. Le Pouls. Sterne, wie er dem Mädchen an den Puls fühlt. Desgleichen von Parker. In der Runde zu 11¼ Zoll Durchschnitt. Kostet 7½ Schill.
7. A Visit to the Grandmother. Zwey junge Mädchen, die eine lesend, die andre nähend, sitzen bey ihrer Großmutter, von J. R. Smith in schwarzer Kunst, 19 Z. Höhe zu 15 Breite. Kostet ½ Guinee.
8. Portraits of the Officers and Men who were preserv'd from the Wreck of the Centaure, Capt. Inglefield &c. 1782. In allen 11 Personen, die sich im Bote gerettet hatten, und 16 Tage lang über 300 Seemeilen, ohne Compaß und alle Bedürfniß, in der stürmischen See herumgetrieben wurden, bis sie endlich zu Fayal, einer der Azorischen Inseln, im äußersten Elende ankamen, von T. Gaugain in punktirter Manier,

16½ Zoll Höhe zu etwa 23 Breite. Kostet 1 Pfund Sterl. 6 Schillinge.

The Minstrel. Der Minnesänger Edwin, nach Beattie; von J. Opie gemalt, durch W. Ward in punktirter Manier. Ein rundes Stück mittlerer Größe, zu 3½ Schillinge.

A School. Nach demselben Maler, von V. Green in schwarzer Kunst, 18¾ Zoll Höhe zu 23 Zoll Breite. Eine Schulmeisterinn mit verschiednen Knaben. Kostet 1 Guinee.

Zwey große, schöne Blätter von der Belagerung von Gibraltar, das eine ein Entsatz des Admirals Howe, und das andre die Verheerung der Spanischen Feuerschiffe vorstellend, nach Gemälden von Richard Paton, ersteres von Daniel Lerpiniere, lezteres von James Fittler gestochen. Halten 16¾ Höhe zu 24¼ Breite, und kosten beyde 1 Guinee.

General Washington und General Green. Zwey Portraite von diesen beyden Männern, nach Gemälden von Peel in Philadelphia, von V. Green in schwarzer Kunst. Ganz ausstehend im freyen Felde, nebst vielem Beywerk; 18½ Zoll Höhe zu 13 Breite. Das Stück ½ Guinee.

The benevolent Physician, und The rapacious Quack, nach E. Penny, von J. Baldrey in punktirter Manier. Erster schlägt die Belohnung aus, die ihm eine Mutter für seinen ihrem Sohne geleisteten Beistand anbeut: der andre läßt sich in gleichem Falle von der armen

Frau

Frau, die kein Geld hat, ein Stück Fleisch geben, dem zwey danebenstehende Kinder hungrig nachsehen. Halten 11 Zoll Höhe zu 9 Z. Breite, und kosten zusammen 7 Schillinge.

Apparent Dissolution, und Returning Animation, nach demselben von Wil. Sedgwick, in gleicher Manier. Auf ersterm Blatte trägt man in der Ferne einen, für todt gehaltnen Mann daher, über dessen Anblick die Frau in Ohnmacht fällt. Auf dem andern bringt man den Mann aufgelebt nach Hause, und die Mutter zeigt ihn den Kindern, wovon die älteste dem Himmel dankt. Die Masse ist 11 ½ Z. Höhe zu 9 ½ Breite. Der Preis aber wie die vorgehenden.

Widow Costard u. s. w. wird, wegen schuldiger Miethe ausgepfändet, aber von einem gutmüthigen Landmanne, der für sie bezahlt, gerettet. Von selbigem, eben wie die leztern.

Ein Engel hebt sich mit einem jungen Knaben in den Lüften. Vermuthlich eine Allegorie, die gar vortreflich ausgedruckt, auf unserm Probedrucke aber nicht beschrieben ist. Nach einem Gemählde des Oxfordschen Gelehrten und berühmten Künstlers Wilh. Peters, von W. Dickinson in punktirter Manier, 18 ¾ Zoll Höhe zu 14 Breite. Der Probedruck kostet 1 Guinee, ein gemeiner etwa die Hälfte.

Sophie, ein junges Mädchen, beym Heumachen; nach demselben von James Hogg, in gleicher Manier. In der Runde zu 11 ⅓ Zoll Durchschnitt, 7 ½ Schillinge im Preise.

Cupid.

Cupid. Der obere Theil der Körpers auf einen Tisch gestützt, mit beyden Händen eine Taube umfassend. Ein meisterhaftes Mezzotinto von W. Pether, etwa 12 Zoll zu 14 Breite. Kostet 6 Schillinge.

Ophelia, wie sie die Raute austheilt, nach R. E. Pine, von Caroline Watson, in punktirter Manier, etwa 14½ Höhe zu 17 Zoll Breite. Kostet ½ Guinee.

Edwin and Angelina, aus Goldsmiths Gedichte: Der Eremit. In einer vortreflichen Landschaft, von R. Pollard gezeichnet und gestochen, 14½ Z. Höhe zu 19½ Breite. Kostet 7½ Schillinge.

Lady Harriet Ackland, in dem rührenden Auftritte, da sie, um ihrem von den Amerikanern gefangenen Gemahl beyzustehen, in einem Bote zu ihm fährt, und von den Vorposten angehalten wird. Von demselben, 14⅓ Z. Höhe zu 19⅓ Breite. Kostet 6 Schillinge.

Lieutenant Moody, wie er einen von den Amerikanern gefangenen Englischen Soldaten mit Gewalt aus dem Kerker befreyet. Auch von R. Pollard, gleicher Maaße und gleichen Preises, als das vorhergehende.

Charlotte at the Tomb of Werter. Von B. Reading, nach eigener Erfindung, in punktirter Manier. Ein kleines Oval, zu 2½ Schillinge.

Olivia

Olivia und Sophia. Zwey Blätter, eben so; von Sarah Reading. Die eine spielt mit der Katze, die andre mit einem Eichhorn. Kosten 3 Schillinge.

Nach Sir Joshua Reynolds:

1. Dessen eigenes Brustbild, von J. K. Sherwin, meisterhaft, 10 Zoll Höhe $8\frac{1}{2}$ Breite. Kostet $7\frac{1}{2}$ Schillinge.
2. Saint John, von Jos. Grozer in schwarzer Kunst, $15\frac{1}{2}$ Höhe zu $13\frac{1}{4}$ Breite.
3. Shepherdess, eben so und gleicher Größe. Kosten zusammen 15 Schillinge.
4. 5. Venus chiding Cupid, und Hope nursing Love. Zwey kleine Ovale von Bartolozzi in punktirter Manier, das Stück zu 5 Schillinge.
6. Ein junger Knabe vorm Tische sitzend und lesend, von G. Keating, schwarze Kunst. Vielleicht ein Portrait, $8\frac{1}{3}$ Zoll Höhe zu $7\frac{1}{2}$ Breite. Kostet $3\frac{1}{3}$ Schillinge.
7. A Bachante, halb aus, von J. R. Smith, schwarze Kunst, etwa 10 Zoll Höhe zu 8 Zoll Breite, im Preise $7\frac{1}{2}$ Schillinge.
8. The Fortune Teller. Drey Figuren, von J. K. Sherwin, $13\frac{1}{3}$ Zoll Höhe zu $15\frac{3}{4}$ Breite. Kostet 15 Schillinge.
9. Lord Rawdon. Ein ovales Brustbild, mittler Größe, von J Baldrey, in punktirter Manier, zu $3\frac{1}{2}$ Schillinge.

10. Mrs.

Digitized by Google

10. Mrs. Robinſon. Ein Bruſtſtück in gleicher Manier von W. Dickinſon, 10 1/3 Zoll Höhe zu 8 1/3 Breite. Koſtet 6 Schillinge.
11. Lady Catherine Manners, des Herzogs von Rutland Tochter, im Bruſtſtücke; eben ſo, von T. Gaugain, 7 1/3 Zoll Höhe zu 6 1/3 Breite. Koſtet 2 1/2 Schillinge.
12. Lady Daſhwood and Child, von C. H. Hodges, in ſchwarzer Kunſt. Halbe Figur mit dem Kinde in den Armen, 11 1/3 Zoll Höhe zu 9 1/3 Breite. Koſtet 5 Schillinge.
13. Lady Spencer. Von demſelben, eben ſo, 12 Zoll Höhe zu 10 1/4 Breite, gleichen Preiſes.
14. The Revd. Thomas Warton. Von demſelben, eben ſo, 14 1/2 Z. Höhe zu 12 Z. Breite. Koſtet 7 1/2 Schillinge.
15. The Right Honourable Charles Fox, von Johann James in ſchwarzer Kunſt. Ein ſchönes, wohl getroffenes Kniestück, ſtehend an einem Tiſche, worauf nebſt andern Papieren die von ihm vorgeſchlagne Oſtindiſche Bill liegt, auf welche er die eine Hand ſtützt. Hat etwa 17 Z ll Höhe zu 13 Z. Breite, und koſtet 1/2 Guinee. Die erſten Abdrücke haben ſich ſehr rar gemacht.
16. Miſs Kemble. Von demſelben, eben ſo. Ein Bruſtſtück, 14 Zoll Höhe zu 10 1/4 Breite. Koſtet 5 Schillinge.

17. Francis Bartolozzi Esq; von Robert Marcuard, in punktirter Manier. Halb aus, stehend auf einen Tisch gelehnt. Ein schönes Blatt, im Oval zu 9 Z. Höhe und 7½ Breite, kostet 7½ Schillinge.

18. Joseph Deane Bourke, Arch-Bishop of Tuam-in Ireland, von J. R. Smith, schwarze Kunst. Halb aus, vorm Tische sitzend, 17 Zoll Höhe zu 13 Breite. Kostet ½ Guinee.

19. Pervical Pott, Esq. F. R. S. von Charles Townley, eben so. Ein Kniestück neben einem Tische sitzend, gleicher Größe, zu gleichem Preise.

20. Prince William Frederick, Sohn des Herzogs von Glouceſter, von Coroline Watſon, in punktirter Manier. Ganz aus, stehend, 10½ Zoll Höhe zu 7½ Breite. Kostet 3½ Schillinge.

Gualtherus and Griselda, und Grisel-da returning to her Father. Zwey Stücke aus Chaucers Erzählung, nach Rigaud, von Pastorini unter Bartolozzi's Anführung, in punktirter Manier. Ovale mittlerer Größe, zu 15 Schillinge beyde.

Nach G. Romney, in schwarzer Kunst:

1. Nature. Ein junges Mädgen, vielleicht ein Portrait, mit einem Hunde unter dem Arme; von J. R. Smith, halb aus, 12½ Zoll Höhe zu 10 Breite. Kostet 7½ Schillinge.

3. Mi-

2. Mistriß Davenport, halb aus im Pelze, von J. Jones, gleicher Größe, zu 5 Schillinge.

3. Joseph Allen, M. D. sitzend, von C. Townley, etwas größer, zu gleichem Preise.

4. Sir Hyde Parker Bart. Vice Admiral, von demselben. Ein Kniestück, 16½ Zoll Höhe zu 13 Zoll Breite, Kostet ½ Guinee.

A Sketch from Nature. Ein Schwelggelach im Hurhause, nach T. Rowlandson, von W. P. Carey, in punktirter Manier, 11½ Z. Höhe zu 15 Z. Breite. Kostet 6 Schillinge.

Contemplation. Ein Frauenzimmer sitzt mit gefaltenen Härden unter einem Baume, von T. Ryder in punktirter Manier, ohne Angabe des Malers. Ein mitleres Oval zu 3½ Schillinge.

Nach Samuel Shelley, in Miniaturgemälden, punktirt und sehr sauber.

1. Lavinia and her Mother. Klein in der Runde, zu 4 Schillinge, von T. Ryder.

2. Abelard and Eolisa. Von J. R. Smith, eben so, zu gleichem Preise.

3. 4. Marcella, und The Shepherdess of the Alps. Von T. Burke. Breite Ovale, gleichen Preises.

5. 6. Lavinia, und The Village Wanderer, von J. R. Smith. Zwey etwas größere Ovale, zusammen 6 Schillinge.

Nach und von J. K. Sherwin:

1. Ein Portrait des Kupferstechers Wilh. Woollett, halb aus, bey seiner Arbeit sitzend, 10 Zoll Höhe zu 8½ Breite. Kostet 7½ Schillinge.
2. Mistriß Robinson, sitzend. Ein kleines Oval in punktirter Manier, zu 3½ Schill.
3. Mrs. Hartley, in der Rolle von Andromacha,
4. Mrs. Siddons, in der Rolle von Euphrasia, aus der Griechischen Tochter. Zwey Bruststücke gleicher Manier, in großen Ovalen. Kosten zusammen ½ Guinee.
5. De Garland, nach Prior,
6. Meditation, nach Miltons Penseroso. Zwey sehr angenehme weibliche Figuren, eben so. Kosten 15 Schillinge.
7. A View of Gibraltar with the Spanish Battering Ships on fire, unter Aufsicht des berühmten Schiffskapitains, Ritter Roger Curtis gezeichnet. Ein herrliches Blatt, 15¾ Zoll Höhe zu 21½ Breite. Kostet 15 Schillinge.

Zwey Seestücke, von Robert Smirke gemalt, durch Robert Pollard gestochen. Eines, unterm Titel: The Grosvenor East Indiaman, stellt die traurige Scene vor, da nach dem Verluste dieses Schifs, ein Theil von der Equipage auf einem Stücke desselben die afrikanische Küste der Kafern zu erreichen sich bemüht, wo sie denn auch zwar angelangt, aber, Gott

weiß

weiß, auf welche Weise, bis auf 9 Personen, die endlich auf dem Kap angekommen, verloren gegangen sind. Das andre heißt: The Departure, und enthält den Vorfall des Fähndrichs Prentice, der auf einer Expedition, nach erlittenem Schiffbruche, in der Mitte des Winters, mit einem Theil seiner Leute, auf einer unbewohnten Gegend von Kap Breton gelandet, wo er endlich einige Wilde angetroffen, und nun mit dem Reste der seinigen in einem Bote abreisen will. Zwey schöne Blätter, in verschiedner Manier mit aqua tinta, 14 Zoll hoch zu 19 ½ Breite, zu 12 Schillinge Beide.

The frail Sistres. Drey spielende Mädchen, und Black brown and fair, drey andre auf der Promenade. Nach J. R. Smith, letzteres von ihm selbst, ersteres von J. Hogg, in punktirter Manier, zwey runde Blätter mittlerer Größe, das Stück zu 3 ½ Schillinge.

Annette et Lubin, aus dem Marmontel, nach demselben von W. Ward, eben so. Ein großes Stück in der Runde, zu 7 ½ Schillinge.

Das Brustbild des Prinzen von Wallis, und das vom General Boyd, in Miniatur nach J. Smart, ersteres von Sailliar, und letzteres von Caroline Watson, kleine punktirte Ovale, das Stück zu 3 ½ Schillinge.

L'Enfant trouvé, nach einer Zeichnung der Gräfinn Lavinia Spencer, von J. Gillray, in punktirter Manier mit Roth angelegt, in der Runde, mittlerer Größe, zu 4 Schillinge.

Sechs Stück Aussichten von Landsitzen zu Twickenham, Richmond und Iskeworth, nach Spyres von J. Wells, aqua tinta, 8½ Zoll Höhe zu 12½ Breite. Kosten 12 Schillinge.

Nach Thomas Stothard, in punktirter Manier.

1. Cecilia's first interview with Miss Belfield, von J. Ogborne.
2. Cecilia's overhear'd by youug Delville, von Nutter. Zwey mitelere Ovale, zu ½ Guinee.
3. Lear and Cordelio, von Delattree, in der Runde, zu 11½ Zoll Durchschnitt. Kostet 7½ Schillinge.
4. Margaret of Anjou, von C. White, desgleichen.
5. The Children in de Wood, von Edmund Scott, desgleichen, 11 Zoll im Durchschnitt.

Sir John Falstaff, im Korbe, nach Saunders, von P. W. Tomkins, in punktirter Manier. Ein rundes Blatt zu 11¼ Zoll Durchschnitt. Kostet 7½ Schillinge.

Son Excellence Monsieur le Comte Alexis d'Orloff Tschesmensky. Ein Kniestück von Charles Townley gezeichnet und in schwarzer Kunst gegraben, 12¼ Zoll Höhe zu 9¼ Breite. Kostet 5 Schillinge.

The young Maid and old Sailor, nach H. Walton, von J. Walker und Bartolozzi, punktirt

punktirt. Ein Oval zu 11½ Zoll Höhe und 9¼ Breite. Kostet 7½ Schillinge.

The Death of Captain Cook, nach J. Webber, die Landschaft von W. Byrne, die Figuren von Bartolozzi. Die schönste und vermuthlich auch getreueste Vorstellung dieser unglücklichen Begebenheit, 15¾ Z. Höhe zu 21½ Breite. Kostet 1½ Guineen.

Nach Benjamin West:

1. And Nathan said to David, Thou art the Man. 2d. Samuel, Ch. 12th. Ver. 7th. von B. Green, in schwarzer Kunst.
2. Elisah raiseth the Widow's Son. 1. Kings Ch. 17. Ver. 17. Zwey Stücke von schöner Anordnung und kräftigem Ausdrucke 18½ Z. Höhe zu 24¼ Breite. Jedes kostet 1 Guinee.
3. The three Mary's going to the sepulcre, von demselben, eben so, 16⅓ Z. Höhe zu 8¾ Breite.
4. Peter and John going to the sepulcre. Desgl. Beyde kosten 15 Schillinge.
5. St. Cecilia. Ein kleines Oval, von Bartolozzi, in punktirter Manier, zu 5 Schill.
6. Der Königliche Printz Octavius, so nachher verstorben, von den beyden Facius, eben so, ganz aus, stehend, 13½ Z. Höhe zu 10¼ Breite. Kostet 7½ Schillinge.

Nymphs bathing, nach F. Wheatley, von R. Pollard, punktirt, 14 Z. Höhe zu 19 Breite. Kostet 7½ Schilling.

The Volunteers of the City and County of Dublin, as they met on College Green, 1779. nach demselben von J. Collyer. Ein schönes Blatt, wovon die mehresten Figuren nach dem Leben sind, 15½ Z. Höhe zu 23½ Breite. Kostet 1 Pfund 6 Schillinge.

Misfortune. Mistake. Misconduct. Mischange. Vier Blätter, jedes eine weibliche Figur, das Sujet andeutend, nach James Wickstead, von C. White, punktirt mit Roth angemacht. In Ovalen, die zusammen 10 Schillinge kosten.

The raising of Jairus's Daughter, nach B. Wilson, von V. Green, in schwarzer Kunst, sehr schön, 16½ Z. Höhe zu 22½ Breite. Kostet ein Guinee.

Jupiter and Jo, und Cupid making his Bow. Zwey herrliche Blätter nach Correggio, aus der Kayserlichen Gallerie in Wien, durch M. Benedetti daselbst abgezeichnet, und von Bartolozzi in punktirter Manier gestochen, etwa 13 Zoll Höhe zu 9¼ Breite. Kosten ein Guinee.

Euphrosine, aus Miltons Allegro, nach G. Amiconi, von Bartolozzi, im Ovale, 11 Zoll zu 9. Kostet ½ Guinee.

Der Becher Josephs wird in Benjamins Kornsacke gefunden. Ein neues Blatt von den vorhin schon angezeigten Gemälden des Guercino aus der Geschichte Josephs, in des Herzogs von Norfolck Sammlung von Dunkarton in schwarzer Kunst, eben so schön, wie die

vorigen,

vorigen, 18¾ Zoll Höhe zu 22½ Breite. Koſtet 15 Schillinge.

Iphigenia. A celebrated Dutcheſs in that Character, as ſhe appeared at a masqued Ball 1749. Ein Bruſtſtück der Herzogin von Kingſton, nach einer zu der Zeit genommenen Zeichnung, von Bartolozzi in punktirter Manier. Ein kleines, niedliches Oval, zu vier Schillinge im Preiſe.

Affection and Innocence, nach einem Gemälde von Bartolozzi, von P. W. Tomkins in punktirter Manier. Ein breites, großes Oval, zu 7½ Schillinge.

Venus an the Sea, und Cupid and Pſyche. Zwey Blätter von V. Green in ſchwarzer Kunſt, nach Gemälden von Antonio Bellucci aus der Düſſeldorfer Gallerie, die L. Coſſe abgezeichnet hat, 11 Zoll Höhe zu 16¾ Breite. Koſten 15 Schillinge.

Catherina IId. Empreſs of Ruſſia, nach einer, durch M. Benedetti genommenen Abzeichnung des Gemäldes, das die Kayſerin dem Grafen von Orfort beym Kaufe ſeiner Gallerie, geſchenkt hat, von Bartolozzi ſehr ſchön in punktirter Manier. Sie ſteht, ganz aus, im kaiſerlichen Ornat, 13¾ Zoll Höhe zu 8¾ Breite, und der Preis iſt 12 Schillinge.

Hagar und Iſmael, nach einem Gemälde des Pietro di Cortona, in der Sammlung Mylords Grosvenor, von J. B. Michel geſto-

chen, 13 ¾ Zoll Höhe zu 18 ¾ Breite, 7½ Schillinge im Preise.

The Marriage of Saint Catherine, nach Paris Bordone, von T. Park in schwarzer 15 Zoll Höhe zu 19 Z. Breite. Kostet ½ Guinee.

Venus and Cupid, nach Agostino Caracci, aus der Sammlung des Baronets Abraham Hume, von V. Green in schwarzer Kunst, 19½ Z. Höhe zu 16 Z. Breite. Kostet ½ Guinee.

Der Blinde wird vom Heiland geheilt, nach Hannibal Caracci, von R. Earlom in schwarzer Kunst, 15 Z. Höhe zu 20 Z. Breite, auch ½ Guinee.

David and Bathsheba, nach Valerio Castali, in der Sammlung des Hrn. G. Scheppard, von Henr. Hudson, in schwarzer Kunst, 11¾ Zoll Höhe zu 17 Breite. Kostet 7½ Schillinge.

Nach G. B. Cipriani, alles in punktirter Manier:

1-4. Urania, Thalia, Erato und Clio, ganze Figuren, von W. W. Ryland, in mittlern Ovalen. Kosten 15 Schillinge.

5. Venus von den Grazien angekleidet, von Bartolozzi, im breiten Ovale mittlerer Größe.

6. Herkules am Scheidewege, desgleichen. Kosten zusammen 12 Schillinge.

7. 8. The distressed Mother, und The happy Father. Von demselben, eben so, zu gleichem Preise.

9. 10.

Digitized by Google

9. 10. Filial Love, und Filial Affection. Zwey Blätter von demſelben, eben ſo, zu gleichem Preiſe.

11. 14. Die vier Elemente. Vier Blätter, wie die vorhergehenden, von demſelben; Koſten 1 Pfund 4 Schillinge.

15. 16. Comic Muſe und Tragic Muſe, von demſelben. Kleine Ovale in der Höhe, zu 8 Schillinge Beide.

17. 18. Jupiter and Juno on Mount Ida, und Venus preſenting the Ceſtus to Juno. Zwey Blätter im breitem Ovale, von demſelben, zu 15 Schillinge.

19. 20. Faith und Hope; desgleichen, zu 12 Schillinge.

21. La Rencontre d'Eloïſe et d'Abelard aux Champs Eliſeés. Von demſelben, in der Runde zu 11 $\frac{3}{4}$ Z. Durchſchnitt. Koſtet $\frac{1}{2}$ Guinee.

22. Adelaide, or the Shepherdeſs of the Alps. Von demſelben, im Ovale, 12 $\frac{1}{2}$ Z. Höhe zu 9 $\frac{1}{2}$ Breite. Koſtet 7 $\frac{1}{2}$ Schillinge.

23. The Nymph of Immortality crowning the Buſt of Shakeſpear. Von demſelben, eben ſo, 11 Zoll Höhe zu 9 Z. Breite. Koſtet $\frac{1}{2}$ Guinee.

24. Tancred and Erminia. Von demſelben 8 $\frac{1}{2}$ Z. Höhe zu 11 $\frac{1}{4}$ Z. Breite. Koſtet $\frac{1}{2}$ Guinee.

25. Adam

25. Adam and Eve. Von F. B., so nicht Bartolozzi, sondern ein andrer zu seyn scheint, ein großes, breites Oval, zu ½ Guinee.

Minerva visiting Apollo and the nine Muses upon Mount Helicon, nach Carlo Maratti, von G. S. und J. G. Facius in punktirter Manier, 16⅓ Z. Höhe zu 22 Breite. Kostet 1 Guinee.

The Finding of Moses, nach Salvator Rosa, in der Sammlung des Herrn Welbore Ellis, von J. Baldrey in punktirter Manier, 18 Z. Höhe zu 14 Breite. Kostet 7½ Schillinge.

Lucretia, wie sie sich entleibet, nach Dominichino, aus derselben Sammlung, von Will. Sharp, 12 Zoll Höhe zu 16 Breite. Kostet 7½ Schillinge.

The meeting of the Sisters at Reculver, und The Death of Sr. Julien in the Convent of la Trappe. Zwey Geschichte aus den Sketches from Nature, von G. Keate, nach Gemälden von A. Zucchi in dessen Sammlung, durch F. Havard punktirt. In der Höhe 10 Z. zu 14½ Breite. Kosten zusammen 1 Guinee, nebst einem Bogen Beschreibung Englisch und Französisch.

The watering place. Eine Landschaft mit Vieh, nach J. Asselyn, von V. M. Picot, 14¼ Z. Höhe zu 19¼ Breite. Kostet 7½ Schillinge.

Die

Die Königinn Henrietta Maria von England, nebst ihren beyden Prinzen. Ein herrliches Blatt, nach van Dyk, in der Sammlung des Königs von England, von R. Strange gestochen, 21½ Zoll Höhe zu beynahe 17 Breite. Kostet 1 Pfund 6 Schillinge.

King Belshazzar beholding the Handwriting on the Wall, nach Rembrandt, aus der Sammlung des Herrn Thomas Fullwood, von H. Hutson in schwarzer Kunst. Ein schönes, kräftiges Blatt, 16½ Zoll Höhe zu 23 Breite, im Preise 1½ Guineen.

Rubens's Son and Nurse, mit vielen Beywerken von Früchten, nach einem Gemälde von Rubens, in der Sammlung des Grafen von Bute, durch Earlom in schwarzer Kunst, gar vortreflich, 16½ Z. Höhe zu 21½ Breite. Kostet in den ersten Abdrücken 1½ sonst 1 Guinee.

The Evangelists, auch nach Rubens, im Besitze des Herrn V. M. Picot, der es in punktirter Manier ausgegeben, 6 Z. Höhe zu 8 Z. Breite, im Preise 4 Schillinge.

The suspicious Lover, nach Terburg von Picot punktirt. der auch das Gemälde besizt, 7½ Z. Höhe zu 6 Z. Breite. Kostet 4 Schillinge.

Roman Charity: Cimon und seine Tochter, nach A. van der Werff, von Green in schwarzer Kunst. Ein schönes Blatt, 22½ Höhe zu 16¾ Breite. Kostet 1 Guinee.

Lear

Lear and Cordelia, aus dem vierten Aufzuge des Trauerspiels, nach H. Fuesli, von J. R. Smith in schwarzer Kunst, 16 ¼ Z. Höhe zu 20 ⅓ Breite. Kosten 15 Schillinge.

Lady Macbeth, im fünften Aufzuge mit der Fackel in der Hand, nach und von demselben, wie das vorhergehende, in der Höhe 23 Zoll, zu 16 ¾ Breite, 15 Schillinge im Preise.

The Weird Sistres, die drey Hexen aus dem Macbeth, von demselben, eben so und zu gleichem Preise. Man sieht nur die Brustst[illegible]cke dieser scheußlichen Figuren, die Grausen erregen, welcher Wirkung der sonst geschickte Maler sich zu sehr zu übergeben scheint. Die Maaße ist 16 ¼ Z. Höhe zu 20 ⅓ Z. Breite.

Nach der Angelika Kaufmann, alles in punktirter Manier:

1. Samma am Grabe seines Sohns Bennoni, aus der Messiade, von W. W. Ryland, im Ovale, 11 ½ Z. Höhe zu 9 ¼ Breite. Kostet 7 ½ Schillinge. Man hatte es schon in schwarzer Kunst von J. Burke.
2. Venus attired by the Graces, von Bartolozzi, im breiten Ovale, 16 Z. zu 13 Höhe, vorzüglich schön, zu 1 Guinee im Preise.
3. Cupid and Ganymede. From Prior. Von Thomas Burke, in der Runde, zu 11 ½ Z. Durchschnitt. Kostet ½ Guinee.
4. 5. Cupid binding Aglaja to an Laurel, und Cupid disarm'd by Euphrosine.

Zwey

Zwey Blätter von demselben, aus dem Metastasio. Querovale, zu 12 Z. Breite und 9¾ Höhe. Kosten 15 Schillinge.

6 Diana and Nymphs, von R. S. Marcuard, in der Runde zu 11 Zoll Durchschnitt. Kostet ½ Guinee.

7. Ariadne, von Delattree, 7⅞ Z. Höhe zu 9½ Breite. Kosten 7½ Schillinge.

8. Penelope awakened by Euryclea, von Ryland und Michel, 9¾ Höhe zu 12¼ Breite, im Preise wie das vorhergehende.

9. 10. Erminia und Rinaldo and Armida, von James Hogg, zwey Blätter in Querovalen, zu 8½ Z. Höhe, zu 11¼ Breite. Kosten 15 Schillinge.

11. Tancred and Clorinda, von Bartolozzi, 8½ Z. in der Höhe zu 11¼ Breite. Kostet ½ Guinee.

12. The Death of Mark Anthony, von Delattree, in der Runde zu 10¾ Z. Durchschnitt, gleichen Preises.

13. 14. Cleone und Cordelia. Zwey Nebenblätter von Bartolozzi, in großen Ovalen. Kosten 15 Schillinge.

15. A Flower painted by Verelst, aus dem Prior, von T. Burke in der Runde zu 10 und ¾ Z. Kostet ½ Guinee.

16. Meditation, von J. B. Michel, in großem Querovale. Kostet 5 Schillinge.

17. Morning Amusement, von Ryland, ein großes Oval zu 5 Schillinge.

18. Lady

18. Lady Rufhout and Daughter, von T. Burke, eben so, zu $7\frac{1}{2}$ Schillinge.

19. Miss Harrop, von Delattree, desgleichen zu demselben Preise.

20. Abelard offering Hymen to Eloisa, von Johann Ogborne, in der Runde zu 11 Z. Kostet $\frac{1}{2}$ Guinee.

21. The Flower Girl, von Jonathan Spilsbury, im Ovale, 10 Z. Höhe zu $8\frac{1}{2}$ Breite. Kostet $3\frac{1}{2}$ Schillinge.

22. 23. Gualtherus and Griselda, und The Shepherdess of the Alps. Zwey Nebenblätter von Bartolozzi, in größeren Ovalen. Kosten 1 Guinee.

24. 25. Catullus and Lesbia, und Pericles and Aspasia, von J. K. Sherwin, zwey kleinere Ovale, $7\frac{1}{2}$ Z. Höhe zu 6 Z. Breite. Kosten 12 Schillinge.

26. 27. Music von S. Watts, und Poetry, von T. Ryder, zwey etwas grössere Ovale zu 8 Schillinge.

28. Tragedy and Comedy, von V. M. Picot. Ein kleines Queroval, zu 5 Schillinge.

29. Ein junges Frauenzimmer mit einem Opfergefäße in der Hand, nach einer Skizze, bey R. Wilkinson, 9 Z. Höhe zu $7\frac{1}{4}$ Breite. Kostet $2\frac{1}{2}$ Schillinge.

The Interview of Augustus and Cleopatra. Ein herrliches Blatt, nach einem Gemälde unsers Mengs, in der Sammlung des Grafen

Grafen von Callenberg, durch Seydelmann abgezeichnet, von R. Earlom in ſchwarzer Kunſt. Es iſt in der Größe des Gemäldes, 21 Z. hoch, zu beynahe 17 Z. Breite, und koſtet im Probedrucke $1\frac{1}{2}$, ſonſt eine Guinee.

Nach J. Heinrich Ramberg:

1. 2. Good News und Bad News. Zwey Karikaturſtücke von Ogborn, $11\frac{3}{4}$ Z. Höhe zu 15 Breite. Koſten 10 Schillinge.

3. 4. The Parade, und The Embarkment, desgleichen, von Edmund Scott, große Querovale zu demſelben Preiſe.

5. St. James Park, voller Figuren, desgleichen ohne Namen des Kupferſtechers, $13\frac{3}{4}$ Z. Höhe zu $23\frac{1}{4}$ Breite. Koſtet $2\frac{1}{2}$ Schill.

6. 7. Sorrows of Werter. Das eine Blatt, da Lotte ihm auf dem Klavier vorſpielt; das andre, da ſie ſeinem Bedienten die Piſtolen giebt, von Bartolozzi in punktirter Manier. Ovale mittlerer Größe zu 12 Schill.

The Watercreſs Girl, und The Flower Girl. Zwey Blätter nach J. Zoffany, von J. Young, in ſchwarzer Kunſt, 13 Z. Höhe zu $10\frac{1}{4}$ Breite, das Stück koſtet 5 Schillinge.

Zwey Bacchanalen, in Friſen, nach N. le Fage, von Earlom getuſcht, $4\frac{1}{2}$ Z. Höhe zu 13 Breite. Koſten 4 Schillinge.

Paſtoral Converſation. Ein Viehſtück nach dem Ritter de Faſſin, von J. Gerhard Huck, $14\frac{1}{2}$ Zoll Höhe zu 19 Breite. Koſtet $7\frac{1}{2}$ Schillinge.

Winter, und Summer's Evening. Zwey Blätter nach J. P. de Loutherbourg, von V. M. Picot, erstere punktirt, 14 Z. Höhe zu 19 Breite. Kosten 1 Guinee.

Noch zwey Vorstellungen von dem Seetreffen des Englischen Kriegsschifs *Mediator* mit fünf Französischen Schiffen, wovon es zwey genommen, nach D. Serres von R. Pollard, 16 Zoll Höhe zu beynahe 22 Breite. Kosten 16 Schillinge. Das erste hiezu gehörige Blatt haben wir schon angezeigt.

Von den schönen Antiquities of Great Britain by T. Hearne and W. Byrne, ist die Folge bis zum 12ten Hefte, und von den Beauties of Shakespeare bis zum 7ten erschienen. Auch hat S. Middiman eine neue Sammlung von Select Views in Great Britain mit einer Beschreibung im Englischen und Französischen angefangen, in länglich Quarto, wovon wir drey Hefte, jedes zu 4 saubern Kupferblättern, vor uns haben, und das Heft 15 Schillinge kostet.

Frankreich.

Neue Kupferstiche und Nachrichten die Kunst betreffend.

Junius. François Arnaud, Abbé de Grandchamp, de l'Academie Françoise, mort le 2 Dec. 1784. gemalt von Duplessis und von Valpergage gestochen, kostet 4 liv.

L'Inno-

L'Innocence en danger, nach einem Originalgemälde von Lavreince geſtochen. Pr. 3 Liv.

Angelique & Medor, nach Romanelli von E. Gueriant. 3 Liv.

L'Enfantillage von Allais nach Hüet. 1 Liv.

Départ de Mars & ſon Rétour de la guerre. Zwey Gegenbilder nach Gemälden von Rubens, von de la Lande.

Von den Figures de l'hiſtoire Romaine, mit einem kurzen Inhalte iſt die 3te Lieferung erſchienen. Sie enthalten: Paix accordée aux Latins; Abolition des dettes; Création des Tribuns; Siége & Priſe de Coriolan; Coriolan puni; Coriolan chez les Volsques; Véturie; Coriolan fléchi par les prières de ſa mère; Punition de Caſſius; Défaite des Fabius; Cincinnatus & les Loix des 12 Tables. Die Lage koſtet 15 Liv. Die Fortſetzung folgt alle 2 Monate.

Portrait de Louis XVI. Roi de France, von Voyez, nach Boizot dem Bildhauer geſtochen, 4 Liv. 4 S.

Von der Hiſtoire d'Angleterre, répréſentée par figures, nebſt einer kurzen Erklärung, iſt die 4te und 5te Lieferung, jede zu 15 Liv. erſchienen.

La Cachette découverte, von Honoré Fragoward gemalt und von Delaunay dem Jüngern geſtochen, 3 Liv.

Couronnement de la Fontaine par Esope aux Champs Elysées, gezeichnet von Lebarbier dem Aeltern, von Chasran Macret mit dem Grabstichel angefangen und von Guttenberg geendiget, Preis 6 Liv. La Fontaine, vom Phädrus geführt und vom Aesop gekrönt. Vorn sitzt Laura und Petrarch; bey ihnen steht Plinius und Virgil; in der Mitte auf dem zweyten Plan die Königin von Navarra und Boccaz, verschiedene Genien bringen die Werke des la Fontaine; zu seinen Füßen sind die redenden Thiere, kostet 6 Liv.

La Coquette fixée, nach einem Gemälde von Fragonard, von J. Couchi geätzt, und Dambrün mit dem Grabstichel ausgeführt, kostet 3 Liv.

Cinquième Livraison des Estampes pour les Oeuvres de Voltaire, in 8vo. besteht wieder, wie die vorige Lieferung, aus 10 Blatt: 3 Bildnisse von Ludwig den XV., nach M. L. Vanloo, Friedrich den II. König von Preußen, nach Amadee Vanloo, und Karl den XII. nach einem Gemälde aus des Königs Kabinette, gestochen von Fosseyeux, Langlois und Tardieu, die 7 übrigen Blätter gehören zu Theaterstücken, die Kupferstecher sind Simonet, Longueil, Dambrün, Delignou, Halbou und Duclos, nach Zeichnungen von Moreau dem Jüngern.

Fanfan & Colas, von Helman gestochen, und Berteaux gezeichnet: der Inhalt ist aus

der

der zehnten Scene der kleinen Komödie dieses Namens von Mdme. de Beaunoir.

Portique ancien & moderne, ou Temple de Mémoire, dédié aux Mânes des Savans illustres & des Artistes célèbres: In diesem Werke sollen die Bildnisse von Gelehrten und Künstlern, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung und einem Verzeichnisse ihrer Werke, vom Ursprunge der Künste bis auf unsere Zeiten, durch gute Kupferstecher nach der Sammlung geliefert werden, die sich im Königl. Kabinette findet. Monatlich erscheint eine Lage mit 2 Portraiten, die jährlich 36 Liv. zu stehen kömmt.

Vue des principaux Monumens de Rome, von H. Robert gemalt, und J. B. Lie'nard, einem Schüler von Lebas gestochen.

Vue du Pont de Sphinx, ebenfalls nach Robert, von A. Martini, ein paar große Blätter.

L'Alaitement maternel encouragé, 9 Z. hoch, 13 breit nach Borel von E. Voysard gestochen, Preis 6 Liv. Unten findet man die Erklärung: un philosophe sensible indique à la Bienfaisance les objects sur lesquels elle doit verser ses dons. Die Komödie, unter der Gestalt des Figaro, hält große Säcke, die sie zu den Füßen einiger Mütter, die ihre Kinder säugen, ausschüttet. Ueber dem Philosophen steht die Bildsäule der Menschenliebe mit den Worten: Sécours des Mères Nourices.

August. L'Amour conduit par la Folie, 19. Zoll hoch, 14 breit, in schwarzer Kunst von Bonnieu gemalt und gestochen. Preis 18 Liv. Diese Gottheiten werden von einer Menge Leute verschiedener Stände und Alter verfolgt, die ihr huldigen. Im Hintergrunde ist eine brennende Stadt. Die Unterschrift: Amour tu perdis Troje! *La Fontaine.*

Erigone, von Mousiau gemalt und L. J. Cathelin gestochen.

Portrait de Pilatre de Roziers, nach einer Zeichnung. 1 Liv. 4 S.

La tendre Mère, von F. Tischbein gemalt, und J. G. Miller, der Königl. Akademie zu Paris Mitglied, und der Karolingischen Akademie zu Stuttgard Professer, gestochen, 4 Liv.

Portrait du Comte de Milly, de l'Académie des Sciences, 1 Liv. 4 S. von Thomas. Derselbe verkauft auch: Le Portrait du Comte de Saint-Germain, célèbre Alchymiste.

La Religion, ein Blatt in Medaillon, von Legrand, nach einem Original von Bartolozzi, die Composition ist von Cipriani, nebst dem Gegenbilde les Leçons de la sagesse, jedes zu 3 Liv., buntfarbig 6 Liv.

Portrait du Comte de Cagliostro, nach dem Leben gezeichnet v. Pujos, gestochen v. Vinsac.

September. L'Amour sur le sein de Psyché, nach J. B. Renaud, gestochen von Beljambe, kostet 4 Liv.

Le

Le Départ de la Chasse à l'Oiseau, & la Prise du Cerf, neue Blätter, als Gegenbilder zu dem Quartier-Général de l'Armée Hollandoise & au Grand Marché aux Chevaux d'Anvers. nach Wouvermans von Picqvenot, Preis 1 Liv. 4 S. Jedes.

Courtoisie du Chevalier Bayard, von Monnet gezeichnet, geätzt von Couche', und mit dem Stichel ausgeführt von Patas, 1 Liv. 4 S. Das Gegenbild dazu ist: Mort du Prince de Brunswick, nach Borel, von Couche' gestochen.

Honneurs rendus au Connêtable du Guesclin, von Brener gemalt, und Henriqvez gestochen.

Une Noce de Village, buntfarbig, nach Tannay von Descourtis. Preis 6 Liv.

October. Von den Figures de l'histoire Romaine, der 4te Heft.

Ecole de Danse, von Deqvevauvillers, nach Lavreince, macht das Gegenbild von Lever des Ouvriers à la Mode aus, zu 6 Liv.

Les Illustres François, ou Tableaux Historiques des grands Hommes de la France, par Mr. *Ponce*. Dieser Künstler gedenkt eine Sammlung von 100 Bildnissen der berühmtesten Männer in Frankreich nach den getreuesten Originalgemälden, mit einer kurzen, aber getreuen Notiz von ihren Leben und Werken herauszugeben: die Zeichnungen dazu wird Marillier machen. Jede Lieferung enthält 2 Blätter zu 3 Liv. Die bereits fertigen sind Vol-

taire und Rousseau; unverzüglich werden dann Sully, Türenne und Descartes folgen. In klein Folio.

Eben dieser Ponce giebt die 1ste Lieferung von der Collection des Estampes des Bains de Titus aus, die er vor einiger Zeit angekündiget. Sie besteht aus 18 Blatt mit dem dazu gehörigen Texte, der Preis ist 40 Livres. Von den nächsten Heften wird einer 16, die andern 18 Blatt enthalten, zu demselben Preise.

So nimmt er auch Subscription auf 50 Kupferstiche in 8. zu dem Homer an, die er nach Marillier stechen wird, und zu der Uebersetzung des Hrn. Gin bestimmt sind; aber jede Ausgabe des Dichters zieren können. Sie werden 48 Liv. kosten.

Den 25. August ist die gewöhnliche Ausstellung von Schildereyen, Bildhauereyen, Kupferstichen und Zeichnungen der königlichen Akademie in dem Saale des Louvre bis zum letzten September erfolgt, und das Verzeichniß davon unter dem hergebrachten Titel erschienen: Exposition des Peintures, Sculptures & Gravures de Mrs. de l'Academie Royale dans le Sallon du Louvre depuis le 25 Août jusqu'au dernier Septembre 1785. Es sind 314 Nummern.

In einer guten Kritik darüber wird gesagt. „Auch in dieser Ausstellung, wie in den vorhergehenden, sind mehr mittelmäßige, als gute Sachen gewesen; und kein Wunder! Seit zwanzig Jahren, seit man dem übeln Geschmacke und einem

einem ſehr verachtungswürdigen und fehlerhaften Syſtem gefolgt, iſt die Kunſt außerordentlich gefallen. Keine Zeichnung, eine elende Anordnung, eine falſche, obgleich glänzende Farbengebung, die das Auge der Unwiſſenden blendet, ſieht man in allen Werken unſerer Maler. Und dieß iſt ſo wahr, daß, troß ihrer Bewunderer und der allgemeinen Unwiſſenheit, die Bildhauerey, deren Mittelmäßigkeit weniger in die Augen fällt, in der Hauptſtadt einen großen, obgleich auch mehr glänzenden, als verdienten Ruhm vor der Malerey erhalten. Endlich aber erſcheint ein neues Licht u. ſ. w. Dieß iſt Herr Vien, der wieder auftritt. Ihm zur Seite hat man ſeine Schüler, die Vincent, David, Taillaſſon, Peyron u. ſ. w. geſehen, und man verſpricht ſich, daß ſie erſt eine wahre neue franzöſiſche Schule ſtiften werden.

November. La Conſolation de l'Abſence, in Waſſerfarbe gemalt von Lavreince, und von Delaunay geſtochen.

December. Le Don intéreſſé und La Morale inutile, von Boyſard, ein paar Gegenbilder, jedes zu 2 Liv.

Le Déjeûner Anglois, von Lavreince gemalt und Vidal geſtochen. Eine Dame hat ihre Hand auf einem Hunde liegen, neben ihr ſteht ein Herr, der öffentliche Blätter lieſet. Eine Kammerfrau gießt Thee ein. Koſtet 3 Liv.

Daphnis & Chloé ſe faiſant dire la bonne avanture, auf geturſchte Manier ge-

stochen von de Bre'a, nach Greuze. Kostet 9 Liv. die ersten Abdrücke 18 Liv.

La Fontaine d'Amour, nach einem Gemälde Fragonards von Regnault, Preis 24 Livres. Eine feine Composition und ein fleißiger, glänzender Stich.

Portrait de Mlle. Renaut l'aînée de la Comédie Italienne, von Bre'a gemalt und gestochen, kostet 2 Liv.

1786.

Jän. Portrait de M. de Larive, Pensionaire du Roi, Comédien François, von Augustin de Saint Aubin, nach einem Bildnisse von Sauvage, 1 Liv. 10 S. Diese beyden Künstler werden in dieser Manier fortfahren, die Bildnisse der berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen von den drey Theatern in Paris, nach Cameen von Sauvage nach der Natur gemalt, zu liefern.

Neue Schriften.

Description des principales pierres gravées du Cabinet de S. A. S. Mgr. le Duc d'Orleans, premier Prince du Sang, T. II. in Fol. orné de beaucoup de gravures. A Paris, chez *Pissot*, 1785. auf VII. und 216 S. in Folio.

Dieser 2te Theil der geschnittenen Steine, an der Zahl 76. ist mit eben der Pracht und Sorgfalt ausgeführet, wie der erste. Die Erläuterungen dankt man wieder den beyden Aebten, de la

Chau

Chau und Le Blond. Der Abt Arnaud aber, an dem die Akademie der Wissenschaften vor kurzem ein würdiges Mitglied verloren, und dessen Einsichten man sich in dem ersten Bande zu Nutzen gemacht, hat dießmal nichts beygetragen. Die Kupferstiche sind wieder von der geschickten Hand des Mr. St. Aubin.

Principes généraux de Belles-Lettres, par M. *Domairon*, Professeur Royal des Belles-Lettres à l'Ecole Militaire. A Paris, chez *Laporte*, II Vol. in 12. Dieß Werk ist aus den Vorlesungen entstanden, die Mr. Domairon den jungen Leuten in der Königl. Soldatenschule hielt. Man lobt sie in jeder Absicht. Er begreift unter den schönen Wissenschaften die Grammatik, Rhetorik und Poetik, und theilt sein Werk in zwey Theile, wo er in dem ersten von der Kunst gut zu schreiben, und der verschiedenen Art der Schreibart, dann von den Werken der Litteratur handelt. Der 2te Abschnitt ist den Werken der Dichtkunst gewiedmet, und der weitläuftigste. Nach vorgängigen Betrachtungen über die Poesie überhaupt, handelt er von den vier Gattungen, der epischen, dramatischen, lyrischen und didaktischen.

La Poétique de la Musique, par Mr. le Comte *de la Cépéde*, II. Vol. in 8vo. A Paris, 1785. Man hält dieß Subjekt in Frankreich für ganz neu, nachdem dasselbe schon längst in dem schönen Werke des sel. Krause über die musikal. Poesie bey uns behandelt worden

den. Im Franzöſiſchen hatte man noch nichts, als die kleine Abhandlung des d'Alembert: Sur les libertés de la Muſique, eine dergleichen von Mr. le Chevalier de Ch. ſur l'Union de la Muſique; ferner Obſervations ſur la Muſique & ſur la Métaphyſique de cet Art und die zerſtreuten Artikel im Dictionaire des Rouſſeau. Der gegenwärtige Verfaſſer handelt in ſeinem Buche, das viel Gutes enthält, von dem Urſprunge der Muſik und dem Geſange, von der Natur der Muſik, und dem phyſiſchen Theile derſelben, und der Compoſition in Rückſicht auf den verſchiedenen Styl: ferner von den Wirkungen der Muſik. Im zweyten Buche von der lyriſchen Tragödie, dem Charakter derſelbigen, und den Leidenſchaften, die auszudrücken ſind, von Arie und Recitatif und den verſchiedenen Gattungen der Poeſie, die von der Muſik hergeleitet werden.

Théatre Italien de Mr. de *Florian*. A Paris, de l'Imprimerie de *Didot l'aîné*, 1784. Die kleinen Stücken, die dieſe Sammlung ausmachen, ſind mit vielem Beyfall in Paris geſpielt worden, und verdienen ihn. Sie beſteht aus zwey Abſchnitten. wovon der erſte Jeannot & Colin, le Baiſer, Blanche & Vermeille, und Héro & Léandre, ein Melodram enthält. Der zweyte, als der vorzüglichſte, ſind die drey Stücken, die der Verfaſſer den Roman ſeines Harlekins nennt, und noch

eines

eines les Jumeaux betittelt. „Ich habe immer, sagt der Verfasser, die guten Komödien bewundert; ich habe aber geglaubt, es sey noch eine andere Gattung zu bearbeiten übrig, wo nämlich Empfindung und Scherz so in einander verwebt würden, daß der Zuschauer zugleich gerührt und belustiget würde, mit einem Worte, daß dieselbe Person zu weinen und zu lachen machte, dazu hatte ich meinen Harlekin nöthig. Dieser Charakter ist vielleicht der einzige, der Witz, Naivität, Feinheit und Plumpheit vereiniget. Harlekin, immer gut, immer leicht zu hintergehen, glaubt alles, was man ihm sagt, und fällt in alle Schlingen, die man ihm stellt, nichts setzt ihn in Erstaunen und in Verlegenheit, er hat nicht viel Verstand, aber feines Gefühl, er wird böse, wieder gut, betrübt und tröstet sich im Augenblicke; seine Lustigkeit und seine Betrübniß sind auf gleiche Weise angenehm. Doch ist er so wenig ein Possenreisser, als ein ernsthafter Mann, sondern ein großes Kind u. s. w.“ Glücklich hat ihn der Verfasser auch in der Ausführung so geschildert.

Les quatre Saisons littéraires (Le Printems.) in 12. de 132. pag. A Paris, chez *Clousier*, 1785. Der 1ste Band einer Sammlung von Poesien und prosaischen Aufsätzen von verschiedenen Verfassern, die mit vieler Wahl gemacht ist, und den Herrn Desfontaines de la Vallee zum Herausgeber hat.

Col-

Digitized by Google

Collection des meilleurs Romans Grecs, Latins & Gaulois, extraits de la bibliothéque des Romans. De l'Imprimerie de *Didot l'ainé*. A Paris, chez *Volland* Libraire, II. Vol. in 4. de près de 500 pag. Preis 12 Liv. Diese Sammlung von Auszügen aus den besten alten griechischen, lateinischen und französischen Romanen, und derer, die seit den 17ten Jahrhunderte erschienen, wird denjenigen willkommen seyn, die nicht die Romanbibliothek besitzen.

Nachtrag zu den vermischten Nachrichten von Deutschland.

Berlin. Von hier aus kündigt die Kunst- und Kupferstichhandlung von **Johann Morino und Comp.** eine **Sammlung der schönsten und interessantesten Aussichten von Berlin** auf Subscription an. Die erste Lieferung dieser Sammlung enthält **zwanzig** große Blätter, welche der in diesem Fache geschickte Maler, Herr **Johann Rosenberg** zu verschiedenen Zeiten in dem Jahren 1773 bis 1785 nach Art des **Canaletto**, von verschiedenen Gegenden dieser Residenzstadt gezeichnet und gestochen hat. Sie werden diese Sammlung für die Liebhaber, welche die Blätter nicht eben in Rahmen fassen lassen wollen,

Digitized by Google

wollen, wie ein Kupferstichwerk mit einem Titelblatte und einer zweckmäßigen Beschreibung der Gegenden, in deutscher und französischer Sprache herausgeben. In den künftigen Lieferungen, welche, wenn die erste Beyfall findet, unverzüglich folgen werden, wird man sich noch mehr bemühen, schöne und interessante Plätze der Stadt darzustellen; zumal von denen erst neulich durch die Pracht itzt regierenden großen Königs verschönerten Plätzen. Der Preis der ersten Lieferung, oder der gedachten zwanzig großen Blätter, ist für die Subscribenten, bey der Ablieferung, in schwarzen Abdrücken zu drey Louisdor à 5 Rthl., sehr sauber nach der Natur illuminirt aber zu vier und einen halben Louisdor à 5 Rthl. bestimmt. Außer diesem Preise, der nach der Zeit für Alle diejenigen, welche nicht unterzeichnet haben, beträchtlich wird erhöhet werden, genießen die Subscribenten auch noch den Vortheil, die ersten, besten und schönsten Abdrücke auf feines Papier zu erhalten; auch werden ihre Namen dem Werke vorgedruckt, daher man anbey um deutliche und ganze Unterschrift ersucht.

Dieselbe Handlung giebt ein Verzeichniß von ihrem ansehnlichen Kunstwaarenlager aus, das in englischen, französischen und deutschen Kupferstichen, mit beygesetzten Preisen besteht, und bey Ungern auf 87. Seiten abgedruckt ist.

Digitized by Google

Druckfehler.

Im 30ten Bande:

S. 74. Z. 6. v. u. ſtatt leane, ließ leave. S. 137. Z. 6. ſt. Lolligirung, l. Colligirung. S. 138. Z. 13. v. u. ſt. Quinoy, l. du Quesnoy. S. 144. Z. 6. Barvalet, l. Barralet. Desgl. Z. 14. ſt. felt, l. fell. Desgl. Z. 4. v. u. ſt. Bimbury, l. Bunbury. S. 153. Z. 12. Nortſcote, l. Northcote. S. 154. Z. 16. ſt. Peuny, l. Penny. S. 156. Z. 4. ſt. Ruſſet, l. Ruſſel. S. 158. Z. 1. ſt. cares'd, l. careis'd. S. 163. Z. 13. ſt. Engleſield, l. Ingleſield. S. 165. Z. 6. 7. ſt. Nationaſubjekte, l. Nationalſubjekte. Z. 18. ſt. termine, l. determine. Z. 19. ſt. Nord, l. North. S. 172. Z. 16. 17. ſt. Jeringhams, l. Jerningham. S. 181. Z. 12. v. u. ſt. Beja, l. Beqa. S. 223. Z. 3. ſt. Tack tho te, l. Tack to the. S. 333. Z. 7. ſt. Brachy, l. Beachy. S 334. Z. 5. ſt. Coswey, l. Cosway. S. 336. Z. 5. ſt. Engleheart, l. Engleheart. Z. 15. ſt. Gaimeborough, l. Gainsborough. S. 340. Z. 3. v. u. ſt. Sandley, l. Sandby. S. 347. Z. 8. ſt. Tunkarton, l Dunkarton. S. 357. Z. 16. ſt. par, l. par an. S. 358. Z. 8. ſt Pytha, l. Pyrrha. S. 361. Z. 9. v. u. ſt. Lutemberg, l. Gutemberg. S. 368. Z. 7. v. u. ſt. Greehe, l. Greene. Z. 6. ſt. Armées, l. Armies.

Im 31ſten Bande:

S. 140. Z. 7. v. u. ſtatt Burks, lies Bucks. S. 156. Z. 12. v. u. ſt. 1762. l. 1492. S. 158. Z. 18. ſt. Wriſt, l. Wright. S. 160. Z. 18. ſt. Nortcote, l. Northcote. Z. 7. v. u. ſt. Weber, l. Webber. Z. 2. v. u. ſt. Banbury, l. Bunbury. S. 175. Z. 16. ſt. Prale, l. Peele. S. 158. Z. 3. ſt. Lepiciee, l. Lepicié. S. 180. Z. 10. ſt. Cepédel, l. Cépéde.

Regiſter.

Digitized by Google

Register.

A.

Abergläubische, Ewalds Anleitung, wie sie für die Bühne zu behandeln, 106
Aikin, I., the Calendar of Nature, 166
Allais, l'Enfantillage, nach Huet, 172
Antiquities of Great Britain, by *T. Hearne* and *W. Byrne*, 12. Heft, 343
Auction, der Rostischen Kupfersammlung, damit vorhabende Veränderung, 132
Auferstehung, von einer für die Stiftskirche zu Windsor auf Glas gemalten, 300. f. Jarvasse,
Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten in Augsburg, sechste Nachricht, 154. f. auch *Exposition*, Gemäldeausstellung.

B.

Baldrey, J., the benevolent Physician, und the rapacious Quack, nach E. Penny, 321. Lord Rawdon, nach J. Reynolds, 324. the Finding of Mosis, nach Salvator Rosa, 336
Baquoy, la Ruse d'Amour, und la Famille en coquete, nach Borel, 173
Bardiet, Kretschmanns Abhandlung davon; Unterscheid von Barditus, 81. was in sein Gebiet gehört, 82. über dessen Form, 83 f. Vortrag, 84. Nothwendigkeit des Reims, 85
Bardon, Dandré, Nachricht von ihm, 175. f.
Bartolozzi, zwei Stücke aus dem Werter, nach Ramberg, 161. Peter the wild Boy, nach Joh. Alefounder, 307. Vier kleine Ovale; und Jenny, nach J. H. Benwell, 308. Unterredung eines jungen Mädchens mit einem Cavalleristen; Lord Thomas and Fair Anett., 309. Charlotte unter ihren Geschwistern, alle nach H. Bunbury, 310. Maria Cosway; Mistriß Abington, beide

nach Rich. Cosway, 312. Venus chiding Cupid, und Hope nursing Love, nach J. Reynolds, 324. St. Cecilia, nach Benj. West, 331. Jupiter and Jo, und Cupid making his Bow, nach Corregio; Euphrosine, nach G. Amiconi, 332. Iphigenia a celebraded Dutchess &c. Catharina II. Empress of Russia, nach Benedetti Zeichn. 333. 21 Blätter nach G. B. Cypriani, 334. Venus attired by the Graces, 338. Tancred and Clorinda; Cleone und Cordelia, 339. Gualtherus and Griselda, und the Shepherdess of the Alps, alle nach Angel. Kaufman, 340. Sorrow's of Werther, 2 Blatt, nach J. H. Ramberg, 344. s. auch Byrne. *Antiquities.*

Bause, Bildnisse Bodmers und Quandts; Kopf eines reitenden Mädchens, nach Greuze, und la petite Russée, oder Serena, nach Reynolds, 139 f.

Bause, Juliane. Proben ihrer wachsenden Geschicklichkeiten, 141

Beauties of Shakespeare, 7. Heft, 342

Beljambe, l'Amour sur le sein de Psyché, 346

Bellamy, George Anne, an Apology for the Life of, 161

Benoist, Portrait d'Eolon Marie Desbois, de Rochefort, nach einer Medaille von Duvivier, 170

Benzler, the poetical Lybrairy &c. angekündigt, 298 f.

Bervic, la Demande acceptée, nach Lepicié, 172

Bion, s. Manso.

Blair, Hugo, Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften &c. von J. G. Schreiter, 251. Eintheilung und Inhalt, 296. wie er seinen Plan ausgeführt, 251. 273. erste Vorlesung, 258. zweyte, 262. dritte, 275. vierte, 278. fünfte, 283. sechste, 287. siebende, 291 f.

Blindheit, s. Taubheit.

Bonnieu, l'Amour conduit par la Folie, eignes Gemälde, 346

de Bréa, Daphnis & Chloe se faisant dire la bonne avanture, nach Greuze, 349. f. Portrait de Mlle. de Rainaut l'ainée, eignes Gemälde, 350

Breitkopf, Joh Gottl. Im., Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpa-

nenpapiers, und den Anfang der Holzſchneidekunſt zu erforſchen, 239
Bremberg, les trois couſines, in Kupfer, 170
Bretharton, J., Suſan und Blouzelind, ein Mädchen, vor einem Bauerhauſe ſitzend, nach H. Bunbury, 310
Boswell's, Character, Anecdotes &c. of the late D. Sam. Johnſon, 2te Aufl. 305. f.
Burke, T. the Battle of Agincourt, nach J. H. Mortimer, 319. Cupid and Ganymede, 383. Cupid binding Aglaja &c. diſarm'd by Euphroſine, 338. f. a Flower painted by Vereſt, 339. Lady Ruſhout and Daughter, nach Angel. Kaufman, 340
Burney, Charles, an Account of the muſical Performance in Weſtmunſter Abbey &c. 166. Marcella, und the Shepherdeſs of the Alps, nach Sam. Schelley, 327
Byrne, W. ſ. Farington. Antiquities. und Bartolozzi, the Death of Captain Cook, 331

C.

Campiglia, Dominico, del Muſeo Capitolino, Vol. IV. 156
Capieux, von deſſen illuminirten Kupfern, 144
Caquet, l'Innocence en danger, nach Lavreince, 173
Carey, W. P. a Sketch from Nature, nach T. Rowlandſon, 327
Cary, J. the Peaſant of Walheim, nach W. Miller, 319
Caſanova, Theorie der Zeichnung und Malerey ꝛc. angekündigt, 295
Cathelin, L. J., Erigone, nach Monſiau, 346
de la Cépède, Comte, la Poétique de la Muſique, 180. 351. f.
Chevillet, Portrait en Medaillon de Nathaniel Greene &c. nach Prale, 175
Cipriani, deſſen Abſterben, 303 f.
Collyer, J. F., the Volunteers of the City and Country of Dublin, nach H. Wheatley, 332
Copley, Tod des Grafen von Chatham; die drey jüngſten Prinzeſſinnen, 157. f.
Cosway, Maria, über ihre Manier, 159. f. eine Sündfluth, 160

Couché, und Patas, Courtoiſie du Chevalier Bayard, nach Monnet, 347
Coudy, J. und Dambrünn, la Coquette fixée, nach Fragonard, 344
Crappe, G. the Newspaper, a Poem, 164
Courtelier, Portraits de Mlles. Contat & Olivier, eigne Zeichnung, 171. 175

D.

Dambrün, ſ. Coudy.
David, engliſche Geſchichte, 3ter Heft, 169
Daubé, Grund- und Abriß zu einem luſtfeſtlichen Gebäude, 145
Delattre, Lear and Cordelia, nach Th. Stothard, 330. Ariadne; the Death of Mark Anthony, 339. Miſs Harrop, nach Angel. Kaufman, 340.
Delaunay, la cachette découverte, nach Fragonard, 173. 343. Conſolation de l'Abſence, nach Lavreince, 349
Denken, ob es ohne wörtliche, oder andre Zeichen ſtatt haben könne? 236
Dequevauvillier, Ecole de Danſe, nach Lavreince, 347.
Descourtis, une Noce de Village, nach Tanray, 347
Deſcription des principales pierres gravées du Cabinet de S. A. S. le Duc d'Orleans, T. II. 350. f.
Desmaiſons, Baumeiſter des Palais de Juſtice, 169
Didrkunſt, Kretſchmanns Abhandlung darüber, ob ſie eine Nationalbeſchäftigung werden könne? 86 f.
Dickinſon, Payſanne de la Maurienne; the Gardens of Carleton Houſe &c. 309 und the Deſerter, nach H. Bunbury, 310. Ein Engel hebt ſich mit einem Knaben in den Lüften, nach Wilh. Peters, 328. Mrs. Robinſon; nach J. Reynolds, 325.
Dobremes, ſ. *l'Iliade*.
Dodd, Robert, zwey Seeſtücke, eigne Zeichnung, 313
Domeron, Principes généraux de Belles Lettres, II. Vol. 351
Dunkarton, der Becher Joſephs wird in Benjamins Sacke gefunden, nach Guercino, 332. f

Digitized by Google

E.

Earlom, R., der Blinde wird von dem Heylande geheilt, nach Hannib. Caracci, 334. Rubens's Son and Nurse, nach Rubens, 337. Zwey Bacchanalen, nach R. le Sage, 341

Einbildungskraft, s. Phantasie.

Elliot, Wil. Verlust des Schiffs Andromeda eigne Zeichnung, 313

Empfindungen, wie sie betrachtet werden können? 96. f. ob alle nur Gefühle des Herzens? 104. über ihre Entstehung, 106. f. Geist. geistige Empfindungen, 114. Empfindungen aus dem Bewußtseyn des Witzes, 117. f. s. Witz. welche der Anblick der Armuth erregt, 123. wie sie Herr Ewald, in Rücksicht auf nachahmende Künstler und Schauspieler behandelt, 125. ob äußere bey allen Menschen gleich und einerley? 212. f.

— angenehme, s. Schönheit.

Ellis, W. Summer und Autumn, nach J. Hearne Zeichnung 315

d'Epernay, Chav. premiere, seconde & troisieme Vue du Port-Royal, 169

Erhabenes, in den Gegenständen, 278. Gestalten, in welchen es erscheint, 278. f. moralische oder geistige, 280. f. ob ungewöhnliche Macht und Stärke die Grundeigenschaft? 282

— in den Werken des Redners und Dichters, worinn es bestehe? 283. f. Charakter des erhabenen Styls, 286

Essay on Old Maids, 306

Estampes pour les Oeuvres de Voltaire 5me. Livraison, 344

Ewald, Schack Herrm. über das menschliche Herz, 96. 196. Absicht des Werks, 97. Einleitung, 106. Abtheilung des Werks, 115. f. Empfindungen. Herz. tadelt Lessingen, wegen einer Stelle im Laokoon, 196. 200. f.

Exposition des Peintures, Sculptures &c. dans le Sallon du Louvre &c. 1785. 348

F.

Fabellehre der Griechen und Römer. Lens Bemerkungen darüber, 49 f. wie die alten Künstler sol-

che genutzt, 52. worinne eigentlich der Nutzen derselben bestehe, 53 f.
Facius und B. Michel, die vier Jahreszeiten, nach W. Hamilton, 315
— G. S. und J. G., der Königl. Prinz Octavius, nach Benj. West, 331. Minerva visiting Apollo &c. nach Carlo Maratti, 335
Farington, Josuah, Views of the Lakes in Cumberland, durch Byrne, Medland und Pouncy, 1ster Heft, 313
Figures de l'Histoire Romaine, 3te Lieferung, 343. 4te, 347
Fittler, Jm. die Verbrennung der spanischen Feuerschiffe, nach Rich. Paton, 321
de Florian, Théatre Italien, 352
Folter, über die Empfindungen der Zuschauer bey derselben, 210
Fueßli, neue Stücke von ihm, 159. Drey Hexenbrustst ücke, 161

G.

Gainsborough, Vortreflichkeit seiner Gemälde; die drey ältesten Königl. Prinzessinnen, 303
Gaugain, T. Country Girl of Tuscany, Blind Girl &c. 319. f. petite Fruitiere angloise; Portraits of the Officiers and men — of the Centaure, nach J. Northcote, 320. Lady Catherine Manners, nach J. Reynolds, 625
Geist, nach Hrn. Ewald, ein Hauptbestandtheil des Menschen, 106. Unterschied der Seelen- und Geisteskräfte, 109. seine Wirkungen, sein Empfinden, 111. Tetens Gedanken hiervon, 113
Gemäldeausstellung in London, ein Brief darüber, 157
Genie eines Malers, worinnen es nicht besteht? 6 in der mechanischen Ausführung, 7. wie die Gegenstände zu betrachten, 7 f. warum äußerst mögliche Aehnlichkeit nicht immer angenehm? 9. f. wie die Wirkung der Nachahmung zu erreichen? 10. Eigenthümliches der Gegenstände, 10. Vergleichung der Werke Rafaels, 12. und Titians, 13 unschickliche Nachahmer des Letzten, 14. worinnen er gefehlt, 15. seine vorzügliche Vortrefflichkeit liegt in der Manier, welche mit der Sprache

che verglichen wird, 16. wie Nebendinge zu nutzen und auszudrücken? 17. ein andrer Fehler ist das äußerst feine Malen, 18. warum Zeichnungen von so hohem Werthe, 19. Aufmerksamkeit auf das Ganze, und was unter diesem zu verstehen, 20. Studio, ein italienischer Maler, 20 f. wie die Gegenstände in der Landschaftsmalerey zu studiren? 27. Bildnißmalerey, 23 Charakter des Genies in sonst fehlerhaften Werken, 24. Vortheil der Idee von einem Ganzen, 25. wie er auch von Unwissenden empfunden wird, 25. f. Beyspiel eines Kindes, 26. Empfehlung der Anstrengung und Sorgfalt, 27. eine weit umfassende Seele leitet auch die Methode zu studiren, 28 f.

Geschmack, ein Versuch von Dr. Reid, 183. was Geschmack? Vergleichung mit dem des Gaumens, 183 f. Unterschied des Gefühls in uns, und der Eigenschaft im Objekt, 184. des Angenehmen, nicht allein den Graden nach, sondern auch der Art nach, 187. welcher für den richtigsten und vollkommensten anzusehen? 189. Gewalt der Gewohnheit, Einbildungskraft u. s. w. auf denselben, 190. f. es giebt eine Regel, ihn zu beurtheilen, 191. f. und die Urtheilungskraft hat allemal Antheil daran, 192. f. daß es nöthig, die Beschaffenheit oder Zusammensetzung des Objekts zu kennen, 195

Blairs Untersuchung darüber, 262. f. über seine Erklärung desselben, 264. ob er ein eigner innerer Sinn? 265. ob eine allgemeine Fähigkeit? 267. vorzügliche Eigenschaften, 269. über dessen Verschiedenheit, 269. f. Unterschied vom Genie, 275

Geyser, Gesners Bildniß, nach Tischbein, und einige andre Kupfer, 140

Gillray, Jam. zwey Seestücke; the Village Train, und the deserted Village, eigne Zeichnung, 314. L'Enfand trouvé, nach einer Zeichnung der Gr. Lavinia Spencer, 329. f.

Glasmalerey, s. Jarvesse.

Gram, warum man darinne nicht weinen könne? 196. f. Wirkung bey eigenem Unglücke und dem eines Freundes, 198

Graſſet de St. Sauveur, Coſtumes civils actuels de tous les peuples, 13te Lieferung, 123
Green, V. die Geduld und der Gram, aus Shakeſpears Twelfth Nigth; Aſtrea ꝛc. beyde nach M. Cosway, 312. zwey Schiffbrüche, nach W. Elliot, 313. Mr. Beauſoy, nach Gainsborough, 314. Monument des Gr. von Chatham, nach G. Hucks Zeichn. 317. a School, nach J. Opie; General Washington und Genral Green, nach Peel, 321. And Nathan ſaid tho' David &c. Eliſah raiſeth the Widow's Son &c. de three Maries going to the ſepulcre, und Peter and John going &c. nach Benj. Weſt, 331. the raiſing of Jairus's Daughter, nach B. Wilſon, 332. Venus an the Sea, und Cupid and Pſyche, nach Ant. Bellucci, 333. Venus and Cupid, nach Agoſt. Caracci, 334. Roman Charity, nach A. van der Werf, 337.
Green, V. und F. Jukes, Lunardi's Balloon, &c. nach F. G. Byrne, 311
Gregory, Bildniß D. Herz, nach Chodowiecky, 140
Grozer, J. Saint John, Shepherdeſs, nach J. Reynolds, 324
Guerſaut, E. Angelique & Medor, nach Romanelli, 173. 343
Guttenberg, ſ. Macret.

H.

Hall, J. und Thornthwaite, the Death of Captain Cook, nach G. Carter, 311
Handpapiermühlen, 250
Harlekin, über deſſen Charakter und Geſchäfte 126. ſ. auch de *Florian*.
Haward, Franz, Charles, und Captain William Cornwallis, nach D. Gardner, 314. Juno und Hebe, nach Wilh. Hamilton, 314 f. the meeting of the Siſters at Reculver, und the Death of St. Julien &c. nach A. Zucchi, 336
Hearne, R. ſ. *Antiquities*.
Helman, M. Suite des ſeize Eſtampes repréſentant les conquetes de l'Empereur de la Chine, 168. Fanfan & Colas, nach Bertaux Zeichn. 175. 344
Hemery, A. H. le Mot à l'oreille, nach Carlo Lotti, 170

Hen-

Henderſon, engliſcher Schauſpieler, ſeine Verdienſte und Begräbniß, 305
Henriquez, Honneurs rendus au Connétable de Gueſclin, nach Brenet. 175. 347
Herz, über das menſchliche, 96. über Ewalds Erklärung des Worts Herz, 92 f. was es, nach dem Sprachgebrauche, bedeute? 103. ein gutes, ein böſes, 151
Hincks, W. the Oath, eine Allegorie, 12 Blätter vom Flachsbau, eigne Zeichn. 316
Hirtengedichte, ſ. Idyllen.
Hiſtoire d'Angleterre, repréſentée en Figures, 4te und 5te Lieferung, 343
Hodges, C. H. Mr. Edwin, in the Character of Lingo, nach Aleſounder, 307. the Rev. William Walter, nach M. Brown, 309. Lady Daſhwood and Child; Lady Spencer; the Red. Thomas Warton, nach J. Reynolds, 325
Hogg, Jann, Sophie, nach Wilh. Peters, 322. Black brown and fair, nach J. R. Smith, 329. Erminia, und Rinaldo and Armida, nach Angel. Kaufman. 339
Holländer, in den Papiermühlen, 250
Holzſchneidekunſt, ſ. Breitkopf. aus den Stampillen der Schreiber, 245
Holzſchnitt, älteſter, mit einer beſtimmten Jahrzahl, 241
Houet, Voyage de Sicile, dixième Chapitre, 171 f.
Huck, J. Gerh. Hope und Deſpair, eigne Zeichn. 317. Paſtoral Converſation, nach de Haſſe, 341
Hudſon, Henr. David and Bathſheba, nach Valerio Caſtelli, 334. King Belſhazzar beholding &c. nach Rembrandt, 337
Hüet, zwey Blätter nach ihm, 170

J.

James, Joh. the Right Honourable Charles Fox; Miſs Kemble, nach J. Reynolds, 325
Jarvaſſe, beſondere Geſchicklichkeit in der Glasmalerey, 301. f. ſ. Auferſtehung. eine Rettung Petri, 302
Idyllen, was darunter zu verſtehen; Unterſchied von Hirtengedichten, 95

Jeruſalem délivrée nouvelle traduction, von Pancoucke, 180
L'Iliade d'Homere, traduite en vers françois &c. ornée de gravures, par *M. Dobremès*, 179
Johnſon, the poetical Works, 162
Jones, J. a Barber's Shop, nach H. Bunbury, 311. Miß Kemble, nach J. Downman, 313. Signa Baccelli, tanzend, nach T. Gainsborough, 314. Miſtriß Davenport, nach G. Romney, 327
Inkes, F. Leben und Ende eines Jagdpferds, nach Anſell; eine Ausſicht nach Chelſea, und eine nach Batterſe, nach W. Beilby, 308. zwey Seeſtücke vom Schiff Eſſex, nach Zeichn. von E. T. Luny, 318. ſ. auch Green, Tomkins.

K.

Keating, G. a Gipſey, nach J. H. Benwell, 308. the Rev. Arthur O Leary, nach J. Murphy, 319. ein junger Knabe, nach J. Reynolds, 324
Kingsbury, J. Eliza, des Yoriks, nach J. Hoppners Zeichn. 317
Knight, C. Fille de Montmelian, nach H. Bunbury, 309. Albert Charlotte and Werter, the laſt interview of Werter &c. nach Northcote, 320
Kobell, 2 Blätter nach ihm, 170. noch 2. ibid.
Koſtum, ſ. Kens. wie es Herr Lenz nennt, 30. die alten Artiſten verſchönerten es, 31. f. wie weit und wo ſolches Artiſten erlaubt? 32. 33. wie von Schauſpielern nachzuahmen? 34 f. Unterſchied von den Artiſten, 35
Krankheiten, ob innerliche, oder Wunden, auf die Zuſchauer die meiſte Wirkung thun? 209. f. ſ. Folter. Wirkung innerlicher, 213. wenn ſie lebhafter wird, 215 welche theatraliſcher? 216 f.
Kretſchmanns, Karl Fried. ſämmtliche Werke, 57. ſeine Verdienſte und Vorzüge, 58. wie er bey der neuern Bearbeitung, die gemachten Erinnerungen genutzt, 59. Beyſpiele aus Kleiſts Ehrengedächtniſſe, 60. von einem Gleichniſſe, 61. f. von Bildern, 62. Verbeſſerungen in dem Geſange, als Virus geſchlagen wurde, 66. der Klage Rhingulphs Vorzüge, 68. über die Jägerin, 69. Fingal und Hioda, und der Schild, 70. über die ſcherzhaften Lieder, 71. das Ehrengedächtniß Gellerts,

lerts, 72. das Friedenslied, gesungen im May, 1779. 72. f. die Hymne; wahre Stärke, 75. trefflicher Uebergang in die Geschichte Davids, 77. einige andre Hymnen, 79. f. ob er zu tadeln, daß er sich so genau an die Orthodoxie gehalten, 80. über die Singgedichte, 81. Abhandlung über das Barditt, 81. f. von den Werthe und der Kultur der schönen Wissenschaften, zumal der Dichtkunst, 87 f.

Kritik, Blairs Vorlesung darüber, 275

Kunstwerke, von den, von der Akademie zu Leipzig, zur dießjährigen Ausstellung, nach Dresden gesendeten, 134

Kupfer, deutsche, 136

— englische, 157. 307

— französische, 168. 342

— italienische, 155

Kupferstiche zum 2ten Band der Gemmensammlung ꝛc. 161. f.

Kupfersammlung, Rostische, s. Auction.

L

de la Lande, le Depart de Mars, & son Rétour de la Guerre, nach Rubens, 173. 343

Landini, l'Enfer des Peuples anciens, 179

Langlois, Henri IV. nach Porbus von Tardieu, und Peter der Große, nach Caravaque, 172

Laokoon, über den Ausdruck seines körperlichen Schmerzens, Lessings Urtheil, welches Ewald tadelt, 208 f.

Laurent, l'Abbrevoir au Lion, und la vie rurale, nach Casanova, von le Vasseur geendigt, 147

Legrand, la Religion, nach Cipriani, 346

Leinenpapier, s. Breitkopf. Ursprung desselben, 247. wird den deutschen zugeschrieben, 248. erste Spuren, 249

Lens, Andr., das Kostum der meisten Völker des Alterthums, mit Zusätzen von G. H. Martini, 30. Zweck seines Werks, 36. und wiefern er ihn erreicht, 36. f. Fehler beym Gebrauche der Uebersetzungen, 37. Nachläßigkeit in Anführung der Schriftsteller, 38. sagt oft von Kleinigkeiten viel, 39. von wichtigern Gegenständen desto weniger, 40. f. Menge von Muthmaßungen und Möglichkeiten,

keiten, 41. über die beygefügten Zeichnungen, 42. f. die Methode, der er gefolgt, 44. kurzer Inhalt des Werks; Art und Fehler der Behandlung, 45. f. Auszug aus dem lezten Kapitel, oder Epilogus, 49. Hrn. Martini Verdienſte bey der Ueberſetzung, 55

Lenz, colorirte Zeichnung, Chriſtus und die Ehebrecherin, 141. f.

Lerpiniere, Dan. Entſatz des Admiral Howe ꝛc. nach Rich. Paton, 321

Leſſing, ſ. Laokoon, Sophokles.

Levreau, Vue pittoreſque d'une place projettée &c. par *Ch. Douver*, 171

Lionard, 346

Liotard, J. B. Vue des principiaux monumens de Rome, nach Robert, 175. 346

Lippert, deſſen Abſterben, 153. f.

Lutherburg, neue Stücke von ihm, 159

M.

Macret, Couronnement de la Fontaine, p. Eſope, nach le Barbier, dem ältern, von Guttemberg, geendigt, 174. 344

Manſo, J. C. F. Bion und Moſchus; wie er ſie behandelt, 87. f. was er bey der Ueberſetzung zu leiſten geſucht, 88. Anmerkungen, 89. f. Probe aus dem erſten Gedichte Bions, 90. f. der Ueberſetzung, 91. Berichtigungen im Texte, 93. Ueber den Charakter und Werth dieſer Gedichte, 94. f.

Marcuard, R., Orgar and Elfrida, nach Jam. Jefferys, 318. Francis Bartolozzi, nach J. Reynolds, 326. Diana and Nymphs, nach Angel. Kaufman, 339

Martini, G. H. ſ. Lens.

Martini, Vue du Pont Sphinx, nach Robert, 157. 345

Mechau, ein Oelgemälde von ihm, 135

Medland, W. ſ. Farington.

Menſch, ſoll drey Hauptbeſtandtheile haben, 106. ſ. Geiſt.

Meyer, la bleſſure ſans danger, nach Boucher, 168

Michel, J. B. ſ. Facius. Hagar und Iſmael nach P di Cortona, 333 f. Meditation, nach Angel. Kaufman, 339. ſ. auch Ryland.

Middiman, Select views in Great Britain, 342
Mitler, J. G. la tendre Mere, nach J. Tischbein, 346
Milton, John, Poems upon several occasions &c. with notes — by Thom. *Warton* 165
Molenaer, C. vue des Moulins de Rotterdam, in Kupfern, 170 f.
Monument, der Königin Mathilde von Dännemark, eine davon gegebene Beschreibung wird berichtiget, 147. wer das Oeserische Modell ausgeführt, 149. Erklärung desselben, 150
Moreau, Kupfer zum Voltaire, 5te Lieferung, 173. f.
Moret, J. B. le Paisan mécontent, nach Borel, 173
Moschus, s. Manso.
Mouchy, 11tes und 12tes Blatt zum Telemach, nach Monnet, 170
Museo Capitolino, s. Campiglio.

N.

Nachrichten, vermischte, 132 294
Nares, Orthoepy, 306. f.
Nathe, Zeichnung schweizerischer Gebürge, 143. f.
Northcote, eine alte Frau mit einem Paar Kindern, 160
Nutter, Cecilia's overheard by Delville, nach Th. Stothard, 330

O.

Oeser, der Vater, Monument.
Oeser, Zeichnung im Plauischen Grunde liegender Gefilde, 143 f.
Ogborne, J. the Birth of American Liberty, nach S. Harding, 315. Cecilia's first interview with Miss Bellfield, nach Thom. Stothard, 330. Abelard offering Hymen to Eloisa, nach Angel. Kaufman, 340. Good News und Bad News, nach J. Heue. Ramberg, 341

P.

*de P***, Prospectus d'une Gallerie historique universelle, 1ste Lieferung, 172. f.
Pancoucke, s. *Jerusalem*.
Panseron, Cahier en six planches — pour l'embellissement des Jardins &c. 170

Papier, baumwollenes, deſſen Verfertigung, 246. Stoff der Spielkarten, 245
— leinenes, ſ. Leinenpapier.
Papiermühle, erſte in Deutſchland, 249. neue Einrichtung und Menge, 250.
Park, T. the Marriage of St. Catherine, nach Paris Bordone, 334
Parker, J. the merry Wives of Windſor, nach S. Harding, 315. the Pulſe, nach Northcote, 320
Paſtorini, Gualtherus and Griſelda, und Griſelda returning to her Father, nach Rigaud, 326
Pergament, griechiſches, 247. ſ. baumw. Papier.
Petrarch, Eſſay on the Life and Character of, 164
Perbet, W. Cupid, 323
Phantaſie, Bemerkungen darüber, 127. f.
Piaco, les plaiſirs des Amans, — les Careſſes réciproques, nach Challé, 109
Picot, V. M. the watering Place, nach J. Aſſelyn, 336. the Evangeliſts, nach Rubens; the ſuſpicions Lover, nach Terburg, 337. Tragedy and Comedy, nach Angel. Kaufman, 340. Winter und Summer's Evening, nach J. P. V. Loutherbourg, 342
Piquenot, l'Heroiſme du Sentiment, nach Copley, 169. le Départ de la Chaſſe à l'Oiſeau und au Cerf, nach Wouvermanns, 347
Pollard, W. Edwin and Angelina; Lady Harris Ackland, und Lieutenant Mody, eigene Zeichn. Zwey Seeſtücke, nach D. Serres, 342
Pollard, R. Nymphs bathing, nach F. Wheatley, 331
— Robert, the Grosvenor Eaſtindiaman, und the Departure, nach Rob. Smirke, 328. f.
Ponce, les illuſtres François &c. 347. Collection des Eſtampes des Bains de Titus, 1ſte Lieferung, Kupferſtich zu dem Homer, 348
Porporati, Herminie & le Berger, nach Karl Vanloo, 168
Portique ancien & moderne, ou Temple de memoire &c. 174. 345.
Pouncy, B. T. ſ. Farington.
Pujos, Portrait du Comte de Caglioſtro, eigne Zeichn. 346

R.

Reading, Sara, Olivia und Sophia, 324
Reading, B. Lavinia and her Mother, nach W. Bigg, 308. Charlotte at the Tomb of Werter, eigne Erfind. 323
Rafael, ſ. Genie.
Ranjonnette, l'arrive du Roi à ſon Palais de Juſtice, eigne Zeichnung, 169. Vue perſpective du nouveau Palais Royal, 174
Rayland, Morning Amuſement, nach Angel. Kaufman, 339
Regnault, Dors, Dors- 171. la Fontaine d'Amour, nach Fragonard, 350
Reinhart, Zeichnung einer romantiſchen Gegend, 143. f.
Renou, Mſſle. Alexandre montrant une lettre à Epheſtion, nach H. Collin de Vermont, 171
Reynolds, Rede über das Genie der mechaniſchen Ausführung, 5. einige neue Stücke von ihm, 158
Rhetorik, Streitigkeiten über deren Benennung, 252. Zweck, 253. Erklärung der Neuern, 254. Beſchreibung der objektiv betrachteten, 255. Blairs Gedanken über ihren vielfachen Nutzen, 259. f.
Rhingulph, Barde, ſ. Kreiſchmann.
Richter, zwo Zeichnungen von arbeitenden Packern und Aufſädern, 142
Rieds Verſuche über die geiſtigen Kräfte des Menſchen, 183. ſ. Geſchmack.
de Rivarol, le Comte de, Diſſ. ſur l'Univerſalité de la langue Françoiſe, 229. Geſichtspunkt, aus dem er dieſe Frage betrachtet, 229. f. Vergleichung der engliſchen und franzöſiſchen Sprache, oder vielmehr Nation, 238.
Roſenberg, Joh. ſ. Sammlung.
Ryder, T. Youth, nach einer Skizze von B. Humphey, 318. Contemplation; Lavinia and her mother, nach Sam. Schelley, 327. Urania, Thalia, Erato und Clio, nach G. B. Cipriani, 334. Poetry, nach Angel. Kaufman, 340
Ryland, W. W. Samma, am Grabe Benoni, nach Angel. Kaufman, 338
— und Michel, Penelope awakened by Eurycles, nach Angel. Kaufman 339

Saillar,

S.

Saillar, Bruſtbild des Prinzen von Wallis, nach J. Smart, 329
Saint-Aubin, portrait de Mr. Necker, nach Duplessis, 168. de Mr. de Larive, nach Sauvage, 350
Saisons, les quatre, litteraires. (Printems). 353
Sammlung der ſchönſten und intereſſanteſten Ausſichten von Berlin, von Joh. Roſenberg gezeichnet und geſtochen, 354
Sargent, John, the Mine, a dramatic Poem, 162
Schauſpieler und Schauſpielerinnen, neue Engl. 304
Schlacht bey Hochkirch, ein vortreflicher Stoff zu einem beſondern Gedichte, 64
Schlegel, ein mit Aehren geſchmückter und überſchleyerter Kopf des Ceres, in erbsfarbigem Marmor, 137
Schleich, ein Bildniß nach Franz Mieris, 155
Schmerz, über den Ausdruck großer körperlicher, 280 f. 209. f. ſ. Krankheiten, wie Vorſtellungen derſelben theatraliſch ſeyn können? 217. wie das dadurch erregte Mitleid zu unterhalten? 218. wie der Held des Trauerſpiels ſolche äußern müſſe? 219 f. 222. ob er ſie gar nicht äußern dürfe? 224 f.
Schönheit. Blairs Vorleſung über dieſelbe; Unterſchied ihres Eindrucks; von dem des Erhabenen, 287. geiſtige, 288. andere Formen des Angenehmen, 289. f.
Schreiter, J. G. ſ. Blair.
Schüchternheit der Stubengelehrten, 114
Schwabe, Joh. Chrph von den Urſachen der Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache, 227
Scott, Edm. the Children in the Wood, nach Th. Stothard, 330. the Parade, und the Embarkment, nach J. H. Ramberg, 341
Sedgwick, W. a View of Walheim &c. nach W. Miller, 319. apparent Diſſolution, und returning Animation, und Widow Coſtard &c. nach E. Penny, 322
Sharp, Will. Lucretia, die ſich entleibt, nach Domenichmo, 336
Sheridan, Thom. ſ. *Swift*.

Sherwin, iſt Königl. Kupferſtecher worden, 161. Capitain James Cook, nach N. Dance, 312. Reynolds Bildniß; und die Fortune Teller, nach J. Reynolds, 324. nach und von ihm: Bildniß Wilh. Woollett's; Mrs. Robinſon; Mrs. Hartley, Andromache; Mrs. Siddons, als Euphraſia; the Garland; Meditation; a View of Gibraltar with the Spaniſh Battering Ships, 328. Catullus and Lesbia, und Pericles and Aſpaſia, nach Angel. Kaufman, 340

Shooting, a Poem, 163

Smith, J. R., Clariſſa Harlowe and Solmes, nach W. Berchy, 308. Expectation, nach H. Bunbury, 310. Monimia viſiting &c. nach Rich. Cosway, 312. Sophia Weſtern, nach J. Hoppner, 317. Mrs. Siddons, als Zara, nach J. Lawrence; Cimon & Iphigene, nach W. Lauriſon, 318. Jam. Bradſhaw, und Ingham Forſter, nach H. Morland, 319. a viſit to the Grandmother, nach Northcote, 320. a Bacchante, nach J. Reynolds, 324. Joh. Deane Bourcke, A. B. of Thuam, nach demſelben, 326. Nature, nach G. Romney, 326. Abelard and Eloiſa; Lavinia und the Village Wanderer, nach Sam. Shelley, 327. the Frail Siſtres, nach eigenem Gem. 329. Lear and Cordelia; Lady Macbeth, the Weird Siſtres, nach H. Fuesli, 330

Sophokles. Ewalds Erinnerung über Leſſings Beurtheilung deſſelben, 204. 222. f. Herders Urtheil, 224. und Smiths, 224. f.

Spielkarten, ſ. Breitkopf, wann ihrer zuerſt gedacht wird? 241. f. ihr Urſprung und Benennung, 242. wie eine Nation nach der andern ſie angenommen, 243. Erfindung der Namen, 243. f. Farben, 244. f. Stoff derſelben, 245.

Spilsbury, Jonath. the Flower Girl, nach Angel. Kaufman, 340

Sprache, ſ. Denken, wie ſie ein Kennzeichen der Kultur ſeyn könne, 259. Blair, von deren Urſprunge und Fortgange, 291. f.

Sprache, franzöſiſche, von dem Urſprunge ihrer Allgemeinheit, ſ. Schwabe. *Rivarol.* Geſchichte der Hauptepochen derſelben, 232

Sprache, deutsche, warum sie nicht die herrschende werden konnte? 232. f.
— englische, s. *Rivarol.*
— italienische, Rivarols Urtheil über dieselbe, 235
— spanische, konnte nicht die herrschende werden, 234 f.
Stein, Zeichnung des abgebrannten Schlosses in Gera, mit schwarzer Kreide, 142. f.
Stern, Giovanni, Piante, Elevazioni, Profili e Spaccati degli edifici della Villa Suburbana di Giulio III. P. M. 155 f.
Strange, R. die Königinn von England, Henriet'ta Maria, nebst ihren beyden Prinzen, nach van Dyck, 337
Studio, ein italienischer Maler, s. Genie.
Swift, D. Works, arranged &c. by Thom. *Sheridan*, 164. f.

T.

Taubheit und Blindheit, in Schauspielen, 129
Thomas, Portrait du Comte de Milly, und du Comte de St, Germain, 346
Titian, s. Genie.
Tomkins, P. W. ein Landmädchen, nach Charles Ansell, 307. f. Morning Employements, nach H. Bunbury, 310. the second Lesson of Love, nach S. Harding, 318. Sir John Fallstaff, nach Saunders, 330. Affection and Innocence, nach Bartolozzi, 333
— und Jukes, Approach und Defeat of the floating Batteries, nach J. Clevely Zeichn. 311
Townley, Charles. Master Lock, nach J. Hoppner, 317. Percival Pott, Esq. nach J. Reynolds, 326. Joseph Allen, M. D. Sir Hyde Parker Bart, V. A. nach G. Romney, 327. S. E. Mr. le Comte Alexis d'Orloff, eigne Zeichn. 330
Turcatty, la Paix ramene l'Abondance &c. nach Dardil, 170

U V.

Valperga, Portrait de l'Abbé Arnaud, nach Duplessis, 173. 242
Varni, le Concert agréable, nach Lavreince, 171.
le Vasseur, s. Laurent.

Digitized by Google

Vidal, Portrait de Mdlle. Beaumenil, nach Pujos, 171. le Dejeûner Anglois, nach Lavreince, 349
Vitorelli, Giacomo, Rime, 156. f.
Voyez, Portrait de Louis XVI. Roi de France, nach Boizot, 343
Voyſard, S. l'Alaitement maternel encouragé, nach Borel, 345. le Don intereſſé und la Morale inutile, 349

W.

Walker, Jam. eine junge Perſianerin, nach Maria Cosway, 312. the Burning of the Spaniſh floating Batteries, nach T. Lundy, 319 the young Maid and old Sailor, nach H. Walton, 330. f.
Ward, W. Mrs. Benwell, Eliſabeth Counteſs of Mexborough, nach J. Hoppner, 317. the Miniſtrel, nach J. Opie, 321. Annette and Lubin, nach J. R. Smith, 329
Warton, Thom. iſt Poet laureat geworden, 161. ſ. *Milton.*
Watſon, Caroline, Bruſtbild der Prinzeſſin Maria, nach J. Hoppner, 316. f. Ophelia, nach R. E. Pine, 323. Prince William Frederick, nach J. Reynolds, 326. Bruſtbild des General Boyd, nach J. Smart, 329
Watts, S. Muſic, nach Angel. Kaufman, 340
Weinlig, Oeuvres d'Architectures, 1ſter Heft, 152. 2ter, 294
Wells, J. Ausſicht von Oxford und Cambridge, nach S. Ireland, 318. Sechs Ausſichten von Landſitzen, nach Spyres, 330
Weſt, Nachricht von einigen ſeiner Werke, 158.
White, L. a Camp Scene, nach H. Bunbury, 311. Zwey Damen bekränzen die Büſte der Diane, nach Lady Lincoln Zeichn. 318. Margaret of Anjou, nach Th Stothard, 330. Misfortune, Miſtake, Misconduct, Mischange, nach Jam. Wickſtead, 332
Wiegand, Venus und Amor, nach Cignani, 136
Wieſe, reizender Mädchenkopf, nach Greuze, in Paſtell, 132

Wilkin-

Wilkinson, A. ein Frauenzimmer mit einem Opfergefäße, nach Angel. Kaufman, 340
Wille, les soins maternelles, nach einem Gemälde seines Sohns. 138
Witz, aus ihm entstehende Empfindungen, 117. Verwunderung und Lachen, 119. 120. f. witziger Charakter, 121. f.
Woollet, stirbt, 161

Y.

Young. J. the Wife of Avery, nach Prince Hoare, 316. the Watercress Girl, nach J. Joffany, 341

Z.

Zeichnungen, woher ihr Werth, 19

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Zweyunddreyßigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1786.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

I. Gedanken über das Lachen, aus den Briefen, welche Hr. Gilbert Burnet und Hr. Franz Hutchinson, über den wahren Grund der Tugend, oder der moralischen Güte, mit einander gewechselt, S. 1.

II. Leben des im vor. J. zu Dresden verstorbenen Hrn. Prof. Lipperts, S. 22.

III. Hugo Blair's Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften, aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von J. G. Schreiter. Erster Theil. Fortsetzung, S. 37.

IV. Vermischte Gedichte von Johann Nikolas Götz, herausgegeben von Karl Wilhelm Ramler, S. 54.

V. Miscellaneen artistischen Inhalts, herausgegeben von Joh. Ge. Meusel. 15. bis 24. Heft, S. 71.

VI. Christian Friedrich Pranges Abhandlungen über verschiedne Gegenstände der Kunst, welche durch seine zu Halle errichtete Zeichenschule, bey jedes-

Digitized by Google

maliger Ausstellung der Gemälde veranlaßt worden. 1. bis 5tes Stück, S. 85.
VII. Die Beurtheilung des Schönen in den zeichnenden Künsten, nach den Grundsätzen eines Sulzers und Mengs, aus dem Italienischen von M. Chr. Fr. Prange, S. 94.
VIII. Briefe eines alten Schauspielers an seinen Sohn von Rahbeck, von dem Verfasser neu bearbeitet und unter seinen Augen aus dem Dänischen übersetzt v. Christian Heinrich Reichel, S. 99.
IX. Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Dresden. Nachricht von der dießjährigen Ausstellung bey der Akademie, S. 129.
Pirna. Dichterische Schildereyen ꝛc. 1ster, 2ter und 3ter Heft, S. 130.
Bern. Neue Blätter von Aberli und Freudenberger, S. 131.
Augspurg. Siebende Nachricht von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten ꝛc S. 131 f.
Cassel. Bildniß des regierenden Landgrafens, von Ch. G. W. Weise, nach Tischbein, S. 132
München. Von den Arbeiten eines geschickten Thiermalers, Jos. Geo. Winters, ebend
Wien

Wien. Portraits des Hrn. von Born und Jacquin von Jac. Adam, S. 132 f.
Des K. in Schweden Gustav des 3ten, von Mansfeld, S. 133.
Leipzig. Anzeige aller Kunstwerke der Rostischen Kunsthandlung, S. 133.
Berlin. Anhang zu dem Verzeichnisse der von Bernhard Rode, nach eignen Gemälden und Zeichnungen radirten Blätter, S. 134 f.
Biblische Geschichte, 135.
Weltliche Geschichte und Allegorien, S. 137 f.

England. Auszug eines Briefes aus London. S. 143.
Dr. Maty Review, S. 143 f.
Boswell's Tour, S. 145.
Swift's Life by *Sheridan*, S. 146.
Hayley's Old Maids, S. 147.
Bourgoyne's the Heiress, ebend.
Dr. Gillie's History of ancient Greece, ebend.
Cumberland's Observer, zwote Auflage, S. 148. 159.
Miss More's Floris etc. 148.
Englische Schriften.
A Biographical Dictionary, containing an historical Account of all the Engravers etc. By *Joseph Strutt*. Vol. I. S. 149

Digitized by Google

A Tour to Ermenonville, S. 150.

Ancient Scottiſh Poems, ebend.

An Inquiry into the Fine Arts. By Thom. *Robertſon*, S. 150 f.

Planting and Ornamental Gardening, S. 151

The Progr. of Romance, I. Vols S. 151 f.

Landscape in Verſe. Taken in Spring. S. 152

La Pucelle, or the Maid of Orleans, from the French of *Voltaire*. The friſt Canto, ebend.

Poems on ſeveral Occaſions. By *Anna Yearsley*, S. 152 f.

Poems on ſeveral Occaſions. By *Edward Lovibond*, S. 157.

The Obſequies of Demetrius Poliorcetes. By *Anne Francis*, ebend.

A Select Collection of Engliſh Songs, ebend.

Moral Fables, S. 157 f.

Eleonora: from the Sorrows of Werter. 2 Vols. S. 158.

More Lyric Odes to the Royal Academicians. Lyric Odes, for the Year 1785. by *Peter Pindar*, S. 158 f.

The

Digitized by Google

The Taſk in ſix Books. By *William Cowper*. S. 159.
Recheaches ſur l'Origine, l'Eſprit and les Progreſs des Arts de la Grece, 3 Tomes, S. 160.
Typographical Antiquities — by *William Herbert*, Vol. I. S. 160 f.
Poems moral and deſcriptive. By *Richard Jago*. S. 161.
The Satyre of *Juvenal* — Alſo Dr. *Brewſter's Perſius* — By *E. Owen*, S. 161 f.
Lettres of Litterature. By *Robert Heron*, S. 162.

Frankreich.

Neue Schriften.

Oeuvres de M. le Chevalier *de Bert*. Nouvelle Edition, 2 Vols. S. 162 f.
Lettres de Madame la Comteſſe de L*** à M. le Comte de R**, S. 163.
Bigarrures litteraires, S. 164.
Muſarion — de *Wieland* — par M. *Laveaux*, ebend.

Franzöſiſche Kupfer vom Jahr 1785.

Figures de l'Hiſtoire Romaine, 4. Lieferung S. 165.

Digitized by Google

Figures des Fables de la Fontaine, 8te Lieferung S. 166.

Tableaux des Maiſons et des Jardins des Seigneurs et Gentilshommes Anglois, etc. angekündigt von Simon. ebend.

Antiquités Etruſques, Greques et Romaines, von David angekündiget, S. 166 f.

Cahier des Jardins Anglo-Chinois S. 168.

Leben des Hrn. Claude Henri Watelet, S. 169.

Nachricht von der Roſtiſchen Auktion, S. 172 f.

Digitized by Google

I.

Gedanken über das Lachen, aus den Briefen, welche Herr Gilbert Burnet und Herr Franz Hutchinson über den wahren Grund der Tugend oder der moralischen Güte, mit einander gewechselt haben.

— Rapias in ius malis ridentem alienis. *Hor.*

An Hibernicus.

Es ist beynahe keine Sache, die die menschliche Natur betrifft, welche nicht verdienen sollte, untersucht zu werden. Ich schicke Ihnen einige Gedanken über einen sehr gemeinen Gegenstand, das Lachen. Glauben Sie, daß es zu einigem Verständnisse desjenigen dienen kann, was so oft in unserer eigenen Seele vorgeht, oder auch zu der Kenntniß des Nutzens, um dessentwillen unsere Natur damit versehen ist, so können sie Gebrauch davon machen.

Aristoteles in seiner Dichtkunst, hat die Beschaffenheit von einer Gattung des Lachens sehr richtig erklärt, nämlich, die Veranlassung oder die Ursachen, warum uns Personen lächerlich vorkommen, ist Ἁμαρτημά τι καὶ αἶσχος ἀνώδυνον καὶ οὐ φθαρτικόν, ein Versehen, und ein Uebelstand ohne peinlichen Schmerz, die nicht verderblich oder nachtheilig sind. Indessen ist

auch gar nicht seine Absicht, von allen Arten des Lachens überhaupt Rechenschaft zu geben.

Aber Herr Hobbes, der den Ruf eines Philosophen seiner stolzen, entscheidenden und feyerlichen Miene verdankt, die er dann am allermeisten annimmt, wenn er eine handgreifliche Albernheit oder einen seltsamen Widerspruch behauptet, versichert uns, daß das Lachen nichts weiter, als ein Anfall von Ruhmsucht sey, der aus einer jähen Vorstellung von irgend einem unserer Vorzüge, durch die Vergleichung mit der Schwachheit anderer, oder unserer eigenen vormaligen entstehe. Denn, sagt er, die Menschen lachen auch über ihre selbst eignen vorigen Thorheiten, wenn sie ihnen jähling einfallen, sie müßten ihnen denn zu einer gegenwärtigen Unehre gereichen.

Diesen Begriff hat der Verfasser des Zuschauers in dem 47. Blatte, vom Hobbes angenommen. Dieser kühne Schriftsteller, der ohne Rücksicht auf Beweise seine Untersuchung anstellt, und in einer Sprache geredet, die weit verständlicher ist, als der Schulgelehrten ihre, gefiel verschiedenen freydenkenden Witzlingen seiner Zeit. Seine große Absicht war, alle menschliche Handlungen von der Eigenliebe herzuleiten. Unglücklicher Weise hatte er Alles übersehen, was nur an den Menschen groß und edel ist, und zeigt sie also bloß aus dem Gesichtspunkte, aus dem sie ein schlechter, niederträchtiger Mensch ansieht, indem er alle Freundschaft,

Digitized by Google

liebe und gefällige Zuneigung für eine Wirkung der Heucheley, des Eigennutzes oder der Furcht hält.

Die gelehrte Welt giebt dem Puffendorf sehr Schuld, daß er jenes seine erstern Grundsätze angenommen, ob er gleich bessere Folgen daraus zieht; da er aber bey den meisten Gelehrten, wegen seines deutlichen Vortrags den vorzüglichsten Beyfall erhalten, so haben ihn auch alle diejenigen, die sich der Moral wiedmeten, zum allgemeinen Lehrer gewählt. Daher kömmts, daß die alten Begriffe von natürlichen Zuneigungen, und geselligen Trieben, vom gemeinen Menschensinne, von dem Wohlanständigen und Ehrbaren (decorum und honestum) aus unsern moralischen Büchern verbannt sind.

Wenn Hobbes Begriff richtig ist, so findet das Lachen fürs erste niemals Platz, wo wir nicht Vergleichungen zwischen uns und andern, unserm gegenwärtigen und einem schlechtern Zustande, anstellen, oder wo wir nicht einen Vorzug bey uns in einer oder der andern Sache bemerken: und weiter muß auch folgen, daß jede plötzliche Erscheinung eines Vorzugs vor einem andern, so bald wir es bemerken, Lachen erregen müßte. Sind aber die Folgen falsch, so muß es auch der Begriff seyn, aus dem sie hergeleitet werden.

Fürs 1ste also; — daß das Lachen oft ohne einen eingebildeten Vorzug unserer selbst entsteht, sieht man an dem reichhaltigen Gegenstande der

Kurzweil, an der Parodie, und einer drolligen Anspielung. Diese erregen bey denjenigen Gelächter, die sonst die größte Verehrung für die Schrift haben, auf die angespielet wird, und eben so den Witz der Person bewundern, von der die Anspielung gemacht wird. So hat mancher tiefe Bewunderer der Maschinerie beym Homer und Virgil herzlich über die Dazwischenkunft der Pallas im Hudibras gelacht, wo sie den kühnen Talgol von des Ritters Pistole rettet, die auf seinen Schädel gerichtet ist:

Aber in Gestalt des Rostes
Kam die mächtige Minerva,
Und stieß ihr Gorgonenschild
Zwischen Feder und dem Hammer,
Und der Hahn stand steif, als wär er
Gleich in einen Stock verwandelt.

Wenige, die dieses lesen, werden sich gleichwohl einen Vorzug vor dem Homer oder Butler zuschreiben; denn ob gleich die meisten von uns, sich klüger als der streitbare Ritter denken mögen, so werden sie ihn denselben doch nicht in Abfeurung rostiger Pistolen streitig machen. Und, wer würde wohl gelacht haben, wenn der Dichter auf einfache ungeschmückte Art erzählt hätte, daß sein Ritter nach dem Talgol hätte schießen wollen; sein Pistol aber, weil es zu sehr verrostet gewesen, hätte kein Feuer gegeben? und doch würde uns dieses dieselbe Veranlassung zu einem plötzlichen Anfall von Ruhmsucht, wegen unserer Superiorität über den albernen Ritter, gegeben haben.

Weiter,

Weiter, mit was vergleichen wir uns wohl selbst, oder worinne schreiben wir uns Vorzüge zu, wenn wir über jene drolligen Bilder und Vergleichung des Morgens lachen?

Lange hatt' im Schooß der Thetis
Schon Herr Titan ausgeschnarcht,
Und schon fieng der Morgen an
Sich wie ein gesottner Krebs,
Von dem Schwarz ins Roth zu kehren.

Wie mancher orthodoxe schottische Presbyterianer, (dem man doch wohl keine Verachtung gegen die heilige Schrift Schuld geben wird,) wird alle seine Ernsthaftigkeit haben müssen zusammen nehmen, um nicht zu lachen, wenn er die Anwendung einer Stelle aus derselbigen, von seinem Landsmanne D. Pitcairn gehört hat, der, als er eine Menge Volks um einen Mäurer her sah, welcher mit sammt dem Gerüste herunter gefallen und von dem Schutte der Feuermäuer, die hinter ihm hergestürzt, war verschüttet worden, sagte: „Selig sind die Todten, die in dem Her„ren sterben: denn sie ruhen aus von ihrer Ar„beit und ihre Werke folgen ihnen nach.“ Und doch dünken sich gewiß wenige weiser, als der Apostel, oder der Doctor. Ihre Superiorität über den armen Mäurer, würde auch, wie ich gewiß überzeugt bin, nicht ein solches Lachen erregt haben, so, daß in diesem Falle nicht die eigene Meynung von Ueberlegenheit die Quelle des Gelächters seyn können, wir müßten denn sagen, daß sich die Leute klüger als der geistliche

Lehrer dünkten: aber auch ein so eingebildeter Vorzug vor einem geistlichen Lehrer ist keine so seltne Sache, daß sie eine jählinge Freude verursachen sollte, und bey Leuten, die Hochachtung für die Religion haben, ist auch die Entheiligung des göttlichen Wortes kein Gegenstand des Gelächters.

Im Zuschauer wird gesagt: daß, wenn witzige Köpfe uns zu lachen machen, „es geschieht, „indem sie eine Unschicklichkeit oder Schwachheit, „entweder an sich selbst oder an andern darstel„len.“ So enthalten z. B. Anspielungen bey nichts bedeutenden Dingen, auf sehr feyerliche figurenvolle Reden großer Schriftsteller eine dergleichen in die Augen fallende Unschicklichkeit, daß wir uns selbst einer solchen Albernheit für unfähig halten, in die der Anspieler dem Anscheine nach verfällt: so daß in diesem Falle auch ein eingebildeter Vorzug läge. Aber es dienet zur Antwort, daß wir oft über solche Anspielungen lachen, wenn wir gleich wissen, daß die Person, die das Lachen veranlaßt, mehr als zu gut weiß, was zu ihrer Rede schicklich und angemessen ist, und mithin auch itzt das Seltsame und Unschickliche seiner eigenen Anspielung so gut, als irgend einer von der Gesellschaft kennt, ja selbst darüber lacht; und wir bewundern oft seinen Witz in solchen Anspielungen, und beeyfern uns ihm, so viel wir können, nachzuahmen. Nun aber, was für ein Gefühl von Ruhmbegier oder Freude über unsern Vorzug daraus entstehen kann, wenn wir an

einem

einem andern eine Eigenschaft bemerken, die wir ihm nachzuthun, uns beeyfern, das kann ich nicht einsehen. Ich sollte sogar wähnen, daß Leute, wenn sie sich mit dem Anspieler vergleichen, dem sie es nachzuthun wünschen, oft eher verdrüßlich und ernsthaft werden möchten.

Ja, noch mehr scheint es mir so unwahr, daß nur eingebildete Superiorität uns zum Lachen bewegen sollte, daß ich vielmehr aus einigen Beyspielen das Gegentheil behaupten wollte. Denn, wenn das Lachen aus einem vermeynten Vorzuge entstehen sollte, so müßte der Spaß nothwendig allezeit um so viel größer seyn, je tiefer ein Gegenstand unter uns zu stehen schien: und je mehr wir uns ihm näherten und seine Handlungen der unsrigen gleichen, desto weniger müßten wir Veranlassung zum Lachen finden. Wir sehen aber im Gegentheile, daß eine gewisse Fähigkeit bey Hunden oder Affen, die unsern eigenen Künsten näher kömmt, uns oft lustig macht; dahingegen je dümmer ihre Handlungen sind, durch die sie weit unter uns stehen, desto weniger uns Spaß machen: Woraus also der Zuschauer die Bemerkung zog, „daß die, uns lächerlich scheinenden Handlungen der Thiere, eine Aehnlichkeit mit einer menschlichen Verhudelung haben," bekenne ich, nicht errathen zu können. Ich glaube vielmehr das Gegentheil, daß ihre Nachahmung unserer klügsten Handlungen, die meiste Lustigkeit bey dem Beobachter erregen würde.

Der zweyte Theil der Behauptung, daß eine plötzlich in uns entstehende Meynung von einem Vorzuge, nichts weniger als Lachen in uns erregt, scheint mir mehr als irgend etwas in die Augen zu fallen. Wenn wir einen Gegenstand leiden sehen, indem uns wohl ist, so sind wir dem Weinen näher, als dem Lachen: und das ist gerade eine Veranlassung zu des Hobbes plötzlicher Freude. Der Zustand eines galanten Herrn muß also sehr lustig seyn, wann er wohl aufgeputzt in seinem Wagen durch die Straße fährt, und hier auf jeder Seite um sich her so viel zerlumpte Bettler, oder Last- und Senftenträger unter ihrer Arbeit mit Schweiß bedeckt sieht. Wie Schade! daß wir nicht ein Krankenhaus oder Lazareth haben, wo man sich bey trüben Wetter hinbegeben könnte, um sich einen Nachmittag über diese geringern Gegenstände recht satt zu lachen. Seltsam genug, daß unsere Hobbesianer nicht alle Canarienvögel, Eichhörnchen, Schooßhündchen, Affen und Hunde aus ihren Häusern verbannen, und ihre Stellen mit Eseln, Eulen, Schnecken und Austern ersetzen, um über sie recht zu lachen. Hier würden sie eine Veranlassung zu höhern Freuden über ihre Superiorität, als bey denen finden, über die wir uns itzt belustigen. Der Stolz, oder eine hohe Meynung von uns selbst, müßte, ihnen zu Folge, gar nicht mit Ernst sich vertragen können: Leerheit müßte allezeit die Menschen feyerlich in ihrem Betragen machen, und die sich bewußte Tugend und große

Fähig-

keiten müßten immer etwas zu lachen haben. Ein orthodoxer Gläubiger, der auf dem wahren Wege zur Seligkeit allein zu gehen glaubt, muß immer über die Ketzer lustig seyn, über die er, seiner Meynung nach, so erhaben ist, und keine andere Leidenschaft als Lustigkeit muß bey ihm entstehen, wann er von ihrer Heterodoxie höret. Ueberhaupt müßten alle verständige, nachdenkende Menschen — Menschen von großen Fähigkeiten zu Geschäften, die tief in die Natur und das Interesse anderer eindringen, die lustigsten kleinen Schöcker von der Welt seyn. Demokritus muß bey allen Philosophen an der Spitze stehen, und ein beständiges Lachen die Stelle des langen Bartes einnehmen,

— um unsre Weisheit so,
Wie unser Angesicht zu schmücken.

Seltsam genug ist es, daß obbemeldete Schriftsteller nie einen Unterschied zwischen Lachen und Lächerlich machten. Dieß letzte ist eine Gattung des ersten, wann wir nämlich über die Thorheiten anderer lachen, und von dieser kann vielleicht als eine Ursache gelten, daß ein eingebildeter Vorzug zum Grunde liege: aber alsdann giebt es unzählbare Beyspiele von Lachen, wo kein Mensch lächerlich gemacht wird, und der Lachende sich auch mit nirgend einer Sache in Vergleichung stellt. Wie oft lachen wir nicht über eine ungeschickte Beschreibung natürlicher Gegenstände, bey denen wir an keine Vergleichung mit unserm Zustande denken. Mich deucht, es werden wenige den

städtischen Platzregen, ohne großen Hang zum Lachen gelesen haben, und statt sich eines Vorzugs anzumaßen, vielmehr gefühlet haben, daß der Verfasser einen gewissen Witz besitze, den sie sich schwerlich zutrauen würden. Was für eine Beziehung auf uns mag wohl das Gleichniß im Hudibras haben?

Statt der Trommel und Trompete,
Die des Kriegers Zorn entflammen
Und den Muth der Männer schärfen,
Gleich dem Biere, das in Eßig
Donner wandeln —

Man lacht hier weder über die Tapferkeit noch über die kriegerische Musik, sondern bloß über die wunderliche Vergleichung einer geringen Sache.

Ferner muß in dem Lächerlichen selbst noch etwas mehr, als bloße Meynung von unserer Ueberlegenheit, liegen, wie daraus deutlich erhellt, daß, wenn irgend jemand auf die einfachste Art alle dieselben Schwachheiten von andern, ihre ausschweifenden Leidenschaften, und ihre abgeschmackten Meynungen erzählen wollte, und wenn wir die besten Gewährmänner für die angeführten Thatsachen hätten, über die ein witziger Kopf spötteln würde, doch über die bloße Erzählung kein Mensch zu lachen geneigt seyn würde: eben so wenig würde es eine Veranlassung dazu seyn, wenn sich Jemand die Schwachheit des andern zu Nutze machen, und ihm einen beträchtlichen Schaden zufügen, oder uns eines andern Einfalt

falt durch einen verderblichen Betrug zeigen wollte. Und dennoch würden solche nachdrückliche Betrügereyen wirklich unsern höhern Verstand über die betrogene Person mehr, als die kleinen Schelmereyen unserer launigten Witzlinge, entdecken. Die Meynung von unserer Superiorität kann allerdings in unsern Gemüthern eine gemäßigte Freude hervorbringen, die aber vom Lachen sehr verschieden ist: indessen entsteht ein solcher Gedanke in dem Getümmel einer fröhlichen Unterhaltung unter Freunden, wo oft eine wahre gegenseitige Hochachtung statt findet, sehr selten: sondern wir gehn in unser Cabinet, um dort öfters Muthmaßungen über die ersten Veranlassungen unserer Handlungen auszusinnen, deren sich kein Sterblicher während derselben bewußt ist. Eben so sagen uns dieselben obbemeldeten Schriftsteller, daß das Verlangen, tragische Vorstellungen zu sehen, aus dem geheimen Vergnügen herfließt, welches wir fühlen, wenn wir uns selbst sicher vor solchen Uebeln denken. Wir wissen aber schon, welcher Secte wir diesen Begriff verdanken.

Quibus ipse malis liber es, quia cernere suaue.

Lucret.

Dieß Vergnügen muß in der That sehr geheim seyn, und zwar so sehr geheim, daß manches liebreiche mitleidige Herz nie etwas davon weiß, sondern sich selbst in einem beständigen Zustande des Entsetzens und Kummers fühlet: unser Verlangen,

gen, nach einem ſolchen Anblicke fließt aus einem ſanften Naturtriebe, einem heimlichen Bande, zwiſchen uns und unſern Mitgeſchöpfen.

Naturae imperio gemimus cum funus adultae
Virginis occurrit, vel terra clauditur infans.
— — Quis enim bonus — —
Ulla aliena ſibi credat mala.

Juv.

Zweyter Brief.

Humano capiti ceruicem pictor equinam
Iungere ſi velit, et varias inducere plumas
Vndique collatis membris, ut turpiter atrum
Deſinat in piſcem mulier formoſa ſuperne,
Spectatum admiſſi, riſum teneatis amici!

Hor.

Sir,

In meinem erſten Briefe ſuchte ich darzuthun, daß Hrn. Hobbes Urſache des Lachens keinen Grund habe. Nun will ich mich beſtreben, einen andern von dieſer Senſation, dieſer Handlung, Leidenſchaft, oder Neigung zu entdecken: denn ich weiß nicht, wie es die Philoſophen nennen möchten.

Der ſinnreiche Hr. Addiſon hat, in ſeiner Abhandlung über die Vergnügungen der Einbildungskraft, viel erhabenere Senſationen, als diejenigen bemerkt, die gemeiniglich von den Philoſophen angegeben werden. Er bemerkt ins beſondere, daß die Gegenſtände, die groß, neu oder

ſchön

schön sind, uns Gefühle von Vergnügen machen, und im Gegentheile diejenigen, die klein, eingeschränkt, unförmlich und unregelmäßig sind, uns unangenehme Vorstellungen verursachen. Unstreitig giebt es eine Menge von Begriffen, die sich schwerlich aus einem Eindrucke auf die fünf Sinne herleiten lassen; dergleichen sind, auf einer Seite, die Begriffe von Größe, Würde, Anstand, Schönheit, Harmonie; auf der andern gegenseitig, von Verächtlichkeit, Niederträchtigkeit, Unanständigkeit, Häßlichkeit: und daß wir diese Begriffe nicht allein auf materielle Gegenstände, sondern auf Charaktere, Fähigkeiten, Handlungen anwenden.

Ferner müssen wir bemerken, daß durch eine seltsame Vergesellschaftung der Ideen in unserer Kindheit, diese Ideen oft mit einer Menge anderer Gegenstände wieder in unserer Seele zurückkommen, mit denen sie keine andere Verbindung haben, als diejenige ist, die ihnen Gewohnheit und Erziehung, oder häufige Anspielungen, oder höchstens eine sehr weit entfernte Aehnlichkeit geben. Selbst unsere Gesinnungen legen wir unbeseelten Gegenständen bey, und machen einige Thiere, die vollkommen genug in ihrer eigenen Art sind, zu beständigen Sinnbildenn einiger Laster und Fehler, wie andere von entgegengesetzten Eigenschaften zu Gegenbildern. Zum Beweise solcher Vergesellschaftungen, theils aus der Natur, theils aus Gewohnheit können folgende dienen. Heiligkeit in Kirchen, Pracht

bey

bey öffentlichen Gebäuden, Neigung zwischen der Eiche und dem Epheu, dem Ulm und der Weinrebe: Gastfreundschaft in einem Schatten, ein liebliches Gefühl von Größe im Horizonte, der See und den Gebürgen, abgesondert von einem bloßen Begriffe und Bilde ihres weiten Umfangs; Feyerlichkeit und Schauer in schattigten Wäldern. Ein Esel ist das gemeine Sinnbild der Trägheit und Faulheit, ein Schwein der schmutzigen Schwelgerey, ein Adler eines großen Geistes: ein Löwe der Unerschrockenheit: eine Ameise oder Biene einer niedrigen Aemsigkeit. Einige unbeseelte Gegenstände haben auf gleiche Art die Nebenbegriffe von Niedrigkeit, entweder aus irgend einer natürlichen Ursache, aber noch öfter aus einem bloßen Zufalle und Gewohnheit.

Nun aber bemerkt derselbe sinnreiche Schriftsteller im Zuschauer B. 1. Bl. 62., daß das, was wir ein großes Genie nennen, so wie es einem Heldendichter ziemt, uns ein Vergnügen verursachet, indem es die Seele mit großen Begriffen anfüllt: und aus diesem Grunde, nehmen sie ihre meisten Vergleichungen und Metaphern von würdigen und großen Gegenständen her, wo die Aehnlichkeit sehr in die Augen fällt. Dieß nennt man aber gewöhnlich nicht Witz, sondern etwas Edlers. Was wir ernsten Witz nennen, besteht in der Zusammenstellung solcher ähnlicher Ideen, von denen man kaum geglaubt hätte, daß sie eine so nahe Beziehung auf einander hätten, oder, wann die Aehnlich-

keit,

keit, durch weit mehr besondere kleine Umstände durchgeführt wird, als wir kaum anfänglich erwartet hätten, und dieß giebt uns daher das Vergnügen der Ueberraschung. Ob wir uns gleich bey diesem ernsthaften Witze nicht um die Größe der Bilder bekümmern, so müssen wir uns doch hüten, niedrige oder häßliche Vorstellungen einzumischen, wir müßten denn den Gegenstand, als niedrig und häßlich darstellen wollen. Diese Art des Witzes ist selten, so wenig als die heroische Poesie geschickt, Lachen hervorzubringen.

Die allgemeine Ursache des Lachens scheint also darinne zu bestehen, „daß man Bilder zusam„men bringt, die entgegengesetzte zufällige Ideen „enthalten, und doch einige Aehnlichkeit mit der „Hauptidee haben. Dieser Kontrast zwischen Ge„danken von Größe, Würde, Heiligkeit, Voll„kommenheit und Ideen von Kleinheit, Niedrig„keit, Eitelkeit scheint der wahre Geist des Possen„haften zu seyn: und der größte Theil unserer „Spöttereyen und Scherze gründen sich darauf.“

Wir finden uns also zum Lachen bewogen, durch einen überspannten Witz, der Aehnlichkeiten von einer, von dem Gegenstande, mit welchem er verglichen wird, ganz verschiedener Art, zusammenstellt. „Wann wir, statt der Leichtigkeit „und natürlichen Aehnlichkeit, die den wahren Witz „ausmachen, eine erzwungene Ueberspannung ei„ner Aehnlichkeit wahrnehmen, so sind wir zu la„chen geneigt: so auch, wenn die Aehnlichkeit nicht „in den Gedanken, sondern im Klange der Worte „liegt:

„liegt:“ und dieß ist die Veranlassung zum Wortspiele.

Wir wollen nun sehen, ob dieser Gedanke nicht durch verschiedene Beyspiele könne bestätiget werden. Wenn eine Schrift den vorzüglichen Charakter, der Größe, Heiligkeit, Begeisterung, Hoheit der Gedanken und Kühnheit der Bilder trägt: und man wendet irgend einen bekannten Spruch einer solchen Schrift auf niedrige, gemeine oder verächtliche Dinge an, so ermangeln die Zuhörer nicht sich darüber zu kützeln und zu lachen. So fanden die Alten viel Stoff zum Lachen in der Anspielung des Homer: eben solche Proben geben uns die Lebensbeschreibungen der Philosophen beym Diogenes Laertius häufig an die Hand. Unsere neuern possenhaften Schriftsteller leiteten einen großen Theil ihrer Lustigkeit daher, daß sie bey den geringfügigsten Gelegenheiten Anspielungen auf einige der kühnsten Bilder, Figuren oder Sprüche der ersten Dichter, deren sie sich bey den feyerlichsten Gelegenheiten bedient hatten, beybrachten. Im Hudibras und dem Don Quixotte findet man auf allen Seiten Beyspiele davon. Es wäre zu wünschen, daß unser freches Zeitalter sich nicht solcher possenhafter Anspielungen auf weit ehrwürdigere Dinge bedient hätte. Wir wissen, daß Anspielungen auf Sprüche aus der heiligen Schrift bey manchen Herrn für Witz gelten, wodurch sie ihre Gesellschaften zu belustigen suchen, wann ihre Einbildungskraft nicht zureicht, eine andere Quelle der

Un-

Unterhaltung aufzufinden. Ich berufe mich aber selbst auf fromme Leute, ob diese Anspielungen nicht leicht zum Lachen bewegen, wofern sie nicht eine andere Stimmung der Seele, ein heiliger Abscheu über den Frevel solcher Anspielungen, an dem Ausbruche des Lachens darüber hindert. Hierinne, hoffe ich, wird mir nun wohl ein Jedes zugeben, daß eine vermeynte Ueberlegenheit am Lachen wohl nicht Schuld seyn mag.

Ferner; jeder kleine Umstand, mit dem wir den Gedanken der Kleinfügigkeit verbinden, der eine Person von großem Ansehn, Fähigkeit, Würde betrifft, ist aus eben der Ursache eine Veranlassung zum Lachen. So sind es z. B. die wunderlichen Verdrehungen des Körpers bey einem Falle, das Beschmutzen eines feinen Anzugs, die Entledigungen der Natur, die wir vor dem Anblicke anderer zu verbergen suchen, sobald wir sie bey Personen wahrnehmen, von denen wir hohe Vorstellungen haben. Ja, selbst die menschliche Gestalt hat so viel Würde an sich selbst, daß selbst bey gewöhnlichen Personen, solche kleine Zufälle Stoff zu Spaßmacherey geben: diese gewinnt aber noch einen Zuwachs durch die Würde, Ernsthaftigkeit oder Bescheidenheit der Person; woraus deutlich erhellt, daß die Ursache des Lachens in diesem Kontrast, oder in diesem entgegengesetzten Ideen von Würde und Kleinheit liegt.

Wir eignen insgemein dem Menschen einen Grad von Weisheit über andere Thiere zu, und

haben dießfalls hohe Begriffe von ihm. Kömmt uns dann bey dieser Vorstellung in dem Erfolge eine Probe von einer groben Unachtsamkeit, oder einem großen Versehen vor: so ist dieß eine große Veranlassung zum Lachen. Unsere Landsleute (die Irrländer) sind solchen kleinen Fehltritten sehr ausgesetzt, und geben, durch Vergehungen, in der Sprache so wohl als in Handlungen, ihren Nachbarn oft Gelegenheit zum Lachen. Aber selbst diese Art des Lachens kann man nicht wohl unserer Einbildung von einer Ueberlegenheit zuschreiben. Durch diese kann bloß eine ruhige Freude, aber kein Gelächter hervorgebracht werden. Denn wir finden, daß dieselbe Art von Lachen bey uns erregt wird, wo diese Meynung von Ueberlegenheit nicht statt findet: denn, wenn auch die wichtigste Person in der Welt, die von der ganzen Gesellschaft hochgeschätzt wird, durch ein falsches Hören, oder durch ein ander Versehen, eine, zum Zwecke nicht passende Antwort giebt, so lacht jedermann herzlich, ohne deswegen jene gute Meinung im geringsten aufzugeben. So kennen wir einige sehr wichtige Personen, die durch einen jählingen Einfall vom Wortspiele, worüber man laut gelacht, von ihrem Charakter nicht das mindeste verloren haben: da hingegen ein gesuchtes Wortspiel, das unsere Meinung von einem Schriftsteller herabsetzt, selten Lachen veranlaßt.

Ferner verbindet man mit den heftigern Leidenschaften, als Furcht, Zorn, Gram, Mit-

leiden

leiden, etwas Großes und Feyerliches. Sie machen einen Menschen, der sie bey andern gewahr wird, ernsthaft: sind sie aber nachgemacht und erzwungen, oder äußern sie sich zufälliger Weise bey einer nichtsbedeutenden oder erdichteten Gelegenheit, so erregen sie bey denen ein Gelächter, die die Veranlassungen für klein und verächtlich halten, oder um den Betrug wissen: daraus entsteht das Lachen, das man verbeißt, ein verbissenes Lachen, wie man die Betrügereyen dieser Art nennt.

Wenn wir diese Regel annehmen, so muß nothwendig, bey den Gesinnungen der Menschen, eine große Verschiedenheit des Lächerlichen, in Absicht auf ihre Handlungen oder Charaktere, nach dem Maaße entstehen, als ihre Begriffe von Würde und Weisheit verschieden sind. Ein wahrhaftig weiser Mann, der die Würde der menschlichen Natur in gute Gesinnungen und in jenen gemäße Handlungen setzet, wird über diejenigen zu lachen geneigt seyn, die ihre ernsthaftesten und stärksten Neigungen auf Etwas richten, was dem weisen Manne vielleicht sehr unnütz oder klein vorkömmt. Wenn gemeine Menschen sehen, daß man dasselbe feyerliche Betragen, dieselbe lebhafte Leidenschaft auf eine Stelle oder Cäremonie anwendet, die sie bloß bey den unumgänglich nothwendigen Bedürfnissen des Lebens beseelet, so lachen sie über die, die über ihnen stehen. Wenn ein Wollüstling, welcher Vergnügen und Galanterie für die einzigen

wahren Freuden des Lebens hält, einen Menschen mit großem Bestreben und Ernste Geld aufhäufen sieht, ohne daß er es nützet, oder sich mit Kaufen und Verpfändungen Lasten aufbürdet, die der lustige junge Herr mit seinen väterlichen Einkünften, für verdrüßliche Dinge hält, so kann er sich leicht darüber lustig machen, so wie hingegen der haushältige Mann über Verschwender ebenfalls spotten wird. Der glückliche Spieler, den das Unglück nicht zwingt, die leichtsinnigen Begriffe eines Vergnügens bey seinem Spiele zu vergessen, wird lachen, wenn er die ernsthaften Blicke, und heftigen Leidenschaften eines wichtigen Geschäftes, bey dem Verlierenden, mitten unter den Vorstellungen eines Zeitvertreibs, gewahr wird. In der That tritt, bey den letzten Fällen, bey dem Lachen eine Vorstellung der Ueberlegenheit ein, indessen ist dieß doch nicht die eigenthümliche Veranlassung zum Lachen; sonst sehe ich nicht, wie wir irgendwo ein ernsthaftes Gesichte finden wollten. Die Menschen haben einen verschiedenen Geschmack, und die meisten ziehen ihren eigenen, anderer ihrem, vor. Dieß aber verursacht noch kein Lachen, wofern sie nicht, mit der Vorstellung der Bestrebungen anderer, ein drolliges Bild von entgegengesetzten Ideen zusammen verbinden.

Bey ausgebildetern Völkern giebt es gewisse Moden in der Kleidung, in dem Betragen und in den Cäremonien, die von der feinern Welt, wie man sie gemeiniglich nennt, durchgängig angenom-

genommen sind. Mit diesen Moden vereiniget man meistens Begriffe des Wohlanständigen, der Größe und der Würde. Daher ahmen die Menschen die Mode so gern nach; und wenn in einer artigen Gesellschaft eine widersprechende Kleidung, Aufführung oder Ceremonie zum Vorscheine kömmt, mit der wir in unserm Lande die entgegengesetzten Begriffe, von Verächtlichkeit Plumpheit, Wunderlichkeit verbinden, so entsteht gemeiniglich ein Gelächter, oder diejenigen finden sich doch wenigstens geneigt dazu, die nicht Erziehung oder Nachdenken genug besitzen, um sich selbst Gewalt anzuthun, oder diese gewöhnliche Verbindungen von Ideen zu unterdrücken.

Daraus erhellet, daß, was in einem Zeitalter, oder bey einem Volke für lächerlich gehalten wird, es deswegen nicht auch in und bey dem andern ist. Wir lachen über den Homer, wenn er den Ajax, der sich nicht will zurücktreiben lassen, mit einem Esel vergleicht, den man aus einem Kornfelde verjagen will, oder wenn er ihn mit einem wilden Schweine vergleicht: oder den Ulysses, der sich schlaflos, aus Angst die ganze Nacht umher wirft, mit einer Wurst, die auf den Kohlen prägelt. Diese drey Gleichnisse erwecken bey uns niedrige Ideen, die wir itzt damit verbinden, und die sie vermuthlich in den Tagen des Homer nicht hatten: ja, was das eine Gleichniß mit dem Eber betrifft, so ist es bekannt genug, daß man in einigen europäischen Ländern, wo man dieß Thier jagt, selbst zu un-

fern Zeiten, nicht die schmutzige Vorstellung verbindet, wie wir, die wir sie nur in unfläthigen Stellen, oder auf dem Miste sehen. Dieß kann uns zugleich belehren, wie ungeschickt viele Scherze sind, die man über die Ausdrücke mancher alten Schriftsteller macht, die in einem Zeitalter lebten, wo die Sitten von unsern verschieden, obgleich vielleicht eben so vernünftig, als menschenfreundlich und gerecht waren.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

II.

Leben des, im vorigen Jahre zu Dresden verstorbenen Hrn. Professor Lipperts.

Herr Philipp Daniel Lippert, Professor der Alterthümer bey der Akademie der Künste zu Dresden, war eben daselbst den 29sten September 1702 geboren. Sein Vater, Florian Lippert, war Oberältester der dasigen Beutlerinnung; seine Mutter eine geborne Hornin. Da ihm dieser vor Harm, wegen eines, bey der übernommenen Lederlieferung für die sächsische Armee bey damaligem schwedischen Kriege, erlittenen ansehnlichen Verlusts, frühzeitig verstarb; so sah sich die Wittwe mit ihrem halbjährigen Sohne in sehr kümmerliche Umstände versetzt. Von ungefähr fand sie unter ihres Mannes Papieren, die Recepte zu Färbung des, damals noch nicht so sehr bekannten bunten Leders, und machte

ei-

Digitized by Google

einige Versuche damit, weil sie damals sehr mode waren. So wenig diese gleich anfangs gut ausfielen, so gewann sie doch damit das Nöthige zu ihrer und des Kindes Unterhalt, bis sie nach und nach hinter die besondern Handgriffe kam, und von ihrem Erwerb den Knaben zur Schule schicken konnte. Hier zeigte er zwar vor andern Kindern seines Alters merkliche Vorzüge und Fähigkeiten. Allein die Umstände seiner Mutter erlaubten nichts weiter, als ihn zu einem Handwerke zu bestimmen, und hier wählte sie, wegen Bekanntschaft mit dem Leibschneider der Königin Eberhardine, das Schneiderhandwerk, um die Zeit, da den 25. October 1711 das Beylager des Czarowiz mit der Braunschweigisch-blankenburgischen Prinzessiin vollzogen wurde. Da aber diese Lebensart seinem freyen Geiste am wenigsten angemessen war, so verfiel er vor Kummer in eine langwierige Krankheit, welche ihn wieder davon abzugehen nöthigte. Seine Mutter schickte ihn zwar wieder in die Schule; aber die Dürftigkeit nöthigte sie bald, ihn einem andern Handwerke zu wiedmen, und da er von Jugend auf von schwächlicher Leibesbeschaffenheit war, auch in seiner ersten Jugend, wegen eines Geschwüres am Halse, am Gehör gelitten hatte; so mußte sie eines wählen, wo es nicht viel körperlicher Anstrengung brauchte. Sie gab ihn also, um die Zeit des theuren Jahres 1719., zu einem Gevatter Glasermeister Remsch in Pirna, in die Lehre. Hier stund er die

gewöhnlichen Jahre, und kam hierauf als Geselle nach Dresden, von wannen er, nach Handwerksgebrauch, in die Fremde wandern sollte. Da er, bey seinem zunehmenden Verstande, diese Kunst bald begriff, und mithin Zeit übrig behielt; so suchte er sie mit Lesen einiger Bücher, so wie er sie habhaft werden konnte, auszufüllen. Bey einem sehr lebhaften Witze, der bisweilen in kleine Spöttereyen ausartete, zog sich der junge Mensch nicht selten Verdrüßlichkeiten zu, die doch ohne gefährliche Folgen für ihn waren. Nunmehr kam die Zeit seiner Wanderschaft. Doch, ein glücklicher Umstand, der so viel zu seiner weitern Ausbildung und künftigen Bestimmung beytrug, entriß ihn seinem Vorhaben. Er fand nämlich bey seinem Aufenthalte in Dresden, einen seiner vormaligen Schulcameraden, welcher Schreiber bey dem Doctor Zangen war, dem er zuweilen in Besorgung seiner Sachen an die Hand gieng. Hier lernte ihn dieser kennen, und nahm ihn, da er, während dieses Schreibers Krankheit, dessen Beruf besorgte und nach dessen Tode, selbst in Dienste. Sein Herr bemerkte bald, daß er zu etwas besserm, als dem erlernten Glaserhandwerke, taugte. Er erlaubte ihm also nicht nur, seine Büchersammlung zu nützen; sondern gab ihm theils selbst manche nützliche Anweisung, theils ließ er ihn durch einen Freund, Herrn Walther, welcher nachhero beym Cammercollegio gestanden, und in sehr hohem Alter verstorben, in wissenschaftlichen Dingen unterrichten.

Bey

Bey seiner, von Jugend auf geäußerten Liebe zur Zeichenkunst, und Fähigkeit, ergriff er zu eben der Zeit Gelegenheit, die damalige zu Dresden sehr berühmte Zeichenschule Fehlings zu besuchen, und sich in derselben zu bilden. Sein Wohlthäter, Herr Zange, starb, und er mußte nun auf ein anderweitiges Erhaltungsmittel denken. In dieser Absicht wandte er sich an die Porcellainmanufactur in Meißen, wobey er sich aber, wie es damals gebräuchlich war, den harten Bedingungen unterwerfen mußte, sich von neuem 3 Jahr als Lehrjunge aufdingen zu lassen, welche er auch, obgleich nach seinem freyen Geiste, der alle Unterwürfigkeit haßte, mit vielem Widerwillen, aushielt. Während dieser Zeit wurde er mit verschiedenen Schulherren, sowohl der Fürsten- als Stadtschule, als Herrn Kauderbach, Martius u. s. w. bekannt, deren Umgang er sehr benutzte. Nach überstandenen Lehrjahren, errichtete er, auf Anrathen dieser Männer, eine kleine Zeichenschule, als etwas zu Meißen ganz Neues und Unbekanntes. Er kam dadurch mit verschiedenen jungen Herren von Adel in Bekanntschaft, unter welchen sich auch der Herr v. Wengler befand, welcher 1753 in Dresden, als Hofrath und Geheimer Referendarius verstarb, und mit welchem er die genaueste Freundschafft bis in den Tod unterhielt. Im Jahr 1727 verheurathete er sich mit des Stadtkirchner Simons in Meissen hinterlassener Wittwe, einer geborner Morgensternin, und zeugte mit derselben drey Töchter,

von denen die erste, den 15. Novembr. 1729. geborene, Eusebia Theresia, noch gegenwärtig am Leben ist. Außer seiner Porcellainmalerey, wovon einige Proben im Japanischen Pallaste zu Dreßden noch übrig sind, hatte er sich besonders auch auf das Zeichnen mit der Feder gelegt, welches König August der II. besonders liebte. In Rücksicht auf diese wurde er von seinem Freunde, dem damaligen Hauptmann Krubsacius, welcher im Jahre 1746 als Obristlieutenant bey dem Ingenieurcorps verstorben, zur Zeichnung bey dem Plane der Manöuvrirungen in dem, von König August 1730 bey Zeithayn gehaltenen Lager gebraucht, welche hernach in Kupfer gestochen, und an große Höfe geschickt wurden, nach deren Beendigung er auf Zureden seiner Freunde, und besonders des obgedachten Hauptmannes, seinen Wohnsitz in Dresden wählte, wo er bey dem Artilleriecorps eine große Anzahl Schüler in den nöthigen Zeichnungen zur Fortification, Lagerstellung, u. s. w. wovon die jezt gewöhnliche Art seine Erfindung ist, zur Artillerie und Architektur gebildet, wie denn auch die von ihm erfundene und mit der Feder gezeichnete, hin und wieder verstreuete Landschaften, so wie die wenigen, von ihm vorhandenen Plans von Vestungen und Lagern, wegen ihrer Seltenheit ins künftige ihren Werth behalten werden. Auch hat derselbe während der beyden Vicariate, nach Absterben Kayser Karl VI. und VII. die meisten Wappen zu den Diplomen der gräfl. freyherrl. und adel. Standeserhöhun-

erhöhungen verfertiget. Da ihn das Glück nicht mit den, zu Unterstützung seiner Wißbegierde nöthigen Mitteln versehen hatte; so suchte er die ihn hierzu dienlichen Gegenstände mit Kosten, und auch durch Credit zu erlangen, fleißig zu studiren, und alsdann auch öfters mit ansehnlichem Verluste, wieder an Mann zu bringen, um sich durch diese Veränderung mit neuen Bedürfnissen zu versehen. So besaß er z. B. eine starke Sammlung von Zeichnungen und Kupferstichen der größten Meister. Wenn er nun solche eine Zeitlang benutzt hatte, veräußerte er sie um Abgüsse antiker Bildsäulen, Büsten und Gemmen zu kaufen. Seinem unermüdeten Fleiße wiedmete er viele Nächte, und da ihn der Mangel eines guten Gehörs, an gesellschaftlichen Unterredungen Theil zu nehmen hinderte, las er die meiste Zeit seiner gewöhnlichen Mahlzeiten, in einem, neben sich liegenden Buche. Nicht zufrieden, seiner eigenen Wißbegierde Gnüge zu thun, suchte er auch seine Schüler, deren er keine geringe Anzahl hatte, zum Kunstfleiße und Kunstliebhaberey, nach dem Verhältnisse ihrer Vermögensumstände und Absichten, zu ermuntern, zu rathen und sie zu unterstützen, wie er denn ein erklärter Feind aller derjenigen war, die sich dem Fortgange guter Kenntnisse und Wissenschaften auf irgend einige Art widersetzten und hinderten. In den Jahren 1736 und 37 machte der General von Bodt den Entwurf zu einer Akademie für Ingenieurkunst, Artillerie, und Architektur, und hierbey wurde er als Zeichenmei-

chenmeister angestellt, und kam in königliche Besoldung; da sich aber bey der Ausführung verschiedene Hindernisse eräugeten, wurde er im Jahr 1738 als Zeichner bey dem Dreßdner Hauptzeughause, und 1739 als Zeichenmeister bey den königl. Pagen, angestellet, wobey er auch bis mit 1763 verblieb. Sein lehrbegieriger Geist erwarb ihm während dieser Zeit die Bekanntschaft vieler würdigen Freunde, unter welchen er des vorgedachten Herrn Hofrath v. Wenglers Kenntnisse in physischen Wissenschaften gar sehr benutzte; durch den Umgang und die Freundschaft eines Oesers und Winkelmanns aber, mit welchen er eine Freundschaft bis in Tod unterhielt, seine gelehrten Kenntnisse sehr bereicherte und seinen Geschmack bildete.

Die Anleitung zu seiner letzten Unternehmung, die schönen geschnittenen Steine der Welt in saubern und getreuen Abdrücken vorzulegen, wodurch er sich der Welt bekannt gemacht, gab mehr gedachter Herr Hofrath v. Wengler durch 10 oder 12 Stück erhaltene italiänische Pasten, und einige Abdrücke aus dem Brauischen Cabinet. Sein geübtes Auge erkannte gar bald die Vorzüge griechischer und anderer Arbeiten, vor den neuern. Der sel. Conferenzminister, Baron von Fritsch, selbst ein großer Kenner, öffnete ihm seine herrliche Bibliothek, die mit den größten Werken antiquarischer Gelehrsamkeit, und den Beschreibungen der vornehmsten Musäen in Europa versehen war, zu selbst beliebigem Gebrauche,

brauche, und da er durch diese mit allen Kabinetten und prächtigen Sammlungen antiker Steine bekannt wurde; so suchte er, durch auswärtige Gönner, Freunde und Correspondenten, selbst Abdrücke davon zu erhalten, weil er bey öfterer Vergleichung bald einsah, wie weit alle Kupferstiche, auch bey allem nur möglichen Fleiße, nicht nur zurück bleiben, sondern die Originale oft verstellen und entstellen. Es verursachte ihn dieses zwar, wie leicht zu erachten, viele und große Kosten, so daß er selbst darüber in einige Schulden gerieth. Sein unermüdeter Eyfer aber überwand doch diese Schwierigkeiten größtentheils, und seine Sammlungen mehrten sich täglich. Für so vielen Aufwand sich einigermaßen schadlos zu halten, gab er im Jahr 1747 bis 48 eine kleine Sammlung von Abdrücken heraus, unter welcher aber viele Copien oder auch moderne waren, und fügte ein bloßes Namensverzeichniß bey. Ein paar Jahr darauf erschien eine zweyte, wo er den Namen eine kurze Erklärung beyfügte, und auch diese, noch unvollkommene Ausgabe fand Beyfall. Da nun seine Sammlung überdieß immer mehr anwuchs, der unvergeßliche Churfürst Friedrich Christians, damaliger Churprinz, und dessen Gemahlin aber, beyde große Kenner und Liebhaber waren, so wurde er, durch ihre und ihres Obristhofmeisters, des Hrn. Grafens von Wackerbarth, Aufmunterung, bewogen, seine Sammlung besser zu ordnen, um sie Gelehrten und Künstlern brauchbarer zu machen. Es erschien

schien also im Jahr 1755. der 1ste und im Jahre 1756. der 2te Theil seiner Dactyliothek, dem damaligen Churprinzen zugeeignet, worzu er zwar den Catalogus gemacht, der sel. Prof. Christ aber selbigen verbesserte, und in lateinische Sprache übertrug. Im Jahre 1762. kam der 3te Theil zum Vorscheine, worzu der jetzige Hr. Hofrath Heyne in Göttingen die ehemalige Christische Arbeit übernahm. Dieses Unternehmen zog ihm nunmehro, bey Auswärtigen wie bey Einheimischen, einen großen Ruf zu, so daß nicht leicht ein Kunstfreund, wes Standes und Würde er war, nach Dresden kam, der ihn nicht seines Besuchs und seiner Aufmerksamkeit gewürdiget hätte. Da er indessen fand, daß vorher gedachte dreytausend, viele Dubletten und manche zu unbedeutende enthielten; so entschloß er sich eine Auswahl von selbigen, in einem mythologischen und einem historischen Tausende zu machen, und damit es deutschen Künstlern brauchbar würde, hierzu seinen deutschen Commentar zu verfertigen, welchen er, auf Veranlassung, Ihro Majestät der Kayserin Königin Maria Theresia überschickte, und von derselben Kayserlich beschenkt wurde. Als im Jahr 1763. in Dresden die Academie der Künste gestiftet, und 1764. völlig eingeweihet wurde, geruhete Ihro Churf. Durchl., auf Empfehlung des unvergeßlichen von Hagedorns, welcher sich für Alles, was nur zur Beförderung der Künste unter den Deutschen beytragen konnte, beeyferte, unsern Lippert bey selbi-

ger

ger zum Professor der Antiken anzustellen. Da aber auch nunmehro wiederum seine Sammlungen durch den Beytrag edler Freunde, vorzüglich aber die Gnade der höchstsel. Churfürstin Antonia K. H., die von ihren Reisen, vorzüglich nach Italien, ihm viele vortrefliche Stücke mitgebracht, sehr stark angewachsen war; so kam im Jahre 1776 das sogenannte Supplement heraus, welches er, auf hohe Veranlassung J. K. H. des Herzogs von Sachsen-Teschen, ebenfalls der Kayserin Maria Theresia zuzueignen beehliget, und dafür ansehnlich belohnt wurde. Bey so großer Anstrengung seines Geistes, und den vielen Arbeiten wurde er im Jahre 1771 vom Schlage so heftig gerührt, daß fast die Hofnung zum weitern Leben verloren war; indessen wurde er doch, durch die vorzüglichen Bemühungen seiner Freunde des Hrn. Leibmedicus und Hofrath Hänels, und seines bis im Tod treuen Freundes des Herrn Generalstaabsmedicus Pitschels, wieder glücklich hergestellt. Als Ihro Durchl. der ieztregierende Churfürst, die höchstsel. Churfürstin K. H. nebst sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen, in seiner vorigen Wohnung 3 Stock hoch, seine Sammlungen und Einrichtung selbst in Augenschein zu nehmen geruhten, er auch mit dem Besuche des Fürsten und Grafen Alexis Orlow und zulezt mit den jüngern Bruder desselben, und vieler andern Standespersonen beehrt wurde; seine damalige Miethe aber, welche er, wegen der unternommenen Einrichtung

richtung desto ungestörter zu seyn, 6 Jahr voraus bezahlt hatte, zu Ende gieng, auch das Haus subhastiret werden sollte; so entschloß er sich ein eignes Haus auf der Königstraße zu Neustadt bey Dresden anzukaufen, und in dem 1sten Stocke mit mehrerer Freyheit, Sicherheit und Anständigkeit eine, seinen Absichten gemäße Einrichtung zu treffen, welchem auch die vielen Standespersonen, die selbige mit ihrem Besuche beehret, und in dessen Manual ihre Namen eingezeichnet haben, nicht ihren Beyfall versagten. Sein Unternehmen verdient aber um so viel mehr Aufmerksamkeit, wenn man sich an seine Erziehung, seinen mühseligen Fleiß, durch den er sich die nöthigen Bedürfnisse des Lebens erwerben müssen, und an alle die drückenden Umstände erinnert, die er zu überwinden gehabt. Die Sorgen dieses, für seine Lage so ansehnlichen Baues erschöpften aber seinen Geist aufs neue, daß er seit vorigen 1784. Jahre wiederholte Anfälle vom Schlage bekam, ob er gleich durch seine feste Natur, immer wieder, ohne äußerlich zurückgebliebene Merkmale, hergestellet wurde. Jedoch verlor sich seine Lebhaftigkeit und Thätigkeit ie mehr und mehr, und der Mangel des Gedächtnisses äußerte sich vorzüglich an ihm. Verwichenen Herbst und diesen Winter, nahmen seine Leibes- und Seelenkräfte merklich ab, bis er endlich den 28. März 1785, an den Folgen eines Catharalfiebers, woran er nur 4 Tage völlig bettlägerig gewesen, ohne weitere Schmerzen, Vormittags

mittags ¼ auf 10 Uhr, in einem Alter von 82 ½ Jahren verstarb, und den 1. April früh morgens, in dem so genannten alten Theile des Kirchhofes bey den Scheunen vor Neustadt bey Dresden, beerdiget wurde. Die Gnade seines Churfürsten äußerte sich auch dadurch, daß Se. Durchl. die von ihm gefertigte Daktyliothek und Abgüsse, den beyden Universitäten Leipzig und Wittenberg, ingleichen den drey Landschulen, Meissen, Grimma und Pforta, zu Beförderung des guten Geschmacks zu verehren, geruhet. Sein Portrait, worinne der Charakter des Geistes und Körpers am besten getroffen, hat sein würdiger Freund, Hr. Graf im Jahr, 1767 gefertiget, so daß es auch den Beyfall der höchstsel. Churfürstin Antonia mit dem Ausdrucke erhielt: „Hier sieht man, was ein Künstler dem andern zu Gefallen thut.“ Es stehet davon ein sehr getreues Kupfer dem 14. Theile der N. Bibliothek der schönen Wissenschaften, von Hrn. Geyser gestochen, vor. In einer andern Stellung, eben von der Meisterhand des Hrn. Graf, ist selbiges in der Porträtsammlung des Hrn. Reichs in Leipzig zu finden, auch hat ihn Herr Skerl zu Anfange des Jahres 1784, kurz vor der jährlichen Ausstellung der Academie, in der Ansicht von vorne, im Pastel nach dem Leben gemalt.

Sein Charakter war eine unersättliche Liebe nach Kenntniß, die keine Schwürigkeit, so unübersteiglich sie schien, scheute: eine geprüfte Redlichkeit und Eifer für Wahrheit, wobey er oft die

wenige Erziehung seiner Jugend verrieth, und da er nicht immer die gehörige Klugheit und Behutsamkeit brauchte, sich durch seine Freymüthigkeit bisweilen Gefahren hätte zuziehen können, wenn ihn nicht das Siegel seiner durchgängig bekannten Rechtschaffenheit allezeit gerechtfertiget oder geschützt hätte. Dabey hatte er viel Witz, Lustigkeit und Laune, die selbst nicht immer das gehörige Maas hielt; eine Großmuth und Freygebigkeit, die an die Verschwendung gränzte, und eine Liebe für die, die er für seine Freunde hielt, daß er der größten Opfer fähig gewesen wäre: kurz, er zeichnete sich in allem, als ein vorzügliches Genie, und als ein edler Mann aus, dessen Andenken allen denen unvergeßlich seyn wird, die ihn gekannt haben, und auch bey denen in Ehren bleiben wird, die ihn bloß durch seine Werke kennen.

Wir zeigen diese für alle Liebhaber und Fremde hier an, da sie in eben der Vollkommenheit fortgesetzt werden, und bey des Verstorbenen hinterlassenen Jungfer Tochter, Eusebia Theresia Lippertin, zu bekommen sind.

Seine Dactyliothek also besteht aus drey Tausend, Einhundert und neun und vierzig Abdrücken geschnittener Steine des Alterthums, aus den vornehmsten Musäen in Europa: und zwar sind Eintausend und fünf mythologisch, und Eintausend und fünf und neunzig historisch.

Zu diesen ist annoch ein Supplement, welches in Eintausend und neun vierzig Abdrücken

bestehet.

besteht, welche theils mythologisch, theils historisch sind.

Diese Abdrücke sind aus einer dauerhaften Masse mit einer Sächsischen Erde vermischt, welche Zusammensetzung dem Verderben der Zeit widersteht, und also ungleich beständiger, als die gewöhnlichen Schwefelabgüsse, die in Hitze und Kälte leicht springen.

Zu jedem dieser drey Tausend, ist von ihm ein deutscher Commentar verfertiget worden, worinne man über die Steine nicht allein wahre Erklärungen, sondern auch Beweise hierzu, aus den Alten, nebst Entgegenhaltung anderer Alterthümer mit denen in dieser Sammlung enthaltenen Steinen, häufig findet. Alles ist darinne sorgfältig erwogen, und die Geschichte der Götter, nebst ihren Beynamen deutlich erzählet worden; und so hat er sich auch bey den historischen Abtheilungen verhalten.

Die Absicht dieses Commentars ist, den Kunstliebhabern und Künstlern, durch Vorlegung dieser kostbaren Reste des Alterthums, gemeinnütziger zu werden, wo auch Gelehrte, ihren Geschmack besser als durch Kupferstiche bilden können, welche letztere gar selten, weder in der Größe noch Feinheit und Character, mit den Originalen übereinkommen.

Die Einkleidung der ganzen Dactyliothek ist in Form dreyer großer Folianten, und zwar in Marmorband.

Jeder Band kostet 30. Species Ducaten, und also alle drey 90. Species Ducaten.

Er hat auch überdieß eine treffliche Sammlung von Münzen neuerer Zeiten in eben dieser Masse verfertiget, als:

1.) Die alte Römische Geschichte vom Romulus an bis auf den Augustus; ein Auszug aus dem Livius, 120. Stück, 2 Spec. Ducat. nebst einer kleinen Schrift zu desto besserer Erklärung, 6 Gr.

2.) Die Könige von Frankreich, von Pharamund an bis auf Ludewig den 14ten, 2 und einen halben Ducaten. Beyde Sammlungen sind von dem Herren Dassier und Sohn.

3.) Die sämmtlichen Werke des berühmten Medailleurs, Ritter Hedlingers, die von ihm selbst annoch bey seinem Leben freundschaftlich completiret worden sind; da er vorhero mit vieler Mühe nur Einen Theil derselben zusammen bringen können. 8 Ducaten.

4.) Eine Sammlung von berühmten Männern aus Frankreich, England, Deutschland, u. s. w. die im Staate, der Religion und Wissenschaften sich vorzüglich gezeigt haben, 3 Ducat.

5.) Die ganze Reihe Päbste, vom Petrus an bis auf Benedikt den 14ten, 10 Ducaten.

6.) Die Könige von Dännemark aus dem Hause Oldenburg, nebst den Num. Secular. des leztverstorbenen Königs, ingleichen den berühmten Medallion, von außerordentlicher Größe, der das Seetreffen unter Christian dem Fünften,

Digitized by Google

ten, zwischen den Dänen und Schweden vorstellet, 1 und einen halben Ducaten.

Diese Münzen sind in Kapseln von Eichenholz über einander gepasset.

Für die Emballage dieser obigen Sammlungen, wird verhältnißmäßig besonders bezahlet.

Die Anweisungen können an hiesige Kaufleute gemacht werden, denen man alsdann die verlangten Sachen, gegen baare Bezahlung wohlverwahret einhändigen wird.

Briefe und Geld werden Franco eingesendet.

III.

Hugo Blair's Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften, aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von J. G. Schreiter. Erster Th. 465. S. Liegnitz und Leipzig, bey Dav. Siegart, 1786.

(Fortsetzung.)

Hierauf folgt eine Geschichte der Schrift, die ganz gut ist, aber so, wie es uns scheint, eben nichts Neues enthält.

Zuletzt werden noch Schrift und Sprache mit einander verglichen, und von der einen gesagt, daß sie bleibender und ausgebreiteter, und von der andern, daß sie stärker und nachdrücklicher sey. „Eine wohlgehaltene Rede, sagt der Verfasser ist unendlich deutlicher

und eindringender, als die ausgearbeiteste Schrift. Denn Töne, Blicke und Geberden sind die natürlichen Ausleger der menschlichen Empfindungen. Sie entfernen alle Zweydeutigkeit, erhöhen die Kraft des Eindrucks, und wirken auf uns, mittelst jener natürlichen Sympathie, welche eines der mächtigsten Werkzeuge der Ueberredung ist. Also, der mündliche Vortrag ist es, von dem die großen und vorzüglichen Wirkungen der Beredsamkeit einzig und allein zu erwarten sind. "

Es folgen nun Betrachtungen über den Bau der Sprache; allgemeine Grundsätze der Grammatik. Der Verfasser sagt bey dieser Gelegenheit: daß es wenige Wissenschaften gebe, in welchen sich eine tiefere Logik zeigte, als in den Untersuchungen der Grammatik. Ganz richtig! Nur wünschten wir, er hätte diese feine und tiefe Logik bey gegenwärtigen Erörterungen selbst mehr zeigen wollen. Nichts in der Sprache ist einer logischen Bestimmung fähiger als ihr Bau, und ohne diese Bestimmung nichts unfruchtbarer und unnützer, als schwankende Bemerkungen darüber. Was er z. B. S. 246. über das Wort Verbum sagt, wie unbestimmt, wie unrichtig zum Theil! und was er über die Adverbia sagt, wie mangelhaft ist es nicht? S. 248. Behauptet der Verfasser, die Impersonalia wären frühern Ursprungs, da sie doch offenbar abstracterer Form sind, als die erste und zweyte Person des Verbums. In England, wo nach des Verfassers

Aeuße-

Aeußerung die Bestimmungen der allgemeinen Grundsätze der Grammatik sehr vernachläßiget worden, mögen die Versuche des Verfassers über diesen Punkt allerdings ihren Werth haben. Aber bey uns, können sie neben der scharfsinnigen Sprachphilosophie eines Adelungs keine andere, als eine sehr ärmliche Figur machen. Indessen erhalten sie doch, durch die Vergleichung mehrerer Sprachen in dieser Hinsicht, auch für uns einiges Interesse.

Der Verfasser beschließt die zehnte Vorlesung mit einer Ermahnung an den künftigen Schriftsteller seiner Nation. Wir schreiben selbe ab, auf den sehr möglichen Fall, daß etwa irgend einer von unsern Schriftstellern auch einer dergleichen Ermahnung bedürfte. „Der Inhalt eines Werks, sagt er, sey noch so gut und nützlich, immer wird der Verfasser desselben in der Achtung des Publikums verlieren, so bald es seinem Ausdrucke an Reinigkeit und Angemessenheit fehlt. Nun aber ist die Erwerbung eines richtigen und feinen Ausdrucks, keines Weges eine so leichte Sache, als viele zu glauben scheinen, und man betrügt sich, wenn man sich einbildet, dieselben blos durch das Gehör, oder durch ein flüchtiges Ueberlesen einiger beliebten Schriftsteller, erwerben zu können. Die mannichfaltigen grammatischen Unrichtigkeiten, und die häufigen Versündigungen gegen die Reinigkeit der Sprache, deren sich selbst gute Schriftsteller schuldig machen, zeigen hinlänglich, daß jeder, dem daran gelegen

ist, seine Sprache gut zu schreiben, sich mit den Grundsätzen derselben vorher gehörig bekannt machen muß, ehe er es wagt, als Schriftsteller aufzutreten.

Die übrigen vier Vorlesungen dieses ersten Theils, beschäftigen sich mit dem Style, mit den Erfordernissen des guten Ausdrucks; die der Verfasser auf zwey, nämlich Deutlichkeit und Schönheit zurückbringt. Beyde werden sowohl in einzelnen Gedanken, als ganzen Sätzen und Perioden sichtbar. Der deutliche Vortrag einzelner Gedanken erfodert Reinigkeit, Eigenthümlichkeit, Präzision; wovon die Leztere nur durch Vermeidung dreyer Fehler erreicht wird, dieser nämlich: daß man weder zu viel, noch zu wenig, nach etwas Anders, sondern gerade das sagt, was man sagen will. Ferner was die Structur der Sätze und Perioden betrift, so muß noch Einheit und Stärke hinzukommen. Zur Einheit gehört die Beybehaltung des Gesichtspunkts; das Weglassen und Abschneiden wenig mit einander verbundener Dinge; das Enthalten von Parenthesen, und der vollständige Schluß. Zur Stärke: das Abschneiden aller überflüßigen Worte, genaue Wahl beym Gebrauch der Verbindungs- und und Beziehungswörter; das Anweisen der rechten Stelle bey gewissen Hauptwörtern des Satzes; das Aufsteigen der Glieder und ihre verhältnißmäßig zunehmende Wichtigkeit; endlich Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit des Ausdrucks nach

Maaß-

Maaßgabe des Gedanken in vergleichenden Sätzen; Concinnität.

Hiezu kommt noch in der vierzehenden Vorlesung der Wohlklang und die Harmonie, die sich auf die Annehmlichkeit des Schalles überhaupt und an und für sich, und sodann auf die Tonfolge gründet. Das Kriterium des Wohlklangs einzelner Wörter, ist die leichte oder schwere Aussprache derselben. Bey dem Wohlklange der Perioden kommt es an, sowohl auf eine richtige Vertheilung einzelner Glieder, als auf den Schluß und Tonfall des Ganzen. Es giebt aber auch noch einen andern Wohlklang, der dem Sinne entspricht, und näher an die Musik gränzt. Gewisse Töne scheinen mit gewissen Gegenständen eine natürliche Aehnlichkeit zu haben; diese bemerkte Aehnlichkeit leitet auf die Malerey durch Worte an sich, noch mehr aber durch ihre Folge und Fall, dessen harmonische und melodische Zusammensetzungen und Schwingungen, welche Empfindungen und Leidenschaften der menschlichen Seele unmittelbar erregen können.

Es wird uns erlaubt seyn, noch einige Anmerkungen über diese und jene einzelne Behauptung des Verfassers zu machen. Z. B. über das, was er S. 180. über den sogenannten orientalischen Styl sagt. „Man hat sich angewöhnt," sagt er daselbst, „die Schreibart, welche fast in allen ihren Wendungen und Ausdrücken sinnlich und anschaulich ist, die orientalische Schreibart zu nennen, weil man sich einbildet, sie sey nur

bey den Morgenländern anzutreffen; allein, setzt er hinzu, das Beyspiel der Amerikanischen, und so vieler andern Völkerschaften zeigt offenbar, daß diese Art des Ausdrucks an kein besonders Land, an keinen besondern Himmelsstrich gebunden, sondern allen Nationen in gewissen Zeiträumen der Gesellschaft und Sprache eigen ist. " Zur Bestätigung dieser Meynung führt der Verfasser eine Stelle aus Cadwallader Caldeus Geschichte der fünf Nationen von Canada an, allwo die Anführer der fünf Nationen in Canada, im Begriffe mit den Engländern Friede zu schließen, sich folgendergestalt ausdrücken: „Wohl uns, daß wir die rothe, so oft mit dem Blute unserer Brüder gefärbte Streitart unter die Erde begraben haben. Hier in diese Feste bringen wir das Beil, und pflanzen den Baum des Friedens. Wir pflanzen einen Baum, dessen Gipfel bis an die Sonne reichen soll, und dessen hochverbreitete Zweige man weit umher erblicken wird. Möge nichts seinen Wuchs verdünnen und unterdrücken; möge er unser beyderseitiges Land mit seinen Blättern überschatten. Laßt uns die Wurzeln desselben tief befestigen und bis an unsere äussersten Colonien ausdehnen. Wollen die Franzosen sich gelüsten lassen diesen Baum zu erschüttern, so werden wir es durch die Bewegung seiner Wurzeln merken, die bis hinüber in unsre Fluren reichen. Möge der große Weltgeist uns vergönnen, ruhig auf unsern Matten zu rasten, und nie wieder die Streitart hervor zu graben, um den Baum des Friedens zu fällen. Der Bo-

den

den, unter welchem sie begraben liegt, müsse fest getreten werden, ein starker Strom möge unter ihr hinfließen, um das Uebel vor unsern Blicken, und aus unserm Andenken hinweg zu waschen. — Das Feuer, das so lange in Albanien gebrant hat, ist gelöscht. Das blutige Bette ist rein gewaschen, und die Thränen sind von unsern Augen hinweggewischt. Wir erneuern hiemit die Bundskette der Freundschaft; sie möge glänzend und rein bleiben wie Silber, und kein Rost sie jemals überziehen; Niemand ziehe seine Hand von ihr ab!"

Was können nun diese und ähnliche Beyspiele beweisen? Daß unaufgeklärte Völker den sinnlichen Ausdruck lieben? Ohne Zweifel. Aber man vergleiche nur diese einförmige Reihe von wenig bedeutenden Bildern, die immer wiederkehret, diese steife Manier ihrer Verbindungen, das ängstliche Streben nach Metaphern, das Uebertriebene und zum Theil der Unsinn, der darinne und überhaupt in dem angeführten Beyspiele herrschet — mit der immer abwechselnden mannichfaltigen Phantasie, mit den kühnen, aber immer neuen Wendungen der Morgenländer, mit ihren starken, aber feinen Bildern, die dem Verstand nicht weniger befriedigen, als sie die Einbildungskraft ergötzen, und die sich auf eine so leichte Art in ein schönes Ganze ordnen.

„Ja, wird man sagen, das beweist nichts, als daß die Morgenländischen Schriftsteller aufgeklärte.

klärtere Köpfe waren, als die Redner aus Canada.“

Aber das ist es eben! Das Fortschreiten der Cultur soll den Ausdruck überall weniger und weniger sinnlich machen; also auch im Orient. Gleichwohl findet man es daselbst anders. Folglich mögen auch noch wohl andere Ursachen, z. B. des Himmelsstriches vorhanden seyn, die im Orient mitwirkten; und die sinnliche erhabene Sprache wird sonach noch immer mit Recht vorzugsweiße die Orientalische heissen können;

S. 210. vergleicht der Verfasser die Sprache und Schrift, und sondert ihre beyderseitigen Vorzüge aus. Wenn er sich doch bey dieser Gelegenheit mit auf den gegenseitigen Einfluß, den Sprache uud Schrift aufeinander haben, wenn sie gleichhäufig gebraucht werden, und im Gegentheil, wenn die Letztere bey wichtigen Anlässen die Oberhand hat, - ein wenig mit einlassen wollen. Denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Leute, die viel und oft öffentlich reden müssen, die die Sprache vorzüglich zu diesem Behufe studiren, ganz anders schreiben werden, als die nur bloße Schriftsteller, so zu sagen, Schriftredner sind und seyn können.

Wenigstens können wir uns aus diesem Umstande, nicht nur die größere Lebhaftigkeit, Nachdruck und Würde in den alten Schreibarten, ihre Liebe zum periodischen Style, zu dem sie auch ihre Sprache stimmten; sondern auch die Nei-

gung

gung der alten Philosophen zum Dialogischen Vortrage, und die häufigen Einschaltungen der Reden ihrer Personen, bey den alten Historikern, und zum Theil der sinnlichen Form und Bauart ihrer Sprache erklären. Hingegen, wo man mehr schreibt, als redet und handelt, wie bey uns, wird der Styl zwar zusammenhängender, der Ausdruck genauer und das Colorit auch in Prosa feiner werden, aber Nachdruck, Leben und Geist oder lebendiger Odem wird hier in dem Maaße, wie dort, nicht leicht anzutreffen seyn: des Einflusses auf den Bau der Sprache nicht zu gedenken.

Uebrigens können wir die Unpartheylichkeit nicht unbemerkt lassen, die der Verfasser bey der Beurtheilung seiner Muttersprache zeigt. Er ist von dem lächerlichen Patriotismus mancher Franzosen, die ihre Sprache für die erste Sprache der Welt halten, weil sie keine andre kennen, gänzlich frey. Er findet sie unbiegsam, mit Partikeln überladen, so gar der Französischen gesteht er beträchtliche Vorzüge über sie zu. Schade! daß er die Deutsche nicht näher gekannt hat, damit er unsere Deutschfranzosen von der Vortrefflichkeit ihrer eignen Sprache hätte überzeugen können. Noch mehr! Hugo Blair besitzt auch Bescheidenheit, die Sprachlehrer gemeiniglich sonst nicht im Ueberflusse haben. Er achtet seine Regeln nicht höher, als Regeln überhaupt in diesem Betracht zu achten sind. Man

höre

höre, was er zum Beschlusse der dreyzehnten Vorlesung selbst davon sagt:

„Die Hauptregel, sagt er dort, für den „Bau der Redesätze, und in welche sich alle übri„ge Vorschriften gleichsam auflösen lassen, ist „ohnstreitig diese: die Vorstellungen, welche wir „in andern erregen wollen, in der deutlichsten „und natürlichsten Ordnung mitzutheilen. Jede „Anordnung, welche dem Sinne am besten Gnü„ge leistet, und denselben auf das vortheilhafteste „ins Licht setzt, wird nie fehlen, dem Leser zu ge„fallen. Dieß ist der Punkt, auf welchen alle „Regeln, die ich bisher entwickelt habe, einstim„mig hindeuten. Und in der That, wenn die„jenigen, welche schreiben wollen, jederzeit von „ihrem Gegenstande vollkommen deutliche Be„griffe hätten, und der Sprache, in der sie sich „ausdrücken, gehörig mächtig wären; so würde „es nur weniger (oder vielmehr gar keiner) Re„geln bedürfen. Ihre Perioden würden dann „von selbst sich durch diese Bestimmtheit, Ein„heit und Stärke auszeichnen, welche ich hier „vornehmlich empfohlen habe. Denn es bleibt „eine ausgemachte Sache, daß, wenn wir uns „übel ausdrücken, außer den Fehlern gegen die „Sprache, meistentheils auch noch irgend ein „Irrthum in der Art, wie wir uns den Gegen„stand vorstellen, dabey zum Grunde liegt. Ver„worrene, dunkele und matte Stellen sind gemei„niglich, wo nicht immer, die Folgen verworre„ner, dunkeler und matter Gedanken. Aus-

druck

„druck und Gedanke würken auf einander zurück. „Logik und Rhetorik stehen auch hier, wie in so „manchen andern Fällen, in der genausten Ver„bindung; und derjenige, welcher seine Perio„den richtig und genau anordnen lernt, lernt zu „gleicher Zeit richtig und genau denken.“

Kann man sich wohl bedächtlicher und bescheidener über seine eigne Arbeit erklären? —

Und nun noch ein paar Worte von der Uebersetzung, und den Anmerkungen des Uebersetzers. Von den Anmerkungen zwar läßt sich zur Zeit noch nicht viel sagen, es sind deren wenige, und sie bestehen größtentheils in Nachweisungen der Schriftsteller, die über diesen und jenen Punkt weitere Auskunft ertheilen. Herr Schreiter hat Bedenken getragen, dem Verfasser zu oft zu unterbrechen, und mit Recht: denn nichts ist verdrüßlicher zu lesen, als das unaufhörliche Hofmeistern der Uebersetzer, die ihrem Originalautor alle Augenblicke ins Wort fallen, und dem Urtheile der Leser vorgreifen, damit dieser glauben soll, sie wären klüger, als ihr Autor selbst. Indessen verspricht uns Herr Schreiter, seine Bemerkungen in einem Anhange zum letzten Theile zu liefern. Einige Kleinigkeiten hat er lieber unmittelbar in dem Texte selbst abändern, gewisse dem mündlichen Vortrage leicht verzeihliche Kleinigkeiten beschneiden, manche zu einzelne und locker stehende Sätze näher verknüpfen und zusammen ziehen wollen. Dawider ließe sich nun wohl nichts einwenden. Doch ist uns eine

kleine

kleine Erinnerung wegen einiger Abänderungen in dem Texte beygefallen, die nicht statt haben können, z. B. S. 287. wo es im Texte heißt: „Unsere Schreibart kann rein, kann vollkommen Deutsch, u. s. w. seyn;“ und S. 357 ebenfalls im Texte: Im Deutschen kann das zwar nicht der Fall seyn u. s. w. Wer redet hier? der Autor, oder der Uebersetzer, oder beyde zugleich?

Ueber die Uebersetzung selbst erklärt sich Hr. Schreiter so in der Vorrede: „Alles was ich „hierüber sagen kann, (nemlich über den charakte„ristischen Vorzug des wohlgeschriebenen Origi„nals vor so mancher Rhetorik,) — sagt ersterer, „daß ich die Verbindlichkeit selbigen, auch dem „deutschen Blair zu erhalten, sehr lebhaft ge„fühlt habe.“ Wer seine Verbindlichkeit recht lebhaft fühlt, erfüllt sie fast immer. Seine Uebersetzung ist durchgehends fließend, rein, und angemessen. Wie viele von unsern Uebersetzern, deren Zahl Legion ist, können sich auch nur Einer dieser Tugenden rühmen? Hugo Blair führt, der Absicht seines Werks zu Folge, hier und da Stellen aus den besten Schriftstellern seiner Nation zum Beyspiele an, unter andern auch aus Pope, der in mancher Rücksicht ein weit vorzüglicher Schriftsteller als Blair ist, besonders ist sein Styl gegen Popes Styl weitschichtig und gedehnt. Hat sich der Uebersetzer einmal in den Geist und Charakter seines Autors hineingearbeitet,

tet, so muß es ihm allerdings sehr schwer fallen, den Ton so fort umzustimmen, und einen andern völlig anzunehmen. Von dieser Schwierigkeit scheint uns die Uebersetzung der Stelle zu zeigen, welche Blair S. 307 aus Popen anführt, zumal da wir sie mit der Uebersetzung eines andern deutschen Schriftstellers der ersten Classe vergleichen konnten. Hier sind beyde Uebersetzungen: Pope erzählte die Geschichte seiner Autorschaft.

„Ich gestehe„ übersetzt Herr Schreiter, „es war Mangel an Ueberlegung, was mich „zum Schriftsteller gemacht hat. Ich schrieb, „weil es mir Vergnügen machte. Ich verbes„serte meine Aufsätze, weil dieß Verbessern für „mich ein eben so angenehmes Geschäft war, als „schreiben. Ich ließ endlich meine Arbeiten „drucken, weil sie, wie man mir sagte, den „Beyfall von Lesern erhielten, deren günstiges „Urtheil einem Verfasser nicht anders als schmei„chelhaft seyn kann.“

Lessing übersetzt diese Stelle so:

„Ich schrieb, weil es mich angenehm beschäf„tigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern „eben so viel Vergnügen machte, als das Schrei„ben; ich ließ drucken, weil man mir schmei„chelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren „Beyfall einen guten Namen verschafte.“ —

Jedoch Herr Schreiter hat uns ja nicht den Pope sondern den Blair übersetzen wollen. Und es ist demunerachtet kein Zweifel, daß wenn es

ihm gefallen hätte ſich auch an dieſem zu verſuchen, ſeine Ueberſetzung, Duſchens proſaiſche unendlich würde übertroffen haben: ſo viel man wenigſtens aus der Ueberſetzung einiger eben nicht leichter Stellen aus alten und neuern Dichtern, die Blair anführt, ſchließen kann. Ein paar aus den neuern haben wir bereits angeführt, wir können uns und unſern Leſern unmöglich das Vergnügen verſagen, auch ein paar aus den ältern Dichtern überſetzte abzuſchreiben.

Die erſtere iſt aus dem Lukrez, und enthält das erhabene Gemälde von der Herrſchaft des Aberglaubens, die Epikur zuerſt zu bekämpfen gewußt. Im Originale lautet ſie ſo:

Humana ante oculos foede cum vita jaceret
In terris, oppreſſa gravi ſub relligione
Quae caput a coeli regionibus oſtendebat
Horribili ſuper aſpecta mortalibus inſtans;
Primum Grajus homo mortalis tollere contra
Eſt oculos auſus, primusque obſiſtere contra:
Quem nec fama deûm, nec fulmina, nec minitanti
Murmure compreſſit coelum, ſed eo magis
Virtutem irritat animi, confringere ut arcta
Naturae primus portarum clauſtra cupiret.“

Nach Herrn Schreiters Ueberſetzung:

„Allenthalben noch lag in Staub getreten die Menſchheit
Unter dem ſchändlichen Druck des Aberglaubens erniedrigt,
Welcher — ſein wüthendes Haupt hoch aus den Wolken geſtrecket —

Dräu-

Dräuend mit gräßlichem Blick die armen Sterblichen ſchreckte:
Siehe! da wagt es zuerſt ein edler Grieche, die Stirne
Muthig dem Scheuſal zu bieten, ſich ihm entgegen zu ſtellen;
Nicht der Name der Götter, noch Jupiters Blitz, noch des Himmels
Rollende Donner vermochten die kühne Seele des Denkers
Niederzuſchlagen, ſie fühlte ſich nur noch heiſſer entflammet,
In der verſchloßnen Natur geheimſte Winkel zu dringen."

Vortreflich! kein Zug des Originals iſt verloren gegangen. Außer dem Beyworte wüthendes, im dritten Verſe zu Haupt, das uns die Einheit des Bildes zu zerſtören ſcheint, manches ſo gar verſchönert. Wenn wir den ganzen Lukrez ſo deutſch hätten und der lateiniſche verloren geing; ſo würde Lukrez bey der Nachwelt nichts verlieren.

Noch eine aus dem Virgil, wo er ſeinen Helden in die Unterwelt hinabſteigen läßt, und ſo im Begriffe die Geheimniſſe des Schattenreichs zu enthüllen, ſich die Erlaubniß der Höllengötter dazu erbittet, wie folget:

Di, quibus imperium eſt animarum, umbraeque ſilentes
Et Chaos et Phlegethon, loca nocte ſilentia late,
Sit mihi fas audita loqui; ſit numine veſtro
Pandere res alta terra et caligine merſas.

Ibant obſcuri, ſola ſub nocte, per umbram,
Perque domos Ditis, et inania regna;
Quale per incertam lunam, ſub luce maligna
Eſt iter in ſiylvis —

Und in der Ueberſetzung:

Mächte des Geiſterreichs, ihr Schaaren der ſchweigenden Schatten
Jener ewigen Nacht, wo Still' und Oede nur hauſen,
Heilige Schauer, du Chaos, und Phlegeton, zürnet — ich ſieh es —
Zürne keines von Euch dem Sterblichen, wenn er der Tiefe
Ihm enthülltes Geheimniß mit frommen Staunen berichtet.
Einſam im Schooße der Nacht, von düſtrem Dunkel umfloſſen.
Schwebten mit zweifelnden Schritt ſie durch des Erebus Räume,
Pluto's öden Sitz; So wie, bey dämmerndem Schimmer,
Wandrer vom trüglichen Strahl des Mondes irre geleitet
Aengſtlich den Hain durchſtreifen. — —

Lieſt man dieſe Verſe, ohne ſie mit dem Originale zu vergleichen, ſo ſollte man ſie für unverbeſſerlich halten.

Sie ſind durchgehends fließend und wohlklingend. Aber demunerachtet, mit dem Originale verglichen, verlieren ſie fürs erſte an Kürze und Ründung, ſodann die Apoſtrophe ſelbſt an Würde und Einfalt. Im Lateiniſchen ſchimmert ein gewiſſes Zutrauen durch; der Dichter bittet,

bittet, was ihm als Dichter ohnedem zusteht. In der Uebersetzung fleht der Dichter, er scheint sich so zu sagen bewußt, daß seine poetischen Licenz hier ein wenig an Vermessenheit gränzen möchte. „Heilige, Schauer," du Chaos und Phlegeton, zürnet, ich fleh es, zürne keines von euch! Und daß mußte er freylich auch wohl, weil er den Grund, wodurch sich der Lateinische zur Entdeckung der unterirdischen Geheimnisse gewissermaßen berechtigt: „er wolle nur sagen, was er gehört", — wegließ. Ferner; im Lateinischen ergeht die Bitte an die sämmtlichen Höllengötter, wie billig; in Deutschen, den Worten nach, mehr an den Chaos und Phlegeton.

Der nächstfolgende Vers: Ibant obscuri etc. scheint uns durchaus unübersetzlich, wenn er nicht verlieren soll. Wie fein, wie rasch und unerwartet ist die Wendung, womit uns der Dichter mit Eins zu seinem Helden zurückzubringen weiß. Aber es hat auch nie ein Dichter die Vortheile seiner Sprache besser gelernt als Virgil.

Im Deutschen weiß man nicht eher, was man liest, bis man auf das Vorwort, sie, gekommen ist. Im Lateinischen läßt uns das voranstehende Zeitwort, ibant, nicht einen Augenblick des Gegenstandes halber im Zweifel Auch findet sich in der Uebersetzung dieses Verses ein Nebenzug, der im Originale gänzlich fehlet; „sie schwebten mit zweifelndem Schritt"; wenn nicht etwa gar das Wort, ibant, auf das

Gegentheil deutet; „Sie gingen, von Dunkel umflossen, doch mit sicherm Schritt“. Der langsame und bedächtliche Gang des lateinischen Verses, gegen den hüpfenden und ungewissen des deutschen helfen diese Nebenzüge erhöhen, aber sie machen auch den Unterschied derselben desto auffallender. Und was ließe sich nicht noch alles über den Bau der Verse, den Abschnitt, die Cäsur zu Gunsten des lateinischen Dichters erinnern; aber was würden wir sagen können, was Herr Schreiter nicht eben so gut, und vielleicht noch besser als wir, gefühlt hätte? Wie leicht ist es nicht zu tadeln, was man doch gewiß nicht besser, und schwerlich so gut machen würde!

IV.

Vermischte Gedichte von Johann Nikolas Götz, herausgegeben von Karl Wilhelm Ramler. Erster Theil. 192. S. Zweyter Theil 244. S. Dritter Theil 258. S. Mannheim, in der Schwanischen Hofbuchhaltung, 1785.

So wenig wir uns sonst gern mit manchen der neuern Gedichte aus mancherley Ursachen zu schaffen machen, so können wir doch diese unmöglich mit Stillschweigen übergehen. Der Verfasser gehört in die Reihe der Dichter, aus der Zeit die, nach Hrn. Adelung, das goldene Zeitalter unserer Poesie ausmachen. Es war

1721

1721 in der freyen Reichsstadt Worms von einem Prediger daselbst geboren, studirte in Halle unter Baumgarten und Wolf, um das Jahr 1739., ward er, nach zurückgelegten Universitätsjahren, zu Emden, dann in Forbach im Elsaß, in angesehenen Häusern Hofmeister, führte einen jungen Herrn auf die Ritterakademie nach Lüneville und ward 1747 als Feldprediger des Leibregiments der Königinn, Royal Allemand, angestellt, mit dem er in der Folge durch einen großen Theil von Frankreich, nach Flandern und Brabant marschirte, und unterm Commando des Grafen von Sachsen und des Marschalls von Löwenthal von schönen und großen Thaten Zeuge war. Nach wiederhergestelltem Frieden besah er, in Gesellschaft einiger Officiere, die vorzüglichsten Städte in den Niederlanden, die Seehäfen und Gränzfestungen. Der Herzog von Zweybrücken, Christian der Zweyte, berufte ihn als Pfarrer nach Hornbach, und nach verschiedenen Versetzungen, ward er endlich Superintendent der evangelischen Kirchen und Schulen des Oberamts Kirchberg und der Aemter Winterburg und Sprendlingen, dem Markgrafen von Baden Durlach zugehörig. Am ersten Ostertage 1781 ward er von einem heftigen Schlagflusse befallen, und nach wiederholtem Anfalle traf ihn endlich der letzte den 4ten November 1781, der seinem edlen Leben ein Ende machte. Er liegt in Winterburg an dem Fuße einer Linde, deren Schatten er sich selbst zu seiner Ruhestatt gewählt, begraben.

Honigsuchende Bienen sumsen im Wipfel der Linde,
Wo der süßeste Dichter schläft, und aus dem Gesträuche
An dem Rande des nahen Silberbaches erschallen
Klagen der Nachtigallen um den Sänger der Liebe.

Hr. Prof. Rammler, der schon bey Lebzeiten der Vertraute seiner Muse war, (und wo konnte sie einen bessern wählen?) und der uns, unter dem Namen eines Ungenannten, schon eine große Anzahl in seiner lyrischen Blumenlese geliefert, hat auf Verlangen des Dichters diese Sammlung besorgt, die ihm nach dessen Tode durch seinen Herrn Sohn, der der Schwanischen Hofbuchhaltung im Mannheim rühmlich vorsteht, und einen Vorbericht hinzugethan, zur Durchsicht übergeben. Außer diesen Gedichten des seligen Götz sind von ihm Uebersetzungen des Anakreons mit Anmerkungen, des Tempel zu Gnidus, und des Paperle des Gresset erschienen, und vielleicht wäre es nicht übel gethan gewesen, wenn diese Sammlung durch eine Zugabe von ein paar Bändchen, die auch diese enthalten hätte, wäre vermehrt worden, damit man die sämmtlichen Werke des Verfassers vollständig und beysammen gehabt hätte, da solche Stücken einzeln, und an verschiedenen Orten gedruckt, sich bey unserm, ohnedieß kalten Publikum leicht vergreifen und verlieren. Sie verdienen aber in jeder Rücksicht aufbehalten zu werden.

Wir

Wir glauben, um die Leſer auf dieſe Gedichte aufmerkſam zu machen, keinen beſſern Weg wählen zu können, als wenn wir nach der charakteriſtiſchen Schilderung, die Herr Rammler davon in ſeiner Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften nach dem Batteux im 3ten Bande auf der 93. S. davon macht, den Leſern einige Beyſpiele davon vorlegen. Die Wahl iſt zugleich ſchwer und leicht: ſchwer, weil wir ungewiß ſind, ob das gerade das vortrefflichſte iſt, was wir wählen, und leicht, weil man nicht hier Gefahr läuft, auch bey einer Wahl auf Gerathewohl nur auf etwas Mittelmäßiges zu treffen.

Einige, ſagt Hr. Rammler, beſitzen die lachende Anmuth des Anakreons: hier iſt ein Beyſpiel.

An Amorn.

Verwundet ſoll ich ſterben?
„Und die, die mich verwundet,
„Soll unverwundet leben,
„Und meiner Wunden ſpotten?
„Du biſt kein Gott, Kupido,
„Wann dieſe ſtolze Nymphe
„So unverwundet ſpottet!“

Allein, verſetzt Kupido,
Umwindet nicht die Binde
Die Augen mir? Wie kann ich,
Verbunden, ſie verwunden?
Entbinde mir die Augen,
So will ich ſie verwunden!

Geſchwind wollt' ich, in Einfalt,

Die Augen ihm entbinden,
Als mich mein guter Dämon
Am Ohre zog, und Weisheit
In meine Seele raunte,
Die ich verstand, und sagte:
„Die Augen dir entbinden,
„Daß du die Nymphe sehen
„Und sie verwunden könntest? — —
„So schön, als ich sie sehe;
„Du würdest dann die Nymphe
„Für dich allein verwunden.

Wie ganz in dem Charakter Anakreons! eine schöne Empfindung, ein artiger Einfall, ein feines Lob in eine artige Allegorie eingekleidet. Wie artig kontrastiret die kleine Bosheit des Kupido mit seiner scheinbaren Einfalt? und dann des Liebhabers Eyfersucht, daß sie Kupido für sich verwunden möchte, mit seinem ersten Wunsche,

Daß, die so viel verwundet,
Soll unverwundet leben
Und seiner Wunden spotten.

Dieß sind die wahren einfältigen, naiven, halbnakten Grazien des Anakreons.

Andre dieser Gedichte sind rührend. Die Empfindungen sind nicht gesucht; die Natur scheint sie selbst eingegeben zu haben, und sie liegen jedem Herzen so nahe, daß sie Jedes in dem Augenblicke selbst gefühlet zu haben glauben würde. Schade, daß wir das schöne Gedicht, auf die Geburt seines ersten Neffen S. 165.

des

des 2ten Theils nicht herſetzen können. Wir kennen nichts Rührenderes, Lieblichers in dieſer Art. Es iſt aber für unſre Abſicht zu lang. Hier iſt alſo ein ander kleines Beyſpiel.

Der arme Hirt.

Wann zum Geſange ſüßer Nachtigallen
In dieſem Hayn, den ſchwacher Tag durchdringt,
Mein kleines Flaſchenett erklingt,
Und ſeine Töne dir gefallen,
Dann wart' ich, ob mein Wunſch mir nicht gelingt;
Dann aber hör' ich dich mit Anmuth ſagen:
„Du haſt mir ja noch nichts verehrt."
Wie? hörteſt du mich nicht dir zärtlich klagen:
„Der Hagel hat mein Feld verheert,
„Der Donner meine Heerd' erſchlagen?"
Was hätt' ich noch dir anzutragen,
Als bloß ein Herz voll Zärtlichkeit?
Gefällt dir das, mein liebſtes Leben,
So ſey es ewig dir geweiht.
Doch ach! was kann ich dir wohl geben,
Was dir nicht ſchon von jedermann
Ohne alle Müh ein Blick gewinnen kann?

Wie rührend ſchildert der Hirt ſeine Armuth! Hier iſt nichts als ein zärtliches Herz übrig, daß er ſeiner Geliebten geben kann: dieß bietet er ihr an. Aber was braucht ſie auch mehr, da ihre Schönheit ſich durch einen Blick bey Jedermann alles verſchaffen kann? eine Schmeicheley, die eine Schöne gewiß nicht unbelohnt laſſen kann.

Andre

Andre sind scherzhaft bis zum Komischen, freylich nicht zu einem Groteskekomischen, das ins Possenhafte und Kurzweilige fällt, und lautes Lachen erregt. Ueberall liegt eine feine Ironie zum Grunde, ein kleines Salz, das mehr kitzelt als brennt, und den delikatesten Gaumen nicht verletzt. Meistens aber sind diese Scherze in eine reizende Allegorie gekleidet. Man lese folgendes:

An einen Vogelsteller.

Vogelsteller, mein Freund! laß, wenn du der Armuth entgehen willst,
Laß sie fliegen, die frommen Vögel, die Lerchen und Schnepfen;
Laur' auf einen allein, der Amor genannt wird. Er singet
Artig, wann er nur will: nicht nur im Frühling und Sommer,
Auch im rauhesten Winter. Kaum singet die Tochter Pandions,
Philomele, so fein. Sein Singen störet die Mädchen
Oft im lieblichen Schlaf. Doch, wenn er am artigsten singet,
Ist er am schlimmsten: und nascht von den Kirschen, ehe sie reifen,
Neben verdorrenden Eichen und Büchen fliegt er vorüber.
Setzt sich auf Aprikosenbäumchen, und stopft sich, und ruht nicht
Eh er die niedliche Frucht bis zu dem Kerne verderbt hat.

Alles picket er an; und schont nicht des Gärtchens der Nymphen.
Trügest du diesen, mein Freund, durch Flecken und Dörfer, im Käfich
Wohl verschlossen herum: mehr Speck und Butter und Eyer
Kriegtest du in den Torniſter geschenkt, als ein Jäger geschenkt kriegt,
Welcher der Wälder Tyrann (man darf ihn nicht nennen) mit Pfeilen
Auf dem hohen Gebürg' erschossen, und nun im Triumphe
Dessen grauen langzottigen Pelz auf der Spitze der Stange
Durch Arkadien trägt, umjauchzet von Knaben und Mädchen.

Man könnte leicht über die Anspielung jeder Zeile einen kleinen Kommentar machen: aber jeder Leser von Geschmack wird sie finden und lachen, wenn er den Amor unter der Gestalt eines höchst verderblichen Vogels, der, wenn er am schönsten singt, am gefährlichsten ist, nun gefangen, im Käfich herum tragen sieht, und sich den arkadischen Jäger mit dem Torniſter, der voll Speck, Butter und Eyer, den Pelz von einem erschlagenen Wolfe auf der Stangen trägt, von Knaben und Mädchen umjauchzet, dabey denkt! —

Alle, so gar die nachläßig scheinen, sind hinlänglich vollendet und ausgeführt: alle sind wohlklingend, alle aufs beste versificirt; alle voll gewählter, oft neuer, immer mannichfaltiger, niemals

niemals gezwungener poetischer Ausdrücke. Man findet bey ihm überall Feinheit und Naivetät, Süßigkeit und wohlgeordnete Einbildungskraft.

Feinheit —

Es sagte Stella:
Machst du auf mich
Ein artig Liedchen,
So bist du mein.

Ich machte hurtig
Ein artig Liedchen.
Sie lobts und sagte:
Nun bist du mein;
Doch ich, o Schäfer,
Bin noch nicht dein.

Wie mir, ergiengs Apollon
Auf Tempens Flur:
Für Daphnen kriegt er
Den Lorbeer nur.

Naivetät!

Holde Schaam, Bescheidenheit,
Liebe, Milde, Freundlichkeit,
Alle sanfte Grazien,
Alle fromme Tugenden,
Sitzen immer Euphrosynen.
Auf der Stirn und in den Mienen.
Wie vor eines Hauses Thür
Immer kleine Götter sitzen,
Freunde! schließt ihr nicht mit mir
Ihre Mutter wohne hier?

Süßig-

Digitized by Google

Süßigkeit;

Der Schäfer an dem Flaße.

Wie viel beglückter
Seyd ihr, als ich bin,
Beglückte, klare,
Geliebte Wellen:
Auf eurem Wege
Zum Meere seht ihr
Mein liebes Mädchen.
Nicht minder glücklich
Sind auch die Thränen,
Die ich, vor Liebe,
In euch vergieße;
Mit ihnen werdet
Ihr sie entblöset,
Im Bade finden,
Und ihr verstohlen
Die Füßchen küssen.
Ich wünschte sehnlich
So viel zu thränen,
Daß ich in Thränen
Verwandelt würde,
Mit euch vereinigt,
Sie zu berühren.

Stärke

An Belinden.

Du durch langes Gesuch endlich erweichete!
Laß uns suchen das Loos glücklicher Liebenden,
Uns genießen, Belinde,
Und mit Zärtlichkeit sättigen.
Grüner Epheu umkriecht Wände mit gierigen
Ranken; Bachus umschlingt Ulmen mit Rosenlaub:

Laß

Laß mit liebenden Armen
Uns umschlingen und selig seyn!

Wie dein Kränzchen, o Kind! einzelne Blätterchen
Fallen ließ, die du hier in dem Pokale noch
Schwimmen siehst: So umschließt uns
Ach! in Kurzem ein Aschenkrug.

Blühende und wohlgeordnete Einbildungskraft — Wie sehr diese die größten Kleinigkeiten durch allerliebste Bilder zu verschönern, jedem, auch gemeinen Gedanken einen Reiz zu geben weiß, davon zeiget jedes Lied, beynahe jeder Ausdruck. Man lese folgenden Einfall bey Uebersendung einer Tasche an ein Frauenzimmer! und zergliedere die feine Wendung, wodurch dieser nichtsbedeutende Gegenstand interessant gemacht wird.

Längst besitzest du schon Cytherens Gürtel
Jetzt verehret der Gott der Handelsleute,
Der Sophisten und Beutelschneider, Hermes,
Dieser artige Gott, dir etwas Neues:
Eine Tasch' in der Oper ausgeschnitten.
Die Behendigkeit seiner Finger wurde
Durch den Reichthum der Tasche gut bezahlet:
Denn er fand in derselben wohlgezählet,
Alter attischer Müntze tausend Stücke:
Erst dreyhundert Talente zu gefallen:
Dann sich lieben zu machen noch vierhundert;
Dann dreyhundert sowohl von Kleinigkeiten;
Als von großen Geschäften wohl zu sprechen,
Um der Rede der feinsten Schwung zu geben.
Diese Talente waren alle

Mit

Mit dem Stempel der Grazie bezeichnet.
Auch hat Hermes hierin sich nicht geirret,
Sondern richtig geurtheilt, daß die Tasche
Keiner andern, als dir gehören könnnte.
Denn im weiten Bezirke dieser Erd' ist
Keine Tasche, gleich dieser mehr zu finden.

Was er zur Verschönerung oder Erhöhung der Gedanken aus der Griechischen, oder aus der allgemeinen poetischen Götterlehre entlehnt, ist ausgesucht, bedeutend, unabgenutzt, und wird niemals zum Ekel wiederholt. Er fällt nicht in den Fehler der meisten neuern Dichter, die, wenn von einer schönen Gegend die Rede ist, nichts als die Flora und den Zephyr anführen, bey jeder Erklärung ihrer Liebe Amorn und Cytheren nennen; alles was anmuthig ist, durch die Grazien und Amouretten verschönern lassen, und bey jeder Anwandelung zu singen, von ihrer Muse reden. Man lese z. B. die schlafende Schöne. Welche glückliche Anspielung auf Bilder aus der alten Götterlehre und Verschönerung und Erhöhung der selbigen!

In den Augen der schönen Oronte
Sitzt Amor, so lange sie wacht;
Streut aber Morpheus Schlummerkörner
Ihr auf die müden Augenlieder,
Dann läßt sich Amor zum Busen herab.
Unter einer Myrtenlaube,
Dem Tempel des Harpokrates, *)

Fand

*) Gott des Stillschweigens.

Fand ich Oronten, am heißesten Tage des Sommers.

Wie in Enna's blendendem Thal,
Die junge Proserpina,
Müde jungfräulicher Spiele,
Auf Bluhmen ruhete, lag sie
Auf einem Bette von Veilchen und Rosen.

Die Bürger der Zweige,
Unbeweglich in den Nestern,
Schonten ihrer Ruhe,
Und unterbrachen den Waldgesang.

Ich nahete mich, ohne Furcht,
Ihre Reize zu betrachten;
Denn alles versicherte meiner Begierden
Unstrafbarkeit.

Bald hob ich von meinen Stirne
Das leichte Blumenkränzchen,
Und setzt' es leise der ihrigen auf;
Bald legt' ich einen Purpurpfirsich
Ihr in die hohle Hand;
Bald warf ich ihr auf den Busen
Ein süß duftendes Rosenblatt,
Und überließ mich ganz
Meiner Sinne Bezauberung.
Denn, was ich einzig fürchtete,
Ihr Auge, war geschlossen.

Ihr unter durchsichtigem Silberflor
Sanft arbeitender Busen
Hatte mit Hülfe Favons
Schon die Bande zerrissen,
Die gefangen ihn hielten,
Und zeigete mir,
Wechselsweise sich senkend und hebend,
Alle seine wachsenden Schätze.

Wie

Wie des Argus hundert Augen
Auf jene Jo sich hefteten,
So starreten die meinen
Diesen schönen Busen an.

Flora! sagt' ich, holde Gemahlin Favons,
Hast du in deinem Körbchen
Junge Lilien, oder Rosenknöpfe,
Frischer als sie hier sind?

O weise Pallas, Jupiters Tochter!
Ziehe mich zurück.
Bedecke mit deiner Aegide mich,
Oder bedecke den Busen hier.

Sie hörte mich nicht.
Fern von ihrem cekropischen Heiligthum
Saß sie in einem kühlenden Bade,
Wozu von seinen wohlriechenden Bergen
Ihr Inachus ambrosische Wellen gesandt.

Amor aber hörte mich.
Sichtbar saß er auf dem schönsten Busen,
Wie auf einem Thron von Albaster,
Und schoß flammende Pfeil' in mein Herz.

Geh, sprach er, Sohn der weisen Athenäa,
Geh, und sey künftig weniger kühn!
Du weißt so viel und weißt noch nicht,
Daß, wenn auch eine Schöne schläft,
Doch Amor immer noch wacht.

Wir zweifeln, ob man die Moral, daß sich ein Jüngling, ein Schüler der Weisheit, den Gefahren der Liebe nicht aussetzen müsse, anmuthiger und reizender einkleiden könne. Gern setzten wir noch das schöne Gedichte Palmira

auf der 84. S. des 1sten Bandes hieher, das eine gleiche Warnung für die Mädchen enthält, und in die reizendste Erzählung, ausgeschmückt mit dem lieblichsten Bildern der griechischen Mythologie, gekleidet ist: gern den Garten aus dem 2. Th. S. 138., wo er die Geburth der Blumen beschreibt, die „Flora von dem Griechen und Römer einst gekleidet ohne Geschmack auf diese Gestade versetzet und durch göttliche Hände verschönt.“ — In diesen, so wie in allen seinen Liedern vereinigen sich die Gedanken zu einem natürlichen Ganzen: die Uebergänge sind niemals erschlichen, niemals sind die Strophen von jener gezwungenen Verbindung, die bloß durch Worte und oratorische Wendungen gemacht wird, ein Fehler, den wir vorzüglich an unsern neuern jungen Dichtern, wenig ausgenommen, bemerken und hier rügen müssen. Wenn manche unter diesen auch poetisches Genie in einem glücklichen Bilde in guten Gedanken und feinen Einfällen zeigen, so fehlt es ihnen gemeiniglich an der Kunst sie zu einem schönen Ganzen zu verbinden. Man kann ganze Zeilen und Strophen herausreissen, ohne daß man sie vermisset, und die meisten sehen manchen Wänden in Italien gleich, wo von alten guten ächten Ruinen, ein Stück hervorglänzt, das uns den Wunsch abzwingt, daß das Ganze eben so seyn möchte. Man fällt aus der Allegorie, so wie aus der einzelen Metapher heraus und geht in eine andre über, und es sind nur einzelne Bruchstückchen von Poesie, denen man

man allenfalls seinen Beyfall geben kann. Man versuche bey unserm Dichter eine Strophe, wir möchten sogar Eine Zeile sagen, weg zu nehmen, und man wird den Verlust sogleich bemerken.

Was unser Dichter von den Alten oder Neuern entlehnt, verschönert er allemal, und verwebt es so vollkommen mit seinen eigenen Gedanken, daß es ihm eigenthümlicher anzugehören scheint, als dem Eigenthümer selbst. Die kleine Ode an die Cikade aus des Sarbiewski 17ter Ode des 4ten Buchs mag hiervon eine Probe seyn.

Die du auf des Jasmins obersten Locke dich
Sorglos wiegest, und, von Thränen der Nacht berauscht,
Dich mit Liedern, Cikade,
Und den horchenden Hain vergnügst!
Da der Wagen des Jahrs sich nach den zögernden
Winternächten weit schneller vom Himmel stürzt:
So empfang mit Gekeife
Die zu flüchtige Sommerzeit.
Wie der glücklichste Tag leise geschlichen kommt,
So verschwindet er auch wiederum. Lang genug
Weilet niemals die Wollust,
Allzeit aber zu lang der Schmerz.

Wir müssen unserer Begierde abzuschreiben Einhalt thun. Aber aus dem, was wir abgeschrieben haben, werden die Leser die äußerste Sorgfalt in Bearbeitung der Sprache bemerken. Keine fremde Bindung der Wörter, keine abgessene Sylben, kein unangenehmer Hiatus, kei-

ne geradebrechten Verse, über die man wegstolpert: ein sanfter Fluß mit Goldkörnern, der, indem er uns bereichert, dem Ohre aufs lieblichste schmeichelt. Wenn wir einem Maler, oder einem Bildhauer zu erotischen Schildereyen und Basreliefs, reizende Gegenstände zum Inhalte vorschlagen sollten, so würden wir ihm Götzens Gedichte zu den vorzüglichsten empfehlen, und ein deutscher Spence würde daraus einen neuen Polymetis zusammensetzen können. Denn, was der Dichter von seinen eigenen Liebeslieder sagt, wird gewiß jeder Leser bestätigen.

Meine jugendlichen Reime,
Jene bilderreichen Träume,
Wann im grünen Zelt der Bäume,
Ich am schönsten Busen sang,
Werden leicht den Preis gewinnen:
Denn ein Herr von Charitinnen,
Hindert ihren Untergang;
Und die Zärtlichkeit darinnen
Ist ein Zauber aller Sinnen
Rührt die Seele lebenslang.

V.

Miscellaneen artistischen Innhalts herausgegeben von Joh. Ge. Meusel. Erfurt 1783—85. 15 bis 24. Heft.

Wir haben die letzten vorhergehenden Hefte im 28. B. S. 311. unsrer Bibliothek angezeigt, und hoffen unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir auch die folgenden Hefte dieser angenehmen und nützlichen periodischen Schrift dem Hauptinhalte nach nachholen.

15. Heft.

Den Anfang machen einige Nachrichten von dem berühmten Maler unsrer Zeit, dem Ritter Zoffany, der eine schöne Jüdin geheurathet hat. Nach Heft 29. S. 173. ist er jetzt in Ostindien, verdient ungeheueres Geld und wird bald wieder zurückkommen. Er soll schon 36000 Pf. Sterl. nach London remittirt haben. Die folgende Beschreibung einiger Handgriffe beym Kupferdrucken wird allen nicht unangenehm seyn, die da wissen, wie wichtig ein guter Drucker den Künstlern ist. Die schönste Platte wird verdorben, wenn sie beym Abdrucke einem ungeschickten und unerfahrnen Sudler in die Hände fällt. In Deutschland sind sie selten: in Paris trifft man aber eine Menge der geschicktesten Arbeiter an, die hurtig damit umzugehen wissen, und durch

ihre behenden leichten Handgriffe die treflichsten Abdrücke liefern. In London kann es, bey der so hoch gestiegnen Kupferstecherkunst, auch nicht daran fehlen.

Aus der Notiz von Lüttticher Künstlern ersieht man mit Verwunderung die Namen berühmter Männer, welche diese einzige Stadt hervorgebracht hat. Viele darunter sind durchgängig bekannt, z. Ex. die Brüder von Eyck, Theod. de Bry der Kupferstecher, Johann Warin und Duvivier Medailleurs, Geth. Laireſſe ꝛc. Viele aber gar nicht: wir wollen ihnen jedoch ihr Verdienst nicht absprechen, und dem Verfasser dieser Nachrichten zutrauen, daß er keine ganz schlechte darinn aufgenommen hat. Uns ist inzwischen, bey den häufigen Beyträgen zu Füeßlis Lexikon oft der Gedanke eingefallen, ob nicht dadurch ein gar zu gemischtes Verzeichniß entsteht, daß man die wirklich guten nicht mehr unter dem Wuste unterscheiden kann. Bey einer solchen Nomenclatur findet man zwar einen jeden darinn, der einmal den Pinsel zu einer öffentlichen Arbeit, es sey mit gutem mittelmäßigem oder wohl gar schlechtem Erfolg angesetzt hat; es ist aber gerade als wenn man in einem Gelehrtenlexikon einen jeden, der einmal eine Casualpredigt, oder ein paar Gelegenheitsgedichte drucken lassen, die an sich gut genug seyn können, aufnehmen wollte. Wo dieses Verzeichniß hergenommen ist, zeigt der 5te Abschnitt, darinn Herr

von

von Retzer Nachrichten von der Ausgabe eines alten verlegnen Dichters Walef giebt.

5) Das Verzeichniß der Gemäldesammlung des berühmten Helden Eugens in Wien, die schon längst zerstreut ist, dürfte wohl Wenige interessiren. 6) Eine weitläuftige Anzeige von Hrn. D. Semlers Sammlungen zur Geschichte der Formschneiderkunst, 1782 8. Erste Sammlung. Es werden nemlich darin die Formen untersucht, welche auf den alten Pergamen und Schweinsledernen Bänden zum Theil sehr fein abgedruckt zu finden sind; eine Kunst, die heutiges Tages nicht mehr ausgeübt wird.

16. Heft.

Der 16te Heft fängt mit einem Tagebuche auf einer Reise nach der Schweiz an, das hoffentlich in der Folge interessanter wird. — Im 20. Heft entschuldigt der Herausgeber sich aber, daß er die Fortsetzung nicht liefert, weil er die Handschrift verliehen, und der Verfasser eine neue Reise angetreten hat. 2) Suhrlands Herzogl. Meklenburgischen Hofmalers Ersuchen an Lehrer der Künste. Er behauptet, man sollte Schülern nicht lauter richtige, sondern auch fehlerhafte Formen nachzeichnen lassen und giebt seine Ursachen an, wobey er zugleich Vorschläge zu einem nach besondern Zwecken eingerichteten Kunstjournal thut. 3) Desselben Gedanken über die Perspektiv der Malerey. 4) Von dem jungen Maler und Kupferstecher, Joh. Michael Frey in Aug-

spurg. 5) Merkwürdiger Kupferstich eines Würtembergischen Künstlers J. G. Müllers, Alexander führt die Campaspe zum Apelles, nach Gerard Flink aus der Herzogl. Galerie. 6) Vertheidigung des Monuments von Marschall von Sachsen in Strasburg gegen des Hrn. Hofr. Schlossers Beschuldigung, der nach einem schlechten Kupferstiche soll geurtheilt haben. 7) Nachrichten von den Baßisten Salomon Bendeler, der durch seine donnernde Stimme einst in Danzig veranlaßt, daß eine Frau in der Kirche niederkam: übrigens ein eigensinniger Mann. 8) Denkmünze auf Errichtung der Landstände in Galizien und Lodomirien. 9) Eine Entdeckung in Ansehung des Alterthums der Glasmalerey. 10) Ein merkwürdiger Holzschnitt von 1384. Aber im 22. Heft S. 251. wird gezeigt, daß der flüchtige Franzos die 5 für eine 3. angesehen, woraus der lächerl. Irthum entstanden sey. Noch einmal wird davon Heft 24. S. 336. gehandelt. 11) Ueber eine Vorstellung im Modelle, von dem Milo von Crotona von dem verstorbenen Herzogl. Würtembergischen Hofmaler und Galerie Direktor Gräbel. Unter den am Ende jeden Hefts allemal angehängten kurzen Nachrichten ist eine umständliche Beschreibung des neuen Leipziger Koncertsaals, wovon wir ebenfalls zu seiner Zeit Nachricht gegeben haben. Todesfälle merkwürdiger Künstler und andrer Personen.

17.

17. Heft.

Das im 13. Heft. (Siehe unsre Bibl. B. 28 S. 321) angefangene Verzeichniß von verschiedenen in der neuesten Ausgabe von Füeßli Künstlerlexikon fehlenden Artikeln wird fortgesetzt. 2) Das Leben der 1782 zu Berlin verstorbenen treflichen Malerin Therbusch, das sich auch in unsrer Bibliothek befindet. 3) Von den Künstlern und einigen Maschinen der Indier, aus Sonnerats Ostindischen Reisen. 4) Vom Zustande der Malerey und Bildhauerey in der Wallachey und Moldau, aus Sulzers Geschichte des Transalpinischen Daciens. 5) Zusätze zu Forkels musikalischen Almanach, 1783. 6) Allerley artistische Nachrichten in einem Schreiben aus Celle. Eine merkwürdige Erklärung eines alten deutschen Kunstwerks, welche Schilter sehr künstlich und unnatürlich, Herr Rath Adelung hingegen, in seinem Magazin zur deutschen Sprache, sehr leicht und glücklich gemacht.

17. Heft.

Zuerst werden einige Lebensumstände von Hrn. Hofr. Reifstein, der seit vielen Jahren den Antiquar in Rom macht, und Winkelmannen 1782 ein Monument in der Rotonda oder dem Pantheon setzen lassen. 2) Dergleichen von dem verstorbenen Professor Lippert, aus Dasdorfs Beschreibung von Dresden. 3) Paral-

lele

lele zwischen den beyden großen Sängerinnen Madame Mara und Madame Todi in einem Briefe aus Paris. Es folgen Anzeigen verschiedener Bücher, insonderheit die von Herrn Christ. Frid. Prange, welche in die Künste einschlagen. Unter den vermischten Nachrichten ist die Ankündigung eines kostbaren Werks von Abt Rive in Paris. Es soll, auf 26 großen Kupfertafeln, die schönsten Miniaturgemälde aufs getreueste kopirt enthalten, die der Abt aus den prächtigsten Handschriften entlehnt hat, um die Geschichte der Malerey, Kalligraphie, des Costume, der Baukunst u. s. w. aus jenen Jahrhunderten, da die Mönche diese Malereyen verfertigten, darzustellen. Sie sind aus mehr als 12000 Miniaturgemälden ausgesucht. Es werden nur 80 Abdrücke gemacht, und der Subscriptionspreis ist 25 Louisd'or. Zum Beweis der lächerlichen Unwissenheit der Mönche in Costum, wird die Vermählung des Saturns mit der Cybele angeführt. Ein Bischof mit dem Chorhemde, Mütze und Stab verrichtet die Einsegnung in einer Kirche, darinn man auf einer Anhöhe einen Kalvarienberg wahrnimmt.

19. Heft.

1) Leben des am 6. May 1772 in Zürich verstorbenen Johann Caspar Füeßli, der sich nicht bloß durch Kunstwerke, sondern fast noch mehr durch seine die Kunst, betreffende Schriften bekannt gemacht hat. Dahin gehört vornehmlich

lich die Geschichte der besten Künstler in der Schweiz in 5 Theilen, sein räsonirendes Verzeichniß der besten Kupferstecher und ihrer Werke, und das schöne Hedlingerische Medaillenkabinet. 2) Beschreibung eines Gemäldes, das die Auslieferung der Briseis vorstellt, von Fiorillo, der sich in Göttingen aufhält. 3) Nachrichten von einem vortreflichen, jedoch wenig bekannten Landschaftmaler Christian Johann Bendeler. Er war 1688 zu Quedlinburg geboren, und ward ein großer Künstler von bizarrem und stolzem Charakter, wodurch er oft in elende Umstände gerieth. Er starb 1723, nachdem er so wenig Denkmale seines Pinsels hinterlassen, daß man wohl kaum ein paar Dutzend davon hin und wieder in Kabinetten antreffen wird. 4) Ueber den guten Geschmack in den zeichnenden Künsten verbunden mit der Nachahmung der schönen Natur und dem Studium der Antiken eine Vorlesung des Hrn. Rector Mertens in Augsburg, aus seinen Vorlesungen über die zeichnenden Künste: ein mit guten Einsichten geschriebnen Aufsatz. Unter den vermischten Nachrichten kommt unter andern eine merkwürdige allegorische Zeichnung von Meil auf den berühmten alten General Ziethen vor. Neue Kupferstiche. Todesfälle.

20. Heft.

Lebensumstände des 1779 verstorbenen Casselschen Kammermusikus Dreßler, welcher viele kleine

kleine Schriften, und auch Kompositionen herausgegeben hat, wovon man hier das Verzeichniß findet. 2) Merkwürdige Kupferstiche: Der heil. Nicolaus, welcher seinem Vater beysteht, und die Töchter befreyet, von Joseph Fratrel gemalt und gestochen. Fratrel gehört unter die großen, nicht genug bekannten Männer, welche zu zeitig für die Kunst gestorben. Er war um das Jahr 1720 zu Espinal in Lothringen geboren. Obiges Blätt ist zwar schon 1779 gestochen, aber erst 1783 nach seinem Tode recht bekannt worden. 3) Einige neuere Blätter von Sinzenich in Mannheim, welcher ein sehr geschickter Künstler ist, sich aber nach dem Modegeschmack richtet, und jetzt fast nichts als bunte Abdrücke von Kupferstichen liefert: hier ist die Rede von einer schönen Phyllis nach Carlo Dolci, einer Sophonisbe nach Solimene, einem Portrait der Angelica Kaufmann als Malerey, und von der Musik nach der Rosalba. Sinzenich wird gebeten die Unterschriften seiner Bilder nicht so durch Schreibfehler zu verunstalten. 4) Fortsetzung der Anzeigen von 36 Wiener Prospekten von Karl Schütz und Johann Ziegler, die im 15. Heft angefangen war. Zwey merkwürdige Blätter, in Absicht des Costums und der Begebenheit selbst, sind: Pius VI. in der Stephanskirche in Wien am Osterfeste, und wie er dem Volke von einen Balcon den Segen an eben diesem Feste ertheilt. 5) Ein interessanter Aufsatz vom Lassiren an Gemälden. Es werden

ein

ein paar Firnisse zur Lassur, oder zum durchsichtigen Uebermalen vorgeschrieben, um in einem Gemälde die Wahrheit der Entfernungen, und den Reiz des Kolorits, wie die Niederländische Schule, herauszubringen. 6) Ueber die aus der Mode gekommene Art, durch Schriften mit kleinen Buchstaben Gemälde und Bildnisse darzustellen. Man findet nicht nur dergleichen geschrieben oder mit der Feder gezeichnet, sondern auch in Kupfer gestochene Bildnisse, wo man über den Fleiß erstaunen muß; ob es gleich eine sehr elende ängstliche Beschäftigung bleibt, wodurch viele Stunden und Tage unnütze sind verschwendet worden. 7) Eine Bemerkung über alte Holzschnitte. Die Künstler theilten die Platten einer Vorstellung in der Mitte, um jede Hälfte mehrmal zu gebrauchen. Z. E. auf einer Hälfte sitzt der König mit seinen Räthen umgeben, auf dem Throne, und auf der andern nähert sich demselben ein Gesandter. Die letzte Hälfte wird in der Folge weggenommen, und statt dessen eine andre angeschoben, wo dem Könige seine junge Gemahlin vorgeführt wird. Dergleichen doppelten Gebrauch der Platten bemerkt man sehr häufig, wenn man alte Bücher mit Holzschnitten genau durchblättert. In den vermischten Nachrichten wird des berühmten Componisten Hasse Tod vom 30. Dec. 1783 angekündigt. Die Anzeige von des von Göz Folge leidenschaftlicher Entwürfe scheint uns doch etwas zu lobreich, so sehr wir ihr Verdienst erkannt

kannt haben. Zur Betrachtung derselben gehört starke Einbildungskraft, so wie bey Lavaters Physionomien schwärmerisches Vorurtheil, um das herauszuklauben, was der Text sagt. Je mehr die Empfindeley wieder aus der Mode kommt, desto mehr werden auch Bücher dieser Art wieder in Vergessenheit gerathen. 16) Eroberungen welche der Kaiser in China zu Paris in Kupferstechen lassen, werden von Hrn. Helmann daselbst kopirt, wie von uns zu seiner Zeit angezeigt worden.

21. Heft.

Zuerst wieder etwas über das Grabmal des Marschalls von Sachsen, wovon bereits oben im 16. Heft war gehandelt worden. Hernach 2) Gedanken über malerische Täuschung. 3) Kurze Biographien aus der ehemaligen von Blattnerischen, jetzt Blättnerischen Familie, wovon noch zwey leben, nemlich Ernst Samuel Blättner bey dem berühmten Maron in Rom, und Johann Samuel in Altenburg, und dieser hat auch bereits einen Sohn Heinr. Aug. Samuel, der ebenfalls in des Vaters Fußstapfen tritt. 4) Beurtheilung verschiedner Gemälde der Kaiserlichen Galerie im Belvedere von Hieron. Rigler, aus dessen 1783 herausgegebnen oder auch bereits geendigten wöchentlichen Anzeigen von Künstlern und Kunstsachen. 5) Nachrichten von Hrn. Hauzinger, Professors bey der Kaiserlichen Malerakademie in Wien, Kunst und Kunstwerken. In den vermischten

Nach-

Nachrichten ſteht aus Wien, daß daſelbſt zwey Maler Joſeph und Anton Hikel angekommen, wovon der erſtere ein Bild des Corregio genommen, Fehler entdeckt und ſie verbeſſert habe. Kühn wie das Genie habe er an Rand des Bildes geſetzt: Corregio pinxit: *Ioſephus Hikl* correxit. Es ſteht aber nicht dabey, wie dieſe ſogenannte Verbeſſerung ausgefallen. Einen Corregio zu verbeſſern klingt ruhmredig. Recenſent hat manchen jungen Künſtler in Rom gekannt, der den Raphael im Vatican friſch weg tadelte, und kaum den Pinſel zu führen wußte.

22 Heft.

1) Die Beyträge zur Kunſtgeſchichte enthalten allerley Unterſuchungen. Z. E. der Borgheſiſche Fechter ſoll im Diskobulus, und zwar nach der berühmten Bronzen-Statüe des Myron, kopirt ſeyn. Dergleichen Muthmaßungen ließen ſich noch wohl mehrere ausſinnen. Leſſing hielt ihn eine Zeitlang für den Chabrias, Herr Hofrath Heyne für einen Krieger, der ſich mit dem Schilde gegen Etwas von oben herabkommendes deckt u. ſ. w. Gedanken über das Steinſchneiden der Alten, welches doch nicht mit bloßen Diamantpulver, ſondern auch mit Diamantſpitzen geſchehen ſeyn ſoll; eine Sache, darüber ſchon genug geſtritten, und ſchon ziemlich deutlich erwieſen iſt, daß letzteres bey der ſehr feinen Arbeit beynahe unmöglich iſt. Das Naxum der Alten wird für Schmergel erklärt, welcher

in groſſer Menge auf der Inſel Naxos gefunden wird. Endlich ſucht der Unbekannte glaublich zu machen, daß die alten Deutſchen ſchon ihr Schild mit Oelfarbe beſtrichen, und möchte ſie lieber zu Erfindern der Oelmalerey machen. 2) Anzeige der 18 Proſpecte des Fürſtlich Deſſauiſchen Gartens zu Wörlitz welche von Kohl, Zoller und Conli in Wien geſtochen werden ſollen. 3) Beſchreibung einer ſehr merkwürdigen Sammlung von Künſtler-Porträten, die ſich alle mit eigner Hand gemalt haben. Es beſitzt ſolche der Graf Firmian in Salzburg, und ihre Anzahl belauft ſich auf 240 Stück; eine allerdings ſehr ſeltne Sammlung, dergleichen nur die Grosherzogliche Gallerie in Florenz noch in Europa aufzuweiſen hat. In letzterer trift man mehr Italiener und alte Meiſter, hier aber mehr neue aus der deutſchen und niederländiſchen Schule an. 4) Fortſetzung des, im neunten Hefte befindlichen Verzeichniſſes aller Kupfer des beliebten Hrn. Chodowiecki von ihm ſelbſt aufgeſetzt. Es fängt von Nro. 400 an und ſchließt mit Nro. 527 im Jahr 1784. Wie zahlreich iſt nicht das Werk dieſes erfinderiſchen Genies! denn die vielen Kalenderkupfer für die Gothaiſchen, Göttingiſchen und Lauenburgiſchen Kalender, deren in jeden Jahrgang 12 ſind, werden hier allemal nur unter Einer Nummer aufgeführt. 5) Churfürſtlich Maynziſche Verordnung, die Akademie der ſchönen Künſte in Maynz betreffend. In den vermiſchten Nachrichten

richten wird aus des von Henry Engl. Geſchichte angezeigt, daß man in alten Rechnungen von 1238 ſchon Spuren der Oelmalerey antreffe. Dieß iſt alſo noch weit älter als das von Thomas von Mutina in der Wiener Galerie, mit der Jahrzahl 1297. Am Ende werden wir noch wohl, mit obigem Ungenannten, bis zu unſern älteſten in Häuten gekleideten Vorfahren hinaufſteigen. Todesfall des Herzogl. Würtembergiſchen Galerie Direktors Nicolai Guibel. Er war 1725 zu Luneville geboren, und ſtarb 1784. Seine Stärke beſtund in der Geſchichtmalerey.

23. Heft.

1) Von einem wahren Kunſtgenie in Gera Joh. Gottfr. Freytag, welcher unter andern eine weit ſchönere und leichtere Art von Buchdruckerpreſſen erfunden hat. 2) Von neuen ſchweizeriſchen Kunſtſachen; unter andern werden die ſämtlichen kleinen vortreflichen Gesneriſchen Schweizerproſpecten, zu den obgedachten Kalendern angezeigt. 3) Neue Kupferſtiche von Sinzenich in Mannheim, inſonderheit die Caſſandra, ein herrliches Blatt nach Anton Hickel. 4) Von einigen Künſtlern in Anſpach. 5) Fortſetzung der Anzeigen der Wiener Proſpecte, und andrer Kupferſtiche. 6) Kunſtnachrichten in einem Briefe aus Rom. Des bekannten Landſchafters Philipp Hackerts Bruder, Georg Hackert, ſticht insgemein ſchöne Landſchaften in Rom. Philipp Hackert malt 12 Ausſichten des

Landhauses des Horaz, und läßt sie sehen, wie wir zu seiner Zeit auch schon angezeigt haben. Die berühmten Gruppen der Pferde vor dem Palast delMonteCavallo werden auseinander gerückt, und in der Mitte ein Obelisk errichtet, der unter dem Hospital des heil. Rochus gefunden worden. Er ist einer von den beyden, welche das Mausoleum des Augusts zierten, und von denen einer schon lange vor der Kirche St. Maria maggiore errichtet ist. 6) Von einem geschickten Künstler in Italien, Friedrich Möglich aus Nürnberg. 7) Vom Hrn. Penzel, Kupferstecher in Dresden, welcher glücklich in die Fußstapfen des Chodowiecki tritt. 7) Beschreibung zweyer Gemälde auf den Schlosse zu Bückeburg, davon eines dem Raphael und das andre dem Hanibal Caracci zugeschrieben wird. 8) Beurtheilung eines Kunstbuchs: Zeichenbuch für Liebhaber von der Landschaftszeichnung, von Johann Kleinhardt, Prag 1783. Es soll mittelmäßig seyn. 10) In den artistischen Reisebemerkungen wird eine Sammlung Dietzischer Malereyen beschrieben, und genaue Nachricht von einer Bleystiftfabrik gegeben. 11) Von der Erfindung mit Menschenhaaren wie mit Seide zu sticken; sie wird von 3 Fräuleins von Wyllich zu Zelle ausgeübt. 12) Beschreibung einiger Gemälde des Dechanten Harsewinkel zu Wiedenbrück im Osnabruckischen, welche beträchtlich ist.

24. Heft.

Mit dieſem Hefte wird der 4te Band der Miſcellaneen geſchloſſen. Zuerſt Biographie des Bildhauers Johann Georg Dorfmeiſters zu Wien, von ihm ſelbſt. Beſchreibung des Muſeum Friedericianum zu Caſſel, eine in der That beträchtliche Sammlung in verſchiedener Betrachtung. Nachrichten von der Heßiſchen Akademie der Malerey, Bildhauer- und Baukunſt, nebſt ihren Statuten. Hr. Prof. Meiners Urtheil über 2 Nahliſche Denkmale zu Hindelbank im Canton Bern, aus deſſen Briefen über die Schweiz.

VI.

Chriſtian Friedrich Prange der Weltweisheit Magiſter, Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Kunſt, welche durch ſeine zu Halle errichtete Zeichenſchule bey jedesmaliger Ausſtellung der Gemälde veranlaßt worden, 1ſtes bis 5tes Stück, Halle 1782 bis 1785. 8.

Es gereicht dem Eyfer des Hrn. Mag. Prange allerdings zur Ehre, daß er den Muth gehabt, als ein Privatmann eine Art von Anſtalt zu errichten, die gemeiniglich nicht anders als auf öffentliche Koſten unternommen wird. Er hat die 1782. im October angefangene Aus-

stellung bisher halbjährig ununterbrochen fortgesetzt, und jedesmal eines von obigen 5 Stücken dazu drucken lassen. Am Ende eines jeden Stücks ist allemal ein Verzeichniß der auszustellenden Arbeiten, von denen man das Beste hoffen und nicht zweifeln muß, daß die Schüler dadurch aufgemuntert werden, sich immer mehrern Beyfall zu erwerben. Aus den immer vorkommenden neuen Namen scheint es freylich, daß die Schüler nicht lange aushalten, und entweder andre Gelegenheit suchen, ihre Kunst weiter zu treiben, oder ihr nicht getreu bleiben. Inzwischen hat das Institut doch allemal den Nutzen, daß ihr Geschmack gebildet, und ihnen wenigstens die ersten Grundsätze und Anfangsgründe der Kunst beygebracht werden. Aus eben diesen angehängten Verzeichnissen sieht man auch, daß Hr. Mag. Prange die Kunst selbst ausübet, indem er Gemälde theils in Oel, theils in Pastellfarben von seiner Hand ausgestellt hat. Z. Ex. eine Andromeda und Perseus in eigner Erfindung in Oel, eine Artemisia in Pastell u. a. m.

Die Materien, welche der Verfasser in jedem Stücke abgehandelt hat, sind zwar bekannt, und schon öfter abgehandelt, inzwischen schadet ihre Wiederholung nicht; da sie dadurch allgemeiner bekannt werden. Im ersten Stücke theilt Hr. M. Prange seine Gedanken über die Nothwendigkeit der öffentlichen Zeichenschulen und deren Einrichtung mit, ein unleugbarer Satz. Erheben

ben sich dergleichen Schulen auch gleich nicht bis zu einer Akademie, so sind sie doch oft von eben dem, ja noch von größerm Nutzen als jene, weil darin eine Menge armer Knaben Unterricht empfangen, die nachher Handwerker erlernen, bey welchen ihnen die mitgebrachten Kenntnisse und Ausübungen von großem Nutzen sind, und machen, daß sich in allen ihren Arbeiten ein weit besserer und gereinigterer Geschmack verräth. Der Verfasser zeigt nicht nur diesen Nutzen der Zeichenkunst, sondern führt auch Beispiele an, wie sie bey allen Theilen der Gelehrsamkeit Vortheile verschaft. Am Ende des Stücks findet man die Einrichtung seiner neuen Zeichenschule, und es wird das gewöhnliche Vorurtheil widerlegt, als ob zu einer solchen Anstalt allemal große Kosten und weitläuftige Anstalten erfordert würden.

Im 2ten Stücke wird die Frage untersucht, ob das Reisen eine nothwendige Eigenschaft eines großen Künstlers sey. Verschiedenen Classen von Malern ist es allerdings so nöthig nicht; es kann einer Stilleben, Vieh, Früchte, Blumen, Conversationsstücke, holländische Bauergelage, und auch Landschaften malen, ohne große Reisen anstellen zu dürfen. Wiewohl auch der Landschafter, der in einem platten Lande geboren ist, wenn er nicht Gebürge, das Meer, und seiner Gegend fremde Gegenstände studiren kann, einförmig bleiben, und sich nie bis zum Romantischen und bis zu einer reichen Zusammensetzung erheben

wird. Aber für den Geſchichtmaler, der große und erhabene Bilder liefern, und edle Einfalt mit natürlichen ſchönen Stellungen verbinden will, halten wir es doch für nöthig die Antiken zu ſtudiren, und viele große Werke anderer Meiſter geſehen zu haben. Lebt er an einem Orte, z. Ex. in Dresden, wo eine große Gemälden-Gallerie, eine Antikenſammlung vorhanden iſt, wohl ihm, er kann alsdann das Reiſen entbehren. Iſt das nicht, ſo bleibt doch allemal Rom der vorzüglichſten Ort, auf den ſeine Wünſche, und das Ziel ſeiner Studien gerichtet ſeyn ſoll. Wo trift er eine ſolche Menge Kunſtwerke an, die er unentgeldlich ſehen kann? Für die Bildhauer bleibt es doch wohl eine entſchiedene Sache, daß er die Antiken ſtudiren muß, und wo findet er vollkommnere Muſter und in ſolcher Menge als zu Rom? Freylich war Corregio groß, ohne Rom und die Antiken geſehen zu haben, aber wie viel giebt es Genien, die ſich ſelbſt ſo empor ſchwingen können, ohne Muſter vor ſich zu haben? Es giebt noch verſchiedne andre Geſchichtsmaler, die berühmt wurden, ohne die Antiken ſtudirt zu haben. Allein ihre Anzahl iſt klein. Wir wiſſen auch wohl, daß Rubens, ſelbſt nach ſeiner Italieniſchen Reiſe, die Gewohnheit fleiſchigte Körper zu malen, beſonders weibliche, beybehielt, ob er gleich die Niobe, die mediceiſche Venus und andre Antiken geſehen, und die Werke der Römiſchen Schule betrachtet hat. Allein Rubens war in andern Theilen der Malerey ſo groß,

daß

daß man ihm diesen Fehler verzeiht. Inzwischen bleibt es unläugbar, daß ein junger Künstler, der täglich die Antiken und großen Gemälde der besten Meister in Rom vor Augen sieht, seinen Geschmack weit geschwinder und richtiger bildet: und sich unvermerkt an die richtigen Begriffe des Schönen gewöhnt, als wenn er gar keine Beyspiele vor sich hat, und die in ihm verborgnen Talente erst durch sich selbst, und nach und nach, vermittelst mühsamen Fleißes, entwickeln soll. In dem zweyten Abschnitte wird untersucht, in wie fern ein Künstler mit Nutzen reisen könne, und man findet gute Regeln dazu. Der Verfasser hat vollkommen recht, wenn er behauptet, daß mancher zu zeitig, und nicht mit den erfoderlichen Vorbereitungskenntnissen und Geschicklichkeiten, reiset, und daher seinen Aufenthalt in Rom nicht gehörig benutzen könne. Wie mancher bildet sich auf seine Reise viel ein, und kehrt voll Stolz und Vorurtheil zurück, ob er gleich ein eben so mittelmäßiger Künstler geblieben ist, als er vorher in seinem Vaterlande war!

Im 3ten Stücke betrachtet der Verf. den Geschmack, und die daraus entstehenden Folgen in Beurtheilung der Kunstsachen. Da die Begriffe von Geschmack so verschieden sind, so sucht der Verf. ihn genauer zu bestimmen, und bringt zu dem Ende bey, was die größten neuern Kunstverständigen, Mengs und Winkelmann, darüber gesagt. Das Erhabne im Geschmack er-

läutert er durch die treffl. Beschreibung der Niobe mit ihren Töchtern, aus Webbs Untersuchung des Schönen in der Malerey. An dem Gemälde eines Raphaels und Mengs Geschmack finden heißt, sagt der Verf., mit diesen Meistern einerley Denkungsart, und eben die erhabne Vorstellungsart seiner Bilder haben. Inzwischen bleibt doch allemal noch ein großer Unterschied unter dem geschmackvollen Liebhaber, dessen Empfindungen erst durch den Anblick dieser Kunstwerke gleichsam angefacht werden, und dem Genie, das diese Gedanken zuerst aus sich selbst schaft, und auf der Leinwand ausführt. Der Verf. stellt in der Folge allerley Betrachtungen über die Beurtheilung der Kunstsachen an. Eine gründliche Kritik ist allerdings schwer, obgleich vielen nichts leichter als dieses scheint. Aber wie oft haben Leidenschaften und Vorurtheile für die Verdienste und Mängel eines Meisters einen großen Einfluß auf die Beurtheilung eines Gemäldes! Wie oft ist der junge eingebildete Kenner mit einem vorwitzigen Ausspruch da, ehe der wahre Kunstfreund kaum noch anfangen es gehörig zu untersuchen. Wie mancher übersieht 100 Vollkommenheiten, um einen einzigen unbeträchtlichen Fehler zu rügen, um dadurch seinen eingebildeten Kennerblick zu verrathen! Bey dieser Gelegenheit analysirt der Verf. ein sinnreiches Gemälde von Carl Maratti, der Sieg der Unwissenheit, wovon man einen schönen Kupferstich durch Dorigny hat.

Im

Im 4ten Stücke sucht der Verf. den Unterschied und die Verbindung des mathematischen Zeichnens mit der Zeichenkunst aus freyer Hand zu bestimmen. Weil der menschliche Umriß aus einer so künstlichen Mischung von Linien besteht, so rieth schon Mengs an, daß man Jünglinge anfangs sich im Zeichnen geometrischer Figuren üben lasse, weil sich in den einfachsten Dingen die Fehler viel leichter entdecken lassen. Der Verfasser geht die geometrischen Figuren durch, welche gezeichnet werden sollen. Zeigt darauf sehr practisch und umständlich die Eigenschaften derer zu Verfertigung der Risse nöthigen Instrumente und Geräthe: insonderheit lehrt er die Aufziehung des Papiers auf das Reisbrett, welche den Anfängern insgemein die meiste Schwierigkeit macht. Er geht darauf die Eigenschaften der zur Verfertigung der Risse nöthigen Farben durch, und lehrt ihren Gebrauch. Zuletzt folgen noch allgemeine Erinnerungen wegen Zeichnung der einzelnen Theile eines Risses.

Im 5ten Stücke stellt Hr. Prange endlich Betrachtungen über den Flor der Künste in unserm jetzigen Zeitalter an, und schließt mit einigen Bemerkungen über Mengs Schriften. Der Begrif vom Flor der Künste ist sehr unbestimmt: es kommt nämlich auf die Frage an, ob man allgemeine Ausbreitung, Thätigkeit und Menge der Künstler und Liebhaber darunter versteht, oder ob man nur auf die wahren und großen Kunstwerke sieht, die von wenigen ausgesuchten

Mei-

Meistern geliefert werden. In der ersten Bedeutung kann man allerdings behaupten, daß die Künste zu unsern Zeiten im Flor sind. Der Begrif eines wahren Dilettanten, der sich sehr von den vielen Liebhabern und Freunden der Kunst unterscheidet, wird genau bestimmt. So wie der Künstler die Praxis ausübt, und Hand anlegt, so ist der Dilettant ein bloßer, aber gründlicher Theoretiker, der den wesentlichen Endzweck der Kunst versteht, jedoch ohne selbst Hand anzulegen. Unsre mehresten Dilettanten sind bloß seichte Beurtheiler und Sammler, ohne Geschmack und Einsicht, ob sie sich gleich Beydes zu besitzen dünken. Der Verf. zeigt nun, daß von dem wahren großen Künstler auch viel theoretische Kenntnisse erfordert wird. Er erklärt die bildende Kunst für eine Nachahmung der schönen Natur durch den Ausdruck und Character, welcher sich auf ihrer Oberfläche offenbart; und entwickelt diesen Begrif durch Beyspiele. Er zeigt, zumal an den Mustern des großen Mengs, der unstreitig alle Künstler an tiefer Einsicht in die Kunst, und die theoretischen Hülfsmittel dazu übertroffen, und durch sein Beyspiel gezeigt, wie man den höchsten Gipfel der Kunst erreichen müsse. Zu dem Ende thut er gute Vorschläge zu besserer Einrichtung der Malerakademien, und zum Unterrichte der Künstler, die aber wohl schwerlich niemals alle befolgt werden dürften. Endlich geht der Verf. zu der Nachricht von den sämmtlichen Werken des berühmten Mengs über,

über, wovon er seine Uebersetzung auf Pränumeration ankündigt, die nun auch bereits erschienen ist. Es gab solche Don *Azara* in 2 Quartbänden 1780. zu Madrid heraus, und zu gleicher Zeit erschien auch eine italiänische Ausgabe zu Parma.

Der erste Theil enthält das Leben von Mengs, nebst den Verzeichnisse seiner Kunstwerke; die bekannten, von Füeßli herausgegebenen Betrachtungen über die Schönheit und den Geschmack in der Malerey; welche immer eine klassische Schrift bleiben werden, und öfter gedruckt sind. Zulezt folgt ein Fragment einer Rede von den Mitteln die schönen Künste in Spanien blühend zu machen, und ein Brief an den Bildhauer Falconet in Petersburg.

In 2ten Theil finden wir 1) einen Brief an Hr. Fabroni über dessen Abhandlung von der Gruppe der Niobe, 2) einen zwoten darüber. 3) Einen merkwürdigen Brief an Hr. Ponz über die Malerey und Gemälde in Madrid, der in dessen spanischen Reisen befindlich ist, von den man auch sowohl italiänische als deutsche Uebersetzungen hat. 4) Briefe über den Ursprung, Fortgang und Verfall der zeichnenden Künste. 5) Denkwürdigkeiten vom Leben und den Werken des Corregio. 6) Gedanken über die Akademie der schönen Künste zu Madrid. 7) Praktische Lehren von der Malerkunst, wovon bereits eine schlechte Uebersetzung 1783 zu Nürnberg erschienen ist.

Zur

Zur Bildung der Künstler thut Hr. Mag. Prange Vorschläge zu einem theoretischpraktischen Collegium, wovon er sich groſsen Nutzen verspricht, und empfiehlt dazu eine sehr gründliche Schrift die bereits 1781 zu Venedig erschienen, und bisher wenig bey uns bekannt geworden. Der Titel in der Urschrift heiſst: Dell' arte di veder nelle belle arte del disegno secundo i principi di Sulzer e di Mengs. Der Hr. Mag. P. hat solche im vorigen Jahre durch eine Uebersetzung gemeinnützer zu machen gesucht. Wir wollen davon unsern Lesern etwas nähere Nachricht geben.

VII.

Die Beurtheilung des Schönen in den zeichnenden Künsten nach den Grundsätzen eines Sulzers und Mengs, aus dem Italienischen von M. C. Fr. Prange. Halle 1785. 128 Seiten.

Der Verfasser ist unbekannt, er verräth aber gründliche Einsichten in die Kunst, welche durch Grundsätze zweyer groſsen Männer geleitet wurden. Die Lehrsätze sind in gedrängter Kürze hingesetzt, und durch Beyspiele der berühmtesten Kunstwerke erläutert. Der Vers. sagt mit wenigem viel, und nicht leicht wird man auf so wenigen Bogen, so viel Gründliches und Ueberdachtes beysammen finden, welches Gelegenheit zu wei-

weiterm Nachdenken giebt. Er lobt unpartheyisch, tadelt aber auch mit gleicher Freymüthigkeit, was ihm an den berühmtesten Antiken und Werken neuerer Meister tadelnswürdig scheint.

Den Anfang macht die Bildhauerkunst. Zuerst geht der Verfasser die berühmtesten Antiken, und neuern Kunstwerke durch, und theilt über jeden seine Gedanken mit. Z. E. über den Farnesischen Herkules, den Laokoon, den Apollo, Antinous und Torso im Belvedere, den Moses, die Pieta und den Christus von Michael Angelo, den heiligen Andreas und die heilige Susanna von Fiamingo, und viele andere mehr. Darauf folgen in kurzen Sätzen allgemeine Anmerkungen, Regeln für die Schönheit einzelner Theile des Körpers, vom großen, mittlern und kleinen Stil, welcher sich durch die Form, Proportion und Draperie äußert. Von Charakter und den Leidenschaften. Zum Anblicke der schönen Natur und ihrer Formen, hatten die Griechen bey ihren Kämpferspielen weit bessere Gelegenheit: wir müssen daher die nackenden Antiken fleißig studiren. Der Zweck der schönen Künste ist Vergnügen, dieses muß aber auch zugleich nützlich und lehrreich seyn. Ihre Grazie muß der Wahrheit und Tugend opfern.

Der Hauptgrundsatz eines jeden Künstlers ist, es dahin zu bringen, daß das Ganze und jeder einzelne Theil den vortheilhaftesten Ausdruck auf die Sinne und Einbildungskraft bewirke.

wirke. Sein höchstes Verdienst besteht daher in dem Nachdruck und der Verschiedenheit gut gewählter, ausdrucksvoller und lehrreicher Charaktere. Eigenschaften solcher Charaktere. Durch das Beobachten und Anmerken entsteht die Wahl, oder der gereinigte Geschmack, welcher in jedem Falle das Beste zu wählen weiß. So bald man einen schönen Gegenstand in den schönen Künsten erblickt, muß man gleich erkennen können, was er thut, was er ist, was er bedeutet, was er will, und was er uns Schönes und Wichtiges sagt. Es scheint dem Verfasser wahrscheinlich, daß die schönen Künste in jedem Lande zu Hause sind: dem ungeachtet haben sie ihre Auswanderungen gehabt. Zuletzt folgen einige Regeln für die Basreliefs.

Der zweyte Abschnitt von der Malerey ist kürzer behandelt, weil bereits bey der Bildhauerkunst vieles vorgekommen ist, was sich auch auf die Malerey anwenden läßt. Der Verfasser geht die Theile derselben, die Composition, Erfindung, Austheilung, das Helldunkel, in gedrängter Kürze durch, und theilt die besten Vorschriften mit. Er stellt eine Untersuchung zwischen der alten und neuern Malerey an und eifert mit Recht über die Arabesken, welche schon Vitruv tadelte, und die gleichwohl, seit Raphaels Zeiten, nicht aus der Mode gekommen sind. Zuletzt geht er einige Gemälde Raphaels durch, und schließt mit dem ehrenvollen, aber wohlverdienten Lobe des großen Mengs, daß er das Beste aus dem

dem Raphael, Corregio, Tizian und aus den Alten zu vereinigen wußte.

Der dritte Abschnitt von der Baukunst ist sehr kurz: am Ende sind einige Kritiken merkwürdiger Gebäude z. E. des Pantheons, des Coliseo, des heutigen Kapitols, der Peterskirche ꝛc. angehängt. Sehr wohl hat der Verfasser gethan, daß er auch der Kupferstecherkunst einen besondern Abschnitt gewidmet hat, da sie heutiges Tages einen so wichtigen Theil der schönen Künste ausmacht.

Zuletzt müssen wir noch zwey obgleich ältere Werke gedenken, wodurch Herr M. Prange sich um die Kunst verdient gemacht hat. Sie sind beyde 1782 erschienen. Das eine heißt: die Schule der Malerey nebst einem Anhange aus dem Französischen, von der Kunst in drey Stunden ein Maler zu werden. Der erste Theil ist eigentlich ein kurzer Unterricht des Verfassers zum Behufe seiner Schüler in der Malerey, um die Farben, ihre Vermischung und Anwendung deutlicher zu bestimmen, als bisher geschehen ist. Vorher geht eine Erklärung der vornehmsten Kunstwörter, hernach wird von den verschiedenen Malerschulen, und den verschiedenen Arten der Malerey gehandelt. Darauf geht der Verfasser zu der Malerey einzelner Gegenstände, z. E. Blumen, Früchten, Thiere, Vögel, Gebäude über ꝛc. Endlich sind zwey illuminirte Farbentafeln angehängt, um zu zeigen, wie alle Nüanzen von Farben entstehen, und

auf was Art sie durch gewisse Mischungen hervorgebracht werden. Eine jede von den 213 verschiedenen Mischungen wird gelehrt. Der Anhang von des Franzosen Kunst, in drey Stunden Maler zu werden, ist eigentlich ein artiges und unterhaltendes Spielwerk. Es besteht nämlich aus einer Art von Glasmalerey, wovon ein Kupferstich in schwarzer Kunst die Zeichnung und Ausschattirung hergiebt. Der Handgriffe dabey sind so wenig, daß man sie leicht in drey Stunden erlernen kann.

Das zweyte Werk des Hrn. M. Prange heißt: Farbenlexicon, worinn die möglichsten Farben der Natur, nicht nur nach ihren Eigenschaften, Benennungen, Verhältnissen und Zusammensetzungen, sondern auch durch die würkliche Ausmalung enthalten sind. Zum Gebrauch für Naturforscher, Maler, Fabrikanten, Künstler und übrigen Handwerkern welche mit Farben umgehen, nebst 48. illuminirten Kupfertafeln und einer großen Landschaft in 4. Es kostet 16 Thaler. Aus diesem weitläuftigen Werke ist die Lehre von den Farben und ihren Mischungen in dem obgedachten ins Kurze gezogen.

Digitized by Google

VIII.

Briefe eines alten Schauspielers, an seinen Sohn, von Rahbeck. Von dem Verfasser neu bearbeitet, und unter seinen Augen aus dem Dänischen übersetzt von Christian Heinrich Reichel. Kopenhagen und Leipzig, bey Christian Gottlob Proft, königl. Universitätsbuchhändler, 1785.

Herr Rahbeck, der Verfasser gegenwärtiger Briefe, ist ein junger Däne, der einer frühen Neigung zum Schauspielwesen, auf des geschickten dänischen Schauspieler Rosings Ermunterung, Raum gab. Lust und Liebe zum Dinge, Anlage und Fähigkeit dazu mit eingeschlossen, machten ihn so fort aus einem Liebhaber zum Kunstrichter. „Von dem ersten Au„genblick an, sagt er dießfalls in der Vorrede, „da ich die Bühne zu besuchen anfing, ist es „mir unmöglich gewesen, mich mit dem Ver„gnügen, oder der Langeweile, das oder die „ich da empfand, zu befriedigen; ich mußte den „Grund wissen, warum ich mich ergötzte, oder „Langeweile hatte.“

Diesem kritischen Bedürfnisse zu Folge, suchte er ein Buch, das ihn leiten und die Angabe der Kunst lehren könnte und fand — statt des gesetzten Unterrichts, das abschreckende Urtheil eines Lessings: „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst.“

Was einen jeden andern, der weniger innern Beruf für sein Fach gefühlt hätte, würde abgeschreckt haben, ermunterte ihn. „Ich „fuhr, sagt er weiter, dem ungeachtet fort zu le„sen und die Bühne zu besuchen. Beides, setzt „er hinzu, gab mir einige Anmerkungen, wel„che, wie ich zu glauben wagte, für diesen und „jenen von unsern Schauspielern nicht ohne Nu„tzen seyn würden.“

Er gab also diese Anmerkungen heraus, und weil sie nur Bruchstücke eines künftigen Systems waren, wählte er die Briefform. Seine Briefe fanden Beyfall, man fing sogar an, sie in Deutschland zu übersetzen. Der Verfasser, der wie alle Männer von Talent, mehr auf das, was ihm noch etwa fehlte, als was er wirklich besaß, mehr auf das Ziel wohin er wollte, als auf den bereits zurückgelegten Weg sahe — suchte diese Uebersetzung zu verhindern. Was für Dännemark nützlich seyn kann, dachte er, ist für Deutschland vielleicht überflüßig. Auch gefiel ihm der Plan seiner Briefe nicht, er enthielt ihm zu viel Fremdartiges, das er zu beschneiden, manche Behauptung, z. B. jene gegen das Lustspiel, die er zurückzunehmen, oder doch zu mildern wünschte; er war unterdessen gereist, er hatte die deutschen Bühnen gesehen, beobachtet, verglichen; er war der Schüler eines Tetens gewesen; er hatte mit verschiednen treflichen Dichtern, Künstlern und Kunstrichtern Umgang gepflogen, kurz, seine Bescheidenheit,

die

die mit seinen Kenntnissen und Einsichten sich vermehrt hatte, und jener rühmliche Stolz, der vor allen Dingen sich selbst genug thun will, wollte ihm nicht erlauben, dem gröſsern Publikum in einem Aufzuge unter die Augen zu treten, der nicht einmal mehr nach seinem eignen Geschmacke war.

Er fing also an auszustreichen, zuzusetzen, zu verändern; so entstund denn gegenwärtige Schrift, deren Mängel der Verfasser dem ungeachtet recht wohl kennt, und vielleicht dereinst zu verbessern verspricht, wenn er sich zuvor, nach dem Beyspiele des Diderotischen Aristi, noch einige Jahre in seine Kammer wird verschlossen haben, um Philosophie, schöne Wissenschaften und Geschichte von Grund aus zu studieren. Ein Vorsatz der ihm allerdings Ehre macht. Indessen werden seine Briefe, so wie sie sind, dennoch auch in Deutschland ihre Leser finden, und verdienen sie zu finden. Denn für die Meister der Schauspielkunst sind Regeln ohnedieß entbehrlich; Anfänger aber und Stümper giebt es in allen Ländern.

Doch auch für diese werden sie wenigstens so lange unnütz seyn, als es an Mustern fehlt, die der todten Regel Leben, und dem unbestimmten Wortunterricht, die Präcision der sinnlichen Darstellung geben.

Von der Dänischen Bühne versichert unser Verfasser: „daſs er keine Vollkommenheit „von irgend einen Dramaturgen verlangt, keine

„gegründete Regel vorgeschrieben gefunden, wo„von ihm nicht vier oder mehrere vaterländische „Schauspieler die Beyspiele gegeben hätten".

Sein Buch kommt folglich für Dännemark nicht zu früh; für Deutschland ohne Zweifel noch weniger. Aber vielleicht, für das leztere wenigstens, zu spat? zumal nach Engels Mimik? Der Verfasser befürchtet es selbst. Indessen möchten wir gerade aus dem Grunde, warum er das befürchtet, vielmehr für das Gegentheil folgern; gerade darum, weil seine Briefe, Briefe und kein System sind, werden sie für unsere Schauspieler auch nach Engels Mimik nichts weniger als überflüßig seyn. Wir sind noch weit von dem Zeitpunkte entfernt, wo die Schauspielkunst systematisch studirt werden wird. Unsere Schauspieler, wenigstens die des Unterrichts am meisten bedürfen, sind die Leute noch lange nicht, die ihre Kunst mühsam zu erlernen, und über Systeme zu grübeln, Lust und Gedult haben.

Und warum sollten sie auch? Das Publikum ist ja so nachsichtig, so höflich, so artig geworden, daß es um alles in der Welt nicht einen elenden Schauspieler auspochen möchte. Das Pochen ist etwas so Unmanierliches! Und thut er nicht sein Bestes? ringt er nicht beym Abtreten recht sichtbar nach Beyfall, so daß er deshalb werde Athem noch Lunge schont?

Zwar sollte man denken, daß der Geschmack an dem Schauspiele allgemeiner und feiner geworden

worden seyn müßte, da die Privattheater der Liebhaber täglich immer mehr überhand nehmen. Allgemeiner, ja! aber feiner? Gewiß nicht! — Denn diese Privattheater, wo man alles schön finden, wo man mit seinem Beyfalle bezahlen muß, sind eben Schuld, daß das Publikum überall, auch bey öffentlichen Vorstellungen, so sittsam, so geduldig geworden ist.

Also, bis ein strengeres Publikum unsere Schauspieler zum Fleiße nöthigen, und durch scharfe Kritik ihnen Lust machen wird, über die ersten Anfangsgründe hinaus zu gehen, — bis dahin werden gegenwärtige Briefe dem Schauspieler zum Sporn dienen können, der jedoch mehr kützelt als sticht. Er wird eben sowohl Unterhaltung als Unterricht darinne finden können, wenn er seine Rolle zu überlaufen gerade eben nicht Lust hat, oder nicht weiß, womit er ein paar grämliche Stunden, durch einen verdammten Verlust im Vingtun, oder durch einen impertinenten Mahnbrief verursacht, ein wenig aufheitern soll. Die Schauspielerinnen können sich selbige an der Toilette, oder beim Umkleiden hinter den Coulissen von ihren allezeit bereitwilligen Liebhabern vorlesen lassen. Nur wollen wir ihnen in diesem Falle rathen, die fünf sechs ersten Briefe zu überschlagen, als in welchen der Verfasser die Grille hat, von den Schauspielern tugendhafte Gesinnungen, und von den Schauspielerinnen Zucht und Ehrbarkeit, in einem Tone zu fordern,

als ob diese Dinge ordentlich zum Handwerke gehörten.

Gleichwohl sind wir, um aufrichtig zu seyn, wirklich versucht worden, diese Grille für etwas mehr als Grille zu halten. Der Verfasser sucht aber auch seine Behauptung sehr ernsthaft und nachdrücklich zu beweisen. Fürs erste mit Gründen aus der Natur der Sache hergenommen, wenn er z. B. die Schauspieler als Tugendlehrer und Sittenverbesserer betrachtet, und sie in so ferne mit den Geistlichen in eine Classe setzt, weil Beide, ohne zugleich das erbauliche Beyspiel zu geben, nur leere Schwätzer und moralische Windmacher wären. Denn, fragt er mit dem Dichter, und wir fragen mit: „Wenn ein Clo„dius wider Unzucht, ein Catilina wider den „Cethegus eifert, kann das mehr wirken, als „wenn ein stammlender Prediger wider die Trun„kenheit, ein blinder Eiferer wider den Verfol„gungsgeist, redet?“

Er sucht sogar zu beweisen, daß ein lasterhafter Schauspieler nicht einmal das Laster, so wie er soll, vorstellen könne; „er wird es,“ meynt er, und wir sind ebenfalls ganz seiner Meynung, „des lieben Selbsts halber entweder bemänteln oder übertreiben: so wie die Coquetten, wenn sie der Tugend Liebhaber verschaffen sollen, zugleich für ihre eigne Rechnung liebäugeln, und wenn sie das Laster mit dem Munde verächtlich machen, mit Blicken und entblößtem Busen dazu einladen werden.“

Wenn

Wenn er daher jenen Principal, nicht genug loben, und wegen seiner Einsicht preisen kann, der sich wünschte, jeden Schauspieler, der eine erniedrigende Handlung beginge, jede theatralische Buhlschwester, die ihre blauen Augen mißbraucht, so fort bestrafen zu dürfen, in der gewissen Ueberzeugung, daß sodann seine Truppe in kurzem die beste in Deutschland werden würde: — so loben wir diesen Phönix unter den Principalen nicht minder, wir wünschen ihm wegen seiner guten Einsicht nicht minder Glück. So wie wir hingegen einen andern Prinzipal, der sich verlauten lassen: daß die Schauspielerinnen, sich zu verheurathen nie die Erlaubniß bekommen sollten, weil sie nachher keine Leute mehr ins Haus ziehen würden; — mit ihm für nichts bessers als einen Kuppler halten.

Und dabey läßt es der Verfasser nicht einmal bewenden; er erinnert auch an die betrübten Folgen des Lasters, an den schnellen Verlust der Schönheit; er redet von erschlafften Muskeln, die nichts mehr ausdrücken können, von schwarzbleichen eingefallenen Wangen, von der spöttischen Kälte der ehemaligen Liebhaber, — kurz er legt es, zu unserm nicht geringen Vergnügen, ganz darauf an, den Schauspielern von ihrem Berufe die höchsten Begriffe beyzubringen, und sie in ihren eignen Augen ehrwürdig zu machen.

Demungeachtet, fürchten wir, wird doch wohl ein Schauspieler gemeldeten Schlages hier, in einem mitleidigen Tone, wobey er eine Prise

Schnupftaback nimmt„ chacun à son goût“, ich lobe mir die Krispin und Martons-Rollen — ausrufen; und die getroffene Theaterprinzessin wird, unter schallendem Gelächter, den vorlesenden Liebhaber, der unsere Warnung nicht wußte, mit der halb verwelkten Hand auf den Mund schlagen. Aber, wenn wir uns nicht betrügen, so kommt es uns doch vor, als ob jener den Schnupftaback aus Gewissensangst zur Hälfte verschüttet, und diese die halb verwelkte Hand geschwind wieder zurückzöge, und so fort in eine rêverie profonde verfiele, die sich gar wohl in eine heftige Migraine, und wohl gar, mit Hülfe des Spiegels, in den heroischen Entschluß, der Tugendhaften Zahl zu mehren, endigen dürfte.

Wenigstens hat der Verfasser diesen Entschluß, durch gemäßigte Foderung, auf alle Weise zu erleichtern gesucht. Er verlangt bey weitem nicht so viel von dergleichen Schauspielern, als die Stoiker von ihrem Weisen, der gleichwol nur ein Heide war. „Derjenige, sagt er, „welcher ein menschenfreundliches Herz besitzt, „und Ausschweifungen haßt, der ist mein Tu„gendhafter; ein Mann, wie Eckhof, ein „Mädchen, wie Charlotte, oder nun fast so; „überspannte Forderungen, setzt er hinzu, wer„den selten erfüllt.“

Das wären denn die nothwendigen Tugenden des Schauspielers, der ein Tugendlehrer und Sittenverbesserer seyn will. Es folgen zunächst andere Tugenden, die schon mehr zum

Hand,

Handwerke gehören, und die sich sämtlich auf die Ehrbegierde zurückführen lassen, auf die Ehrbegierde, seine Mitarbeiter zu übertreffen, und so sich den Beyfall der Kenner, als die unverfälschte Stimme des Publikums, zu sichern. Das Händeklatschen, die Posaune der Zeitungsschreiber, nämlich, werden für ein solchen Schauspieler nicht mehr Werth haben, als das Lob des Narren für den klugen Maler von Athen,

„Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte."

Hieraus folgen denn alle übrige Tugenden wie von selbst: Fleiß und Arbeitsamkeit, Bescheidenheit, und Aufmerksamkeit auf die Stimme des Kunstrichters. Der bescheidene und ehrliebende Schauspieler ist nach allerley Hülfsmitteln begierig. Er begreift, wie nothwendig es für ihn sey, sich in mehrern Wissenschaften umzusehen, er sucht sich in allen Leibesübungen vollkommen zu machen, er studirt die schönen Gemälde und Antiken, vor allen aber das lebendige, unverstandene und doch verständliche Buch der Natur. Den Schlüssel zu diesem Buche, meynt der Verfasser, würde er in seinem Rousseau finden, in dem großen, herrlichen, einzigen Rousseau. Hier nimmt eine gutartige Empfindsamkeit dem Verfasser den Zügel auf einen Augenblick aus der Hand. „Rousseau," ruft er in einer Art von Entzückung aus, „Rousseau, „Du Einziger, den ich beneide! Du, unsers „Zeitalters und der Menschheit Ehre! oft, oft

„habe

„habe ich gewünscht, Dein Grab zu sehen, dem „edlen Girardin, dem Wohlthäter des Freun„des der Tugend, für das Denkmal zu danken, „welches er dir errichtete, für die Freystätte, „die er dir schenkte. Dann, mit süßer Weh„muth erfüllt, in Ermenoville's Gegenden „umher zu wanken, die Oerter zu sehen, wo „du gewandert, ihnen eine dankbare Thräne zu „opfern, weil sie deine verwundete Brust er„quickten!“

Man sieht, daß der alte Schauspieler der hier an seinen Sohn schreibt, noch immer ein Mann voll warmer Empfindungen ist; wie empfindsam mag er nicht in seiner Jugend gewesen seyn! Schade nur, daß in seinen Empfindungen so viel Unrichtiges mit unter läuft; zwar nicht so lange er nur empfindet, wohl aber, wenn seine Empfindung räsonnirend wird. Z. B. wenn er den Menschen als einen Unglücklichen beklagt, der das Gefühl für die allzugütige Natur verloren hat. Wenn er denjenigen für einen solchen Unglücklichen hält, „der, bey dem An„blicke der ausprossenden Blätter, nichts anders „empfindet, als daß sie bald wieder verwelken, „verdorren, verwesen sollen; denjenigen, der, bey „dem Anblicke vieler Dörfer auf einer Fläche, seufzet, und die Menge Leidenden bedauert, welche „diese vielen Wohnungen in sich fassen. Denn „in dem ersten Falle könnte er wohl ein Unglückli„cher, in dem zweyten Falle ein unglücklicher, trüb„sinniger Philosoph, ein Rousseau seyn; aber

ganz

ganz gewiß in keinem Falle ein Unglücklicher, der das Gefühl für die Natur verloren hat. Und sonach würden wir, statt mit dem alten Schauspieler diesen Mann, wenn er ein Künstler wäre, zu bedauern, und nun das Ende seiner Kunst voraus zu sehen, ihm vielmehr zu einer Stimmung Glück wünschen, die einen Rousseau seinen Emil schreiben hieß, und zu einer Heloise begeisterte! —

Nachdem der alte Schauspieler in diesem Tone seine Empfindungen ein paar Blätter hindurch hat ausströmen lassen, merkt er endlich, daß er vom Texte gekommen, daß er Vieles hier gesagt habe, was er eigentlich bey einer andern Gelegenheit hätte sagen sollen, und so kommt er denn zum Fleiße des Schauspielers zurück.

Wie gesagt, man merkt es, daß der Verfasser nicht umsonst Briefe schreibt, und man merkt es ein wenig zu sehr. Gewisse Tiraden, wie die angeführte, z. B. die allzuviel ins Empfindsame fallen, und auf die man hin und wieder stößt, hätten, däucht uns, füglich wegbleiben können. Mit Leuten, die aus der Empfindsamkeit, so zu reden, ein Handwerk machen, als für welche das Buch eigentlich geschrieben ist, muß man den empfindsamen Ton höchst behutsam anstimmen, und nie zur Unzeit, am wenigsten den überspannten. Was für ein Beyspiel können sie sich daraus nehmen? — Und weil wir einmal im Tadeln begriffen sind, und uns eben besinnen, daß wir diese große Rezensenten-Pflicht

noch

noch ſo wenig beobachtet haben; ſo wird uns der Verfaſſer erlauben, zu bemerken: daß wir die Art, wie er die Namen deutſcher Schauſpieler und Schauſpielerinnen ſeinen idealiſchen Gemälden anpaßt, nicht allerdings billigen können. Sie ſcheint uns viel zu willkührlich und weitgreifend. Es konnte ihm nämlich zwar frey ſtehen, das Vortrefliche, das er an unſern Schauſpielern bemerkte, weiter auszumalen, Züge hinzuzuſetzen, die den wirklichen gleich, oder doch ähnlich ſind; aber wenn er eine Schauſpielerin oder einen Schauſpieler wegen der Darſtellung eines Charakters preiſt, worinne ihre Stärke gar nicht war, und den ſie niemals ſpielten; wenn er z. B. ſagt: daß Charlotte Ackermann die Rolle der Minna von Barnhelm meiſterhaft geſpielt, da doch nur das Kammermädchen ihre Rolle war: ſo ſagt er geradezu eine hiſtoriſche Unwahrheit, die nichts mehr für ſich hat, als wenn Jemand behaupten wollte: Voluminus Eutrapelus ſey der empfindſamſte Mann ſeiner Zeit geweſen, und Cicero habe die ſchönſten Verſe gemacht.

Dergleichen hiſtoriſche Unwahrheiten die einen Charakter nicht erhöhen, ſondern verfälſchen, laſſen ſich mit keiner Abſicht, nicht einmal in der Poeſie, entſchuldigen; und wir ſehen auch nicht, was man dabey überall für eine Abſicht haben könne, da es jedermann frey ſteht, zu idealiſchen Charakteren eigne Namen zu erfinden.

Noch

Noch eine Anmerkung, die häufigen Anspielungen und aus andern Schriftstellern entlehnten Stellen betreffend, womit der Verfasser seine Briefe zu verzieren für gut befunden hat! Daraus, daß er die Schriftsteller, aus welchen er abschreibt, nicht immer anführt, haben ihm bereits die Dänischen Kritiker, wie er in der Vorrede selbst gesteht, einen Vorwurf gemacht. Und dieser Vorwurf ist auch nicht ohne Grund, sodann wenigstens, wenn entweder die Schriftsteller nicht eben sehr bekannt sind, oder wenn das Angeführte mit den Eigenen so verwebt ist, und so vorgetragen wird, daß man nicht mehr im Stande ist zu unterscheiden, ob es der Verfasser nicht etwa im Ernste für seine eigne Waare ausgeben will. In diesen Fällen waren die Kunstrichter, als gewissenhafte Aufpasser, ohnstreitig befugt, solcherley verdächtige Waare, bis auf Weiteres, in Beschlag zu nehmen.

„Ich versuchte es," setzt zwar der Verfasser hierzu, „in einigen von diesen Briefen diese „Kritik zu befolgen; aber zu meinem Schaden. „Der Styl verlor allzuviel dabey; ich mußte es „also seyn lassen."

Allein wäre es nicht möglich gewesen, diesem Vorwurfe auf eine andere Manier auszuweichen? Wir sollten doch meynen. Die Manier ist ganz simpel: er hätte sparsamer ausschreiben sollen! Ein Schriftsteller wie er, hat ja ohnedem nicht nöthig, sich aus Schwachheit auf andere zu lehnen. Warum hat er nicht lieber die

Krücke

Krücke weggeworfen, die seinen Gang schwerfälliger machte, da er ihrer so leicht entbehren konnte?

Ein Gleiches läßt sich von den allzuhäufigen Anspielungen sagen, wodurch er seine Briefe wirklich ein wenig zu buntschäckig gemacht hat. Wir trauen dem Verfasser selbst eignen Witzes genug zu, um auch dieses Nothmittels entbehren zu können. Denn die Würze aus der ersten Hand ist doch immer besser und kräftiger, als die man schon gestampft in den ofnen Buden der Krämer kauft.

Hingegen die Methode des Verfassers, mehr durch Beyspiele zu raisoniren, und so jeder Regel Präcision zu geben, und zugleich mit auf die individuellen Abänderungen derselben hinzuweisen, hat unsern Beyfall ganz. Bloß schon von dieser Seite betrachtet, werden seine Briefe von sehr großem Nutzen seyn können, wenn sie auch nicht mit so viel feinem Beobachtungsgeiste, und einer so genauen Kenntniß des Umfangs theatralischer Darstellung, geschrieben wären, als sie doch wirklich sind. Bloß von dieser Seite betrachtet, verdienen sie schon den Namen der Briefe eines alten Schauspielers, der ganz gewiß, statt lustige Theorien zu bauen, vielmehr auf Praxis und Erfahrung ein scharfes Auge haben wird.

Wir kommen mit dem Verfasser zum Fleiße des Schauspielers zurück. Der Verfasser schärft zunächst, im zehnden Briefe, das

Aus-

Digitized by Google

Auswendiglernen der Stellen ein, und will es, wenn es mit Verstand geschieht, durchaus nicht für das geringste Lob eines Schauspielers gehalten wissen. Er bringt daher, um den entgegengesetzten Fehler lächerlich zu machen, verschiedene Anekdoten bey, erzählt z. B. die lustige Verlegenheit einer faulen Komödiantin, die in der Herzensangst ihrer Unwissenheit, einen Russischen Kaufmann in einem großen Pelze bey der Hand nimmt, und den vierschrötigen Russen, sehr pathetisch, mit einem: — „Madame! wie vielen Dank bin ich Ihnen nicht schuldig!“ anredet; und die eben so lustige eines faulen Komödiantens, der mitten in der Scene weggeht, sich besinnt, doch um seiner Sache recht gewiß zu seyn, in die Coulisse fragt „ob er wieder hineingehen solle?“ nebst einigen andern dergleichen, die ganz erbaulich zu lesen sind, und nebenher beweisen, daß es, nach dem Ausdrucke des Verfassers, nun einmal unser Schicksal ist, mit Handwerkern heimgesucht zu werden, die Künstler heissen wollen. Noch ist zu erinnern, daß auch in diesem Briefe Dinge vorkommen, die Schauspielern und Schauspielerinnen von zärtlicher Empfindung, welche nicht Lust haben sich zu bessern, sehr verdrüßlich fallen könnten, wenn sie ihn nicht lieber überschlagen wollen.

In dem eilften Briefe, worin von der Komödienprobe die Rede ist, findet sich wiederum zwar manche gute Bemerkung und Erinnerung: aber auch leider! wieder viel Anstößiges und

Spitziges. Z. B. eine kräftige Apostrophe an die falschen Mäcenaten, die für Theaterliebhaber angesehn seyn wollen, weil sie die Schauspielerinnen lieb haben; die sich die Miene der Kenner geben, weil sie in den Proben ihre Schlachtopfer suchen, wählen, überraschen, petits soupers, und parties fines daselbst verabreden. Und nicht genug! nachdem der Verfasser diesem Wildprete einmal auf die Spur gekommen ist, verfolget er es mit seiner Geissel bis in die Coulissen; allwo er, unglücklicher Weise, auf eine Schauspielerin stößt, die sich auf eine Miß Sara mit einem Gespräche vorbereitet, welches Ehrbare wegzugehen, und jeden der nicht äußerst verwildert ist, zu erröthen zwingt. Man begreift, daß er bey dieser Gelegenheit die Geissel nicht umsonst in der Hand haben wird! zumal nach der Erklärung, die er dießfalls selbst in der Vorrede giebt. „Ich habe Fehler getadelt," sagt er daselbst, „habe die Fehler, die ich geta„delt, auf der Bühne gesehen; sollte ich sie dar„um verschweigen? Nein! desto lauter, desto „bitterer mußte ich wieder sie eifern. Wer es „nicht leiden kann, daß ich die Fehler, die er an „sich hat, geschildert habe, der bessere sie! —

Recht gut! aber wie nun? wenn sich die Schauspieler die Sache leichter machten, und lieber der wohlverdienten Zuchtruthe eines so beschwerlichen Tadlers entliefen, oder ihn als einen pedantischen Zoilus verlästerten? Wir möchten ihn für diesen Erfolg nun eben nicht ste-

hen

hen; zumal wenn das wahr ist, was er sagt, daß, unter allen Erinnerungsbedürftigen Geschöpfen, die Schauspieler gerade die unleidlichsten sind, daß viele unter ihnen eine gewisse dumme Unverschämtheit besitzen, die sie über alle wohlgemeynte Vermahnung wegsetzt, daß sie selbst untereinander sich fürchten, hassen, verabscheuen, verfolgen, verlästern. Denn, werden Leute, die gegen ihre eignen Collegen so wild sind, es nicht noch vielmehr gegen einen Fremden seyn müssen?

Was wir aber in diesem Briefe am bedenklichsten finden, ist die außerordentliche Kühnheit des Verfassers, der sich nicht entblödet, sogar die erhabenen Personen der Theaterprinzipale in die Lehre zu nehmen und zu züchtigen. Er hat ganz gewiß nicht bedacht, daß Leute, unter deren Commando nicht nur Könige, Prinzessinnen, Helden, und was sonst noch die Theaterwelt von großen Thieren aufzuweisen hat, stehen; sondern die auch sogar Götter und Göttinnen, Feen und Zauberer mit einem Winke regieren und beherrschen, viel zu erhaben sind, um auf gutgemeynte Erinnerungen eines sterblichen Schriftstellers ihr großes Ohr zu neigen. Von diesen wichtigen Personen sagt er nun ganz ungescheut, daß sie an der Verwirrung der Gesellschaft größtentheils Schuld hätten, hauptsächlich dadurch, daß sie selbst in allen Bühnen die ersten Rollen spielen wollten, und wäre es nur möglich, wie Shakespears Klaus Zettel, Pyramus,

Thisbe, und den Löwen gern auf einmal machten; „eine Zudringlichkeit, setzt er hinzu, die unter den Schauspielern nothwendig Neid und Eifersucht erregen muß!“ — Der Gedanke ist scheinbar genung! Indessen geben wir dem Verfasser denn doch zu bedenken, ob es nicht für die Ochsen und Schwäne vielmehr eine besondere Ehre seyn müsse, wenn sich Jupiter herabläßt, ihre Stellen zu spielen, und ob Beherrscher der Götter und Zauberer nicht etwa gar berechtigt sind, selbst das Unmögliche möglich machen zu wollen?

Bey Gelegenheit der Proben untersucht der Verfasser, wem die Leitung und Direktion derselben am besten anzuvertrauen sey, ob einem Dramaturgen, der selbst nicht Schauspieler ist, oder einem Instrukteur, wie er ihn nennt, der zugleich Schauspieler ist? Nachdem der Verfasser das Dafür und Dawider auf beiden Seiten erwogen, scheint er den Dramaturgen, der selbst nicht Schauspieler ist, den Vorzug zu geben. Die Sache hat von beiden Seiten allerdings ihre Schwierigkeiten: aber wenn Beide, der Dramaturg oder der Instrukteur, Männer sind, die zu ihrem Geschäfte die erfoderlichen Eigenschaften haben: so scheint es uns doch ziemlich gleichgültig, welcher von beiden die Aufsicht führe. Und sonach würde die Entscheidung dieser Frage lediglich von der Entscheidung einer andern, dieser nämlich abhangen: welcher von Beiden am leichtesten zu haben sey? Wir haben übrigens erwartet, daß sich der Verfasser hier

auf

auf die allgemeine Untersuchung einlassen würde: welches überhaupt die beste Theaterverfassung und Theater-Regierung sey? und ob Lessing recht habe oder nicht, wann er behauptet, daß die sogenannte Prinzipalschaft, eine freye Kunst zum Handwerke herabgewürdiget. Untersuchungen und Vorschläge über einen so wichtigen Punkt des Theaterwesens, würden, glaubten wir, dem Theater und der Erfahrung eines alten Schauspielers völlig angemessen seyn; zumal da die Wahl eines Instrukteur oder Dramaturgen, und ihr Ansehn und Einfluß auf der vorläufigen Entscheidung dieses Punkts fast gänzlich beruhet.

Bis hieher hat sich der Verfasser mit den Vorbereitungen des Schauspielers beschäftiget, mit dem, was er zu thun hat, ehe er die Bühne betritt. Nun kommt er auf die Aufführung selbst. Der Schauspieler ist mit seiner Rolle völlig bekannt, er kennt den Grad des Affekts der darinne liegt, vollkommen: nunmehr soll er sie spielen: wird diese todte Kenntniß auch hinlänglich seyn, seiner Darstellung Leben zu geben? oder ist es, um das zu bewirken, etwa nöthig, daß er die Rolle nicht bloß versteht, sondern sie zugleich auch empfindet? Und was heißt das, seine Rolle empfinden? ist es überall möglich, und in welchen Grade? ist es nützlich und nothwendig, und wenn es ist, wie erreicht man es?

Fürs erste zur Antwort auf die Frage, was es heisse seine Rolle empfinden? giebt der Verfasser folgende Erklärung:

„Dann, sagt er, empfindet man seine Rolle, „wenn in unserer Seele Gesinnungen und Em„pfindungen vorgehen, die der vorgestellten Per„son ihrer gleichen, wenn wir uns so an ihre „Stelle setzen, daß die Umstände eine Wirkung „auf uns machen, die der Wirkung gleichet, die „die sie auf die Person selbst machen würden.“—

Die Erklärung ist richtig, nur muß man den Ausdruck, gleichen, Empfindungen die den Empfindungen der vorgestellten Person gleichen, ähnlich sind, nicht aus der Acht lassen. Gleichwol scheint Herr Rahbeck diese selbstgemachte Einschränkung in der Folge wieder vergessen zu wollen; er scheint nach einem Beyspiele zu suchen, das viel mehr beweisen würde, nämlich die gänzliche Verwandlung der eignen Empfindung in die Empfindung der vorgestellten Person, das gänzliche Zusammenschmelzen der vorgestellten Person mit der eigenen. Dieses Beyspiel der Möglichkeit einer solchen Verwandlung will er auch endlich in der bekannten Anekdote von Pylades finden, der als er einstmal den rasenden Herkules vorstellte, sich so ganz Herkules zu seyn einbildete, daß er seine Pfeile wirklich unter die Zuschauer schoß. Wir geben die Möglichkeit einer solchen Verwandlung zu; aber ein so verwandelter Schauspieler spielt nun nicht mehr die Rolle einer fremden Person, sondern er ist die Person selbst, es ist kein Schauspieler mehr, sondern ein Wahnwitziger. Ob er sich einbildet, ein Herkules zu seyn

oder

oder ein Strohmensch, ist gleichviel, genug seine Identität ist verschwunden, sein Spiel ist zur Raserey geworden.

Es ist daher diese Verwandlung nicht, wie der Verfasser es zu thun scheint, für das non plus ultra der nachempfundenen Vorstellung, sondern vielmehr für ein unglückliches Ueberschnappen anzusehen, und der Schauspieler ist in diesem Falle nicht zu loben, sondern zu bedauern!

Doch der Verfasser hat nur darum mehr beweisen wollen, damit man ihm ohne Schwierkeit das Wenige zugestünde. „Wenn man mir „nur zugiebt, sagt er, daß man sich so an eines „Andern Stelle setzen kann, daß Empfindungen „in der Seele vorgehen, die in der seinigen vor„gehen, so bin ich zufrieden.“

Mit dem, was gerade nur möglich ist, muß und kann freylich Jedermann zufrieden seyn. Aber hat Hr. Rahbeck auch wohl nöthig gehabt, in unsern Tagen eine Wahrheit, wie diese, erst weitläuftig zu beweisen? Vielleicht hätte er sich auch die nächstfolgende Erörterung der Frage: ob es nützlich sey seine Rolle zu empfinden? ersparen können. Wer seine Rolle empfinden kann, der fühlt es, daß es nützlich ist, und dem, der es nicht kann, beweist man es doch nur umsonst.

Wir überschlagen das Uebrige des Briefes. Der Verfasser verfällt wiederum in den empfindsamen Ton, und apostrophirt die Seilerin und Charlotte Ackerman, zur Erhärtung der Wahrheit, daß Empfindung dem Schauspieler nützlich

sey, im Tone der Tragödie. Nur eine Frage möchten wir bey dieser Gelegenheit noch an den Verfasser thun. Er ist ein großer und billiger Verehrer von Rousseaus Schriften, in welchen man freylich hin und wieder auf ein begeisterte Tirade oder Apostrophe stößt. Aber, fragen wir, hat er nicht bemerkt, bey was für Anlässen Rousseau sich seiner Empfindung überläßt? Hat er nicht bemerkt, daß Rousseau nur sodann erst die Sprache der begeisterten Vernunft redet, wann sein durchdringender Geist auf neue oder unerkannte Wahrheiten von großem Umfange und ausgebreitetem Nutzen trifft? wann die Vorstellungen, die aus der Betrachtung solcherley Wahrheiten fließen, so mannichfaltig und anziehend sind, daß sie, wie von selbst, in Empfindungen zusammenschmelzen? und daß er sonach nicht den Leser in eine Empfindung hineinredet, sondern vielmehr seiner schon erregten Empfindung nur den Ausdruck leiht?

Gleichwohl läßt es der Verfasser dabey nicht einmal immer bewenden, er sucht nicht nur die Leser öfters in eine Empfindung hinein zu deklamiren, die bloß er hat, und wozu der Leser nichts weniger als aufgelegt ist: er verlangt sogar, gleich dem schlechten Schauspieler, den er so eben darum tadelte, daß seine Leser empfinden sollen, wo er nicht einmal selbst empfindet, daß sie über Nichts erstaunen, und ein Hirngespinnst bewundern sollen. Nämlich in dem nächsten Briefe behaup-

behauptet er, und mit Grunde, daß nur Schauspieler von groſser und edler Empfindung, den Charakter der Rechtschaffenen zu spielen fähig wären. Dieser Gedanke macht die Empfindung des Verfassers rege, er sieht sich, im Drange dieser seiner Empfindung, nach einem Beyspiele um; „Nein! ruft er aus, was edle Rollen gewinnen, „wenn sie von Edlen gespielt werden, das lieſsest „Du, verlorne Freundinn, (Charlotte Ackermann) „mich so oft empfinden. Auf diese Unvergeſsliche „schickte sich, was Weckherlin von den schwä„bischen Mädchen schreibt: wann sie Pamela „oder Minna spielte, spielte sie sich selbst; „Minna! — Ich erinnere michs noch, (fährt „der Verfasser fort,) als sie das Geld für den ar„men Soldaten langte, wie sie, ganz miſsver„gnügt, daß so wenig in ihre Hand gegangen „war, die andere Hand zu Hülfe nahm, sie so „voll als möglich zu pfropfen. So hätte Min„na gehandelt, wenn es eine wirkliche Begeben„heit gewesen wäre. Das war in der Seele „des edlen Mädchens, die Freuden um sich her „zu verbreiten wünschte, in dem Augenblicke, da „sie selbst die seligste von allen empfand. War„um ist denn keine andere unter den Hunder„ten, die Minna gespielt haben, darauf gefallen? „O die, der das einfallen sollte, muſste ein Herz „besitzen, das Minnas ihrem glich; müſste „ein Herz besitzen, wie Deins, Du, die Du „stäts, — “ Genug! zu dieser Stelle findet sich eine Note; die lautet so:

„Aber spielte Charlotte Ackerman jemals „Minna? — Schwerlich; denn Franciſca „war ihre Rolle. Wenn aber der Verfaſſer „das wußte (wirft er ſich ſelbſt ein) wie konnte „er dann . . . Charlotte iſt in dieſen Briefen „eine idealiſche, keine hiſtoriſche Perſon.“ So! alſo hatte der Verfaſſer ſeine Leſer im Texte zum Beſten? alſo iſt ſeine empfindſame Bewunderung platterdings aus dem Ermel geſchüttelt, und er bewundert im Grunde nichts als ſeine eigne feine Bemerkung?

Es fällt uns hierbey ein, was Voltaire irgendwo von dem Abt von Saint Pierre erzählt, wie dieſer, in einer der ſeltſamſten Launen, gegen ſeinen Freund den Verluſt eines Hofnungsvollen Sohnes beklagte. Der empfindſame Abt erinnert ſich bey dieſem Anlaſſe aller der vortreflichen Eigenſchaften, womit der Knabe ausgerüſtet geweſen, er rühmt ſeinen Verſtand, ſeinen Witz und die geſchmeidige Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes. „Aber, ruft er endlich mit Wehmuth aus, er iſt dahin und alle ſeine Tugenden dienten zu nichts, als mir ſeinen Verluſt um deſto ſchmerzlicher zu machen! —“ Sein Freund hört ihn anfänglich mit Erſtaunen, denn er hört dieſen Verluſt zum erſtenmale. Der Abt fährt fort ſeiner Betrübniß Raum zu geben, jener fängt an daran Theil zu nehmen, ſie erweichen einander bis zum Thränen, endlich geſteht der

Abt

Abt von Saint Pierre, daß er nie einen Sohn gehabt habe.

In den siebzehnten und folgenden Briefen sucht nun der alte Schauspieler zuförderst die Eigenschaften auf, die ein Schauspieler besitzen muß, wann er fähig seyn will, seine Rolle zu empfinden; sodann giebt er Vorschriften, wie selbige zu erwerben, zu bilden, zu bewahren und anzuwenden sind. So lange der Verfasser seinem Gegenstande in den Tiefen der Psychologie nachspürt, ist er überall weder gründlich noch deutlich; es läuft sogar mancher Verstoß wider die ersten Anfangsgründe der Logik mitunter; z. B. wenn er sagt: — „man sehe leicht, daß die Empfindsamkeit dadurch Empfindung erzeuge, daß sie viele Vorstellungen in Eine sammele:“ — so ist Empfindsamkeit, die er wenige Zeilen vorher ganz richtig durch die Stimmung der Seele erklärt, der zufolge eine äußere Empfindung leicht eine innere, oder eine innere leicht die andere errege, hier hingegen wohl nur das Vermögen zu empfinden überhaupt. Wiewohl auch so klingt der Satz: — das Vermögen zu empfinden erzeuget die Empfindung dadurch, daß es viele Vorstellungen in Eine samlet, — immer noch höchst seltsam; nicht zu gedenken, daß bey den letzten Worten die unterscheidende Bestimmung des Nebeneinanderseyns der Vorstellungen, wenn sie zu Empfindungen werden sollen, fehlet.

Zuwei-

Zuweilen verbindet er auch Sätze als Folgerungen mit einem: man sieht auch, die doch durch das Vorhergehende im geringsten nicht vorbereitet sind, und wo man folglich nichts sieht, als das sie übel zusammenhängen. Ferner wird der Gang der Untersuchung auf einem ungewohnten holprigten Boden, oft durch diese und jene unnöthige Abschweifung unterbrochen, kurz der Verfasser geht in Schuhen, die zu seinen Füßen zu groß sind; kein Wunder also, wenn er hier und da anstößt und stolpert, und es ihm vor jedem kleinen Hügel, wie vor einem Riesengebürge grauet. Nachdem er sich aber einmal da glücklich oder unglücklich durchgearbeitet, und wieder ebneres Feld unter den Füßen hat, geht alles recht hübsch von statten, und es ist eben so lustig als vortheilhaft ihn zu begleiten. Der Schauspieler bekommt manche gute Lehre zu hören, z. B. wie er seine Empfindsamkeit durch Lesung guter dazu dienlicher Schriftsteller verstärken müsse, auch schlägt er dießfalls gewisse körperliche Bewegungen vor, um das Blut in Wallung zu bringen. Doch warnet er vor dem allzuhäufigen Gebrauche des Weins, sucht die Autorität des Pater Martin im Götz zu entkräften, oder doch herabzusetzen, wenn dieser sagt: „Habt ihr Wein „getrunken, so seyd Ihr alles doppelt was Ihr „seyn sollt, noch einmal so unternehmend, noch „einmal so schnell ausführend.“ — Manches andern Hülfsmittels und mancher warnenden Anekdote, die da aufgestellt ist, nicht zu gedenken.

End-

Digitized by Google

Endlich giebt der Verfasser eine Classifikation der Schauspieler in Rücksicht auf die Empfindung. Er macht drey Classen.

Die erste enthält: Schauspieler von feiner, aber nicht eben starker Empfindung, die jedoch, was ihrer Empfindung an Stärke abgeht, durch Fleiß und Nachdenken zu ersetzen suchen. Diese Classe ist vortreflich in dem Ausdrucke aller Leidenschaften, die den Verstand zu Hülfe nehmen, und sich selbst für ihre Ausbrüche Rechenschaft geben: hingegen in dem Ausdrucke der stürmischen, wilden Leidenschaften, die den Verstand unterdrücken, sind sie minder glücklich. Sie sollen rasen, aber sie rasen mit Verstand, und die überall durchscheinende Kunst, ohne die sich diese Schauspieler nicht zu behelfen wissen, strebt umsonst die Ausbrüche der Natur zu ersetzen.

Zur zweyten Classe rechnet er: Die Schauspieler von einer leicht zu erregenden, aber flüchtigen Empfindung, jene nämlich, die ihre unstäte Einbildungskraft durch Nachdenken zu fixiren vernachläßigen. Auch schlägt er zu dieser Classe die Schauspieler von einseitiger Empfindung, die nur Einen Ton haben, aus welchem sie alles spielen, und bey denen sich mithin die Rolle nach ihrer Empfindung richtet, statt daß sie ihre Empfindung nach der jedesmaligen Rolle, die sie zu spielen haben, stimmen sollten. Diese Schauspieler sind zuweilen in dieser oder jener

Rolle

Rolle, dieser oder jener Scene vortreflich, im Ganzen aber nur mittelmäßige Schauspieler.

Endlich die dritte Classe enthält die Wenigen, die das tiefste Nachdenken, den anhaltensten Fleiß mit der lebhaftesten, stärksten Empfindung vereinigen. Diese sind die Meister der Kunst, die sich überall gleich bleiben, nie zuviel, nie zu wenig empfinden, die Kunst nur als einen Zaum brauchen, die Natur damit zum Zwecke zu leiten, und so den gemeinen Zuschauer entzücken und den Kenner zur Bewunderung hinreissen.

Beym Schlusse der Untersuchung über die Empfindung, läßt sich der Verfasser aufs neue in den Streit ein, ob es möglich oder nicht möglich sey, seine Rolle zu empfinden. Wir dächten die ganze Untersuchung bedürfe der vielen Worte nicht, die der Verfasser bey dieser Gelegenheit macht. Was er gegen Lessingen hierbey vorbringt, auch das scheint uns mehr auf einem Mißverständnisse, als auf einer scharfsinnigen Unterscheidung zu beruhen. Ueberhaupt merkt man es hier dem Verfasser sehr deutlich an, und er gesteht es auch gewissermaßen selbst, daß es ihm zur Zeit noch an den nöthigen psychologischen Kenntnissen mangelt. Die Gränzen einer Recension erlauben uns nicht an diesem Streite Theil zu nehmen, der uns zu weit führen würde. Indessen wollten wir dem Verfasser wohl den Rath geben, unter andern, was Hr. Mayer in seiner treflichen Abhandlung über den Vernunftschluß

schluß Seite 31. u. f. sagt, zu beherzigen, und diese Stelle bey seinen künftigen Untersuchungen über diesen Gegenstand zum Grunde zu legen.

Was überhaupt von dem Ausdrucke der Empfindung gilt, nämlich daß er dem Schauspieler, der selbst ohne Empfindung ist, durchgehends verunglücke, zeigt der Verfasser hiernächst insbesondere von dem Ausdrucke der Liebe und Zärtlichkeit; sodann sucht er den Grad von Stärke zu bestimmen, den der theatralische Ausdruck der Empfindungen erfodert, wobey der Satz, daß man die Natur auf dem Theater verstärkt zeigen müsse, untersucht und falsch befunden wird; worauf denn ganz natürlich einige Betrachtungen über die Veredlung und Verschönerung der Natur, über die theatralische Anständigkeit, und über das, was der Verfasser theatralische Einstimmung nennt, folgen, nach welcher Einstimmung sowohl der Ton der einzelnen Personen, als das ganze Stück gefasset und ausgeführt werden muß.

Von da geht der Verfasser zu den praktischen Theilen der Kunst, oder, wie er sich richtiger hätte ausdrücken sollen, zu dem Mechanischen der Kunst über, und giebt Regeln über die sogenannte körperliche Beredsamkeit. Man wird bey dieser Vorschrift den guten Beobachter und den denkenden Kopf nicht vermissen, ob man wohl zuweilen dem Verfasser etwas mehr Methode und Bestimmtheit im Ausdrucke wünschen möchte; er würde dadurch sich und dem Leser man-

manche unnöthige Wiederholung, manche zerstreuende Abschweifung erspart haben.

Endlich geht der Verfasser noch einige Arten des Trauer- und Lustspiels durch, und sucht den Ton zu bestimmen, worin sie gespielt werden müssen; so wie er auch für die Ausführung gewisser Stellen, die in beyden zum öftern vorkommen, gute Regeln und Winke giebt.

Man sieht leicht, daß es hier nicht möglich war, alles Einzelne zu umfassen, und so setzen wir nur den Wunsch hinzu, daß der Verfasser recht viele Schauspieler zu Lesern und recht viele Schauspieler, die ihn verstehen, finden möge. Diese werden nicht nur Stof genug zum weitern Nachdenken in seinen Briefen finden, sondern auch die individuelle Anwendung der gegebnen Regeln auf ihre jedesmaligen Rollen leicht von selbst machen. Die Uebrigen, die, was sie nicht sehen, nicht wissen, und was ihnen nicht vorgemacht wird, nicht begreifen, und selbst dann nur halb begreifen, können ehrliche Leute seyn; aber sie sind auch ganz gewiß Leute, die nicht auf eine freye Kunst, sondern auf irgend ein Handwerk, sich hätten legen sollen.

VII.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Dresden. Den 5ten März, als am hohen Namenstage unsers Durchlauchtigsten Churfürsten, ist wieder die gewöhnliche Ausstellung der vereinten Akademie erfolget und Künstler und Zöglinge haben große Beweise ihres Fleißes gegeben. Wir bedauern nur, daß wir, wenigstens nicht durch ein gedrucktes Verzeichniß, von den Künstlern selbst geliefert, das bey einer solchen Gelegenheit, so wie es bey andern Akademien gewöhnlich ist, sollte bekannt gemacht werden, in Stand gesetzt sind, die auswärtigen Liebhaber mit den Namen der jedesjährigen Produkte der Kunst bekannt zu machen. Die Dresdner gelehrte Anzeige im 13. und 14ten Stücke hat zwar eine kurze Beurtheilung darüber geliefert: wie wahr oder falsch aber die Urtheile sind, müssen wir an seinen Ort gestellt seyn lassen, da uns Eins und das Andere einen kleinen Verdacht beygebracht. So sind auch einige Schriften über ein Altarblatt des Hrn. Prof. Schönau für und wider dasselbe erschienen, wovon wir weiter nichts als die Titel hersetzen wollen, weil wir das Gemälde nicht gesehen haben, mithin eben so wenig den Streit zu entscheiden vermögend sind.

Schreiben über das neueste Gemälde des Hrn. Prof. Schönau, Directors der dortigen Malerakademie. Dresden 1786. In der Hilscherischen Buchhandlung. (S. 16.)

Antwort auf das Sendschreiben über das Gemälde des Hrn. Prof. Schönau. (S. 24.)

Beleuchtung der Antwort auf das Sendschreiben aus Dresden über das Gemälde des Hrn. Prof. Schönau. Plautus. Nullus est, qui non inuideat Rem secundam obtingere. Dresden 1786. (S. 14.)

Ueber das Gemälde, die Auferstehung Christi, von Hrn. Prof. Schönau und über die darüber zum Vorschein gekommene Streitschriften, von Heinrich Keller. Friede sey mit euch! Dresden 1786.

Pirna 1786. Aus hiesiger Druckerey erhalten wir Dichterische Schildereyen von den berühmtesten romantischen Lustörtern und malerischen schönen Gegenden in Sachsen, vorzüglich um Dresden, Meißen und Pirna ꝛc. Mit darstellenden Kupfern nach der Natur gezeichnet. Erster, zweyter, dritter Heft 92 S. In diesen wird der bey Dresden, wegen seiner romantischschönen Lage, berühmte Plauenschen Grund geschildert und die Beschreibung in jedem Hefte mit niedlichen Kupferblättchen, von Herrn Günther gezeichnet u. gestochen, erläutert. Sie werden fortgesetzt, und der Beschreiber Hr. Müller, sowol als der Künstler verdient durch Liebhaber der vaterländischen Natur, die so herrliche Scenen

nen in Sachsen aufgestellt, aufs beste unterstützt zu werden, damit dieß angenehme Werk nicht unterbrochen werde. Wir wünschen hauptsächlich, daß der geschickte Zeichner, bey den künftigen Lieferungen, auf diejenigen Gegenden Rücksicht haben möge, die sich durch vorzügliche Eigenheiten und Schönheiten von den gewöhnlichern unterscheiden, so wie wir dem dichterischen Maler ein sparsamer Colorit, mit weniger Ueberladung rathen wollten. Eine naife simple Grazie, das ist die Beschreibung natürlicher Schönheiten, reizt gewiß eben so sehr, und vielleicht würde es nicht übel gethan seyn, durch wohlgewählte Stellen aus guten Dichtern sie aufzustutzen.

Bern. Aberli hat seine herrlichen radirten und nach der Natur colorirten Blätter durch 2 sehr große Blätter vermehret, Vuë à Mouri und Vuë du Chateau de Wimmis, so daß ihrer nunmehro 4 von dieser Größe vorhanden sind.

Ebendaselbst giebt Freudenberger 6 Blatt Berner Trachten, unter dem Titul aus: Prémier Cahier des differens Habillements distinctifs de la ville de Berne, dessinés d'après Nature par *Freudenberger* & gravés par *J. Eichler* en 1785. Das Exemplar, das wir vor uns haben, ist wie die feinste Miniatur ausgemalet.

Augsburg. Hier ist die Siebende Nachricht von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlichen

Austheilung der Preise bey der alten Stadtakademie und der mit derselben, zur Ermunterung der Künste, verbundenen Privatgesellschaft, nebst der, bey dieser öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede erschienen. Die Anzahl der ausgestellten Kunstwerke ist zahlreich und macht dem Fleiße der Künstler und Zöglinge Ehre. Die Rede handelt von verschiedenen Hülfsmitteln der Kunst: hauptsächlich wird gezeiget, daß das Genie nicht allein hinreiche, große Maler zu bilden, in wiefern, also eine kluge und vorsichtige Nachahmung von nöthen sey, und wie diese zu Werke zu gehen pflege.

Kassel. Nach Tischbein hat der hiesige Hofkupferstecher Ch. G. W. Weise seine Sammlung durch ein sauberes und wohlgetroffenes Bildniß des itzigen Herrn Landgrafen v. Hessen in Folio vermehrt: es trägt die Unterschrift Wilhelmus IX. D. G. Hassiae Landgravius. Hanoviae. Comes.

München. Ein sehr geschickter Thiermaler, Joseph George Winter hat hier seit ein paar Jahren eine ziemliche Anzahl Vorstellungen von Thieren, theils in einzelnen Blättern, theils in Suiten, nach seinen, nach der Natur, die er in den dasigen Thiergärten vor sich gehabt, genommenen Zeichnungen geätzt, herausgegeben, die der Liebhaber Aufmerksamkeit verdienen.

Wien. Von den beyden berühmten Naturkündigern Hrn. von Born und Herrn Jacqvin sind ein paar niedliche Porträte in Figuets

Ge-

Geschmacke, beyde von Jacob Adam gestochen erschienen.

Ein anderes Portrait ebenfalls in Medaillenform und gleicher Größe von Mansfeld gegraben, stellt den König von Schweden, Gustav dem 3ten vor.

Leipzig. Hier ist herausgekommen Anzeige aller Kunstwerke der Rostischen Kunsthandlung zu Leipzig, die den Kunstliebhabern wichtig seyn muß. Sie enthält drey Abtheilungen, und zwar

Die erste: interessante Kunstwerke und Sachen, welche verschiedene Wissenschaften und den guten Geschmack betreffen, als Optische, Mathematische, Physikalische und Musikalische Instrumente. Anzeige von Gemälden und Handzeichnungen; Deutsche, Französische, Englische, Italiänische Kupferstiche und Kunstwerke; die vortreflischen kolorirten Werke Italiens: Abdrücke von antiken Gemmen und Medaillen, in Schwefel und glasartigen, dem Original ähnlichen Massen; Monumente Italiens, meisterhaft nach den Originalen in Gork modellirt; antike kleine Gruppen, Figuren und Büsten in der Meisner Biscuitmasse; alle Arten Möbeln und anderer Bedürfnisse, welche zum nöthigen Gebrauch und zur Verzierung der Zimmer, Säle, Bibliotheken u. s. w. dienen; verschiedene Kunstsachen, welche sich unter keine Klassen ordnen lassen, und endlich eine Anzeige über die Kunstwerke der bekannten Fabrike Wedgwood zu London.

Die zweyte Abtheilung enthält eine der ansehnlichsten Sammlungen von Statuen, Figuren, Gruppen, Büsten, Basreliefs, Hautreliefs, Akademische Stücke, Vasen, Consolen u. s. w. über antike und moderne Originale, meistens Italiens, geformet, theils in den besten Gipsausgüssen, theils in einer künstlichen weissen Steinmasse, welche der Witterung widersteht, und wovon eine ausführliche Anzeige in dieser Abtheilung gegeben wird.

Die dritte Abtheilung enthält eine große Sammlung meistens neu gestochener Musikalien und Gesangsachen.

Da Hr. Rost sich bey jeder Abtheilung, theils in einer Vorrede, über die darinne enthaltenen Sachen, Behandlung, Beschaffenheit, Versendung, Preis u. s. w. erklärt, theils bey individuellen Kunstwerken hin und wieder erläuternde kleine Anmerkungen hinzugethan, so müssen wir Kunstkäufer und Kunstliebhaber nothwendig auf das Verzeichniß selbst verweisen; zweifeln übrigens, ob in Deutschland eine Kunsthandlung, so wohl in Absicht der großen Mannichfaltigkeit, als der Vollständigkeit von Dingen jeder Art, ihr möchte an die Seite zu setzen seyn. Jede Abtheilung dieses Kunstverzeichnisses ist mit einer niedlich radirten Vignette von Nathe gezieret.

Berlin. Von dem verdienstvollen Direktor der Akademie Hrn. Bernhard Rode verdienen folgende vortreflich, in seiner gewöhnlichen Manier radirten Blätter, die er nach seiner

nen eigenen historischen Gemälden und Zeichnungen verfertiget und als einen Anhang ausgiebt, bekannt gemacht zu werden.

1. Biblische Geschichte.

1. Maria, die Mutter Jesu, bringt zwey junge Tauben zum Reinigungsopfer in den Tempel und hat ihr neugebornes Kind auf den Armen. Luk. II. 22. 24. (Gemalt für die Griechische Kirche zu Babay in der Ukraine.) 4.

2. Christus spricht zu seinen Jüngern: Ich bin der Weg, — niemand kömmt zum Vater, als durch mich. Joh. XIV. 6. (Gemalt für die Griech. Kirche zu Babay in der Ukraine.) 4.

3. Ein Samariter verbindet mit großer Sorgfalt das Haupt eines Menschen, der unter die Mörder gefallen war. Ein Priester und ein Levit sind vorübergegangen. Luk. X. 30—34. Kl. Blättch.

4. Christus erweckt, in Gegenwart vieler Zuschauer, den Lazarus. Joh. XI. (Gemalt in der Marienkirche zu Prenzlau.) Ein Blatt in Fol. ein Blatt in 4.

5. Christus hält mit seinen zwölf Jüngern das Abendmahl des Osterlammes, bricht das Brod und saget Dank. Matth. XXVI. 26. Mark. XIV. 22. Luk. XXII. 19. (Altarblatt in der Mauritiuskirche zu Rostock.) 4.

6. Christus betet mit gerungenen Händen am Oelberge. Die Jünger in der Entfernung schlafen. Der Engel, der ihn gestärkt hatte, kann den Anblick seines blutigen Schwei

ses und seiner Seelenangst nicht ertragen, und verhüllt sich mit der Hand das abgewandte Gesicht. Luk. XXII. 39—44. (Altargemälde in der Marienkirche zu Berlin.) 4.

7. Christus steht neben dem Mörder Barrabas gebunden vor dem Richterstuhle des Pilatus, der mit Liktoren und Kriegsknechten umgeben ist. Pilatus läßt sich Wasser zum Händewaschen bringen und empfängt eine Bothschaft von seiner Gemahlin. Tiefer unten stehen die Hohenpriester uud Aeltesten der Juden, welche um die Kreuzigung Christi und um die Losgebung des Barrabas bitten. Matth. XXVII. 1. 2. 11—26. Joh. XXVIII. 28—40. (Altarblatt in der Mauritiuskirche zu Rostock.) gr. 8.

8. Christus wird ins Grab gelegt. Seine Mutter nebst dem Jünger Johannes, der Maria Magdalena und einigen andern Personen folgen nach. Joseph von Arimathia hilft den Leib in Leinewand wickeln. Nikodemus schüttet Myrrhen und Aloe darauf, und läßt sich noch mehr Specereyen nachtragen. Der vorderste Träger hält eine Fackel die Felsengruft zu erleuchten. Ein Knecht faßt den Stein an, der vor den Eingang gewälzt werden soll. Die Dornenkrone, die man von dem Haupte des Erblaßten abgenommen hat, hängt an der Handhabe einer Wasserurne, woraus man den Leichnam scheint gewaschen zu haben. Matth. XXVII. 55—60. Mark. XV. 40—46. Luk. XXIII. 50—53. Joh. XIX. 38—42. (Altarblatt in

der

der Unterkirche zu Frankfurt an der Oder.) Klein Fol.

9. Ebendieselbe Vorstellung im Kleinen bearbeitet. 8.

10. Christus, der sich mit den beyden Jüngern zu Emaus zu Tische gesetzet und das Brod gebrochen hat, ist an seinem Dankgebet erkannt worden, und vor ihnen verschwunden. Sie sehen mit Erstaunen noch einem nachgelassenen hellen Schein, von ihm. Luk. XXIV. 30. 31. (Altargemälde in der Marienkirche zu Berlin.) 4.

11. Christus mit Engeln umgeben, fährt mitten unter seinen Jüngern gen Himmel. Mark. XVI. 19. Luk. XXIV. 50. 51. Apost. Gesch. I. 9—11. (Altarblatt in der Mauritiuskirche zu Rostock.) 8.

12. Paulus, dem die Juden zu Damaskus nachstellen und deswegen bey Tage und Nacht die Thore hüten, wird von den Jüngern in einem Korbe von der Mauer heruntergelassen. Apost. Gesch. IX. 23—25. Groß Fol.

13. Paulus, zu Athen, sieht unter den Götterbildern der Isis, der Ceres, der Pomona, welchen man Opfer bringt, einen Altar ohne Götterbild, und liest darauf in Griechischer Sprache die Worte: Dem unbekannten Gott. Apost. Gesch. XVII. 22—25. Gr. Fol.

II. Weltliche Geschichten und Allegorien.

14. Aristides hat seinen eigenen Namen einem Bauern, auf sein Verlangen, auf eine

Verbannungsscherbe geschrieben. Cornel. Nepos und Plutarch im Leben des Aristides. 8.

15. Diogenes sieht einen Knaben bey einem Springbrunnen aus der hohlen Hand Wasser trinken, und wirft seine Trinkschale weg, indem er sagt: Dieser Knabe übertrifft mich in der Kunst zu entbehren. Diogenes Laertius VI. Buch 2 Kapit. Neben dem Springbrunnen sieht man einen Hund, der mit der Zunge Wasser schöpfet.

16. Cäsars Leichnam wird, unter feyerlicher Musik, auf der Rednerbühne (pro rostris) verbrannt. Antonius zeigt mit der einen Hand dem Volke die Kriegsrüstung und das blutige Gewand des Ermordeten, und hält in der andern den Rathschluß wegen der Ehrenbezeigungen, die dem Cäsar erwiesen werden sollen. Man bringt allerley Opfer, wirft Kleider und Kostbarkeiten und die Soldaten ihre Waffen und die Stühle der Senatoren auf den Scheiterhaufen. Suetonius im Leben des Julius Cäsar, 84. Kap. Gr. Fol.

17. Nero hält bey Nacht Rennspiele im Circus. Man bindet die Christen an Säulen und überzieht sie mit Pech, welches in einem Kessel geschmelzt wird, und steckt sie anstatt der Fackeln an. Unter den Statuen des Platzes sieht man eine Cybele, eine Siegesgöttin, und eine Wölfinn, an welcher zwey Kinder saugen.

S. All-

Digitized by Google

S. Allgem. Welthistorie, aus dem Engl. 12. Band, S. 571. u. f. Gr. Fol.

18. Der Römische Sklave Androklus zieht einem Löwen einen Dorn aus dem Fuße. Aulus Gellius V. 14. Der Engl. Guardian, 139. St. 4.

19. Emma, die Tochter Karl des Großen, trägt ihren Liebhaber Eginhard, den Geheimschreiber ihres Vaters, durch den Schnee aus ihrem Zimmer. Der Kaiser sieht es durchs Fenster. Der Engl. Zuschauer 181. St. der deutschen Ausz. 3. St. 4.

20. Tamerlan, dem von einer klugen Alten ein Reißbrey vorgesetzt worden, hat mit dem Löffel in die Mitte gefaßt und sich den Mund verbrannt. Sie räth ihm am Rande der Schüssel zu bleiben, und giebt ihm dabey den politischen Rath, nicht eher in dem Herzen eines Landes Krieg zu führen, als bis er die Grenzen eingenommen habe. Holbergs Vergleichung großer Helden. 1. Theil. 8.

21. Der Mönch Berthold Schwarz erfährt die Wirkung seines neu erfundenen Schießpulvers, welches sich im Mörsel entzündet hat. (Gemalt für den Herrn Baron von Hahn aus Meklenburg.) 4.

22. Kortes erhält Gesandten und Geschenke vom Montezuma, dem Kaiser in Mexico. Anton Solis Gesch. von Mexico, 1. Theil, 2. B.

23. Ata-

Digitized by Google

23. Atahualpa, Kaiser in Peru, läßt sich von einem Spanier auf dem Nagel des Daumens den Namen Gottes schreiben, um zu sehen, ob dieß ein anderer verstehen kann. Robertsons Gesch. von Amerika, II. Band 6 Buch. S. 211. der deutsch. Uebers. 8.

24. Ein Engländer in America ist auf der Jagd von einer großen Schlange in den Fuß gebissen. Sein Negersklave hat die Schlange mit einem großen Baumast erschlagen, und saugt seinem Herrn das tödtliche Gift aus. 8.

25—28. Vier Stücke aus der Brandenburgischen Geschichte.

1) Der Burggraf von Nürnberg, Friedrich der IV. überliefert den, im Treffen bey Mühldorf gefangenen Gegenkaiser Friedrich, den Schönen, dem Kaiser Ludwig dem Bayer, indem er ihm den abgenommenen Degen desselben überreicht. Der Kaiser begegnet seinem Gefangenen (den er nachmals zum Mitregenten angenommen) mit vieler Leutseligkeit. Man sieht eine Schüssel voll Eyer, die herbeygebracht wird, welches sich auf die bekannte Anekdote bezieht, wo der Kaiser, bey Gelegenheit eines kleinen Vorraths von Eyern, gesagt hatte: Dem Mann ein Ey, dem Schweppermann aber zwey. Dieser alte General steht nicht weit vom Kaiserlichen Stuhl. Schmidts Geschichte der Deutschen, III. Th. pag. 480. Gr. Fol.

2) Albertus, mit dem Beynahmen Achilles, erobert, in einer Schlacht mit dem Nürnbergern, mit

mit eigner Hand eine Fahne, indem er allein wider ſechzehn Mann ſtreitet. Gr. Fol.

3) Joachim der zweyte empfängt zuerſt von ſeinem Biſchofe Jago das Abendmahl unter beyderley Geſtalt. Gr. Fol.

4) Friedrich Wilhelm der Große führt ſein Fußvolk auf Schlitten über das friſche Haf, die Schweden aus Preußen zu verjagen. Bey ihm ſitzt ſeine Gemahlin. Der berühmte General Dörfling reitet neben dem Schlitten und empfängt ſeine Befehle. S. die Brandenburgiſche Geſchichte vom Könige von Preußen. Gr. Fol.

29—32. Die vier Elemente, als Göttinnen vorgeſtellt. Die Erde, unter dem Bilde der Cybele, die an ihrer Mauerkrone und einem Löwen zu erkennen iſt und Feld- und Gartenfrüchte trägt. Das Waſſer, als eine mit Schilf bekränzte Flußgöttin, die aus ihrer Urne Waſſer gießt, und ein Ruder und ein Netz mit Fiſchen hält, und den einen Fuß in das Waſſer ſetzt. Die Luft, als Juno, die Regentin der Luft, welche an einem Pfau zu erkennen iſt, und deren Locken und Gewand im Winde flattern. Sie tritt auf Wolken. Das Feuer, als eine Veſta mit einem großen Gefäß voll glühender Kohlen. (Gemalt für den Hrn. Baron von Hahn.) In dem Gemälde ſelbſt unterſcheiden ſich die Elemente noch durch ihre Gewänder. Die Erde hat ein gelbes Unterkleid und ein grasgrünes Gewand darüber; das Waſſer hat ein meergrünes

und

und die Luft ein blaues Gewand, und das Feuer trägt ein rothes Unterkleid. 8.

33. Venus trauert am Grabmale des Adonis. Die Liebesgötter ziehen den Eber, der ihn getödtet hatte, an Stricken vor ihre Göttin, Theokrits 30. Idylle. (Gemalt für den Hrn. Baron von Hahn.) 4.

34. Silvia, die Tochter des Tyrrhus, eines Vorstehers der Heerden des Königs Latinus, weint über ihren von dem Sohne des Aeneas erschossenen zahmen Hirsch, woraus der erste Streit zwischen den Völkern beyder Könige entsteht. Virgils Aeneide III. 496—504. (Gemalt für den Hrn. Baron von Hahn.) 8.

35. Vulkan verjagt den Boreas und sein Gefolge mit einem Feuerbrande. Ramlers lyr. Ged. VII. Ode. 8.

36. Der Schäfer Amyntas befestigt einen jungen Eichenbaum, der ins Wasser stürzen will, mit einen Damm von Pfählen. Geßners 7te Idylle. (Gemalt für den Herrn Baron von Hahn.) Kl. Blättchen.

37. Denkmal der verstorbenen Malerin A. D. Therbusch, geb. von Lisiewska. Auf einem hohen Altare steht eine Todtenurne, an welcher ein Sternendiadem hängt. An der Urne steht das Bildniß der Künstlerin, als ein Medaillon, mit dem Sternenzirkel der Ewigkeit eingefaßt. An dem Altar ein andres Medaillon mit dem Sinnbilde eines mit einem Rosenstrauche umgebenen Ankers, auf welchen ein Schmetterling, das

das Sinnbild der Seele, zu sehen ist. Auf der einen Seite des Altares hält ein traurender Genius eine ausgelöschte Fackel; an der andern Seite liegen die Geräthe der Malerkunst nebst einem Lorberkranze. (Ist in der Neustädtischen Kirche zu Berlin in Stein gehauen.) 4.

38. Der Herzog Leopold von Braunschweig, der in der ausgetretenen Oder bey Rettung der Nothleidenden ertrunken war, wird wiedergefunden, indem der Schiffer an einer hervorragenden Hand den Ort entdeckt, wo er untergesunken war. 4.

39. Die Göttin des Fleißes hat eine Spindel im linken Arm liegen und hält mit der rechten Hand eine geflügelte Sanduhr, welche sie betrachtet. (Hiernach ist eine Medaille zum neuen Jahr und zur Belohnung der fleißigen Jugend von dem Herrn Loos, dem Sohne, verfertigt worden.) Kl. Blättchen.

40. Die Göttin der Fröhlichkeit, an dem Jokusstabe kenntlich, hält einem Kinde Blumen vor, nach welchen es greift. (Ist eine Nachahmung einer Antike.) Kl. Blättchen.

England.

Auszug aus einem Briefe aus London vom 7ten März.

Von unsern literarischen Neuigkeiten kann ich Ihnen nicht viel melden, das Sie nicht eben sobald durch unsere Journale erfahren sollten. Hr. Dr. Maty, einer der Aufseher des Brittischen Musäums, schreibt ein Review, dessen vor-

vornehmste Absicht ist, die Engländer mit der ausländischen Litteratur bekannt zu machen. In wiefern er für die Italiänische und Französische Litteratur berechtiget ist, will ich hier an seinen Ort gestellt seyn lassen, daß er aber wenig deutsch versteht, weiß ich zuverläßig. Wir Deutschen beschweren uns über die Franzosen, daß sie uns verstellen, und daß wir im Ganzen noch immer unter ihnen verkannt sind. Die Engländer sind nichts besser und mißhandeln uns in ihren Urtheilen und in ihren Uebersetzungen. Von keinem einzigen Deutschen Buche kenne ich eine so gute Uebersetzung, als wir sie bey Dutzenden von Englischen Werken haben. Das einzige Buch, das ziemlich allgemein geworden, ist Werther, und dieß ist doch nur aus dem Französischen übersetzt. Zwar machte mir vor kurzem Sir Joseph Banks viel Komplimente über die deutsche Litteratur: aber in derselben Woche las ich in einem Englischen Werke: Of the German Utz I connot judge, as I hope, I shall never learn high-Dutch; but if his Odes were worth any thing, they would have translated ere this in to a more intelligible language. Maty sagt, das beste deutsche Schauspiel sey Emilia Galotti, und setzt hinzu, eine Nachahmung Shakespears, und um auch das Verdienst der Erfindung ihm zu nehmen, versichert er, daß es die römische Geschichte der Virginia bloß moderniſiret sey. Dann giebt er verschiedene

Scenen,

Scenen, die meinen ganzen Ekel erregt haben. Die Deutschen Namen und Titel sind so verstellt, als sie nur immer in einem französischen Journale seyn können. Letzthin las ich darinne einen Auszug der Charakter der deutschen Dichter und Prosaisten. Unter meinen lieben Bekanten fand ich auch *C. F. Weisse* — Collector of the Subsidies paid by the ten Circles towards the maintenance of the Imperial Army, born at Atterbury 1726. Das heisse ich Creysssteuereinnehmer übersetzt: Ich könnte Ihnen noch etwas von einem *Edward Hoch wohlgeb.* erzählen: doch das mag von Matys Kenntnissen der deutschen Sprache genug seyn. Das neue Annual Register giebt auch eine kurze Nachricht von Deutschen Büchern, aber eben so schwankend, schief und falsch.

Neun Zehndel der ungeheuern Menge Kupferstiche, die täglich in London erscheinen, gehn außer Landes. Kunstliebhaberey ist in England nichts weniger, als allgemein: außer einigen Großen, die sich auf ihren Reisen einige Kenntniß erworben, ist man größtentheils in der Kunstkenntniß weit fremder, als bey uns.

Von *Boswell's Tour*, oder wie man es vielmehr nennen könnte memorabilia Iohnsoni ist schon seit einiger Zeit die zwote Ausgabe erschienen, die in verschiedenen Dingen abgeändert ist. Z. B. der Artikel, der den Lord *M' Donald*

betrifft. Boswell hatte die Wahl entweder zu widerrufen, oder abzuändern, oder Pistolen zu wechseln. Das Beste, was über dieses Werk gesagt worden, ist: It is a most amusing History of a learned Monster, written by his Shew-man, who perpetually discovers a diverting apprehension that his beast will play the Savage too fouriously and lacerate the Company instead af diverting them.

Swift's Life by *Sheridan* gehört unstreitig unter die interessantesten Werke, die seit einigen Jahren erschienen sind. Als eine Lebensbeschreibung ist es freylich zu lang, und als ein geschmackvolles Buch läßt sich manches dagegen sagen. Allein es ist das einzige Werk, aus dem wir einen der größten Menschen kennen lernen, und zeigt ihn aus einem ganz andern Lichte, als er in andern Lebensbeschreibungen vorgestellt wird, setzt vieles, das ungewiß war, ausser allem Zweifel, klärt manches, das in Rücksicht auf *Stella Mrs. van Homrigh* unerklärbar war, vollkommen auf, und ist wenigstens mit Zeugnissen und Gründen versehen, die Glauben oder Beyfall verdienen. Ueberdieß giebt es einen großen Aufschluß über die litterarische sowohl als bürgerliche Geschichte seiner Zeit und für den Anekdotenliebhaber ist es ein wahrer Schatz.

Von

Von *Hayley's Old Maids* ſage ich Ihnen nichts, da Sie mir melden, daß bey Ihnen ſchon eine Ueberſetzung unterwegens iſt. Das Buch verdient es in jeder Abſicht und ich unterſchreibe das Urtheil eines der Reviewers: On the whole, we have ſeldom ſeen ſuch varied ſcenes of entertainment, in any one Work: let no one exclaim againſt the ancient virgins, as gloomy, ſour and unſocial, for if he ſhould ever feel in their ſociety an effect benumting as that of the torpedo, and gloomy as that occaſioned by the interior aſpect of the cave of Trophonius, let him turn to their hiſtorian and panegyriſt, and he will be again reſtored to mirth, chearfulneſs, and ſociety.

Des General *Bourgoyne's* Luſtſpiel the Heireſs iſt in meinen Augen nach der Shool for Scandal das beſte engliſche Schauſpiel des letzten Decenniums.

Mein alter Bekannter *Dr. Gillies* hat endlich ſeine Hiſtory of Ancient Greece, its Colonies and Conqueſts; from the earlieſt Accounts till the diviſion of the Macedonian Empire in the Eaſt: including the Hiſtory of Litterature, Philoſophy, and the Fine Arts, in 2 Quartbänden, zu Stande gebracht, ein wichtig und höchſt intereſſantes Werk, von dem viel zu ſagen wäre.

Digitized by Google

In der Classischen Gelehrsamkeit ist nichts, das sich der Mühe lohnt. Dieß holen wir aus Deutschland.

Von *Cumberland's* Observer, sind so viel ich weiß, nie mehr, als 40 Stücke erschienen. Vergangenes Jahr kam eine zwote Ausgabe in einem Octavbande heraus, worauf Erster Theil steht: ich weiß aber von keinem zweyten. Als eine Wochenschrift hat das Werk kein Verdienst und er möchte es eben so wohl Abhandlungen über verschiedene Gegenstände genannt haben, die mit unsern Zeiten in keiner Verbindung stehen, als die Geschichte von Athen -- Leben des Pythagoras — Beschreibung der Eleusinischen Geheimnisse, -- allerhand historische Anekdoten -- Pythagoras verglichen mit Christus -- Vertheidigung der Wunder des leztern — über Homers Iliade — über Draco's Gesetze Charakter der Vanessa -- über Orpheus, Musäus, Hesiodus, die sieben Weisen, den Kalender der Griechen und anderer Völker — Duelle — Spiel u. s. w.

Miss More's Floris for fine Gentlemen and fine Ladies ist ein Conversationsstück, ein Modegemälde in Bouchers Geschmack, in leichten, angenehmen Versen, gut zu lesen beym Frestren und davon zu plaudern am Theetische. Der Anhang ist the bas bleu. Man nennt nämlich die gelehrten Frauenzimmer zu London the blue Stockings. Ein Ausländer sagte sehr ernsthaft, er sey in der Gesellschaft du bas bleu gewesen. Dieß gab zu einem

scherz-

ſcherzhaften Gedichte Anlaß, daß man heute lieſt, um davon reden zu können und morgen vergißt ꝛc.

Neue Engliſche Schriften.

A Biographical Dictionary, containing an hiſtorical Account of all the Engravers, from the earlieſt period of the Art of Engraving to the preſent Time; and a ſhort Liſt of their moſt eſteemed Works. With the Cyphers, Monograms, and particular Marks, uſed by each Maſter, accurately copied from the Originals, and properly explained. To which is prefixed, An Eſſay on the Riſe aud Progreſs of the Art of Engraving, both on Copper and on Wood. With ſeveral curious ſpecimens of the Performances of the moſt ancient Maſters. By *Joſeph Strutt*. Vol. I. 4to. *Faulder*.

Der Titel dieſes biographiſchen Wörterbuchs der berühmteſten Kupferſtecher in Europa, von dem erſten Perioden der Erfindung an bis auf gegenwärtige Zeit, zeigt ſeine Wichtigkeit an. Ob der Verf. alles, was er verſprochen, geleiſtet hat, muß die Vergleichung mit andern Werken dieſer Art, und eine genaue Prüfung ausweiſen. Wir zweifeln aber, ob er etwas vollſtändigers wird liefern können, als das Verzeichniß iſt, wozu der Herr von Heinecke unter uns den Anfang gemacht hat, und deſſen Vollendung ſo ſehr für die Liebhaber wäre zu wünſchen geweſen. Der erſte Theil endiget ſich mit dem Buchſtaben G.

Digitized by Google

A Tour to Ermenonville etc. 12mo *Becket*, 1785. Diese Reise enthält eine angenehme Beschreibung von des Marquis de Girardin schönem Landsitze zu Ermenonville mit einer umständlichen Beschreibung des Grabmals von Rousseau, und verschiedenen kleinen Anekdoten dieses berühmten und sonderbaren Mannes.

Ancient Scottish Poems, never before in Print; but now published from the Ms. Collections of Sir *Richard Maitland*, of Lethington, Knight, Lord Privy Seal of Scotland, and a Senator of the College of Justice. Comprising Pieces written from about 1420 till 1586. With large Notes, and a Glossary. Vol. I. 8. *Dilly*. Hr. Pinkerton ist der Herausgeber dieser alten Schottischen Gedichte. Er giebt davon in der Vorrede eine weitläuftige Rechenschaft: dieser folgt an Essay on the Origine of Scottish Poetry, wo er viel historische Untersuchungen anstellt und die verschiedenen Manieren der Piktischen, Celtischen und Gothischen Poesie prüft.

An Inquiry into the Fine Arts. By Thomas *Robertson*, Fellow of the Royal Society of Edingburgh. 4to *Cadell*. Man wirft dem Verfasser dieses Werks über die schönen Wissenschaften vor, daß er sich zu sehr bey Kleinigkeiten aufhalte, und keinen Unter

terschied zu machen wisse, was vorzüglich wichtig sey. Wenigstens mag dieser Vorwurf gegenwärtigen ersten Theil treffen, der von der Musik handelt. Das erste Kapitel handelt von der neuen, das zweyte von der alten Musik, das dritte Betrachtungen über diese Kunst, das 4te, 5te und 6te eine Geschichte derselbigen. Es folgt eine Nachschrift über die Musik der Bewohner der Südseeländer, und dem Ganzen ist eine Einleitung vorgesetzet. Es werden mehrere Bände folgen.

Planting and Ornamental Gardening; a practical Treatise, 8vo. *Dodsley.* Da die schönen Künste die Gärtnerey, in den neuern Zeiten, vorzüglich in ihre Gebiete gezogen, so können wir dieß Buch nicht mit Stillschweigen übergehen, das wichtige Bemerkungen enthält und den Anpflanzern neuer Gärten sehr nützlich seyn kann. Die einleitenden Abhandlungen enthalten einen Unterricht zum Pflanzen und Verpflanzen der Bäume, von denen er ein weitläuftiges Verzeichniß, nach ihren verschiedenen Gattungen, Gebrauche und der Art und Weise sie aufs beste zu nutzen, giebt; wo er dann in der Folge zu der Untersuchung übergeht, wie die Kunst der Natur, nach den mancherley Absichten, beystehen muß.

The Progress of Romance, through Times, Countries, and Manners. Two Vols. 8vo. *Robinson.* Dieß Buch ist ein

guter Beytrag zu einer Romanbibliothek, wenn auch das Verzeichniß ſehr mangelhaft und die Urtheile über einen und den andern Roman nicht geprüft genug und von anderen ihren abweichen ſollten. Die Geſprächsform, die dazu gewählt iſt, ſcheint nicht die ſchicklichſte zu ſeyn.

Land-scapes in verſe. Taken in Spring. By the Author of Sympathy. 4to. *Becket.* Theodor, ein Schwärmer in der Liebe und Dichtkunſt, beweint die Abweſenheit ſeiner Kleone, und hängt ſeiner Empfindſamkeit, in Betrachtung und Schilderungen der ländlichen Scenen um ihn her, nach. Endlich nähert ſie ſich ihm und er iſt glücklich. Die Einbildungskraft des Dichters iſt oft in Schilderungen zu verſchwenderiſch, und mit Metaphern zu überladen.

La Pucelle; or the Maid of Orleans: from the French of *Voltaire.* The firſt Canto, 4to. *Wilkie.* Ein Gedicht, wie die Pucelle des Voltaire, voll glänzendem Witz, ſatyriſchem Salze und in eignen Verſen in eine andere Sprache überzutragen, erfordert außerordentlich viel Fähigkeit, und ſcheint beynahe eine verlorene Mühe. Indeſſen hat gegenwärtiger Ueberſetzer mit vielem Glücke einen Verſuch in Hudibraſtiſchen Verſen gewagt, und man lieſt ſie, wie ein Original, ſo ſehr hat er den glänzenden Witz deſſelben nachzuahmen gewußt.

Poems on ſeveral Occaſions. By *Anna Yearsley*, a Milkwoman of Briſtol. 4to

to. *Cadell.* 1785. Diese poetischen Produkte der Muse einer Milchmagd würden wir unter die unglaublichen Erscheinungen rechnen müssen, wenn wir nicht in unsrer Karschin von der Möglichkeit überzeugt wären. Die berühmte englische Schriftstellerin Hanna More hat sie herausgegeben, und einen Brief an Mistreß Montagu vorgesetzt, in dem sie von der Geschichte dieser Yearsley und ihren Gedichten Rechenschaft giebt. Sie erzählt Folgendes von ihr: „Bey meiner Rückkehr von Sandleford, ward mir eine Abschrift von einem Gedichte gezeigt, daß eine arme Frau, die Milch von Hause zu Hause verkauft, sollte verfertiget haben. Ich glaubte nicht sehr daran, doch erregten die Verse meine Neugier; denn, ob sie gleich incorrect waren, so athmeten sie doch einen wahren poetischen Geist und interessirten mich noch mehr, durch einen gewissen natürlichen und starken Ausdruck des Elends, der das Herz und den Geist der Schriftstellerin zu erfüllen schien. Nach einer genauern Nachforschung ihres Zustandes und ihres Charakters fand ich, daß sie in den niedrigsten Stande war geboren worden und nie die geringste Erziehung erhalten, außer daß ihr ihr Bruder hatte schreiben lernen. Auch ihre Mutter war eine Milchfrau und scheint Gefühl und Frömmigkeit gehabt zu haben, indem sie ihr frühzeitig Liebe zur Religion beygebracht hat. Sie ist acht und zwanzig Jahr alt, und frühzeitig an einen ehrlichen, guten Mann

verheurathet worden, der aber nichts weniger als Kopf hat. Mancherley Verlust und eine zahlreiche Familie (denn sie hat sechs Kinder) brachten sie sehr herunter, und der letzte strenge Winter versetzte sie vollends ins äußerste Elend. Ich wünschte diesen Theil ihrer Geschichte übergehen zu können: er ist aber zum Verständnisse einiger ihrer rührendsten Zeilen nothwendig. Ihre betagte Mutter, sechs kleine Kinder, und sie selbst, da sie mit jedem Augenblicke ihre Niederkunft erwartete, waren auf dem Punkte zu verhungern: denn schon hatten sie aller Hofnung zu menschlicher Hülfe entsagt, als der Herr, dessen sie so dankbar in ihrem Gedichte Stella erwähnet, von ungefähr von ihrem Elende hörte, (welches sie, wie ich fürchte, zu sehr verheelet,) und ihr zu Hülfe eilte. Das arme Weib und ihre Kinder wurden gerettet aber — (stellen Sie sich, liebste Madam, den Auftritt vor, der schwer zu schildern ist,) bey der unglücklichen alten Mutter kam man zu spät. Doch hatte sie auch die Freude die Hülfe kommen zu sehen, aber diese war zu groß, als das sie sie aushalten konnte, und sie war ihr nachtheiliger, als der Hunger selbst. Unsere Dichterin spielet auf diesen schrecklichen Umstand oft an, und er hat einen tiefen Eindruck des Kummers auf ihrer Seele zurückgelassen."

Als ich zu ihr kam, bemerkte ich in ihrem Betragen die vollkommenste Einfalt, ohne die geringste Ansprüche oder Affektation. Sie suchte weder

weder durch ihr Elend mein Mitleid, noch durch ihre Fähigkeit meine Bewunderung zu erregen. Als wir aber näher bekannt wurden, wurde ich über die Richtigkeit ihres Geschmacks, die ich am wenigsten erwartete, in Erstaunen gesetzt. Ihre Bemerkungen über die Bücher, die sie gelesen, waren so richtig und mit der besten Kunstrichter Urtheilen so übereinstimmend, daß sie, selbst deswegen bey jeder andern, die in großer Gesellschaft gelebt hätte, zu gemein und bekannt würden geschienen haben: aber da sie niemals mit andern Leuten, als ihres Gleichen, umgegangen war, so scheint sie die allgemeinen Grundsätze eines gesunden Geschmacks und einer richtigen Denkungsart zu besitzen."

„Ich war neugierig zu wissen, was sie für Poesien gelesen. Mit den Nachtgedanken und dem verlorenen Paradiese schien sie gut bekannt zu seyn, aber das wunderte sie, daß die Verf. mehr sollten geschrieben haben. Vom Pope hatte sie bloß die Heloise gelesen. Dryden, Spenser, Thomson und Prior waren ihr ganz unbekannt. Von Shakespear kannte sie einige Schauspiele, sprach auch von einer Uebersetzung des Virgilschen Gedichts von Ackerbaue, das sie einmal wo gesehen, mit dem wärmsten Entzücken," u. s. w.

Von dem Verdienste ihrer Gedichte spricht Miß Moore: „Sie fließt wie alle ungelehrte Dichter, von Bildern, Metaphern, und Personificationen über, und fehlt dießfalls mehr durch Ueberfluß, als durch Mangel. Wenn ihre Beywörter

wörter bisweilen kühn und stark sind, so sind sie auch um so viel auffallender und origineller, und es würde mir leid thun, wenn ihre bäurische Muse in Nettigkeit sollte ausgeschliffen, oder in Correktheit ausgearbeitet werden. Ihr Ohr ist vollkommen richtig, und sie ist bisweilen in dem Baue ihrer fünffüßigen Jamben sehr glücklich, und verändert den Abschnitt bisweilen so gut, daß man es für Kunst halten sollte. Es fehlt ihr zwar nicht an Ungleichheiten: doch hat man ihr die auffallendsten benommen. Der Reichthum von Gedanken macht sie oft verschwenderisch, und die Kürze oft dunkel. Doch wird man nicht leicht bey ihr solche unvergebliche poetische Sünden finden, als falsche Gedanken, kindisch Gewitzle, verrenkte Bilder und unschickliche Metaphern sind, die gemeinen Hülfsmittel schlechter Dichter und die nicht ungemeine Flecken auch guter Dichter sind ꝛc.“

„Scheint meine Empfehlung übertrieben, so vergessen Sie nicht, daß ich von einer Person rede, die mit allen nur ersinnlichen Schwürigkeiten zu kämpfen hatte, platterdings keine Kenntniß von der eleganten Litteratur, oder von den Vortheilen hat, die Muße und Bequemlichkeit gewähren; sondern der es nicht nur an diesen, sondern selbst an den äußersten Bedürfnissen des Lebens fehlet: die nicht Eine grammatische Regel kennet, und nie ein Wörterbuch gesehen hat.“

Nach den Gedichten selbst zu schlüssen, ist der Miß Moore ihr Urtheil vollkommen gegründet,

det und man ſieht überall ein kraftvolles, emporſtrebendes Genie, das mit ſeinen Gefühlen kämpfet.

Poems on ſeveral Occaſions. By the late *Edward Lovibond*, Eſq; ſmall 8vo. *Dodsley*. Angenehme Gedichte, voll wahrer maleriſcher Beſchreibungen und in einem leichten, zierlichen Ausdrucke.

The Obſequies of Demetrius Poliorcetes: a Poem. By *Anne Francis*. 4to. *Dodsley*. Die Verfaſſerin verweiſet in Abſicht des Inhalts auf den 5ten Band von Plutarchs Leben, wo das prächtige Leichenbegängniß dieſes Helden, eines der vornehmſten Feldherrn Alexanders des Großen beſchrieben wird. Die poetiſchen Schönheiten, mit der die Dichterin die Erzählung davon auszuſchmücken gewußt hat, machen, daß das Gedicht eine Anzeige verdienet.

A Select Collection of Engliſh Songs. In three Vols. 8vo. *Johnſon*. Dieſe Sammlung von Engliſchen Liedern ſchreibt ſich von einen gewiſſen Hrn. Ritſon her und iſt unſtreitig eine der Beſten. Er theilt ſie in Liebes- und Trinklieder, Geſänge vermiſchten Inhalts und Volkslieder, Balladen oder hiſtoriſche und heroiſche Geſänge. Statt der Einleitung hat er einen hiſtoriſchen Verſuch über das Lied vorgeſetzt, der viel Unterrichtendes enthält.

Moral Fables. 12mo. *Robinſon*. Wenn dieſe Fabeln auch, in Abſicht des Inhalts, keine

sonderliche Abwechslung haben und ziemlich weitläuftig sind, so unterhalten sie doch durch den guten Ton der Erzählung.

Eleonora: from the Sorrows of Werter. A Tale. 2 Vols. small 8vo. *Robinson.* Die Geschichte gründet sich auf einen kleinen Umstand, der in den Leiden des jungen Werthers vorkömmt. Werther war vor seiner Bekanntschaft mit Lotten, Julien ergeben: und ihre Schwester Leonora saugt den Zaubertrank, unter der täuschenden Gestalt der Freundschaft, ein. Die unglückliche Leonore trägt die Wunde in ihrem Herzen und diese frißt unter sich, mitten unter den Freuden eines Hofes und dem Glanze des mitternächtlichen Balls. Werther wird strafbar, indem er die täuschende Hoffnung unterhält, und sie ohne Erklärung verläßt. Er entfernt sich von dem unglücklichen Orte, wo er Lotten sieht und seine Liebe mit seinem Leben endiget. Eleonore erfährt es und zerreißt den Faden, der sie schon sehr schwach durch den Fortgang einer gewaltigen und hofnungslosen Liebe ans Leben bindet. Dieß sind ungefähr die äußersten Linien des Umrisses von dieser rührenden Erzählung, und kein übler Pendant zu jener glühenden Geschichte unsers Landmanns.

More Lyric Odes to the Royal Academicians. By a distant Relation to the Poet of Thebes and Laureate to the Academie, 4to. *Hookham.* Lyric Odes, for the Year 1785. by *Peter Pindar*, Esq.

a di-

a distant Relation of the Poet of Thebes, and Laureatto the Roy. Academie, 4to. *Kearsly.* Unter dem Namen eines Dichters von Theben hat sich schon die satyrische Muse ein paarmaal über die Glieder der königlichen Malerakademie lustig gemacht, und nach dem poetischen Geiste und der Laune, die in obangezeigten Oden herrscht, haben sie denselben Dichter zum Verfasser. Wie Schade, daß er sich keinen andern Gegenstand wählet! denn kein Menschenfreund kann die Bitterkeit billigen, und wenn sie mit noch mehr Salze gewürzet wäre.

The Task in six Books. By *William Cowper*, Esq. 8vo. *Johnson.* Eine Dame foderte von dem Verf. ein Gedichte, und gab ihm zum Inhalte den Sofa. Er gehorchte: aber unter der Arbeit der Einbildungskraft, knüpfte sich ein Ding ans andere und aus einem kleinen Gedichte, das es werden sollte, ward endlich, zum Vergnügen der Leser ein großes. Denn, es enthält viel Originalität in Gedanken, Stärke im Ausdrucke, feine Laune und treffende Satyre. Scherz wechselt mit Ernst. Reizende Schilderuug aus der Natur mit kräftiger und wahrer Philosophie, unüberladen mit poetischem Prunk und Beywörtern, der vielen englischen Dichtern so sehr anhängt. Eine angehängte Epistel an Hrn. Hill hat es mit denjenigen zu thun, die mit Unrecht Anspruch auf Freundschaft machen. Ein Gedicht Tirocinium eifert wider die

die schlechte Erziehung der öffentlichen Schulen in England. Eine äußerst drollige Ballade, die in London in allen Tavernen abgesungen werden, macht den Beschluß.

Recherches sur l'Origine, l'Esprit, & les Progres des Arts de la Grece, 3 Tomes, 4to. *Appleyard.* Dieß Werk von Hrn. d'Hancarville kann den Alterthumsforschern, Künstlern und Gelehrten viel Stof zur Untersuchung und Kritik geben. Aus den Fragmenten der erstern Theologie Griechenlands, die in den Werken der Dichter und Mythologen, oder in den alten Denkmälern der Künste aufbehalten sind, wird es wahrscheinlich, daß die Künste und Wissenschaften von einem Volke herkommen, das noch jenem griechischen Zeitalter vorgeht. Der Verfasser glaubt nun dieß Volk entdeckt zu haben, dessen Begriffe und Vorstellungen von der Gottheit sich über die alte Welt verbreitet haben, bringt hierbey viele Beobachtungen über die Denkmäler der Kunst aus allen Zeiten und Ländern bey. Wie weit seine Hypotheſen Stich halten, ist der Gelehrten Untersuchung schon werth.

Typographical Antiquities: Or, An historical Account of the Origin and Progress of Printing in Great Britain and Ireland. Containing Memoirs of our Ancient Printers, and a Register of Books printed by them, from the Year 1471, to the Year 1600. Begun by the late *Joseph Ames*

Ames etc. Conſiderably augmented, both the in the Memoirs and Number of Books, by *William Herbert*, of Cheshunt, Herts. 4to. Vol. I. *Payne*. Dieß Buch, das ſo wichtig zur Geſchichte der Typographie in England, mithin auch überhaupt dieſer, für die Welt ſo herrlichen Kunſt iſt, hat durch die neuern Zuſätze ungemein viel gewonnen. Es werden noch ein zweyter und dritter Band folgen, wovon der zweyte ſchon unter der Preſſe iſt.

Poems Moral and Deſcriptive. By the late *Richard Jago*. 8vo. *Dodsley*. Dieſe Gedichte, die größtentheils bey dem Leben des Verf. einzeln erſchienen, verdienten in einer Sammlung aufbehalten zu werden. Eins der größten Gedichte darinne iſt Edge-Hill in vier Büchern.

The Satires of *Juvenal*, translated into English verſe, with a correct Copy of the original Latin on the oppoſite Page: cleared of all the moſt exceptionable Paſſages, and illuſtrated with Marginal Notes from the beſt Commentators. Alſo Dr. Brewſter's *Perſius*: with the Original on the oppoſite Page, and Notes from Caſaubon etc. By E. *Owen*. Two Vols. 12mo *Lowndes*. Wenn man dem Verf. das Recht nicht abſprechen kann, daß er ganz getreu überſetzt, ſo fehlt es ihm doch

oft an Eleganz und Kraft: die schlüpfrigen Stellen hat er der Jugend wegen weggelassen.

Letters of litterature. By *Robert Heron*, Esq. 8vo *Robinson*. Dieser Briefe sind 27 über mancherley Materien aus der Litteratur und über verschiedene Schriftsteller z. B. über die Poesie aus dem barbarischen Zeitalter, über den wahren und falschen Ruf, die Modeschriftsteller, die lyrische Dichtkunst, über die Eleganz, über den Charakter des Cato, die Schönheiten des Petrarchs, über den Virgil u. s. w. Wenn schon hin und wieder treffende und gut durchdachte Beobachtungen in einer kräftigen Schreibart vorkommen, so findet man im Gegentheil auch eine Menge schiefer und bizarrer Urtheile, die bloß darum vorgetragen zu seyn scheinen, damit man der allgemeinen Meynung widerspreche.

Frankreich. Neue Schriften.

Oeuvres de M. le Chevalier *de Bert*. . . . Nouvelle Edition, corrigée & augmentée. A Paris, chez *Hardouin*, Libraire, 2 Vols. Der erste Theil dieser Werke enthält größtentheils elegische Gedichte, wo der Verf. die Begebenheiten seiner Liebe und Empfindungen in den süßesten Tönen schildert, so daß er zu den glücklichsten Nachahmern des Tibul und Properz gehört und kaum unter seiner Nation einen findet, der ihn in diesem Fache an die Seite gesetzt zu werden verdient. Jede Elegie enthält eine eigene Epoke oder Revolution in seinen

ner Liebe, und er hat den kleinsten Umstand mit der größten Feinheit auszubilden gewußt. Im 2ten Bande findet man eine kleine Reise nach Burgund, im Geschmack der, von Chapelle und Bachaumont; eine Epistel über die französischen oder Bourbonischen Inseln und verschiedene Briefe mit Versen untermischt, die voll artiger Beschreibungen sind.

Lettres de Madame la Comtesse de L*** à Mlle Comte de R** A Paris, che *Barrois* l'aîné. In 12. de 360 pages. Diese Briefe sind eine eigene Erscheinung. Sie gleichen nicht einem Roman, sondern scheinen eine würkliche Correspondenz zwischen ein paar Personen zu seyn, die einander lieben, aber deswegen nicht suchen, sich um das Recht zu bringen, auch einander hochachten zu können. Die Gräfin von L** ist an einen Mann verheurathet, der älter als sie ist, und vorher Wittwer war: dessen edles Betragen aber sie mit der größten Dankbarkeit erfüllt. Der Graf von R** liebt sie mit Ehrfurcht. — Was diese Briefe indessen besonders interessant machet, ist, daß sie uns mitten in das Jahrhundert Ludwigs des 14ten versetzen, vom 4. Jun. 1674 bis zum 15ter August mit einigen Unterbrechungen geschrieben seyn sollen, und uns gleichsam zu Zeugen von dem Privatleben vieler damals lebenden berühmter Schriftsteller machen, der Coulange, Sevigne, Grignan, des Pater

Bourdaloue, Boileau, Racine, Fontenelle, Mad. Maintenon, von denen sie mancherley merkwürdige Anekdoten erzählen, und, obgleich bisweilen ziemlich sarcastisch, doch dem Scheine der Wahrheit gemäß, ihren Charakter und Verdienste bestimmen. Sollten die Briefe erdichtet seyn, so würden sie immer dem Verfasser Ehre machen, der sich, selbst seinem Style nach, in die Zeit zu versetzen wußte, die doch immer ihr eigenes Gepräge hat.

Bigarrures littéraires. A Paris, chez J. Fr. B*astien*. Diese Blätter, die im Geschmacke des Zuschauers geschrieben sind, empfehlen sich durch die artigen Sittengemälde, feinen Kritiken und guten moralischen Aufsätze; am Ende sind drey Briefe über die Tragödie und Komödie beygefügt, die sehr richtige und scharfsinnige Bemerkungen enthalten.

Musarion, ou la philosophie des Graces, Poëme en 3. chants, de *Wieland*, traduit de l'Allemand, par M. *Laveaux*. A Basle chez *Thurneisen*: orné de gravures & culs-de lampes. Dieß vortreffliche Gedicht unsers Wielands, das wir für das beste vaterländische in dieser Gattung halten, kann nicht anders als den Deutschen Ehre machen, ungeachtet es nur prosaisch übersetzt ist, mithin schon viel von dem Reize seiner schönen Versifikation verloren hat.

Nach-

Nachtrag zu den franzöſiſchen Kupferſtichen vom Jahre 1785.

October. Von den Figures de l'Hiſtoire Romaine, accompagnées d'un Précis Hiſtorique au bas de chaque Eſtampe, iſt nun die 4te Lieferung erſchienen. Jede, aus 12 Blatt beſtehend, koſtet 15 Livres, wovon allezeit nach zwey Monaten eine neue folget. Das Ganze aber wird aus 300 Blatt, nebſt dem Frontiſpiz beſtehen.

Georges & Angelique, l'Officier en ſemeſtre, & Ecolier en vacance, Thomas & Annet, 6 Blättchen in punktirter Manier von de Villeneuve.

Vue de la ville et du port de Syra, isle de l'Archipel, avec la repréſentation de quelques uns des ſécours, que les Syriotes ont donnés aux François. Von de Neuilly nach einer Zeichnung des ältern Moreau geſtochen: Preis 4 Livres.

Vue de l'isle de Syra, dont les habitans s'oppoſent à l'entrée d'un vaiſſeau anglois, pour ſauver un vaiſſeau françois, ein etwas kleiner Blatt, als das vorhergehende, von Godefroy gezeichnet und geſtochen, zu zwey Livres.

Le Répos, ein Blatt 20 Zoll breit, 10 hoch, nach Vien von Lebas geſtochen, macht das Gegenbild zu La Gimblette, und koſtet 9 Livres.

Von den Figures des Fables de la Fontaine, von Simon und Coiny gestochen, ist die 8te Lieferung erschienen.

Eben dieser Simon giebt folgende Sammlung heraus: Tableaux des Maisons & Jardins des Seigneurs & Gentils hommes Anglois, en une Collection de 100 vuës les plus interessantes & les plus pittoresques, dessinées d'après nature par les plus habiles Artistes Anglois dans ce genre, divisées en 25 Livraisons, gravées & colorées conformément aux Dessins originaux dans le genre d'Alberly, avec l'explication de chacune des vuës, traduite par M. *Hauy*, Interprete du Roi. In England wurde dieß Unternehmen 1779 angefangen und es sind bereits 17 Lieferungen da, die noch fortgesetzt werden. Im Originale kömmt das Blatt auf 9 Liv. in dieser Kopie nur 4 Livres, dort das Ganze 225 Liv. hier nur 100 zu stehen. Die erste Lieferung ist auch bereits erschienen.

So kündigt auch Hr. David, der Kupferstecher, der bisher die Antiquités d'Herculanum in zwey Bänden in 4to herausgegeben, an, daß er die Antiquités Etrusques, Grecques & Romaines, die der Ritter Hamilton in grossem Atlas Folio herausgegeben, ebenfalls in 4to und in 8vo in einem saubern Nachstiche, in der

gehö-

gehörigen Form und mit den eigenthümlichen Farben, nebst der französischen Uebersetzung seiner Englischen Erklärung, herausgeben wolle. Es sind ungefähr 300 Sujets, die in 12 Lieferungen 4 Bände ausmachen sollen: jede Lieferung zu 12 Kupferplatten nebst Text. Von 2 Monat zu 2 Monat werden allezeit 2 Lagen erscheinen: die in 4to zu 9 Liv. und in 8. zu 6 Liv.

November. La Consolation de l'Absence, in Wasserfarbe gemalt von Lavreince, und von Delaunay gestochen.

December. L'Enlevement des Sabines, auf Zeichnungsart gestochen von Madame Lingee, nach einer Originalzeichnung von Cochin, Gegenbild von Lycurgue, in derselben Größe und nach demselben Meister, Preis 12 Livres.

Le Fidèle Indiscret von Gaillard nach M. J. Schall, 3 Liv.

La Colisée vue de St. Grégoire, & l'Aqueduc du Palais des Empereurs, 2 Blatt 13 Zoll breit, 8 Zoll hoch von Mad. T. E. Chenü, verheurathete Desmaisons, nach Zeichnungen von Cochin gestochen, jedes zu 24 Sous.

La Fontaine d'Amour, in schwarzer Kunst von Regnault, nach einem Gemälde von Fragonard, kostet 24 Liv.

Portrait de Leonard Euler, né à Basle le 15 Avril 1707 & mort à Peters-

bourg le 18 Sept. 1783. Nach dem Petersburger Medaillon von Mme. du Piery gezeichnet und von Düpin gestochen 12. S.

1786.

Jänner. Ninon de l'Enclos, buntfarbig, gestochen von Janinet, nach Mignard, macht das Gegenbild von der Gabriele d'Estrées von demselben Künstler.

Le Négromancien, von Helman, nach le Prince kostet 6 liv. das Gegenbild zu Medecin clairvoyant nach demselben Meister.

15e Cahier des Jardins Anglo-Chinois en 28 planches, enthält einen Theil von dem Palaste des Kayfers in China, zu 12 livres.

L'Héroisme de l'Amour & les victimes de l'Amour, beyde von Alix und Belljambe gezeichnet und gestochen.

Première & séconde Vues des environs de Dunkerque: le Coup de Vent et le Berger joyeux, 4 Blättchen, die ersten beyden nach Vernet, die zweyte nach Loutherburg. Preis 12 Sous jedes.

Portrait de M. Desbois de Rochefort Curé de St. André-des-arts, von Benoit gestochen, nach einer Medaille von Düvivier Preis 2 liv.

Le

Le Bilboquet et le Passe Passe von Imberte einem Schüler des verstorbenen le Prince gemalt und von Mlle Pavoine gestochen. 1. Liv. 4 Sous.

Paris den 12. Jänner dieses Jahrs starb hier der berühmte Hr. Watelet, (Claude Henri) Obereinnehmer der Finanzen, (Receveur General des Finances) Mitglied vieler Akademien. Er war 1718 zu Paris geboren und erhielt diesen Posten, den sein Vater vorher begleitet, schon in seinem 22. Jahre, überließ sich aber ganz seiner Liebe zu Künsten und Wissenschaften und sah seine vortheilhaften Glücksumstände als ein Mittel an, seine Kenntnisse und Talente zu erweitern, und sich seiner Neigung ganz zu überlassen. Er hatte eine besondere Vorliebe für die Zeichenkunst, lernte Malen und Kupferstechen, und machte sich bald durch praktische Uebung mit den Prinzipien, Schwürigkeiten und Schönheiten dieser Kunst aufs vertrauteste bekannt. Sein Umgang mit den besten Künstlern seiner Zeit, zwo Reisen nach Italien, Holland und die Niederlande, wo er die Meisterstücke der Kunst in jedem Fache aufs genauste zu studiren suchte, läuterten seinen Geschmack so sehr, daß er sich ganz gewiß als einer der ersten Kenner seiner Zeit in Frankreich auszeichnete. Mit Kenntnissen der bildenden Künste verband er Litteratur und Dichtkunst und gab 1761 sein großes Gedichte l'Art de peindre, das in 4to und in 8vo sehr schön gedruckt ist, heraus, wo er

die Hauptgrundsätze und die interessantesten Wirkungen der Malerey in zierlichen und oft harmonischen Versen abhandelte. Man wünschte ihnen bisweilen mehr Wärme und Kraft: indessen behält es, als ein didaktisches Gedicht, immer seinen großen Werth. Er begleitete dasselbe mit Beobachtungen über die verschiedenen Theile der Kunst, und die Regeln und Grundsätze des guten Geschmacks sind daselbst ausführlich, und mit einer ungemeinen Richtigkeit, Klarheit und selbst Annehmlichkeit vorgetragen.

Dasselbe wird man auch in einem Dictionaire de Peinture, de Sculpture et de Gravure finden, das er fast ganz vollendet hinterlassen, und für eine methodische Encyklopädie bestimmt hatte. Vermuthlich wird es bald an das Licht treten, indem ein Theil davon bereits abgedruckt ist. Man wird darinne das Resultat des Fleißes und des Nachdenkens eines gelehrten und geschmackvollen Mannes finden, der für die Künste brennt, und sein Leben mit Beobachtung und Vergleichung der besten Kunstwerke zugebracht hat.

Einige Liebhaber werfen ihm vor, daß sein Geschmack zu furchtsam und seine Aussichten, durch Vorurtheile für die Nationalschule, zu sehr verengt wären, und es ist auch nicht zu läugnen, daß er mit dem Enthusiasmus eines Winkelmanns schrieb; indessen hielt er denselben auch für gefährlich, weil er leicht auf Irwege verleiten könnte.

Sein

Sein Geſchmack breitete ſich über Alles aus. Er hatte ſich ein artiges Landguth ausgeſchmückt, das er für das Seinige anſah, weil es einem ſeiner vertrauteſten Freunde gehörte, und das dort unter dem Namen *Morlin-Joli* bekannt iſt. Es war in Frankreich vielleicht das erſte Muſter der engliſchen Gärten, die ſeit der Zeit dort der Modeton, vielleicht mehr als der gute Geſchmack, eingeführet hat, wo er die ermüdende Regelmäßigkeit verließ und durch die Kunſt der Natur nachhalf, und ſie auf alle Weiſe verſchönerte. Er hat ſelbſt davon eine reizende Beſchreibung herausgegeben, (die auch deutſch in Leipzig bey Schwickerten erſchienen iſt,) wo man mit Vergnügen die Entwickelung der Grundſätze, die ihn bey der Anlage geleitet, mit der Empfindung des Glücks, das ihm ſein Werk verſchafte, verbunden ſieht.

Ein jeder Liebhaber und Freund der Tugend, ſo wie der Künſte, fand in ihm einen Freund, und die Feinheit ſeines Witzes, die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, die Annehmlichkeit ſeines Charakters und ſein gefälliges Weſen machten ihn zu einem angenehmen Geſellſchafter. Nie verſagte er einem Unglücklichen ſeine Hülfe, und vorzüglich freute er ſich, jungen Leuten, die Künſte und Wiſſenſchaften liebten, auf alle Weiſe fortzuhelfen.

Seine von Natur ſchwächliche Geſundheit nahm ſeit etlichen Jahren zuſehends ab, und ſein

Tod

Tod war so sanft wie sein Leben: denn er starb indem er einzuschlafen glaubte.

Unter seinen Papieren findet sich eine Sammlung von Fabeln, Versuche von übersetzten Stellen in Versen aus dem Ariost und Tasso, und viel andere kleinere Werke über verschiedene Gegenstände. Von seinen gezeichneten und radirten Blättern sind von Zeit zu Zeit viele in unserer Bibliothek angezeigt worden, und werden von Liebhabern geschätzt und mit Sorgfalt aufbewahret.

Nachtrag zu den vermischten Nachrichten von Leipzig in diesem Stücke.

Die gute Aufnahme der Rostischen Anstalt zu einer jährlichen festgesetzten Auction von Kupferstichen und andern Kunstsachen macht, daß dieses Jahr deren zwey, eine den 1. August, die andere den 16. October gehalten werden sollen. Zu diesen beiden Auctionen wird ein in zwey Theile gesonderter Catalog ausgegeben. Der erste enthält die Nummern der im August angehenden Auction. Sie steigen, ohne die Bücher, auf 5612. Der zukünftige wird englische schwarze Kunst und gestochene Blätter, eine ansehnliche Sammlung von Portraiten, Prospekten und Handzeichnungen, und einige 100 Nummern interessante Kupferstichwerke, auch einen Anhang von Kupferstichen aus allen Schulen, Gemälde und andere Kunstsachen, enthalten. Der erste Theil des Catalogs ist unter dem

dem Titel Richteriſches Kabinet, mit N. IV. bezeichnet, bereits erſchienen. Der andere oder N. V. wird ihm im Monat Julii nachfolgen. Alle Kunſtverſtändige, die vormals ſo häufig unter dieſes Kabinets würdigſtem Beſitzer und Vermehrer, Thomas Richter, ſich damit, als mit einer ſehr großen, an die 50 Tauſend Blatt angewachſenen Sammlung, bekannt zu machen Gelegenheit hatten und ihre Verminderung auf ihres Beſitzers allzufrühen Tod erfolgen ſahen, werden das, was ihnen hier davon, aus ſeines jüngern Bruders Nachlaſſe, angeboten wird, nicht der Vielheit, ſondern der Güte wegen, als einen noch beträchtlichen Theil derſelben, und um ſo mehr zu ſchätzen wiſſen, da daran die ſorgſame Hand des klugen Sammlers nicht zu verkennen iſt; darum auch dieſe größtentheils ſeltenen, ſchönen und wohlaufbehaltenen Blätter und Werke, zu billiger Empfehlung, unter dem Namen des Kabinets, daraus ſie ſtammen, angekündiget werden.

Von dem komiſchen Theater der Franzoſen für die Deutſchen, herausgegeben von J. G. Dyck, iſt kürzlich bey dem Verleger dieſes Journals der 10te Band herausgekommen. Dieſes Werk, welches nun geſchloſſen iſt, enthält 48 Stücke, von welchen 14 von Herrn Gotter bearbeitet ſind, 10 von dem Herausgeber, 5 von Herrn Meißner, 3 von Herrn Weiße, 3 von Herrn Wezel, 3 von Herrn Jünger, 3 von Herrn Heyne oder Anton Wall, und die übrigen von denen

Herren Eibald, Kretschmann, Mylius, Schmidt und zwey Ungenannten. Der Preiß des ganzen Werks ist 9 Thaler.

Auch sind daselbst folgende neue Werke in gegenwärtigem Jahre erschienen:

Anton Walls Bagatellen, Erste Sammlung. Zweite, verbesserte und mit zwey Titelkupfern gezierte Ausgabe. 8. 16 gl.

Die Titelkupfer einzeln, für die Besitzer der ersten Ausgabe. 4 gl.

Vom Könige Artus, und von dem bildschönen Ritter Wiedewilt; ein Ammenmährchen. 8. 16 gl.

Archenholtz, J. W. von, Die Engländer in Indien, nach Orme; 1ster Band. Mit einer Landcharte von Indostan. gr. 8. 1 Thlr. 4 gl.

Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig. 3 Theile. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Briefe über die Schulpforte; nebst einigen vorläufigen Betrachtungen über die Schulerziehung überhaupt. 8. In Commißion. 16 gl.

Camille, oder Briefe zweyer Mädchen aus unserm Zeitalter; übersezt von J. F. Jünger. 1ster und 2ter Band. 8. Jeder a 20 gl.

Lyrische Gedichte. 8. auf holl. Schrpp. 6 gl.

Hiller, J. A., Ueber Metastasio und seine Werke, nebst einigen ins Deutsche übersezten Stükken desselben. gr. 8. auf Schrp. mit Metastasio's Bildnisse. 1 Thlr. 8 gl.

Auf Druckpapp. 1 Thlr.

Kretschmanns, Karl Fr., Sämtliche Werke, 3ter Band, dramatischen Inhalts. 8. 1 Thlr.

Enthält:

Die Familie Eichenkron, oder Rang und Liebe, eine dramatische Geschichte in fünf Handlungen. Einzeln 14 gl. und

Die Belagerung, ein Schauspiel in fünf Akten. Einzeln 10 gl.

Nebentheater. 3 Bände, 8. 2 Thlr. 18 gl.

Verstand und Leichtsinn, ein Lustspiel in fünf Akten; nebst einer Abhandlung über den Zweck des Lustspiels, von J. F. Jünger. 8. 12 gl.

Der doppelte Liebhaber, ein Lustspiel in drey Akten von Demf. 8. 7 gl

Dessen sämtliche Lustspiele in 3 Bänden 8. 2 Thlr.

Die von ihm in dem Theater der Franzosen befindlichen Nachahmungen sind aber darunter nicht mit begriffen.

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Zweyunddreyßigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1787.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

I. Gedanken über das Lachen, aus den Briefen des Herrn Burnet und Hutchinson, über den wahren Grund der Tugend oder moralischen Güte. Dritter Brief, S. 179.

II. Zerstreute Blätter von J. G. Herder. Erste und zweyte Sammlung. S. 193.

III. Des Ritters Anton Raphael Mengs hinterlassene Werke, 1ster bis 3ter Band, herausgegeben von M. C. F. Prange, S. 226

IV. Horazens Dichtkunst, erläutert, übersetzt und als ein vortreffliches Ganze vorgestellt, von Joh. Andr. Christ. Michelsen, S. 243.

V. Rheinische Thalia. Herausgegeben von Schiller. Erstes, zweytes und drittes Heft, S. 289.

VI. Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Augspurg. Von Göz charakteristische Figuren, S. 324.

Berlin, Chodowiek'ys Ziethen sitzend vor seinem Könige, S. 324. f.

Berger, die drey bildende Künste, nach Angel. Kaufmann, S. 325.

England.

Brief aus London vom 26. May, 1786. S. 325. f.

Courtenay poetical Review of D. Johnson's litterary and moral caracter. S. 326.

A poetical Epistle from the Ghost of D. Johnson &c. S. 327. f.

Digitized by Google

Inhalt.

Gillier Geſchichte von Griechenland, S. 327.
Miß *Lee*, the Recels, S. 328
einige andre Schriften von ihr, S. 329.
Ariſtotelis de poetica liber etc. *Cooke*, S. 330.
Einige Nachrichten von Miß More, S. 331. f.
Ueber die letzte Ausſtellung, S. 333.
Weſt, K. Alexander der III. von Schottland, S. 334.

Neue Schriften.

Poems, by *Helen Maria Williams*, S. 342.
An Ode to Superſtition etc. S. 343
Miſcellaneous Poetry by Mrs. *Weſt*. ebend.
Farewel Ode, for the Year 1786. 343. f.
An Enquiry into the principal Phaenomena of Sounds and Muſical Strings, By *Matthew Young*, 344.
Hiſtory of the Art of Engraving, 345.

Kunſtnachrichten aus Frankreich, 345. f.
Galerie du Palais Royal — avec un Abrégé de la vie des Peintres de M. l'Abbé *de Fontenai*, dedié — p. *J. Couché*, 1ſte Lage, 345. f.
Zweyte, 348
Paris et la Province — deſſinés par *Teſtard* gravés par *le Campion*, 346.
Tableaux des Maiſons, Jardins de Plaiſance des Sgrs. & Gentils-hommes Anglois &c. par *Hany*, 346. f.
Galerie hiſtorique univerſelle par M. de *P.* 347. f.
Figures de l'hiſtoire Romaine, 5te Lieferung, 348.

Digitized by Google

I.

Gedanken über das Lachen; aus den Briefen des Herrn Burnet und Hutchinson, über den wahren Grund der Tugend oder moralischen Güte.

(Zur Fortsetzung.)

Dritter Brief.

— Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque secat res.

Sir,

Ueber eine Sache, wie das Lachen ist, ernsthaft zu schreiben, das könnte dem Verfasser leicht den Vorwurf zuziehen, den Longinus einer vorgängigen Abhandlung über das Erhabne macht, weil sie in einem, dem Inhalte wenig angemessenen Vortrage geschrieben war. Indessen ist es doch der Mühe werth, daß wir die Wirkungen und Absichten des Lachens, warum es unserer Natur eingepflanzt worden, betrachten, damit wir auch den wahren Nutzen davon einsehen, welches in folgenden Beobachtungen geschehen soll.

Fürs erste müssen wir bemerken, daß das Lachen, wie so mancher andre Gemüthszustand, für uns nothwendig angenehm ist, wann es auf eine na-

türliche Art, durch ein gewisses Gefühl in der Seele von Etwas Kurzweiligem entsteht, und nicht unnatürlicher Weise, durch einige äußerliche Bewegungen, in dem Körper hervorgebracht wird. Jedermann weiß, daß der Zustand des Lachens ein sanfter, angenehmer Zustand ist, und daß die Erinnerung an kurzweilige Bilder, oder Einfälle dieser Art geschickt sind, Verdruß, Angst und Kummer aus unserer Seele zu verbannen, und sie in einen ruhigen, glücklichen Zustand zu versetzen; so wie ein ruhiger glücklicher Zustand derjenige ist, wo wir die meiste Lebhaftigkeit und Scharfsichtigkeit haben, das Kurzweilige in den Gegenständen zu entdecken. Alles, was uns also Vergnügen macht, erregt in uns einen Anfall von Lachen, wann uns etwas Lächerliches vorkömmt; und lächerliche Dinge, die einem mürrischen Gemüthe ausstoßen, werden es leicht wieder zu seiner Heiterkeit zurückbringen. Die Empfindung des Lächerlichen ward also unserer Natur als ein Weg zum Vergnügen, und als ein leichtes Mittel für das Mißvergnügen und den Kummer gegeben.

Ferner ist das Lachen, wie andre Gemüthsneigungen, sehr ansteckend. Unsere ganze Gestalt ist so gesellig, daß ein fröhliches Gesicht Heiterkeit auf viele verbreiten kann. Diejenigen sind daher nicht alle Thoren, welche lachen, ehe sie noch den Scherz kennen, obgleich kluge Leute ihre Neugierde unterdrücken, um sich bey der Aufmerksamkeit zu erhalten.

Das

Das Lachen macht uns geneigt, von derjenigen Person eine gute Meynung zu haben, die es erregt, wenn wir, oder unsere Freunde, nicht der Gegenstand davon sind. Das Lachen ist nicht eine der kleinsten Bande gewöhnlicher Freundschaft, ob es gleich bey großen heroischen Freundschaften weniger Einfluß hat.

Ist eine Sache, Handlung oder Begebenheit wirklich in jeder Absicht groß, so wird es nicht leicht eine Beziehung auf eine niedrige oder verächtliche Sache, oder Aehnlichkeit mit derselbigen haben; folglich wird man auch keine niedrige Idee bey irgend einer natürlichen Vergleichung mit denselbigen verbinden können. Macht man ja einige erzwungene, weit hergeholte Späßchen auf dergleichen Gegenstände, so werden sie doch nie einem Manne von Verstande und Nachdenken gefallen; sondern dem Lacher eine Verachtung als einem Manne zuziehen, dem es an richtigem Gefühle in Ansehung der Dinge fehlet, die wahrhaftig groß sind. Was wahrhaftig große und erhabne Ausdrücke anbetrift, so kann es zwar geschehen, daß sie durch Wortspiele auf eine kleine und nichtsbedeutende Handlung, oder dergleichen Gegenstand können angewandt werden; indessen wird dieser üble Gebrauch unsere hohe Idee von dem erhabenen Ausdrucke nicht verringern. Der muß eine armselige kindische Denkungsart haben, der den Geschmack an der Größe und Schönheit der edlen Schriftstelle, wegen der albernen Anwendung des

Doktors, deren wir in einem der vorigen Briefe erwähnet haben, verlieren wollte. Der travestirte Virgil kann einem geschmackvollen Manne sehr oft einfallen, wenn er das Original liest, und ihn unzufrieden wegen der albernen Nebenideen machen, wodurch er in seinem Vergnügen gestört wird; indessen wird dieß seine Bewunderung für den Virgil nicht vermindern. Wem mißfällt wohl die Zeile in dem Homer, mit welcher Diogenes der Cyniker, einem Nachbar bey der Hinrichtung eines Verbrechers antwortete, als er nach der Ursache fragte, warum er die Strafe erlitt? (Es bezieht sich nämlich auf die Nachmachung des alten ächten Purpurs).

Ἔλαβε τοιφύρεος θάνατος καὶ μοῖρα κραταιή.

Unsere Witzlinge mögen immer ihre Einbildung anstrengen, um das Daseyn eines gütigen und weisen Wesens, das die Welt regieret, oder die Rechtschaffenheit und Tugend, die Dankbarkeit und Großmuth, oder die Liebe für das Vaterland, mit Weisheit verbunden, lächerlich zu machen: sie werden es doch mit aller ihrer Kunst nicht dahin bringen die Bewunderung zu vermindern, die wir für solche Seelen haben, wenn ihre Neigung nur nicht mit niedrigen Absichten, oder irgend einer Thorheit in der Ausübung jener Eigenschaften verbunden ist.

Wann sich in irgend einem Gegenstande eine Mischung von dem, was wirklich groß ist, mit etwas Schwachem oder Kleinem findet, so kann freylich das Lächerliche bey einer schwachen

Seele,

Digitized by Google

Seele, die das Große von dem Kleinen nicht abzusondern vermag, das Ganze in Verachtung bringen, so, daß uns es zu schwach oder geringfügig scheint; indessen wird es bey einer Person von einem richtigen Verstande und gehörigem Nachdenken keine andere Wirkung haben, als daß sie das Große von dem, was es nicht ist, trennt.

Wann irgend ein Gegenstand, er sey gut oder böse, durch die Heftigkeit unserer Leidenschaften, oder eine enthusiastische Bewunderung, oder die Furcht, vergrößert und erhöhet wird; so ist die Anwendung des Lächerlichen das leichteste Mitel unsere hohe Einbildung herabzuspannen, und in eine Gleichförmigkeit zu dem wahren Momente oder Gehalt der Sache zu bringen. Das Lächerliche giebt unsern Seelen einen gewissen Hang auf die gegenüberstehende Seite, so, daß sie bey dem gehörigen Nachdenken mehr im Stande sind, es mit der Natur ins Gleichgewichte zu bringen.

Das Lachen wird von der Person, die belacht wird, auf verschiedene Art aufgenommen, je nach dem derjenige, der lächerlich macht, Beweise von gutem Herzen, Freundschaft und Hochachtung gegen denjenigen, über den er lacht, äußert; und so auch in Ansehung des Gegentheils.

Das grobe Laster, oder das drückende Unglück eines Andern, ist an sich keine natürliche Veranlassung zum Lachen; das erste erregt in uns Abscheu und Haß, und das lezte Mitleiden.

Wenn ja bey solcher Gelegenheit sich ein Lachen äußert, so wird es weder durch das Verbrechen noch durch das Elend erregt. Wenn das Schiff eines Feindes in die Luft gesprengt wird, und man die Verdrehung des menschlichen Körpers in derselben gewahr wird, so ist es möglich, daß diejenigen lachen, die nicht über die Angst und das Unglück der Leidenden nachdenken; doch an und für sich kann dergleichen nie Lachen erregen. So können einige drollige Umstände, die ein Verbrechen begleiten, dasselbe veranlassen, obgleich eine grausame That, oder eine verrätherische Niederträchtigkeit, für sich gerade entgegengesezte Leidenschaften erregen muß. Ein Scherz ist bey der Anklage eines Verbrechers, oder einer rednerischen Vorhaltung nicht schicklich; es vermindert mehr den Abscheu bey den Zuhörern, statt ihn zu vermehren, und kann leicht den Redner wegen eines ungeschickt angebrachten Witzes verächtlich machen. Noch weit unnatürlicher ist der Scherz in Reden angebracht, die bestimmt sind, Mitleiden für den Unglücklichen zu erregen. Ein gezwungenes unnatürliches Lächerliche bey einer von beyden dieser Gelegenheiten, ist leicht vermögend, bey dem Schuldigen und Unglücklichen Haß gegen den Lacher hervorzubringen, weil es vermuthen läßt, daß Haß für den Gegenstand seines Lächerlichen, oder Mangel alles Mitleidens bey ihm die Quelle ist. Der Strafbare wird ein Gelächter über sich allezeit für Verachtung, der Unglückliche aber für Hartherzigkeit

und

und Unempfindlichkeit halten. Dieß ist eine natürliche Folge, so bald man mit einem dieser Gegenstände kleine, possenhafte Vorstellungen verbindet.

Wenn geringere Fehler, und zwar solche, die mit einem im Ganzen liebenswürdigen Charakter wohl bestehen können, von einer lächerlichen Seite gezeigt werden; so kann dem Schuldigen sein Fehler vielleicht fühlbarer, als durch eine bloß ernsthafte Erinnerung gemacht werden. Bey manchen unserer Vergehungen, die von einer allzuheftigen Leidenschaft veranlaßt werden, erhalten wir solche enthusiastische Vorstellungen von gewissen Gegenständen, die uns verleiten, unser Betragen zu rechtfertigen; die Verbindung mit entgegengesezten Ideen oder Bildern vermindern diesen Enthusiasmus; und wenn dieß mit einem guten Herzen geschieht, so ist es am wenigsten beleidigend, und oft der wirksamste Tadel.

Kleine Fehler lächerlich zu machen, wo man nicht sieht, daß es gut gemeynt ist, kann äußerst beleidigend seyn; weil die Anwendung niedriger Vorstellungen auf unsere Aufführung, bey dem, der uns lächerlich macht, so wie eine Absicht uns andern verächtlich zu machen, voraussezt.

Das Lächerliche auf solche Eigenschaften oder Umstände bey einem unserer Gesellschafter angewandt, das weder dieser selbst, noch er, der lächerlich macht, für entehrend hält, ist Jedem angenehm;

Der Gegenstand davon wird dadurch eben so sehr aufgeheitert, als die ganze Gesellschaft.

Wann das Lächerliche bey irgend einem kleinen Unfalle, oder einer geringen Beleidigung, die uns Kummer oder einen heftigen Verdruß verursachet haben, von einer dritten Person, mit dem Anscheine eines guten Herzens angewandt wird, so dient es ungemein, unsern Kummer zu lindern, oder unsern Unwillen zu besänftigen, und uns mit der Person, die uns beleidiget, wieder auszusöhnen, wenn sie nicht bey der uns zugefügten Beleidigung beharret.

Aus dieser Betrachtung über die Wirkungen des Lachens, sieht man leicht, zu welchen Absichten, und aus was für Ursachen ein Gefühl des Lächerlichen der menschlichen Natur eingepflanzet ward, und in welchen Fällen man sich desselben mit Klugheit bedienen kann.

Augenscheinlich ist es für die menschliche Gesellschaft von nicht geringer Wichtigkeit. Es ist oft eine große Veranlassung zum Vergnügen, und belebt die gesellschaftliche Unterhaltung ausnehmend, wenn es mit einem guten Herzen begleitet wird. Es verbreitet auf einmal eine Lustigkeit über die Gemüther Vieler: und ein heiterer fröhlicher Geist kann, vermittelst dieser, eine gleiche Neigung über alle von der Gesellschaft ergießen. Nichts ist, was wir einander lieber mittheilen, als einen feinen Scherz, und ein Mensch, der uns oft sonst auf keine andere Weise zu verbinden vermögend ist, vermag es durch seine

Fröh-

Fröhlichkeit, kann dadurch unsere Zuneigung gewinnen, und sich unserer herzlichen Wünsche theilhaftig machen.

Doch, dieß ist noch nicht der ganze Nutzen des Lachens. Es ist bekannt, daß unsere Leidenschaften jeder Art, uns zu heftigen enthusiastischen Begriffen von ihren verschiedenen Gegenständen leiten. Wann uns irgend ein Objekt in Vergleichung mit uns selbst sehr groß scheint, so sind wir geneigt, in eine vollkommene Ehrfurcht überzugehen; scheint es uns sehr furchtbar, so wird es eine schwache Seele mit einem panischen, unvernünftigen und ohnmächtigen Schrecken erfüllen. In beyden Fällen aber kann uns durch das Gefühl des Lächerlichen ein angenehmer, witziger Mann, der es mit uns gut meynt, weit wirksamer beruhigen, als das feyerlichste, bedachtsamste Vernünfteln. Auf nichts kann es besser, als z. B. auf die falsche Größe, wir mögen sie von einer guten oder schlechten Seite ansehen, angewandt werden. Nichts kann uns mehr von einer übertriebenen Bewunderung einer falschen Größe zurückbringen, oder verhindern, daß wir uns nicht durch das, was vielleicht wirklich in einem Gegenstande groß ist, verleiten lassen, dem was wirklich klein ist, unsern Beyfall zu geben, und es nachzuahmen.

Ich will nur hier den Scherz des Elias über die falsche Gottheit, die seine Landsleute angenommen hatten, anführen, welcher so wirksam

war,

war, ihre Begriffe von dem göttlichen Wesen zu berichtigen; wie wir denn auch finden, daß ähnliche Scherze bey andern Völkern ebenfalls mit Vortheil gebraucht worden. Baal war ohne Zweifel, als eine große Person von einer unüberwindlichen Macht vorgestellet worden; aber wie lächerlich wird das Bild, so bald der Prophet auf einmal die armseligen Begriffe, die aus einer solchen Einschränkung in der Natur, als durch ihre Bildsäulen können vorgestellet werden, ihnen, so wie die hohen Ideen der Allwissenheit und Allmacht, die das Volck durch ihre Anrufung, von ihm zu erkennen gab, vor Augen legte: „Rufet laut, denn er ist ein Gott, er dichtet, oder hat zu schaffen, oder schläft vielleicht, daß er aufwache.“

Zwar kann vielleicht dieses Mittel des Lächerlichen gemißbraucht werden, und auf eine schwache Seele eine üble Wirkung thun; aber bey Leuten von einigem Nachdenken, darf man niemals etwas Nachtheiliges fürchten. Ein Versuch, eine wichtige und große Sache, von welcher Art sie auch seyn mag, lächerlich zu machen, fällt gewiß in Gegenwart solcher Personen, auf den Urheber desselbigen zurück. Man kann den kühnsten Witzling bey Leuten von Verstande auffodern, einen Spaß über eine, in jeder Absicht große Handlung, oder dergleichen Charakter zu machen. Man nehme z. B. die Geschichte des Scipio mit seiner schönen Gefangenen, bey der Einnahme von Karthago, oder die alte

Erzäh-

Erzählung von Oreſtes und Pylades; ich wette darauf, der Luſtigmacher wird eher ſelbſt in Harlekins Kleidung erſcheinen, als daß er einem von dieſen Charakteren dieſelbe würde anziehen können. Nur bey Leuten von wenig Verſtande läuft man in Anſehung ſolcher Perſonen, deren Charakter eine ſchwache Seite hat, Gefahr durch einen Scherz, der dieſe trifft, auch das verächtlich und lächerlich zu machen, was in ihrem Charakter, Stande oder Amte, wirklich ſchätzbar iſt. Und daraus erhellet die Unbeſonnenheit und Schädlichkeit ſolcher Späßchen, die man ohne Unterſchied auf irgend einen Charakter, oder Amt macht, und die man bisweilen zu ſehr erhebt. Indeſſen läßt ſich daraus, daß das Lächerliche bisweilen gemißbraucht wird, nicht beweiſen, daß es weder nützlich noch nothwendig ſey, ſo wenig, als wenn man aus der Möglichkeit, daß unſere Sinnen und Leidenſchaften können gemißbraucht werden, beweiſen wollte, daß ſie uns nachtheilig oder ſchädlich wären. Das Lächerliche kann, ſo wie jedes ſcharfe Werkzeug, in eines weiſen Mannes Händen gute Dienſte thun, ob ſich gleich ein plumper Menſch damit in die Finger ſchneiden, oder ein Unbeſonnener damit Schaden anrichten kann.

Die Regeln, dieſe Art des Lächerlichen zu vermeiden, ſind: 1) „daß man ſich des Lächerlichen niemals bey Etwas bedienet, das auf irgend eine Art groß iſt, es mag nun dieſe Größe in der Sache, oder in einem Charakter, oder in

Geſin-

Gesinnungen liegen; oder, wenn ja unser Witz bey niedrigen Gelegenheiten in Anspielungen auf Ausdrücke großer Gesinnungen überlauft, „daß solches nicht in einer schwachen Gesellschaft geschehen möge, die nicht die wahre Größe abzusondern weiß.“ Zweytens, muß man sich in Ansehung der Gegenstände, von einer vermischten Art hüten, die theils groß, theils niedrig sind, „daß wir nicht das was niedrig ist, lächerlich machen, ohne das abzusondern, was wirklich groß ist, und eine gerechte Verehrung dagegen äußern.“ In Ansehung dieser Art des Scherzes, müssen wir sehr auf die Gesellschaft sehen, die wir vor uns haben.

Discit enim citius, meminitque libentius illud,
Quod quis deridet, quod probat et veneratur.
Horat.

Ein anderer schätzbarer Gebrauch des Lächerlichen findet bey geringern Fehlern Statt, die oft eher durch das Lächerliche, als durch ernsthafte Ermahnung verbessert werden. Viele Menschen hat man von ihren Fehlern dadurch zurückgebracht, die sich durch eine Predigt nicht bessern ließen; ja, es giebt so viele kleine Unschicklichkeiten, die sich nicht einmal in feyerlichen Reden gut behandeln lassen. Das Lächerliche, das Verachtung oder böse Gesinnungen verräth, ist allezeit erbitternd und beleidigend; wir müssen daher allezeit eine gerechte Hochachtung für die guten Eigenschaften der Person, die wir lächerlich machen, und unsern Antheil an seinem Wohl äußern,

äußern, und ihm zeigen, daß unser Bestreben, seine Schwachheiten lächerlich zu machen, aus Liebe für ihn kömmt; und nur so können wir uns einen guten Erfolg davon versprechen. Dann ist das noch eine nöthige Regel, daß, während daß wir geringe Fehler lächerlich zu machen suchen, wir zugleich Beweise von unserm guten Herzen und unserer Hochachtung geben.

Was Scherze über Unvollkommenheiten betrifft, die man nicht ablegen kann, so sehe ich den Nutzen davon nicht ein. Vernünftige Menschen finden auch an solchen Scherzen keinen Geschmack. Alberne, kindische Gemüther, die an Kleinigkeiten hängen, können sich durch sie leicht verführen lassen, das größte Verdienst zu verachten, das von zufälligen Unvollkommenheiten der menschlichen Natur nicht ausgenommen ist. Wenn dergleichen bey einem lasterhaften Charakter sich eräugen, auf die die Menschen müssen aufmerksam gemacht, und vor denen sie müssen gewarnet werden; so ist es unter der Würde eines weisen Mannes, Abscheu gegen schlechte Menschen um ihrer menschlichen Schwachheiten willen zu erregen, da sie dieselben bey ihren lasterhaften Neigungen, auf eine weit nachdrücklichere Art, angreifen können.

Ich will diesen Versuch mit den Worten des Malebranche über den lezten Gegenstand des Lächerlichen, die kleinen Unglücksfälle anderer, beschliessen. Unter allen seinen Träumereyen zeigt doch dieser

dieſer Verfaſſer bisweilen einen ſo feinen Verſtand, als irgend einer ſeiner Nachbarn, im 4ten B. 13. Kap.

„Nichts zeigt von einer wunderbarern Ver„anſtaltung, als die natürliche Uebereinſtimmung, „die man zwiſchen den Neigungen der menſchli„chen Seele, und den Bewegungen ihrer Kör„per wahrnimmt. — Dieß ganze geheimnißvolle Kettenwerk iſt ein Wunder, das nie ge„nug kann bewundert nnd begriffen werden. Bey „dem Gefühle eines erſtaunenden Unglücks, daß „zu groß ſcheint, als daß man es durch eigne „Stärke überwinden könne, erhebt der, den es „betrifft, ein lautes Geſchrey; dieß Geſchrey, das „vermöge des Baues unſerer Maſchine herausge„preßt wird, dringt in die Ohren derer, die ihm „nahe ſtehen, und iſt ihnen verſtändlich, ſie mö„gen von einem Volke oder Stande ſeyn, von „welchem ſie wollen; denn es iſt das Geſchrey al„ler Völker und aller Stände, wie es auch ſo ſeyn „muß. Es erregt in ihrem Gehirne eine Bewe„gung, und zieht ſie zur Hülfe herbey, ohne daß „ſie weiter etwas von der Urſache wiſſen. Es „verbindet ſogleich ihren Willen zu begehren, und „ihren Verſtand wirkſam zu ſeyn, wofern es nur „gerecht, und den Regeln der Geſellſchaft gemäß „iſt. Denn ein unbeſonnenes Geſchrey ohne alle „Veranlaſſung oder aus einer eiteln Furcht, bringt „bey den Umſtehenden Unwillen oder Lachen ſtatt „Mitleids hervor. — Dieß unbeſonnene Geſchrey „erregt natürlicher Weiſe Abſcheu und Verlangen

„den

„den Schimpf zu rächen, den man der Natur an„thut, wenn derjenige, welcher es ohne Ursache „ausstößt, es mit Vorsatz thut: kömmt aber das „Schreyen aus bloßem Schrecken, das ist aus „einem falschen Anschein einer dringenden Noth„wendigkeit, so wird es bloß eine Neigung zum „Verlachen mit einigem Mitleiden, ohne Abscheu „oder Rachgier, hervorbringen. Denn Spott oder „Auslachen ist nöthig, ihn wieder zu sich selbst zu „bringen und zu bessern, in so fern er furchtsam ist; „und Mitleid, ihm zu helfen, in so fern er schwach ist. „Nichts kann man sich besser geordnet vorstellen.“

Ich bin, Sir

Ihr

ergebenster

Philomeides.

II.

Zerstreute Blätter von J. G. Herder. Erste Sammlung 346. S. 785. Zweyte Sammlung 422. S. 1786. 8. Gotha, bey Carl Wilhelm Ettinger.

Das ächte schon erkannte Verdienst wählt, vielleicht oft nur aus einer verzeihlichen kleinen Eitelkeit, zu seinem liebsten Gewande den Mantel der Bescheidenheit. Wenn ein berühmter Schriftsteller dem Publiko etwas mittheilen

will, so hat er weiter nichts nöthig, als zu sagen, daß Er es ist, der giebt. Der Name, unter welchem er seine Waare zur Messe bringt, mag seyn, welcher er will; er wird immer Leute finden, die ihn kaufen, hier und da unter den Käufern auch Leser, Recensenten, die ihn loben, am wenigsten aber strenge und freymüthige Tadler. Das Publikum — o! das hat schon längst im Tribunal der Kritik seine Stimme über ein neues Werk verloren, und es erhält sie nicht eher wieder, als es, in Rücksicht auf einen Schriftsteller, als Nachwelt anzusehen ist. Das Urtheil der Recensenten gilt fast allein für die Stimme der gleichzeitigen Welt, und glücklich dünken sich die meisten, die diese auf ihrer Seite haben. Aber dieses Glück zu erwerben fält so schwer nicht. Das arme Publikum, das nicht mit Lob und Gegenlob, mit Verheissungen und Drohungen bestechen kann, fährt freylich desto schlimmer dabey. Für zehn Kunstrichter, die Freundschaft genung für ihren Autor haben, eine mittelmässige Schrift gut zu finden, eine gute, wenigstens weit über ihren Werth zu erheben, findet man kaum einen, der Freundschaft genug für das Publikum besitzt, dieses mittelmäßige Produkt, als ein solches zu schildern, oder das gute, mit Enthüllung seiner schwachen Seiten, auf seinen wahren Werth zurückzusetzen. Doch — wir verlieren uns zu weit aus dem Wege, und als Vorbereitung auf eine offenherzige Kritik war das genug, und vielleicht schon zu viel. —

Einige

Einige der in diesen beyden Bänden enthaltenen Aufsätze waren schon einzeln gedruckt, andere erscheinen hier zum erstenmale. Die Geschichte von beyden erzählt der Verf. in einem voranstehenden kurzen Gespräche zwischen Theano und Demodor.

I. Blumen aus der griechischen Anthologie. Acht Bücher. (Durch den ersten und zweyten Band vertheilt.) Die griechische Anthologie ist, bey allem Mittelmäßigen und Schlechten, was sie enthält, auch ungerechnet den Nutzen, den der Gelehrte von Profeßion aus ihr schöpfen kann, eine merkwürdige Reliquie, und ein, wenn gleich nicht immer lauteres und unverfälschtes Bild griechischen Geistes und griechischer Sitten. Nur der allerkleinste Theil rührt aus der goldnen Zeit der griechischen Dichtkunst her, aber auch unter der Menge der jüngern Gedichte zeichnen sich viele durch Feinheit und Empfindung, durch Zärtlichkeit oder starke, männliche und treffende Moral aus. Geschmack und Witz waren, wie der Verf. sagt, in dieser Zeit zwar schon verfallen: indeß halfen Sprache und ältere Vorbilder auch dem Armseligen auf. Die Form war gleichsam gegeben. Im Deutschen hatten wir bis jezt nur wenige und hier und da zerstreute Uebersetzungen aus diesem Vorrath aufzuweisen, und es war eine glückliche Idee vom Herrn Herder, diese Blumen auf unsern Boden zu verpflanzen. Ob er aber in der Auswahl

nicht um vieles hätte strenger seyn, und ob er seine Uebersetzungen selbst nicht einer schärfern Feile hätte unterwerfen sollen; das sind ein paar Fragen, die wir näher untersuchen müssen.

Ein ziemlicher Theil der vom Hrn. H. aufgenommenen Gedichte sind bloße Reflexionen oder Sittensprüche, die selbst nach seiner erweiterten Definition des Epigramms, dennoch diesen Namen nicht verdienen, und die durch die Länge der Zeit und die unendlichen Wiederholungen wahre loci communes worden sind, die nicht den geringsten Eindruck mehr bewirken können. So z. B.

Die Todesfreude.

Freuest du dich des Todes vor deinem Gesellen; ein andrer
Wird des deinen sich freun; alle gehören wir ihm.

Der frühe Tod.

Weine nicht, o Mutter, daß ich zu frühe gestorben;
Kurzes Leben ist ja kurzes verschwundenes Leid.

Der Ausgang und Eingang des Lebens.

Nacket kam ich und nakt geh' ich einst unter die Erde;
Nakt von hinnen zu gehn, braucht es wohl Kummer und Leid?

Die Rose.

Wenige Tage, so stirbt die Rose. Vorübergegangen
Ist sie; du suchest nun Rosen und findest den Dorn.

Noch

Noch eine größere Anzahl nähert sich der Form des ursprünglichen Epigramms, sie enthalten ein paar Worte zur Erklärung irgend eines Denkmahls. Für uns, denen diese Denkmähler entweder ganz verlorne Dinge sind, oder, die wir sie höchstens aus Beschreibungen und Bildern kennen, können diese Gedichte noch weniger Interesse haben, als die alltäglichsten Moralen. Oft beziehen sie sich auf Personen, an welchen der größte Theil der Leser auch nur sehr geringen oder gar keinen Antheil nehmen kann.

Leicht sey dir die Erde.

Gütige Mutter Erde, wer dir im Leben nicht
Last war,
O den birgest du sanft: birg' den Ausgenes so.

Auf das Grab Hipponax, eines satyrischen Dichters.

Dies ist das Grab des Hipponax. Hinweg!
Wenn du ein Böser bist; doch bist du gut,
Und guter Eltern Sohn; so setze dich
Getrost darauf und willt (willst) du, schlummere auch.

Auf eine Quelle, die Olympias hieß.

Alexander der Held trank meine Welle. Sie dünk't ihm
Milch der Mutter. Zum Lohn nannt' er Olympias mich.

Es wäre eine undankbare Arbeit, wenn wir alles abschreiben wollten, was schon Herr Herder besser zurückbehalten hätte; doch müssen wir noch einige Stücke hersetzen, die sehr dazu dienen

können, unser Urtheil über die allzugroße Nachsicht des Uebersetzers zu bestätigen.

Amors Abkunft.

Wundert ihr euch, daß Amor den Herzen brennende Pfeile
Sendet und auf euch stürmt und der Verwundeten lacht?
War nicht seine Mutter des Kriegesgottes Geliebte?
Nicht des Vulkanus Weib? Also mit Flammen und Schwerd
Gleich vertraulich. Und ihre Mutter, das stürmende Meer, brüllt
Wilde (wild); den Vater kennt keiner der Sterblichen ja:
Also Vulkanus Weib, des Meeres Tochter, des Mavors
Buhle, sie liebt auch im Sohn Flammen und Wunden und Sturm.

Der dunkle Heraklit.

Herakletus bin ich; ihr Ungelehrten, was reißt ihr
Mich zu Boden; ich schrieb wahrlich für keinen von euch.
Für Verständige schrieb ich und Ein Verständiger gilt mir
Dreizehntausend von euch; schweiget ihr Nullen von mir.

Das Grab der Tochter.

Oft liegt über dem Grabe der Tochter die klagende Mutter,
Weint und rufet den Geist ihrer Philänis hinauf (herauf:)

„Liebe

„Liebe Tochter, du gingst so früh und eh' ich dein Brautbett
Schmückte, zum gelben Strom unter die Schatten hinab.“

Das erste von diesen drey Stücken ist nichts als eine geistlose mythologische Spielerey, das zweyte ziemlich schaler Witz und das dritte wird für lauter Simplicität frostig. Von allen diesen drey Arten wird man häufige Beyspiele mit leichter Mühe finden. Doch wir müssen auch einige der bessern unsern Lesern zur Probe vorlegen.

Die Laute.

Deine Laute, Maria, sie ist die Laute der Liebe,
Wenn du sie rührest, rührst du uns das innerste Herz.
Aber, o Harte, Du wirst nicht von Liebe beweget;
Spielest du andern nur? hörest du nicht, was du spielst?

Der Spieß des Achilles.

Diesen Spieß, den Achill mit Hektors Blute geröthet,
Stahl Ulysses. Umsonst! Ithaka sollt' ihn nicht sehn.
Wellen rissen ihn fort im Schiffbruch, trugen ihn hin zu
Anas Grabe; das Grab klang von den Wellen und sprach:
„Schläfst du, Telamons Sohn? hier ist der Spieß des Peliden!
Was dir die Griechen geraubt, giebt dir Posidon zurück.“

Die Fessel.

Von ihrem Haupt zog Doris
Ein eines (einzigs) goldnes Haar,
Und band mich an den Händen
Ihr zum Gefangenen.
Ich lacht der schönen Bande,
Die, sprach ich, reiß' ich leicht;
Doch ach! als ich (es) versuchte,
War Eisen nie so hart.
Nun hab' ich aufgegeben
Zu reißen sie, den Muth;
Unglücklicher, ich folge
Wohin ihr Haar mich zieht.

Die Idee zu dieser Kleinigkeit ist äußerst witzig und sinnreich; wie steif, wie undeutsch hingegen die Uebersetzung! Wer hat noch je gesagt, reissen für zerreißen, entzwey reißen? Welch eine Construction!

Nun hab' ich aufgegeben
Zu reißen sie, den Muth.

Die Gabe einer leichten und glücklichen Versifikation ist freylich keine angeborne Fertigkeit; denn ohne Studium der Sprache und des Versbaues, ohne fleißige Lectüre solcher Dichter, die sich von dieser Seite auszeichnen, wird man auch mit den besten Talenten keine beträchtlichen Fortschritte machen — aber sie ist doch eine angeborne Fähigkeit, die man sich, hat man von ihr wenig aus den Händen der Natur empfangen, mit allem Fleiß und aller Anstrengung nimmermehr erwerben wird. Es versteht sich, daß Versifika-

sifikation hier etwas mehr heißen soll, als sklavische Befolgung eines gewählten oder vorgeschriebenen Sylbenmaaßes, daß auch die höchstmögliche Congruenz der Gedanken und des Ausdrucks, der Empfindung und Anwendung der musikalischen Eigenschaften der Sprache, der Gedankenfolge und Wortstellung in dem Begriff mit eingeschlossen wird. Wer diese Kunst nicht in seiner Gewalt hat, wird mit allem Witze, mit aller Einbildungskraft, die er haben mag, nie ein guter Dichter werden. Hieraus wird zugleich begreiflich, wie Männer, die sonst alle Talente, die man als wesentliche Eigenschaften des Dichters betrachtet, in reichem Maaße besaßen, dennoch, wenn ihnen diese einzige Gabe versagt war, nur sehr kalte, frostige Verse hervorbrachten. Die Anwendung der allgemeinen Regeln der Versifikation, der Prosodie, des Reims, erforderte ihre ganze Aufmerksamkeit, und dieser steife und ängstliche Blick des Geistes, auf so kleine, außerwesentliche Gegenstände, mußte nothwendig den freyen Lauf der Gedanken stören und das Feuer der Empfindung kühlen. Ueberließen sie sich auf der andern Seite blos dem natürlichen Gange ihres Geistes, ohne Rücksicht auf die strengern Gesetze der Versifikation und des Ausdrucks, so konnte freylich der Erfolg ihrer Bemühungen wiederum nicht viel glücklicher seyn.

Und dieser letzte Weg war es ohne Zweifel, den Herr Herder bey der Uebersetzung dieser Gedichte wählte. Wie es scheint, war ihm weniger

darum zu thun, schöne, reine und wohlklingende Verse zu machen, als den Sinn seines Originals richtig und treu darzustellen. Und gewiß wäre diese Wahl auch alles Beyfalls werth, wenn wir uns nur überreden könnten, daß das letztere ohne das Erste möglich sey. Der Ausländer, der z. B. einen Ramler seiner Nation so bekannt machen wollte, daß er ihr nicht weniger Vergnügen gewährte, als wir Deutschen ihm verdanken, müßte nothwendig in seiner Sprache ein eben so vortreflicher Versifikateur seyn, als Ramler es in der unsrigen ist. Durch einen minder wohlklingenden Vers, den er sich hier oder da erlaubte, würde er nicht allein den verhältnißmäßigen Eindruck des Ganzen schwächen, sondern auch dem einzelnen Gedanken oder Bilde von seiner Kraft, Schönheit und Energie rauben. Der schönste Gedanke kann nicht so leicht auf den Verstand, die feurigste Empfindung nie so kräftig auf das Herz würken, wenn der Ausdruck schwach oder gezwungen ist, und das Ohr durch rauhe und unangenehme Töne beleidigt wird.

Herr Herder hat sich in dem Bau seiner Verse fast alle nur mögliche Freyheiten herausgenommen, und uns eine wahre Sammlung von erlaubten oder unerlaubten poetischen Licenzen gegeben. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle fehlerhaften Verse auszeichnen wollten, aber zur Bestätigung unsers Urtheils wollen wir wenigstens von jeder Art einige Beyspiele hersetzen.

Verse

Verse ohne Abschnitt. Unter diese Rubrik gehören wenigstens neun Zehntheil aller in diesen acht Büchern enthaltenen Hexameter. So sehr wir auch überzeugt sind, daß der Wohlklang dieses Verses nicht allein von dem einfachen oder doppelten Abschnitt abhängt, ja, daß es Fälle giebt, wo man, um eine höhere Schönheit zu erreichen, ihn nothwendig unterdrücken muß; so bleibt es doch eine ausgemachte Sache, daß, aus bekannten und sehr begreiflichen Gründen, in der Regel, jeder Vers, der aus mehr als acht bis neun Sylben besteht, den Abschnitt nicht entbehren kann. Aber nicht genug, daß dem größten Theil dieser Verse der Abschnitt ganz fehlt; sie zerfallen oft, was eine noch weit unangenehmere Wirkung thut, in eben so viel Füße, als sie einzelne Wörter enthalten:

Ilion | lebet | wieder die | Mutter | tapferer | Söhne.

Sehr häufig fällt der Abschnitt des Pentameters auf ein Wort, das entweder offenbar kurz ist, oder das doch den Sinn oder den Fluß des Verses aufhält:

Erde so tränke denn den | noch genießenden Staub.

Wie nach langer Entfernung
Glückliche Liebe zwey | sehnende Seelen vereint.

— wäre da droben die glänzende Sonne
Eine Neiderinn; ich | flöh' der Abscheulichen Glanz.

Viele

Viele Verse lassen sich auf eine doppelte und dreyfache Art scandiren:

Also | und süs | ser noch | ists wenn nach | langer Er | fahrung.
Also und | süßer | noch ists | wenn nach | langer Er | fahrung.

Die natürlichste Scansion, die auch jedem gleich beym ersten Lesen aus dem Munde fallen wird, ist folgende:

Also und | süßer noch | ists wenn nach | langer Er | fahrung:

aber so würde der Vers nur aus fünf Füßen bestehen, und es bleibt uns nichts übrig, als eine der ersten Scansionen zu wählen, so lahm sie auch beyde sind.

— Kein Sohn der irrdischen Venus
Bin ich: ich bin nicht der, der euch mit Qualen ereilt.

Neun einsylbige Wörter auf einander, alle von unbestimmter Quantität: Es mag sehr wenig Mühe kosten, solche Verse zu machen; auf alle Fälle weniger, als es kostet, sie zu lesen.

Der Ausgang des Pentameters erfodert nothwendig einen doppelten Daktyl; das ist eine wesentliche Eigenschaft desselben und eben das macht ihn zu den sanften sich einschmeichelnden Vers. Es ist schon eine sehr übertriebene Freyheit, wenn man sich in der dritten Region einen Trochäus erlaubt, wie

Gossen

Goſſen zum Opfer ihm | Milch und | Honig hinan,

aber ganz unleidlich iſt er in der vierten:

— Die Liebe
Kennt kein ſchöner Geſchenk | keines als | Liebe | ſelbſt.

Wer wollte die mittelmäßigſte Proſe nicht lieber leſen, als folgende holpriche, rauhe, unharmoniſche Verſe, die ein wahrer Ohrenzwang ſind, aber in der Geſellſchaft ihres Gleichen genug haben?

Du fängſt Feuer. Von wem? ich weiß nichts!
O du mußts wiſſen —
Und wie eingeſchloſſene, wie kleinmüthige Seelen —
Wenig ſprachſt du, Erinna, und die kleinen Geſänge —
Der wohl wußte zu reden und doch im Schweigen die größte
Stärkendſte Arzeney zur Zufriedenheit fand. —

Dem Sylbenmaaſe zu Gefallen, erlaubt ſich Herr Herder Inverſionen, die der Sprache oft nicht minder Gewalt anthun, als dem Sinn und Wohlklang:

Polyklet der Argiver: mit Augen ſah er die Juno —
— er wird dir
Bald mit ruhigem Schlaf ſchließen die Augen zu —
Wenig genoß ich im Leben, doch auch kein Uebel begieng ich —
Kaufe, was kaufen du kannſt — —

Schon

Schon in der Prosa ist Herr Herder, wie bekannt, im Gebrauch neuer Ausdrücke und Tropen sehr kühn; in seinen Versen ist er es nicht weniger, nur mit geringerm Glücke.

Trug ich nicht über dich nakt schon die Krone davon?

Man sagt wohl „den Sieg über einen davon tragen“ aber „die Krone über einen davon tragen“ ist ein Ausdruck, der sich mit nichts vertheidigen läßt.

Viele reden viel, doch können mit alle den Worten
Sie nicht sagen, was du nur in Gebehrden uns sagst.

Etwas in Gebehrden sagen ist undeutsch: es muß nothwendig heißen, durch Gebehrden. Noch seltsamer und undeutscher sind folgende Stellen:

Nicht aus der Erd' entsproß der Lorbeer; unserm geliebten
Cäsar sprießet der Fels seinen unsterblichen Ruhm —
Der von Smerdias Liebe zum tiefsten Herzen geschmelzt war. —

und S. 100. Th. 2. über die Statue eines Läufers:

Es schwebt auf äußerster Lippe der Hauch ihm:
Seine gehölte Brust wölbet Verlangen hinauf.

Die gehölte Brust für ausgehöhlte, gewölbte Brust, ist schon seltsam genug, wie aber kann die gehölte Brust Verlangen hinauf wöl-

wölben? Was soll das heißen Verlangen hinauf wölben? Die ganze Tirade ist Galimathias.

Als der gekreuzigte Thrax an einem höheren Kreuze
Hangen den Nachbar sah, biß er zusammen und starb.

Biß er zusammen, auf deutsch: er biß mit den Zähnen zusammen, unabtrennlich, löslich, willt für willst, u. s. w.

Einzelne Epigramme aus der Anthologie waren schon von ältern und neuern deutschen Dichtern, und sehr oft glücklicher übersetzt worden. Wir setzen zur Vergleichung einige von Götz übersetzte Sinngedichte neben die Uebersetzung des Herrn Herder.

Herder.

Als die kriegende Pallas die Liebesgöttin in Waffen
Sahe: „wohlan, sprach sie, laß uns versuchen den Kampf.
Lächelnd erwiederte diese: „bedarfs gewaffneter Kämpfe?
Trug ich nicht über dich nackt schon die Krone davon?“

Götz:

Pallas sagte, so bald sie Cytheren gewaffnet erblickte:
Lüstet dichs etwa bewehrt mit mir den Richter zu sehn?

Sittsam

Sittsam lächelnd erwiederte diese: Schwester, gewaffnet
Ziemet der Streit mir nicht mehr; hab' ich doch nackt dich besiegt.

— τί μοι σακὸς ἀντίον ἦεν;
ἢ γυμνὴ νικῶ, πῶς ὅταν ὅπλα λάβω;

Die Wendung des Originals ist weder in der einen noch in der andern Uebersetzung genau nachgebildet worden: aber es sind nicht die schärfsten Augen nöthig, um zu finden, worin der Vorzug der Götzischen Verdeutschung besteht.

Herder:

Ich, deren Vorsaal sonst von schmachtenden Jünglingen voll war,
Die mit der Griechen Herz wie mit dem Balle gespielt;
Lais weihet der Paphia jezt den Spiegel. Er zeigt ihr
Nicht was sie war; was sie ist mag sie nicht sehen in ihm.

Wie frostig wird nicht hier das Ganze durch die so unnöthige und unnatürliche Vertauschung der dritten Person mit der ersten! wie schleppend ist nicht der Schluß!

Götz.

Deine Lais, nun alt, weiht dir den silbernen Spiegel,
Venus! Dein ewiger Reiz nehm' ihn in ewigen Dienst;
Ich bedarf ihn nicht mehr. Denn was ich vormals gewesen,
Kann ich nicht — was ich izt bin, mag ich nicht mehr in ihm sehn.

Wie

Wie viel zusammenhängender, lebhafter und wohlklingender ist hier alles!

Herder:

Dem Cekropischen Zevs harrt dieser goldene Tempel:
Wenn er den Himmel verläßt, findet den Himmel er hier.

Zwar um die Hälfte kürzer, aber auch um die Hälfte schwächer als

Götz:

Die Cekropier haben dieses Haus dir,
Großer Jupiter, darum nur erbauet,
Daß du, kömmst du vom Himmel auf die Erde,
Einen Himmel auf Erden wieder fändest.

Herder:

Drey sind Huldgöttinnen und zwo Göttinnen der Liebe,
Zehen Musen; in dir, Myrtho, sind alle vereint.

Götz:

Drey sind der Grazien, zwey der Cytheren, und neun sind der Musen.
Eine Lykoris ist mir Cythere, Grazie, Muse.

So ein angenehmes und lehrreiches Geschäfte die Vergleichung zweyer Dichter auch ist, so reissen wir uns doch, obgleich mit Mühe, davon los, um den Verdacht, als ob wir, wie jener Vacerra beym Martial, nur verstorbene Dichter loben könnten, und dem Herrn Herder dem Zuruf zu entgehen:

— tanti
Non est, ut placeam tibi, perire.

II. Anmerkungen über die Anthologie. Nach einer kurzen Geschichte der verschiedenen griechischen Anthologien, die wir, bis auf einzelne aus ihnen gerettete Kleinigkeiten, nur dem Namen nach kennen, wendet sich der Verf. zu der Theorie des ursprünglichen oder griechischen Epigramms, die, wie er glaubt, auch von Lessing noch nicht eigentlich entwickelt seyn dürfte. „Sprache, sagt er, ist das Vorrecht des Menschen, und auch das Siegel, mit dem er sogern alles in der Natur bezeichnet. Wir genießen eine Sache nur halb, wenn wir unsern Genuß nicht ausdrücken, und entweder durch Sprache oder Schrift andern mittheilen können. Wenn auch niemand da wäre, der uns lese (läse) oder höre; wir sprechen, wir schreiben, gleichsam nur um Besitz von der Sache zu nehmen, und uns unsers Genusses zu vergewissern. Durch die Worte nehmlich gewinnt unsere Empfindung gleichsam Form und Gestalt: unser Gefühl wird durch sie ein helleres Bild; dieß vermehrt und verfeint (verfeinert), ja gewissermaßen verewigt es unser Vergnügen, weil nur durch diese hellere (n) Zeichen eine Erneuung und Reproduction desselben statt findet. Dieß, dünkt mich, sind die Zwecke dieses Triebes für uns selbst; die Zwecke für andere fallen mehr ins Auge. Bald ist er Geselligkeit und Freundschaft, bald die süße Lust des Ruhmes, bald ists die Absicht, durch eine angenehme es Andern Weisheit oder Freude zu vermehren — lauter Empfindungen, die

die sich zuletzt in das sanfte aber sehr mannichfaltige Gefühl der Sympathie und Philanthropie verliehren. Zween also und zwar den tiefsten und edelsten Trieben im Menschen, der Neigung nehmlich seine Idee zu erhellen und zu erweitern, sodann seine Gedanken und Empfindungen andern mitzutheilen, verdankt, wie jede Zuschrift, so auch insonderheit die kürzeste und künstlichste der Zuschriften, das Epigramm, sein Daseyn."

„Allenthalben wird eine Exposition des Gegenstandes oder Gefühls erfordert, mit welcher der Empfindende sich oder einen andern zu beruhigen gedenkt; nachdem aber nun der Gegenstand zusammengesetzt oder einfach, seltner oder gemeiner ist, nachdem er mehr den Verstand oder das Herz interessirt und nach dem allen wird sich die Inschrift richten, die der Seele des Empfindenden ein Bild geben, oder seinem Herzen Luft machen, die dem Geist des andern das Objekt gegenwärtig, oder es seinem Herzen lebendig machen soll. Und so, dünkt mich, näherten wir uns unvermerkt einer Erklärung des Epigramms, so fern es noch ohne alle conventionelle Kunst ist. Es wäre nemlich, psychologisch betrachtet: „Die Exposition eines Bildes oder einer Empfindung über einen einzelnen Gegenstand, der dem Anschauendem interessant war, und durch diese Darstellung in Worten auch einem andern, gleichgestimmten oder gleichgesinnten Wese[n] Idee teressant werden soll."

Der Verf. schildert umständlich eine Menge von Veranlassungen, die die Griechen zu Gedichten dieser Art hatten. Kunstwerke, Religion, Mythologie, Verfassung, Klima, alles vereinigte sich die Seele zu Empfindungen zu stimmen und diese Empfindungen auf die Art aus der Seele zu locken. Alle diese Veranlassungen wären indeß ohne einen bekannten Hauptzug im Charakter der Nation unthätig und ohne Folgen geblieben, wenn nicht zugleich diese so empfindsamen Griechen auch sehr redselige, sich mittheilende Geschöpfe gewesen wären. Lucian erzählt von einem, der in die knidische Venus bis zur Verzweiflung verliebt war, und keine Mauer, keinen Baum vorbey ließ, der nicht mit ihm hätte ausrufen müssen: die schöne Aphrodite! Eben so geschwätzig war der Schmerz der Griechen. „Konnten sie einen Geliebten der Asche geben (sollte dieser Ausdruck im Deutschen zu dulden seyn?) ohne noch im Grabe mit ihm zu sprechen, oder ihn sprechen zu lassen aus dem Grabe.“ (Herr Herder weicht nicht selten von der gewöhnlichen Wortfügung ab. Oft, und besonders wenn der Nachdruck dadurch befördert wird, mit Glück, aber eben so oft, wie uns dünkt, ganz ohne Noth und Gewinn. Wäre es nicht eben das, und natürlicher gewesen zu sagen: oder ihm aus dem Grabe sprechen zu lassen.) Auch ihre Sprache kam ihnen sehr zu statten. Und freylich liegt zum Theil mit hierin der Grund, warum manches Epigramm, das wir im Griechischen

chischen mit Vergnügen lasen, uns in der Uebersetzung des Hr. Herders oft so mittelmäßig, oft so unleidlich vorkam, und freylich auch nicht selten in jeder Uebersetzung so vorkommen würde und müßte.

III. Ob Malerey oder Tonkunst eine gröſsere Wirkung gewähre? Ein Göttergespräch. Der Gegenstand dieses Gesprächs gehört zu den fruchtlosen Speculationen, die, wenn sie von einem Manne von Geist angestellt werden, zwar als Spiele des Witzes und Scharfsinns betrachtet, Unterhaltung, aber desto weniger Nahrung und Unterricht gewähren. Genug, daß wir wissen, alle schönen Künste würken durch Hülfe der Organen auf den Verstand und das Herz, sie erheitern und schärfen jenen, erweichen und bilden dieses und machen es edler und tugendhafter Empfindungen und Eindrücke fähig. Diese große Wahrheit denjenigen mit Eifer und Nachdruck auf das Herz zu legen, die allein das Gedeihen dieser Künste und ihren Einfluß auf die Menschheit mit Nachdruck befördern können; sie zu überzeugen, daß diese göttlichen Erfindungen zu etwas mehr gut sind, als zum Vergnügen und Zeitvertreib, daß der moralische Charakter einer Nation besser und leichter und gedeihlicher durch sie, als durch Gesetze und Machtgebote gebildet — dem Recensenten wenigstens scheint dieses eine weit verdienstlichere Unternehmung zu seyn, als die Berechnung und Vergleichung der Wirkung einzelner Künste: da es so sehr im Wesen der

Sache liegt, daß man nie auf ein einstimmiges, allgemein für richtig anerkanntes Resultat treffen wird. Die Malerey und Tonkunst verfechten in diesem Gespräche, nach Art der Virtuosen, ihre Sache mit allem möglichen Eifer, aller Einseitigkeit und allen Hyperbeln, die Vorliebe und Enthusiasmus nur einflößen können. Die Entscheidung Apolls fällt so aus, wie man denken kann: jede bekömmt ihr bescheidenes Theil vom Lobe und eine kleine Moral. „Ihr streitet, sagt er, beide über das Wort Wirkung, und das ist dem Sprachgebrauch nach, mehr für die Tonkunst, als für die Malerey, weil wir bey Wirkung immer nur auf Stärke des Eindrucks zu sehen gewohnt sind, ohne zu bedenken, daß diese in Sachen des Geisterreichs und der menschlichen Seele, zuweilen auch mit Umfang, Klarheit, Dauer kompensirt werde. Ihr streitet also immer nur, ob das Ohr Auge, und das Auge Ohr seyn soll? Beruhigt euch. Je verschiedener ihr von einander wirkt, desto eigener und besser wirkt ihr. Ihr bewegt eine menschliche Seele, nur auf eine ganz incommensurable Weise.“ So richtig alles das ist, so scheint sich doch der Gott der Dichtkunst durch das, was er hinzusetzt, einer kleinen Partheylichkeit zum Besten der Tonkunst verdächtig zu machen. „Wollt ihr, fährt er fort, die Wirkungen eurer Kunst aufs reinste und ohne allen Wortstreit sehen: so betrachtet einen Blinden und Tauben, und seht, was beyden versagt sey? Der Taube mag unendlich feiner

sehen

sehen und unterscheiden (als ein andrer Sehender oder als ein Blinder?) für die Gesellschaft ist er immer dumm, und in seinem Innern freudenloser: ihm fehlt der Sinn und die Kunst, die unmittelbar zu seinem Herzen reden. Der Blinde ist ein armer Mann, vielleicht auch arm an gewissen feinen Unterschieden, Gestalten und Abmessungen, die nur der Sinn und die Kunst des Gesichts gewähren; er hat indessen das Saitenspiel aller Empfindungen und Leidenschaften in sich, er kanns tönen lassen, wenns ihm gefällt, und sich in seiner dunkeln Einsamkeit eine Welt voll Harmonie und Freude schaffen. Oft waren Blinde große Tonkünstler, große Dichter; ob aber Taube bey aller genauen Nachahmung eben so geistvolle Zeichner gewesen? mögt ihr selbst wissen.“ Freylich hat der Blinde große Vorzüge vor dem Tauben in Rücksicht der Empfänglichkeit für Unterricht und Ausbildung des Verstandes: Blinde waren große Tonkünstler, grosse Dichter (das letzte doch wohl nicht, wenn sie blind geboren waren. Dieser Umstand ist wesentlich, wenn die Vergleichung nur irgend passen soll.) Aber was hat das alles für Einfluß auf die Vergleichung der Malerey und Tonkunst. Dadurch, daß die letzte durch ein Organ würkt, das den Menschen unentbehrlicher ist, als jenes, dessen die Malerey bedarf, erlangt sie selbst, als Kunst betrachtet, doch wohl nicht den geringsten Vorzug vor ihrer Schwester? Der Vater der Dichtkunst mag es uns verzeihen, wenn wir seine

Sophisterey nicht allzu fein finden. Aber das ist nicht der einzige Fehltritt, den er sich auf diesen wenigen Blättern zu Schulden kommen läßt. Sein Gedächtniß muß ihn ganz verlassen haben, wenn er so zuversichtlich behauptet, daß die größten Künstler jeder Art immer die leidenschaftlosesten heitersten Charaktere gewesen wären. Was er hinzu setzt, schmeckt ein wenig nach Phöbus: „Sie waren Jünglinge wie ich, und lebten in meinem Sonnenglanze.“ Auch die Tonkunst erlaubt sich kurz vorher ein Gleichniß, das ihr der Vater des guten Geschmacks wohl nicht so hätte hingehen lassen sollen. „Hast du je, sagt sie zur Poesie, in der Werkstatt Vulkans den Bratenwender daselbst mit der schönen Hebe verwechselt, die uns den Nektar mischt und die ambrosische Götterkost bereitet? Und was sind so manche Quartette und Sonaten, manche Trios und Symphonien, insonderheit jene unselige Menge einförmiger Liedermelodieen anders, als der lebendige Bratenwender des Vulkanus.“

IV. Paramythien. Dichtungen aus der griechischen Fabel. Paramythion heißt eine Erholung und, wie Guys erzählt, nennen noch die heutigen Griechinnen, die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen, Paramythien. „Ich konnte den Meinen noch aus einem andern Grunde den Namen geben, weil sie auf die alte griechische Fabel, die Mythos heißt, gebauet sind, und in den Gang dieser nur einen neuen Sinn legen.“ Also Gegenstände

der

der Mythologie mit dem Zweck der äsopischen Fabel bearbeitet. Ein vortreflicher Gedanke, der dem Verf. auch auf eine vorzügliche Art gelungen ist. Wir sind unsern Lesern eine Probe schuldig.

Aurora.

Aurora beklagte sich unter den Göttern, daß sie, die von den Menschen so viel gelobt, von ihnen so wenig geliebt und besucht werde; am wenigsten aber von denen, die sie am meisten besängen und priesen. „Gräme dich nicht über dein Schicksal, sprach die Göttin der Weisheit, gehts mir anders?“

Und dann, fuhr sie fort, siehe die an, die dich versäumen und mit welcher Nebenbuhlerin sie dich vertauschen. Blick auf sie, wenn du vorbey fährst, wie sie in den Arm der Schlastrunkenheit liegen und modern an Leib und Seele.

Ja, hast du nicht Freude, hast du nicht Anbeter genug? Die ganze Schöpfung feyert dir: alle Blumen erwachen, und kleiden sich mit deinem Purpurglanz in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommt dich: jedes sinnet auf neue Weisen, deine flüchtige Gegenwart zu vergnügen.

Der fleißige Landmann, der arbeitsame Weise versäumen dich nie: sie trinken aus dem Kelch, den du ihnen darbeutst, Gesundheit und Stärke, Ruhe und Leben; doppelt vergnügt, daß sie dich ungestört genießen, ununterbrochen von jener geschwätzigen Schaar schlafender Thoren. Hältst du es für kein Glück, unentweiht genossen und geliebt zu werden? Es ist das höchste Glück der Liebe bey Göttern und Menschen.

Aurora erröthete über ihre unbedachte Klage; und jede Schöne wünsche sich ihr Glück, die ihr gleich ist an Reinigkeit und Unschuld.

Am besten hat uns das letzte Paramythion der Sphinx, eine Erd- und Menschengeschichte gefallen, das wir aber seiner Größe halber nicht hersetzen können. Die Sprache ist in diesen kleinen Dichtungen edel, eindringend, bisweilen nur zu blühend und der Nummerus zu üppig. Mit Erstaunen entdeckten wir hier in der Prosa unsers Autors viele weit bessere Hexameter, als wir sie in den Blumen aus der Anthologie ausfindig machen konnten. Eine Bestätigung unsers Urtheils, daß Herr Herder ohnmöglich in der Mechanik des Versbaues sehr bewandert, und daß sein Ohr nicht gewöhnt seyn kann, den der Prosa und Poesie eigenthümlichen Wohlklang und Harmonie zu unterscheiden. Ein guter Versifikateur wird sich in Prosa gewiß keinen halben geschweige ganzen Hexameter entfallen lassen. Man höre!

S. 167. Täglich erwachest du neu, gebadet im Quell des Genusses —

S. 178. Aber wir wollen uns auch als Schatten noch ungetrennt lieben. —

S. 181. Aber ihr schweigt, holdselige Kinder —

Ebendas. Sagt mir, friedliche Blumen, wie theilten sie sich in —

S. 183. Schwesterlich blühn sie zusammen auf Einem Gefilde der Hora —,

Ebendas. Mögen auch ihre Huldinnen, die Unschuld, Freude und Liebe —

S. 187. Ich die verhüllete Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen —

S. 194.

S. 194. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollos und horchte —

V. Ueber die Seelenwanderung. Drey Gespräche. Diese Gespräche hat man schon ehedem im Merkur gelesen; hier erscheinen sie beträchtlich verändert. Wer auch diese Gespräche noch nicht, und blos ihren Verfasser aus andern ähnlichen Aufsätzen kennt, kann leicht errathen, daß der deutsche Plato, (wie einige Kunstrichter der neuesten Zeit Hrn. Herder zu nennen belieben) hier ganz in seinem Felde ist. Die ganze spekulative Philosophie hat vielleicht keinen reichern Stoff für die Phantasie darzubieten, als diesen, der den Gegenstand der angezeigten Abhandlung ausmacht, und der Verf. hat allen Vortheil aus seiner Materie gezogen, der sich daraus ziehen ließ. Da auf Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, die man kaum Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten nennen kann, sich nichts Festes und Dauerhaftes gründen läßt, so hat er wenigstens gethan, was zu thun war. Man liest ihn mit Vergnügen; seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und Belesenheit streut hier und da eine Anekdote, eine Anspielung ein, die die Wißbegierde befriedigt; seine Phantasie malt alles mit goldnen Farben, jeder Gedanke wird zu einem Bilde, jedes Bild zur Empfindung. Das Resultat der ganzen Untersuchung fließt endlich in folgende wenige Worte zusammen: „Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden, das, dünkt mich, ist die wahre Palingeneſie

neſie dieſes Lebens, nach der uns gewiß eine frö-liche, höhere, aber uns unbekannte Metem-pſychoſe bevorſteht.„

VI. Liebe und Selbſtheit. Ein Nach-trag zum Briefe des Herrn Hemſterhuis über das Verlangen. Der größte Theil unſrer Leſer kennt ohne Zweifel dieſen mit Geiſt und Wärme ent-worfenen ſchönen, aber etwas myſtiſchen Aufſatz, aus der deutſchen Ueberſetzung von Hemſterhuis ver-miſchten philoſophiſchen Schriften, die im Jahr 1782 zu Leipzig erſchien, und in deren erſten Theil ſie mit Bewilligung des Verfaſſers eingerückt wurde: wir können uns alſo eine ausführlichere Anzeige füglich erſparen.

Zweyter Theil.

I. Blumen aus der griechiſchen Antho-logie geſammlet. Fünftes bis achtes Buch.

II. Anmerkungen über das griechiſche Epigramm. Zweiter Theil der Abhand-lung. Nach Leßing beſteht das Epigramm aus zwey weſentlichen Stücken, der Erwartung und dem Aufſchluß. Seine Erklärung er-ſchöpft die Gattung Gedichte vollkommen, die die Neuern unter dem Namen Epigramm begreifen, aber nicht jene kleinen Gedichte von ſo verſchiedener Einrichtung, die wir in der griechi-ſchen und römiſchen Anthologie finden. Zum

Beſten

Besten dieser vertauscht Hr. Herder Leßings Erwartung mit Darstellung, Exposition, und sein Aufschluß mit Befriedigung. Als Aufschrift betrachtet definirt er das Epigramm: Die poetische Exposition eines gegenwärtigen, oder als gegenwärtig gedachten Gegenstandes zu irgend einem genommenen Ziele der Lehre oder Empfindung.

Das Epigram war in seinem Ursprung rein historisch, und enthielt oft nichts weiter, als die simple Exposition des Gegenstandes, und diese Form ist die Grundform der ganzen Gattung. Der Verfasser scheint uns vollkommen Recht zu haben, wenn er behauptet, daß auch die schönsten Sinngedichte der Neuern, eines Kleists, Ewalds, Gleims, Kästners, Leßings, zu dieser Gattung gehörten. Nachdem er auf diese Art sieben Hauptgattungen des Epigramms aufgezählt, und das Allgemeine und Wesentliche von jeder Art geschieden hat, so ergiebt sich daraus ein Hauptbegrif, den Hr. Herder auf folgende Art ausdruckt: Poetische Darstellung, Wendung oder Deutung eines gegenwärtigen Objekts zu einem einzelnen, festbestimmten Punkt der Lehre oder der Empfindung. Die nähere Prüfung dieser ganzen Theorie verspart der Recensent, um hier nicht über die Gebühr weitläuftig zu werden, auf eine eigene Abhandlung, die zu ihrer Zeit in dieser Bibliothek erscheinen dürfte.

III.

Digitized by Google

III. Hyle. Kleiner griechischen Gedichte, erste und zweyte Sammlung.

Fabeln, Idyllen, lyrische Stücke, Fragmente von Lehrgedichten, Hymnen. Die meisten dieser Stücke sind schon im Original gemeinlich mittelmäßig, und in der Uebersetzung haben sie wahrlich nicht gewonnen. Viele waren schon anderwärts beßer übersetzt, z. E. von Hr. Manso, dem neuesten Uebersetzer des Moschus und Bion. Auch hier hat Hr. Herder großentheils, wie in den Blumen aus der Anthologie, durchgehends das Sylbenmaas des Originals beybehalten. Alles was er zum Behuf und Besten des gewöhnlichen Hexameters und Pentameters sagt, ist vollkommen gegründet; da aber die Beschaffenheit der griechischen und deutschen Sprache so sehr verschieden ist, so ist es wohl begreiflich, daß manches Gedicht im Deutschen ohnmöglich so gut in dieser Versart ausgedruckt werden konnte, als im Griechischen. Wir können zwar in unsrer Sprache alle Sylbenmaaße der Alten nachbilden, daraus aber folgt nicht, daß auch in jedem einzelnen Falle im Deutschen dieselbe Versart anwendbar sey, die im Original die angemessenste war. Oft ist der Reim, besonders in den witzigen Epigramms, unentbehrlich. So vergleiche man folgendes Stück nach Herders Uebersetzung:

Der

Der Hungerleider Asklepiades
Sah eine Maus in seinem Hause. „Was?
Was bringst du mir mein Mäuschen?“ sprach
er süß.
„Sey ruhig, lieber Freund, antwortet sie;
In deinem Hause sucht ein Mäuschen selbst
Zwar etwa Wohnung, aber keinen Tisch.

mit einer gereimten Uebersetzung von Opitz, und es wird wohl keine Frage mehr scheinen, welcher von beiden der Preis gebühre?

Als Asklepiades, der Geizhals, eine Maus
Ersahe, sprach er, Freund, was kommst du in
mein Haus?
Erschrick nicht, gab sie ihm mit Lachen zum
Bericht,
Hier wohnen will ich nur, die Kost begehr
ich nicht.

IV. Nemesis. Ein lehrendes Sinnbild. Eine Abhandlung, die von der Belesenheit und dem Scharfsinne des Verfassers zeugt. Fast alle neuere Mythologen haben die eigentliche Idee der Alten von dieser Göttin, die, dem ersten Anschein nach, so widersprechende Geschäfte, und einen sich selbst widersprechenden Charakter hat, verkannt. Nemesis ist keine Rach- oder Plagegöttin. Die Mythologen, die sie mit einer derselben verwechseln, verwirren die Begriffe, und drücken sich falsch aus. Sie ist gerade das Gegentheil derselben, da sie Unrecht verhütet,

den

den Neid zu entfernen trachtet, die Bewahrerin vor dem Uebermaaße, die Göttin des Maaßes und Einhalts, die mißbilligende Göttin ist, die dem Sterblichen folgt, still in den Busen blickt, und die kleinste Uebertretung ernst verdenket. Sehr schön entwickelt Hr. Herder den Begrif dieser Göttin aus der menschlichen Seele, und zeigt den moralischen Nutzen, den eine geläuterte Vorstellung von ihr gewähre.

V. Wie die Alten den Tod gebildet. Ein Nachtrag zu Lessings Abhandlung desselben Titels und Inhalts. Dieser vortrefliche Aufsatz erscheint hier in einer ganz veränderten Gestalt, als da ihn der Verfasser zum erstenmal im Entwurf bekannt machte. Es wird hier mehr als wahrscheinlich gemacht, daß der freundliche Genius, mit der umgekehrten Fackel, den Lessing für das Bild des Todes hält, dieses Bild nicht seyn könne. „Der Tod war den Alten ein so fürchterliches gehaßtes Wesen, daß sie seinen Namen nicht gern nannten, ja daß ihnen sogar der erste Buchstabe desselben als ein unglückliches Zeichen verhaßt war, und sie statt θανατος lieber φθονος (Neid) sprachen. War dieß, wie konnten sie ihm Päane singen, oder sein gegenwärtiges Bild lieben? (Und doch mischte ihn Euripides sogar unter die handelnden Personen eines seiner Trauerspiele.) Aus Sprache und Kunst ward er verbannt, und in der letzten ein Genius an

die

die Stelle gesetzt, der — nicht den Tod vorstellen, sondern seine Idee verhindern, d. i. ihn nicht vorstellen, vielmehr verhüthen sollte, daß man nicht an ihn dächte. Der Genius mit der Fackel war nicht der ausschließende, nicht der personificirte Begrif des Todes mit allem, was dieser Name in sich faßt, sondern der personificirte Begrif der Ruhe des Körpers im Grabe. Die Todtengerippe, die man auf einigen alten Grabmälern findet, stellen weder die Person des Todes, noch des ganzen verstorbenen Menschen vor, sie bedeuten, ohne Allegorie, wo sie sind, Gerippe, verweste Todten, zertrümmerte Leichname.„ Die Ausführung und den Beweis dieser Sätze überlassen wir der eignen Lecture und Untersuchung unserer Leser.

VI. Gotthold Ephraim Leßing. Auch dieser kurze Aufsatz war schon aus dem deutschen Merkur bekannt. Man findet hier zwar keine neue Notiz, aber die Urtheile selbst scheinen uns mit grosser Billigkeit und Unpartheylichkeit gefällt zu seyn. Der Styl ist edel, des großen Gegenstandes würdig, und der ganze Vortrag so, wie man ihn erwarten kann, wenn ein Herder über einen Leßing schreibt.

Digitized by Google

III.

Des Ritters Anton Raphael Mengs hinterlassene Werke 1. bis 3. Band. Nach den Originalhandschriften übersetzt, und mit ungedruckten Aufsätzen und Anmerkungen vermehrt herausgegeben von M. C. F. Prange. Halle, 1786. 8. Jeder Band ungefähr von 312 Seiten.

Endlich erscheint die lang erwartete Ausgabe der sämtlichen Werke dieses großen Künstlers, der so gründlich und philosophisch über seine Kunst dachte, und sie so vollkommen ausführte, als im Ganzen keiner vor ihm gethan hat. Der erste Theil zeigt das wohlgetroffene Bildniß von Mengs Hand selbst gemalt, und von Geyser gestochen; vor dem zweyten steht die von Schwendimann einem braven Schweizer, gegrabne Medaille auf Mengs, die im 25. Bande unsrer Bibliothek S. 377 angeführt ist. Die Originalausgabe erschien bereits 1780 zu Parma in 2 Quartbänden, durch seinen Freund den spanischen Minister am päbstlichen Hofe Nicolas d'Azara. Wir haben den Inhalt des 1. Bandes im 25. Band dieser Bibliothek S. 377 und des zweyten im 26. B. S. 168 angezeigt. Die Ordnung ist in der Uebersetzung etwas geändert, weil neue Stücke hinzu-

hinzugekommen sind. Es fehlen auch noch ein Paar Aufsätze der Originalausgabe, welche Hr. M. Prange vermuthlich in dem versprochenen 4ten Bande, nebst den noch ungedruckten Aufsätzen liefern, und dem Ganzen hoffentlich ein brauchbares Register beyfügen wird. Viele Aufsätze waren schon vorher einzeln bekannt, es ist aber doch angenehm hier alles, was aus der Feder eines so einsichtsvollen Künstlers geflossen, beysammen zu haben, zu geschweige daß manches ganz neu ist. Wir zeigen nunmehr den Inhalt eines jeden Theils besonders an.

In der Vorrede theilt Hr. M. Prange einige Nachrichten wegen dieser neuen Ausgabe mit, und erinnert, daß man sich nicht wundern soll, wenn in den Mengsischen Aufsätzen manches doppelt und wohl mehrmal gesagt wird. Dieß konnte nicht anders seyn, da sie zu verschiedenen Zeiten gemacht, und bald an diesen, bald an jenen Freund gerichtet sind, auch viele nicht zum Druck bestimmt waren. Zuerst stehen ein Paar Oden vorzüglicher italienischer Dichter auf unsern Mengs, die aufbehalten zu werden verdienen: der einen ist die treffliche, bereits besonders erschienene Uebersetzung des Hrn. Prof. Preiß in Stettin beygefügt. Alsdann folgt eine doppelte Lebensbeschreibung des Verstorbenen. Man denke nicht, daß dieses etwas Ueberflüßiges ist: jede ist aus einem besondern Gesichespunkte anzusehen, und hat daher ihre Vorzüge; in jeder

sind beynahe ganz andre Nachrichten enthalten: wiewohl auch kleine unerhebliche Widersprüche vorkommen, die jedoch in den Anmerkungen des Herausgebers gerügt sind. Die erste hat den obgedachten Minister Azara zum Verfasser, der, als ein langjähriger Freund von Mengs, viele genaue Umstände von ihm wußte, und daher am ersten im Stande war, das angehängte Verzeichniß der hinterlassenen Denkmale des Pinsels dieses großen Meisters zu liefern. Eben dieser d'Azara ist es, welcher nicht nur die Ausgabe der Werke seines verewigten Freundes in italienischer und spanischer Sprache besorgte, sondern ihn auch in dem Pantheon oder der Rotonda, den Ruheplatz berühmter Künstler, und auch Raphaels, ein Denkmal errichten ließ.*)

Die zweite Lebensbeschreibung, welche zwar in einem minder blühenden Styl abgefaßt, aber vollständiger ist, hat den verstorbenen Hofrath Bianconi, churfächsischen Chargé d'Affaires in Rom, zum Verfasser, welcher ebenfalls als ein Freund des Künstlers viele genaue Nachrichten zu geben im Stande war. Wie gut und lehrreich wäre es angehenden jungen Künstlern, wenn sie diese Lebensbeschreibung täglich vor Augen

*) Man sieht Mengs Bildniß in Bronze mit der Ueberschrift: A. R. Mengs Pictori Philosopha I. N. de Azara amico suo posuit 1779 vixit Ann. 57. M. 3. D. 17.

Digitized by Google

Augen hätten, und sich nach einem solchen Muster bildeten. Sie würden daraus sehen, mit was für Geduld und anhaltender Anstrengung Mengs zeichnete und studirte. Nie hörte er damit auf, so geübt Hand und Auge auch waren. Bey seinem letzten Aufenthalte in Florenz, den er nicht lange überlebte, ging er noch in die Akademie und zeichnete. Wie ganz anders dachte der große Mann, als der gemeine Haufe unsrer angehenden Künstler, die sich, nach kurzer Uebung im Zeichnen, und bey mäßigem Fleiße, schon was Rechtes zu seyn dünken, Raphaelen und den Laokoon frisch weg tadeln, und ihre Zeichnung und Ausführung für meisterhaft halten, ob sie gleich noch gar nicht in die Geheimnisse der Kunst eingedrungen sind, und bey ihren Vorurtheilen auch nie eindringen werden.

Beyde Lebensbeschreibungen sind außerdem für jeden Leser, insonderheit für einen Liebhaber der Kunst, sehr unterhaltend. Kleine Unrichtigkeiten anzuzeigen wäre zu weitläuftig. Nur eine z. B., ob Mengs und Winkelmann, wie in der Anmerkung gesagt wird, durch des letztern Gedanken über die Nachahmung der Antiken mit einander bekannt geworden, läßt Rec. dahin gestellt seyn, ob er gleich daran zweifelt; aber daß Mengs ihn darauf beym Cardinal Archinto bekannt gemacht, ist gewiß falsch. Der Cardinal kannte Winkelmann lange zuvor als Nuntius in Dresden, und war großentheils schuld, daß er zur katholischen Religion überging,

indem er ihn unter allerley Versprechungen nach Rom lockte. Als Winkelmann hinging, betrug Archinto sich gar nicht edel: er gab ihm in den weitläuftigen Palast der Cancellaria ein schlechtes Zimmer unter dem Dache, wo Rec. ihn häufig besuchte, und dieses alles aus seinem Munde erfuhr. Anstatt ihm aufzuhelfen, bürdete er ihm die Verfertigung des Catalogus seiner Bibliothek auf, und gab ihm erst lange hernach eine elende Kleinigkeit dafür, weil Winkelmann zu stolz war, und sich vor der Eminenz nicht schmiegen wollte. Die Pension aus Dresden blieb, nach Ausbruch des Krieges 1756, aus, und wenn der Cardinal Albani und der gelehrte Cardinal Paßionei nicht Winkelmanns Verdienste besser zu schätzen gewußt hätten, so wäre er so bald nicht den dürftigen Umständen entrißen worden. Mengs betrug sich edler, und unterstützte seinen Freund thätig, beyde bildeten sich wechselsweise, und gingen Hand in Hand zu den großen Werken des Alterthums, des Raphaels und anderer berühmter Meister, wohin Rec. sie oft begleitete. Uebrigens ist das Leben des seligen Mengs schon zu bekannt, und hin und wieder so viel davon geschrieben, daß wir unsre Leser mit einigen Auszügen daraus nicht ermüden wollen. Wir verweisen die Liebhaber vielmehr auf die unterhaltenden Lebensbeschreibungen selbst.

Der erste Aufsatz dieses Bandes handelt von den verschiedenen Schulen der Malerey, und

und war bisher noch nicht gedruckt. Er war nebst einem andern im 2ten Bande befindlichen über das je ne sais quoi in den Künsten, von dem verstorbenen Akademiedirector in Stuttgardt Guibal, einem Schüler von Mengs, in der Handschrift mitgetheilt werden. Die Manier der berühmtesten Maler ist hier sehr charakterisch, kurz, und in einem entscheidenden Tone geschildert. Schade ist es, daß Mengs sich nicht auf die niederländische und deutsche Schule eingelassen hat, mit der er, Rubens und van Dyck ausgenommen, vermuthlich nicht so bekannt war. von le Sueur heißt es: „er besaß einen reinen Geschmack; er scheint die Seele und den Geist Raphaels besessen zu haben, weil er ihn so glücklich nachahmte, ohnerachtet er ihn nicht gesehen hatte. „Mengs machte diesen Aufsatz in seinen letzten Jahren, da sein Geschmack reif und vollkommen ausgebildet war, und da seine Urtheile sich auf tiefe Kenntniß in seiner Kunst, ihrem ganzen Umfange nach, gründeten. Um desto schätzbarer und zuverläßiger sind sie. Junge Künstler und Dilettanten mögen sie sich wohl bekannt machen, aber sich vor allen Dingen hüthen, ja nicht in einen solchen dictatorischen Ton zu verfallen, wozu viele nur gar zu geneigt sind, ohne den zehnten Theil von den Kenntnißen eines Mengs zu besitzen.

Zur Probe heben wir den Guido Reni aus, von dem man fast in allen beträchtlichen Kunstsammlungen etwas findet. „Sein Geschmack

war

war sehr fruchtbar und reitzend, allein so fleißig, als Domenichino hat er nicht studirt. Er bildete sich einen eigenen Geschmack, darin er der einzige ist. Sein erster Geschmack hatte etwas von den Caracci an sich; nachher versuchte er dem Caravagio nachzuahmen, und dieser Geschmack war ihm sehr vortheilhaft. Bey dem letztern machte er seinen Geschmack im Colorit so helle, daß es dadurch beynahe abgestorben und grau ist. Seine Composition ist angenehm, aber für große Werke nicht vortheilhaft. Die männlichen Figuren componirte er besser, als die weiblichen. Seine Zeichnung ist mittelmäßig, bisweilen unkorrekt, allein in einem Geschmack, welcher der Natur nachahmt. Sein Colorit hat drey verschiedne Stuffen. Seine erste Manier ist grau und stark, und fällt ins grünlichte; die zweyte ist stark und viel wärmer, und bisweilen vortreflich; seine letzte ist grau und schwach. Indessen besaß er bey allen drey Manieren einen Geschmack in der Führung des Pinsels, die so frey und schön ist, als man sich nur denken kann. Seine weiblichen Köpfe sind von einer charakteristischen Schönheit, und mannichfaltig. Er nahm sie von den antiken Köpfen und Töchtern der Niobe her. Seine Gewänder sind außerordentlich schön, besonders bey weiblichen Figuren, jedoch sind sie für starke seidene Zeuge weniger Wenn ein Gemälde vollkommen gut drapirt seyn sollte, so müßte Raphael die Mannspersonen, und Guido die Engel und Kinder

der gekleidet haben, und zwar mehr nach Geschmack als mit Fleiß.“

Wer erkennt hier nicht eben die Meisterhand, die sich in seinen Gemälden verräth? Alle Charaktere sind nicht mit gleichem Fleiße geschildert: aber alle zeugen von einer reifen und wohl durchdachten Ueberlegung.

Vom Leonhard da Vinci heißt es, er sey der einzige, der mit Nutzen über die Malerey geschrieben hat. Nur noch eine von diesen treffenden Schilderungen können wir uns nicht entbrechen herzusetzen. Es ist die von dem berühmten Coloristen Tizian. „In seiner ersten Manier, sagt Mengs, malte er im Geschmack des Giorgione, allein er zeichnete viel simpler nach der Natur, und befolgte nicht den großen Geschmack der Umrisse. Nachher nahm er einen andern Styl an, verließ die Rundirung des Giorgione, und machte dreistere Pinselstriche, worin er außerordentlich war, wie man an dem Gemälde des heiligen Petri, des Märtyrers, zu Venedig sieht. Zuletzt verlor er die Reinlichkeit des Pinsels, und malte in seinen letzten Zeiten in einem groben Geschmack. Er fiel so sehr ins Helle, daß seine Malereyen ganz platt erschienen. Seine Composition ist platt und gemein. Seine Gewänder sind schlechtweg nach der Natur gezeichnet, ohne Wahl und Schönheit; doch sind die Farben derselben lebhaft und gut behandelt. Sein Helldunkel und die Wirkung seiner Gemälde ist wahr; seine Köpfe scheinen alle Porträts zu

seyn, und fast allezeit ohne Ausdruck. Das Colorit aus seiner besten Zeit ist sehr schön und wahr, die Zeichnung aber meistentheils unrichtig.

Den Schluß des ersten Bandes macht ein Schreiben über den Ursprung, Fortgang und Verfall der zeichnenden Künste. Mengs zeigt solchen zuerst bey den Griechen und Römern, und hernach auch in neuern Zeiten, seit Wiederherstellung der Künste. Er setzt die Ursachen des Verfalls sehr deutlich auseinander; sie waren sowohl bey den Griechen als in neuern Zeiten eben dieselben. Sie wurden zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Da aber alle Gedanken und Handlungen der Menschen auf immer weitern Fortgang gerichtet sind, und die nachfolgenden Künstler zur Vollkommenheit jener Meister hinzusetzen wollten, so fanden sie keinen andern Rath, als zu dem Wesentlichen noch das Ueberflüßige hinzuzuthun. Weil indessen der menschliche Verstand seine Gränzen hat, so konnte er beydes nicht wohl mit einander verbinden: denn, was vom Unnützen auf der einen Seite angebracht ward, ging auf der andern am Wesentlichen verloren; und da sie auf diese Art das Wichtigste verfehlten, so ging die Kunst stufenweise in ihrer Vollkommenheit rückwärts.

Es war nach Wiederherstellung der Künste ein glücklicher Zeitpunkt, da einige große Genien, Michelangelo, Raphael, Tizian und Correggio, gemeinschaftlich dazu beytrugen, die Malerey auf eine Stuffe der Vollkommenheit zu bringen.

bringen. Auf dem von ihnen gebahnten Wege mußten die Nachfolger entweder fortgehen, oder in abentheuerliche Neuerungen ausarten: letzteres geschah auch wirklich. Die Kunst sank nach und nach dergestalt, daß Italien, nach Mengs Tode, kaum ein Paar tüchtige Meister aufzuweisen hat. Der allmählige Verfall wird auf eine einleuchtende Art gezeigt. Auf diese Weise, schließt der Verfasser zuletzt, verlor sich diese edle Kunst bis auf den heutigen Tag, und ob man gleich bey einigen Künstlern hier und da Fragmente derselben zerstreut antrift, so kommt doch das wenige Gute mehr von einer bloßen und materiellen Praktik her, als von Regeln und Grundsätzen, die sich auf Vernunft gründen. Die Künstler schmeicheln gemeiniglich den Augen der Dilettanten, deren Sinn und Beurtheilungskraft durch die Fehler der letzten Schulen verdorben sind. Am Ende des Briefes zeigt Mengs, daß, was er von der Malerey behauptet, auch bey der Baukunst statt finde.

Der zweyte Band fängt mit den Betrachtungen über die Schönheit und den guten Geschmack in der Malerey an. Sie sind seit 1762 bereits unter uns bekannt, da sie Füeßli zuerst herausgab, und hoffentlich ist kein Freund der Künste, und kein Künstler, der sie nicht mehr als einmal gelesen hat. Die jetzige Ausgabe hat wenig Abänderung erhalten, und vornemlich den Vorzug, daß sie in einer weit bessern deutschen Schreibart abgefaßt ist. Die angehäng-

hängten Anmerkungen über diese Abhandlung sind von dem italienischen Herausgeber, Herr von Azara, welcher so bescheiden ist zu gestehen, daß das Gute darin aus den häufigen Unterredungen mit Mengs entlehnt sey. Nur sind seine Begriffe von der Schönheit von denjenigen seines Freundes unterschieden. Ueberhaupt kann man diese kleine Schrift als einen Commentar über die Mengsische ansehn: sie verräth durchgängig den denkenden Mann, und den reifen Kenner der Kunst, der durch Mengs gebildet worden. Einige Paragraphen sind vorzüglich gut ausgeführt, woher es z. E. kommt, daß uns die Schönheit in den Künsten Vergnügen macht, und von was für Art dieses Vergnügen sey.

Möchte doch folgende Stelle vom Ausdruck von manchem unsrer Halbkenner beherzigt werden! „Unter den Neuern hat sich eine Sekte von Malern und Dilettanten eingeschlichen, die nur dasjenige für Ausdruck halten, was ins Affektirte und Gezwungene hinausläuft, und mit vielen Umständen sehr wenig Wirkung hervorbringt. Die Trägheit nachzudenken, und die Unwissenheit sind die Quellen dieses verdorbenen Geschmacks. Grobe Bewegungen von einer leidenschaftlichen Person zu bezeichnen, die alle ihre Geberden und Glieder verstellt, oder das Blut, das von einem Verwundeten herabströmt, oder den abscheulichsten Cadaver vorzustellen, alles dieses erfodert sehr wenig Talent und Unterricht; man darf nur Augen haben um zu

sehen,

ſehen. Allein die Triebfeder der Seele zu entdecken, ſie in ihren verborgenſten Geheimniſſen gleichſam zu überraſchen, und alles dieſes ohne Verletzung der Schönheit der Form auszudrücken wiſſen, erfodert weit mehr Aufmerkſamkeit und Philoſophie. — Man muß aber auch an das Eigenthümliche, an den Charakter der Perſon denken. Ganz verſchieden ſind die Leidenſchaften eines Helden und Fürſten von den Affekten eines gemeinen Mannes, und anders geberdet ſich eine Gottheit als ein Sterblicher. ꝛc.

Es folgen **Mengs Betrachtungen über die drey großen Maler Raphael, Corregio und Tizian**, und über die Alten. Die Liebhaber der Kunſt, welche wiſſen, daß er bereits in der Schrift über die Schönheit viele Vergleichungen und Betrachtungen über dieſe berühmten Meiſter angeſtellt hat, dürfen nicht befürchten, hier daſſelbe wieder zu leſen. Wenn gleich der Gegenſtand derſelbe iſt, ſo finden ſie ihn hier doch ſehr erweitert, und ſo viel Wahrheiten und Gelehrſamkeit darin, daß ſie für das Vergnügen des Durchleſens reichlich belohnt werden. Das 1. Kapitel giebt allgemeine Regeln, den Werth der Maler zu beurtheilen. Das 2. geht die verſchiedenen Theile der Malerey durch, und zeigt bey jedem die Vorzüge und ſchwachen Seiten **Raphaels**. Das 3. und 4. thut eben dieſes beym **Corregio** und **Tizian**, und das letzte handelt von dem Geſchmack der Alten, vornemlich in der Malerey. Dieſes iſt das Ausführlichſte von allen. Man

merkt

merkt den Freund Winkelmanns darin, und wie sehr sich beyde große Männer durch Mittheilung ihrer Kenntnisse unterstützten und aufklärten.

Das Fragment einer Rede über die Mittel, die Künste in Spanien blühend zu machen, enthält artige Anmerkungen über den Charakter der Nation, und von der Geschichte der dortigen Malerey. Er überreichte der Akademie in Madrit Vorschläge zu verschiedenen Einrichtungen nach seinen erhabnen Begriffen. Sie wurden zwar angenommen, sagt Herr von Azara, aber Unwissenheit und Leidenschaft wußten seinem unvorsichtigen und unschuldigen Genie solche Hindernisse in den Weg zu legen, daß sie nicht nur unausgeführt blieben, sondern auch zur Vereitelung seiner Absichten, ja so gar zu seiner Entehrung, gemißbraucht wurden. Es muß dem guten Mengs sehr übel deswegen ergangen seyn, weil sein Freund hinzusetzt: Wir wollen über diesen Auftritt des menschlichen Elends den Vorhang ziehen, und zur Ehre der Menschheit in tiefe Vergessenheit bringen.

Der Brief an den französischen Bildhauer Falconet, der damals die Statue Peters des Großen zu Petersburg verfertigte, ist mit großer Bescheidenheit geschrieben, und zwar mit weit mehr, als der aufgeblasene Falconet verdient. Falconet besaß Talente, dünkte sich aber über alle Künstler weg zu seyn: er schmierte 2 Bände voller Galle über den Plinius, Cicero, die griechischen Schriftsteller, über das Pferd

des

des Marcus Aurelius, welches auf dem Capitol steht; und auch über die neuern, insonderheit über Winkelmann. Mengs läßt sich nicht in Widerlegung der Irrthümer ein, wovon diese Schrift wimmelt, sondern sucht blos seine und seines Freundes Winkelmanns Ehre zu retten, und zu zeigen, daß das gedachte Pferd, von welchem Falconet mit unverdienter Geringschätzung viel Gewäsche vorgebracht hat, mehrere Achtung verdiene.

Der letzte kleine Aufsatz dieses Bandes enthält eine Untersuchung dessen, was man in den Künsten ein gewisses je ne sais quoi nennt. Er ward durch die Frage des bereits gedachten Guibal veranlaßt, und Mengs erklärte in einer kurzen Rede an seine Schüler, was man eigentlich darunter verstehen müsse. Bey vielen Halbkennern ist dieß ein Ausdruck, hinter welchen sie sich verstecken, wenn sie die eigentlichen Schönheiten des Gemäldes nicht auszudrücken wissen. Das je ne sais quoi wird für den Geschmack und Styl des Künstlers selbst erklärt: es ist folglich ein Irrthum, wenn man glaubt, man könne diesen Geschmack, diesen Styl oder diese Manier nicht finden.

Der dritte Theil fängt mit dem Briefe an Hr. Anton Pons an. Unsere Leser kennen den Pons, oder, wie er sich auf den ersten Bänden seiner spanischen Reise nennt, Puente, weil der Anfang, oder die zwey ersten Theile der Uebersetzung des Herrn Dietze im 20. und 21. Bande unsrer

unſrer Bibliothek angezeigt worden. Die Ueberſetzung begreift nur die 2 erſten Theile des Originals, wovon 1783 bereits der 12te Theil erſchien. Weil Herr Dietze die Weitſchweifigkeit des ſpaniſchen Originals beybehielt, ſo gerieth die Ueberſetzung, vermuthlich aus Mangel an Käufern, ins Stocken, welches den Liebhabern der Kunſt um deſto unangenehmer ſeyn muß, da würklich viele ſchätzbare Nachrichten von uns wenig bekannten Kunſtwerken darin enthalten ſind. Weil Pons dem Urtheile des ſeligen Mengs mehr trauete als ſeinem eignen, ſo erſuchte er dieſen, ihm ſeine Kritiken über die merkwürdigſten Stücke der königlichen Sammlung mitzutheilen; daraus entſtand ein ausführlicher Brief, welcher dem 6ten Bande obgedachter Reiſen beygefügt iſt. Wegen der Dunkelheit im ſpaniſchen Originale war die italieniſche Ueberſetzung, welche davon zu Turin erſchien, eben ſo fehlerhaft. Dieſe Fehler verbeſſerte Azara in der italieniſchen Ausgabe der Mengſiſchen Werke. Die Schrift iſt nicht allein wegen der Kritik der königlichen Gemälde merkwürdig, ſondern auch weil ſchöne Bemerkungen über die verſchiedenen Gattungen des Styls in der Malerey, und die Theile dieſer Kunſt vorangeſchickt ſind.

2. Ein Brief an Herrn Fabroni, Oberaufſeher der Univerſität zu Piſa. Dieſer Prälat ſchickte die Handſchrift einer Beſchreibung von der berühmten Gruppe der Niobe, welche vor einigen Jahren von Rom nach Florenz geſchaft ward, an

Mengs

geschaft ward; und bat sich sein Gutachten darüber aus. Dieser war aber damals bereits so schwach, daß er selbst nicht mehr schreiben konnte, sondern den Brief jemanden in die Feder dictirte. Mengs sucht zu beweisen, daß die Gruppe der Niobe eine mittelmäßige Kopie nach dem vortreflichen Original ist, wovon Alinius redet, und daß die Statuen bey weitem nicht von gleicher Güte sind.

3. Das zweite Schreiben an Herrn Fabroni ist nur ein Fragment über eben diesen Gegenstand. Fabroni nützte die Anmerkungen des einsichtsvollen Künstlers bey der nachmaligen Ausgabe seines Werks.

4) Es folgen weitläuftige Bemerkungen aus dem Leben und Werken des Correggio und noch besonders fünf Betrachtungen über den Werth des Correggio, welche fast den dritten Theil dieses Bandes ausmachen. Sie setzen die Verdienste dieses Lieblingsmeisters von Mengs in ein gehöriges Licht, und ergänzen das Unrichtige, was Vasari von ihm schrieb. Der Künstler zeichnete sie zu dem Ende zu Florenz auf, daß man sie, bey der Sammlung der Lebensbeschreibungen der Maler aus allen Schulen, daran damals gearbeitet ward, benutzen möchte. Es entstand aber ein sehr trockner Artikel daraus, darunter Azara vermuthlich denjenigen versteht, der zu der prächtigen Ausgabe von Malerbildnisse der Galerie von Florenz gehört. Ueberhaupt hielte Mengs, wie wir aus seinem Leben von Aza-

ra lernen, nicht viel auf den Vasari, und das mit Recht, weil er sich bey vielen elenden Anekdoten aus dem Privatleben aufhält, vorzüglich die Florentinische Schule erhebt, und andre oft unbillig tadelt, oder leicht darüber hingeht. Dieß Schicksal betraf insonderheit den Correggio. Mengs erzählt die Thatsachen, worauf sich der Ruhm dieses großen Mannes gründet, mit der ihm eignen Bescheidenheit, ohne sich um den Vasari, und seine partheyischen Vertheidiger, darunter vornemlich sein neuerer Herausgeber Bottari gehört, zu bekümmern. Am Schlusse dieser beyden Aufsätze sucht Azara noch besonders zu zeigen, wie unrichtig und verworren alles ist, was Vasari vom Correggio sagt.

6. Der praktische Unterricht in der Malerey ist ziemlich ausführlich, leidet aber keinen Auszug. Um aber doch unsern Lesern etwas davon zu sagen, wird es am besten seyn, ihnen dasjenige mitzutheilen, was Herr von Azara statt eines Vorberichts davon sagt. „Dieser „Unterricht ist eine Sammlung verschiedener „Stücke, die ohne Ordnung und Methode zer„streut waren; Mengs diktirte sie nicht zu glei„cher Zeit, in verschiedenen Sprachen, und für „unterschiedliche Schüler, nach dem es der Un„terricht mit sich brachte. Jeder schrieb sie nach „seiner Fähigkeit auf, daher findet man bey „vielen eine solche Verwirrung, daß es nicht mög„lich war, sie ganz zu enträthseln, und zu ver„meiden. Auch der gegenwärtige Unterricht ist

„nicht

„nicht ganz von Irthümern frey, wie ich gern „gestehe. Die Unordnung, die Wiederhohlung, „Sprachfehler, die dunkle Art sich zu erklären, „alles dieses sehe ich wohl ein. Ich mache diese „Vorerinnerungen, um der Kritik gewisser Leute „zuvor zu kommen, die um ihre Galle auszuschüt„ten, welche das wesentliche Verdienst seiner „Werke in ihrer Eigenliebe erregt, den Worten „und Redensarten nachjagen.“

Den Schluß dieses Bandes machen Gedanken über die Akademie der schönen Künste zu Madrid.

IV.

Horazens Dichtkunst, erläutert, übersetzt und als ein vortrefliches Ganze vorgestellt von Johann Andreas Christian Michelsen, Professor der Mathematik und Physik am vereinigten Berlinischen und Cöllnischen Gymnasium, Halle im Verlage des Waysenhauses, 1784.

Dieser solide Titel, an der Stirne eines Commentars zu einem Werke des Geschmacks, erregt zu unsern Zeiten natürlicher Weise Erwartung. Aber demohngeachtet, oder vielmehr eben darum, konnten wir auch einer gewissen Ahndung nicht ganz widerstehen, die uns vor der Ausführung

bange machte, und wir hielten eine Prüfung um so viel weniger überflüßig, da sich mit dieser Dichtkunst schon fremde und einheimische Kunstrichter so oft abgegeben haben. Hr. Michelsen bedauert in der Vorrede, daß Hr. Wieland insbesondere, mit seiner Uebersetzung und Erläuterung der Horazischen Dichtkunst, der Welt ein so gleichgültiges, ja sogar gefährliches Geschenk habe machen wollen. „Denn, sagt er, daß Ho„raz darinne, durch die Art, wie er da redet, „herabgewürdiget wird, daß hie und da sein „Werk durch seynsollende Verbesserungen offen„bar entstellt wird, daß die wichtigsten Verbin„dungen der Gedanken übersehen und ausgelassen, „auf die oft eben so wichtige Ordnung der Worte „häufig gar nicht gesehen, einige der schönsten „Stellen durch hineingebrachte Widersprüche un„deutlich gemacht, und Behauptungen, auf die „sich Horaz wie auf Grundsätze beruft, als Fol„gen aus dem Vorhergehenden vorgetragen wer„den, und daß alles von einem Wieland, ei„nem Lieblingsschriftsteller seiner Nation, daß es „von einem Dichter, bey einem Dichter, und bey „einem Autor geschieht, von welchem Jedermann „begierig eines berühmten und großen Mannes „Uebersetzung ergreift, um sich dadurch dessen „Verständniß zu erleichtern: — wer muß das „nicht bedauern?“

Wir müssen aufrichtig gestehen, daß uns diese mitleidige Kritik nicht wenig befremdet hat. Und wen wird es nicht befremden, einen Wieland,

land, einen Lieblingsschriftsteller seiner Nation, zu einem schlechten Uebersetzer herabgewürdiget zu sehen? Oder ist derjenige nicht ein solcher, wie ihn Hr. M. schildert? Aber vollends diese Behauptung als ein Schild vor der Uebersetzung des nämlichen Schriftstellers ausgehängt zu sehen! — Wenigstens dünkt dieses ein sehr gutes Gewissen vorauszusetzen; bey der Prüfung aber haben wir doch Ursache, es mehr für ein zu leichtgläubiges Zutrauen zu sich selbst zu halten.

Auf diese Vorerinnerung folgt eine Einleitung, die ziemlich weit ausholt. Hr. Michelsen klagt darin über die Unvollkommenheit der Worte, als Zeichen der Gedanken, wenn sie vom Tone und von der Miene des Redenden nicht unterstützet werden. Dieser Umstand, merkt er an, setze dem vollen Verständnisse einer Schrift große Schwierigkeiten entgegen, insbesondere wenn sich der Schriftsteller an lebhafte, individuelle Vorstellungen, und an einen der Natur dieser Vorstellungen entsprechenden Ausdruck gewöhnt habe. „Die Entfernung der Zeit endlich, setzt er hinzu, „die unbekanntern Personen, für welche ein Autor „geschrieben, vermehren diese Schwierigkeiten so „sehr, daß es, im strengsten Verstande genommen, zur Gewißheit zu gelangen unmöglich „wird, ein hoher Grad der Wahrscheinlichkeit ist „alles, was man in diesen Fällen zu erreichen im „Stande ist.“

Wir könnten mit leichter Mühe noch einige Schwierigkeiten mehr anführen, einige von denen insbesondere, die von Seiten des Uebersetzers und Erklärers herkommen. Z. B. wenn er an eine gewisse Art, einen gewissen Gang von Vorstellungen sich gewöhnt hat, bey welchem der Verstand, auf Kosten der Einbildungskraft und des Witzes geübt, nur einen einseitigen Geschmack hat erzeugen können; der, wo er empfinden sollte, raisonnirt, Gefühle zu deutlichen Begriffen anatomiren will, um für seine Folgerungen festen Grund zu bekommen, ohne zu bemerken, daß darüber der Eindruck des Ganzen verloren geht. Von solchem könnten wir zeigen, daß er überhaupt nur sehr wenige Schriftsteller, am allerwenigsten die Dichter, und vorzüglich einen Dichter, wie Horaz, richtig verstehen und mit Geschmack erklären und beurtheilen werde, einen Dichter, der eine so originelle Laune, einen so geschmeidigen Witz, mit so viel Weltkenntniß und soviel Philosophie, die jedoch, so zu sagen, mehr die Philosophie des Gefühls ist, in sich vereinigt, der bald lustig ernsthaft, bald ernsthaft lustig, Spötterey und Ironie mit Gutherzigkeit und Klugheit, Urbanität, Eigensinn, die versteckteften Absichten mit der unbefangensten treuherzigsten Miene zu paaren versteht, kurz, der in jedem Betrachte ein so heteroklitisches Wesen ist, daß . . . . Doch, statt Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten zu häufen, hören wir lieber den Hrn. Verfasser, wie er diese wenigstens, die er

selbst

selbst dem Verständnisse eines solchen Schriftstellers im Wege zu stehen erkennt, wegzuräumen sucht, um zu dem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit zu gelangen, mit dem wir uns alle behelfen müssen.

„Allein, fährt er fort, wenn man aus der „Schrift eines Autors selbst vor allen Dingen „eine richtige Vorstellung von seiner Absicht und „den Umständen, unter welchen er geschrieben „hat, zu erlangen sucht, und ihn, vorausgesetzt, „daß er classisch ist, so lange mit spähenden Au„gen lieset, bis man diese Umstände und Absicht „so anzugeben im Stande ist, daß sein Werk „als ein Ganzes, wo kein Theil fehlt, keiner über„flüßig ist, und jeder am rechten und passendsten „Orte steht, erscheint: so hat man ohnstreitig ein „Recht, die so erhaltene Wahrscheinlichkeit eben so, „als strenge Gewißheit in andern Fällen, zu ge„brauchen."

Es mag seyn! Wiewohl, was ließe sich nicht noch alles gegen die Voraussetzung des Classischen einwenden? was von den spähenden Augen befürchten, die nur sehen, was wir sehen wollen? und – bleibt es nicht immer möglich, daß ein Anderer, die erwähnten Umstände und Absicht noch wahrscheinlicher angeben, daraus ein noch passenderes Ganze zusammensetzen könnte? wie wird es sodann um die vorgebliche strenge Gewißheit aussehen? Doch es mag seyn, sage ich, so wird doch immer die doppelte Bedingung statt finden: erstlich, wenn der Commentator wirklich

ein solches Ganze gefunden; zweytens, wenn das so gefundene Ganze, mit dem Charakter und der sonst bekannten Manier des Schriftstellers übereinstimmet. Denn außerdem könnte es dem sorgfältigsten Ausleger und Uebersetzer leicht eben so, wie den tausend Auslegern und Uebersetzern der Bibel gehen, die insgesamt, so sehr sie auch unter einander über das zu findende und gefundene Ganze uneinig sind und von einander abgehen, freylich darinne demunerachtet übereinkommen, daß ein jeder von ihnen ausschließlich den rechten Fleck getroffen, ein jeder von ihnen das Ganze gefunden zu haben glaubt, wo kein Theil fehlt, keiner überflüßig ist, und jeder am rechten und schicklichsten Orte steht.

Und so hat man denn ein solches Ganze in Horazens Dichtkunst bisher noch nicht gefunden? Gefunden, meynt Hr. Michelsen, nun wohl nicht: auf die Spur gekommen möchten ihm jedoch schon Mehrere seyn. Z. B. Ramler, und vorzüglich Sulzer in seiner Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. — Aber was ist es denn nun für ein Ganzes? ein Ganzes, ein vortreffliches Ganze! Herr Michelsen nämlich glaubt, daß Horazens Brief an die Pisonen, nicht ein Brief, sondern nur gleichsam ein Brief ist, daß Horaz auf der Welt keine andere Absicht haben konnte, als, praktische Elemente für angehende Dichter zu schreiben; und daß daher Horazens Dichtkunst, für den Dichter gerade eben das sey im Praktischen, was

in

in Theoretischen für den Mathematiker, Euklides Elemente sind.

In der That, wenn je ein Ausleger oder Uebersetzer, seinem Autor seine eigne Art zu denken und zu empfinden untergeschoben hat: so scheint es uns Herr Michelsen gethan zu haben. Herr Michelsen ist ein Mathematiker, und wenn man nicht bereits seine Verdienste von dieser Seite kennte, so dürfte man nur einen flüchtigen Blick auf sein Buch werfen, und überall wird man diesen finden. Welcher Apparatus von Gründlichkeit! Erklärungen, und nichts als Erklärungen! Eintheilungen, und nichts als Eintheilungen! Hypothesen, in Form von Axiomen, Vermuthungen, die wie Lehrsätze aussehen, und doch nichts als Vermuthungen sind! Ketten von Schlüssen, die aber bloß rasseln und nicht binden! Schwerfällige analytische Tabellen, die durch ihr Gewicht, die ästhetische Schönheit des Ganzen in logischen Staub zertrümmern! Lauter Eigenschaften, die einen Ausleger des Horaz, aber nicht zu seinem Vortheile, kenntlich machen: lauter Eigenschaften, die den Kunstrichter verrathen, der den Mathematiker entweder zur Unzeit spielen will, oder doch nicht verläugnen konnte; lauter Eigenschaften endlich, wovon gegenwärtiger Commentar sowohl, als Uebersetzung, die deutlichsten Spuren tragen, die man zu verkennen Mühe haben würde!

Um diese Beschuldigungen in ihr Licht zu setzen, machen wir sofort den Anfang mit dem Commentar.

Herr Michelsen hat Ramlers Urtheil über Horazens Dichtkunst, das er, im Anhange zum 2ten Theile der Einleitung in die schönen Wissenschaften nach dem Franz. des Batteux, vorträgt, so weit er es für tauglich hielt, dabey zum Grunde legen wollen; wir sehen uns daher genöthigt, das, was er davon anführt, hier abzuschreiben:

„Der Dichter, sagt Ramler daselbst, hat „in diesem Werke gar nicht die Absicht gehabt, „uns eine vollständige Abhandlung von der poe„tischen Kunst zu liefern. Man bemerke wohl, „daß er weiter nichts, als einen Brief an den L. „Piso schreibt, einen der vornehmsten Herrn zu „Rom, einen Mann von Geschmack, und an „seine Söhne, wovon der älteste bereits ein Al„ter erreicht hatte, worinne man selbst denken „kann. Hier war also nicht der Ort, sich in eine „ausführliche Zergliederung einzulassen, von den „Eigenschaften der Poesie zu handeln, ihre Ein„theilung und Arten fest zu setzen, die Kunst zu „lehren, wie man eine Fabel oder poetische Hand„lung entwerfen müsse. Piso nnd seine Söh„ne hatten den Unterricht des Horaz über alle „diese Sachen nicht nöthig, die man allenthal„ben, bey allen Lehrern, in allen griechischen und „lateinischen Lehrbüchern antraf, an welchen man „damals gar keinen Mangel hatte. Man for-

derte

„derte von Horazen seine Beobachtungen, aus„erlesene Regeln, Bemerkungen eines Mannes „von Kopf, Urtheile eines Meisters, kurz, was „der schönste Geist aus dem schönsten Jahrhun„derte Roms lehren mußte, wenn er sich einmal „in Unterweisung einlassen wollte, und was selbst „der geschickteste Kunstrichter und die besten Lehr„bücher nicht lehrten.“

Hier bricht Herr Michelsen die Citation ab, mit der Versicherung: „daß es ihm etwas leichtes seyn würde, diese Behauptungen in ihrem ganzen Umfange sofort mit den nöthigen Beweisen zu belegen, und die wichtigsten dawider gemachten Einwendungen aus dem Wege zu räumen, wenn es nicht mit mehrerm Rechte und größerm Nutzen, nach vorhergegangener sorgfältigen Betrachtung der einzeln Theile des Werks, wovon hier die Rede ist, geschähe.“ Ob die Erörterung der angeführten Behauptungen nicht vielmehr hier am rechten Orte gestanden hätte, darüber wollen wir eben nicht streiten; wiewohl sie uns völlig von der Art vorläufiger Behauptungen zu seyn scheinen, die ohne Rücksicht auf das Werk selbst, blos auf das gehen, was Horaz, nach Gründen der Möglichkeit, wahrscheinlicher Weise, bey seinem Werke beabsichtigen konnte, da er an solche Personen schrieb, und unter solchen Umständen schrieb, und endlich einen Brief schrieb. Aber selbige in ihrem ganzen Umfange mit den nöthigen Beweisen zu belegen, scheint uns eben so schwer, als es Herr Michelsen für

leicht

Digitized by Google

leicht hält; denn er hat, vermuthlich von dieser Einbildung verführt, die versprochenen nöthigen Beweise am Ende gar vergessen. Z. B gleich die Behauptung: Daß L. Piso, ein Mann von Geschmack gewesen, was ist sie mehr, als eine bloße leere Vermuthung, die sich weder aus der Benennung, antistes Musarum, die der alte Scholiast diesem vornehmen Römer giebt, noch sonst aus der Geschichte bestätigen läßt, und die folglich ein jeder Ausleger, nach seinen Bedürfnissen ausdehnen, einschränken, oder auch geradezu läugnen kann. — Doch das ist eine Kleinigkeit. Aber womit will Hr. Michelsen die Folgerung erhärten, die Hr. Ramler überhaupt aus dem Angeführten zu ziehen für gut gefunden? die Folgerung, daß, weil Horaz an den L. Piso und seine Söhne nichts als einen Brief geschrieben, weil dieser L. Piso ein Mann von Geschmack gewesen, weil sein ältester Sohn bereits ein Alter erreicht habe, worinne man selbst denken kann; — daß daher, aus diesen Ursachen, hier nicht der Ort gewesen, sich in ausführliche Zergliederungen einzulassen, von den Eigenschaften der Poesie zu handeln, ihrer Einheit ꝛc. Folgt das etwa so nothwendig? nothwendig! nur wahrscheinlich? Warum wäre es denn sogar unschicklich, in einem poetischen Briefe auch von solcherley Gegenständen zu handeln? ausführlich, oder nicht ausführlich, zu handeln? Kann ein Mann von Geschmack wie Piso, der er immerhin gewesen seyn mag, kann ein junger Mensch,

der

der selbst denken kann, wenn er will, über dergleichen Dinge, von einem Horaz, nicht noch Lehre annehmen? Das Letztere wohl nicht! — „Denn, fährt Ramler fort, Piso und seine „Söhne hatten den Unterricht des Horaz über „alle diese Sachen nicht nöthig, die man allent„halben in allen Griechischen und Lateinischen u. s. w.“ Und was verlangten sie denn sonst von Horazen? „Feine Beobachtungen, auserlesene „Regeln, Bemerkungen eines Mannes von „Kopf — Kurz, was selbst der geschickteste „Kunstrichter und die besten Lehrbücher nicht „lehrten. —“ Also hatte man an diese Art von poetischem Unterricht damals noch nicht gedacht? Es fand sich dergleichen weder bey den Griechen noch Römern durchaus nichts? Er war Horazen schlechterdings vorbehalten?

Aber was ist denn das für ein Werk, das der alte Scholiast anführt, das Neoptolemus aus Paros geschrieben hatte, und aus welchem Horaz, wie der nemliche Scholiast ausdrücklich versichert, seine Regeln excerpirt haben soll? Excerpirt? — Also war ja schon ein solches Werk vorhanden! nur war es weitläuftiger, nur war es vollständiger! Wie konnte also Horaz lehren wollen, was selbst der geschickteste Kunstrichter und die besten Lehrbücher nicht lehrten? Wäre dieser Vorsatz, der Horazen ohnedieß nicht ähnlich sieht, hier nicht offenbar eine alberne Großsprecherey? Horaz hätte wollen unerhörte Dinge sagen, nun am Ende fände sichs, daß er

weiter

weiter nichts, als ein armseliger Compilator hätte seyn können! — Wird Herr M. nicht gestehen müssen, daß es weit leichter sey, Behauptungen aus der Luft zu greifen, als selbige mit den nöthigen Beweisen zu belegen? Gleichwohl bauet er auf diesen Grund getrost fort. Wie dauerhaft? läßt sich vermuthen, und wird sich in der Folge ausweisen. Indessen kehren wir noch auf einen Augenblick zu Ramlers Behauptungen zurück, und sehen was dieser weiter darauf zu bauen waget.

Diesen Begriffen zu Folge, fährt er nemlich nach der oben angeführten Stelle fort, „merkt „man leicht, daß Horazens Werk kein Lehrge„bäude werden durfte, daß uns die Kunstregeln „nach der Ordnung von Artikel zu Artikel vor„trägt. Es konnte nichts, als eine Art von „Sammlung einiger Vorschriften des guten Ge„schmacks, einiger beynahe abgesonderten Lehr„sätze werden, denen man die Gestalt der Denk„sprüche giebt, damit man sie desto leichter auf „besondere Gegenstände anwenden kann, ohne „Beziehung auf das, was vor ihnen vorhergeht, „oder auf sie folgt. Alles, was der Verfasser „in diesem Falle thun kann, ist dieses, von all„gemeinen Beobachtungen anzufangen, und sich „hiernächst zu einigen besondern Anmerkungen „herabzulassen; zuerst die Regeln der Kunst zu „entwerfen, und hierauf den Künstlern einigen „Rath mitzutheilen. Mehr kann man nicht leicht „fordern, zumal von einem Dichter, der zu den

„Vor-

Digitized by Google

„Vorrechten der Porsie, noch die Vorrechte der „Briefgattung hinzuthut, deren erstes Recht die „Freyheit ist. Wir haben also nicht nöthig uns „mit dem Daniel Heinsius zu quälen, eine „Ordnung in die Dichtkunst des Horaz hinein„zubringen, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, „niemals darinne vorhanden gewesen ist. Dies „ses Werk ist der Auszug, die Quintessenz einer „Kunst, das heißt, einer Smamlung von Re„geln. Es hat die Ordnung und die Verbin„dungen, die ein solcher Auszug haben muß, „und man kann das zu seinem Lobe sagen, was „Julius Scaliger zum Tadel desselben sagte: „Es sey eine Kunst, ohne alle Kunst vorgetragen: „De Arte quid sentiam? Quid? equidem „quod de arte sine arte tradita.“

Diese weitern Folgerungen Herrn Ramlers, und das Urtheil, das sie enthalten, ist in der That so bescheiden, so wenig eigensinnig, und zugleich dem Charakter eines Dichters, und eines solchen Dichters, der zumal einen Brief schreibt, so angemessen, daß man darüber die Gründe, worauf es sich zu stützen scheint, gar vergißt, und es demohnerachtet als ein Urtheil des richtigen Gefühls, des guten Geschmacks, ohne Bedenken gelten lassen wird, wenn man es auch nicht ganz unterschreiben, nicht in seinem ganzen Umfange billigen sollte. Es bleibt immer das Urtheil eines Mannes, der selbst ein großer Dichter ist, der die Vorrechte des Dichters aus eigner Erfahrung viel zu gut kennt,

als daß es ihm einfallen sollte, den Horaz auf die kritische Folter zu spannen, und ihn da so lange zu quälen, bis er aussagt, was man so gern hören möchte, weil man es vorausgesetzt hatte. Es ist das Urtheil eines Kunstrichters, der seine Gränzen kennt, und daher viel zu vorsichtig, viel zu bescheiden ist, als daß er sich einbilden sollte, jeden Weg voraus zu wissen, worauf das Genie zu seinem Zwecke gelangen mag. — Herr Michelsen hingegen will nicht nur den Weg, den Horaz genommen, aufs genauste wissen; sondern es soll auch der einzige seyn, den er nehmen durfte. Er zieht dem Dichter eine Linie vor, von der er nicht um ein Haar breit abweichen darf, wenn er anders etwas Vortrefliches liefern will. Aus den nemlichen Voraussetzungen und Vermuthungen, aus welchen Ramler die Anordnung, die in diesem Briefe herrscht, entschuldigen, oder vielmehr nur erläutern wollte, will Michelsen auf ein System schließen, wo kein Theil fehlt, wo alles aufs genaueste in einander passet. Ramler setzt Horazens Brief nur überhaupt unter die Lehrgedichte, und so, daß er dabey dem Dichter alle seine Vorrechte zusamt den Vorrechten eines Briefschreibers wie billig zugesteht; Michelsen will von allen diesen Vorrechten wenig oder nichts wissen, auch bestimmt er nicht nur die Gattung, sondern auch die Art von Gedichten, wozu dieser Brief nicht etwa vielleicht gehören könne, sondern nothwendig gehören müsse. Und warum denn gehören

müsse?

müsse? Weil Horaz sonst kein Ganzes, kein vortrefliches Ganze geliefert haben würde. Um dieses zu leisten, mußte er dem gerade ein solches Ganze machen, wie es Herr Michelsen voraussetzt, das nach seinem Geschmacke uns ein vortrefliches Ganze ist?

Doch wir lassen die Parallele fahren, und bleiben bloß bey dem letztern stehen: dessen Behauptungen wir nunmehr unsern Lesern in ihrem ganzen Umfange zeigen wollen. Sie lassen sich füglich in drey Klassen bringen. Herr Michelsen behauptet:

„Erstlich, Horaz habe bey seiner Dichtkunst die Absicht gehabt, dem Dichter dadurch ein Lehrer oder Leiter zu werden.

Zweytens, bestimmt er diese Absicht genauer dahin: daß Horaz zwar den Schauspieldichter vorzüglich, aber doch nicht ihm allein, sondern zugleich dem Dichter überhaupt habe Unterricht ertheilen wollen.

Drittens endlich, bestimmt er diese Absicht gewissermaßen noch genauer, wenn er behauptet, Horaz habe darin einen elementarischen praktischen Unterricht in der Poesie ertheilen wollen.„

Wer diese drey verschiedenen Behauptungen, so wie sie dastehen, ein wenig genauer ansieht, und mit einander vergleicht, dürfte sich vielleicht

verwundern, warum Herr Michelsen sich nicht so fort an die letztern habe machen, und diese statt aller mit den nöthigen Beweisen belegen wollen? Denn da sie die engste und bestimmteste ist, da sie die übrigen mit zu umfassen scheint, so verstand es sich ja von selbst, daß, wo das Mehrere bereits bewiesen ist, das Wenigere, was unter jenem mit begriffen wurde, keines weitern Beweises bedürfe. Die zweyte indessen freylich, nach welcher Horaz vorzüglich auf den Schauspieldichter gesehen haben soll, scheint, in Rücksicht auf die übrigen, wenigstens eine Erläuterung zu bedürfen; und gerade diese Erläuterung ist Herr Michelsen, wir wissen nicht warum? schuldig geblieben. Gleichwohl, ohne diese Erläuterung, könnte vielleicht dieser oder jener sorgfältigere Leser nicht recht begreifen, wie Horaz zwar den Schauspieldichter hier vorzüglich habe Unterricht ertheilen, und doch auch zugleich überhaupt einen elementarisch-praktischen Unterricht in der Poesie liefern, überhaupt ein Lehrer und Leiter der Dichter habe werden wollen. Nemlich jenes vorzüglich, und dieses überhaupt, könnten ihm nicht so recht mit einander zu passen scheinen, wenn es sich nicht etwa gar widerspricht: einen allgemeinen Unterricht über diese oder jene Kunst ertheilen wollen, und dennoch zugleich und vorzüglich einen besondern über einen einzelnen Gegenstand derselben? Denn würde man nicht von einem allgemeinen Unterrichte vielmehr erwarten, daß er sich über alle einzelne Gigenstände der Kunst gleichförmig,

als

als über einen vorzüglich verbreiten werde? In dem letztern Falle würde er ja offenbar nicht ein allgemeiner Unterricht seyn, sondern ein besonderer, worinne höchstens von dem allgemeinen mehr oder weniger, hie oder da, vorkommen und auch nicht vorkommen könnte? Und so nach würde Horazens Dichtkunst nicht ein elementarisch-praktischer Unterricht in der Poesie überhaupt, — sondern etwa ein elementarisch-praktischer Unterricht für den Schauspieldichter, nebst einigen gelegentlich eingestreuten Regeln für die Dichter überhaupt, zu nennen seyn.

Hiernächst, — könnte irgend ein neugieriger Leser gern die Ursache zu wissen verlangen, warum Horaz vorzüglich dem Schauspieldichter habe Unterricht ertheilen wollen? Und wenn er hierauf, wie zu vermuthen, antworten sollte: „weil Horaz auf den jungen Piso, der vermuthlich ein dramatisches Werk unter den Händen gehabt, Rücksicht nehmen wollen, und Rücksicht nehmen müssen, und das nach seinem bekannten Grundsatze: — immer erzeugt die Natur zuerst die innern Gefühle (und Absichten,) den äußern Lagen gemäß, und dann verbindet darauf der Mund den Zustand des Herzens; — so würde dieser Leser hinwiederum fragen, erstlich, woher man das wisse, und ob denn nicht auch etwa eine andere Ursache hier obwalten könne? Und so dann, — wenn man erwiederte: „daß man diese Hypothese zu besserer Erklärung des Ganzen nothwendig annehmen

müsse;„ könnte jener Leser zweytens fragen: ob es sonach nicht schicklicher sey, von Horazens Brief zu behaupten, daß er einen elementarisch-praktischen Unterricht vorzüglich für den jungen Schauspieldichter Piso enthalte? Denn derjenige, der mit Herrn Michelsen davon behaupten wolle, daß er einen elementarisch-praktischen Unterricht in der Poesie überhaupt enthalte, mache ja offenbar auf diese Weise den zufälligen und sogar ganz widrigen Erfolg zur bestimmten Absicht; der beurtheile ja offenbar den Horaz nach einer Absicht, die er nicht gehabt hat, und, wenn er anders seinen eignen Grundsatz getreu bleiben wollte, auch nicht haben konnte! —

So viel über diese dreyfache Behauptung überhaupt. Nun noch ein Wort über eine und die andere insbesondere.

Horaz hatte also, meynt Herr Michelsen, fürs erste bey diesem Briefe die Absicht, dadurch den Dichtern ein Lehrer oder Leiter zu werden. Und womit hat er diese Behauptung bewiesen?

Erstlich dadurch, daß er, was Hr. Ramler über Horazens etwanige Absicht vermuthet, für ausgemacht, ohne allen Grund, und sogar wider den angeführten Gegengrund aus der Geschichte, für ausgemacht annimmt. Er schließt, wenn das anders schließen heißt: „Horaz schreibt an einen der vornehmsten Herrn Roms, und an seine Söhne, wovon der älteste bereits ein Alter erreicht hat, worinne man selbst denken kann, einen belehrenden Brief. Keine Theorie durfte dieser

ser Brief nicht enthalten, denn das würde gethane Arbeit gewesen seyn. Man foderte vielmehr von Horazen seine Beobachtungen, auserlesene Regeln ꝛc.“ — Also, schließt Herr Michelsen, hatte Horaz die Absicht, ein Lehrer und Leiter der Dichter zu werden. — Diese Schlußfolge möchte wohl nicht sehr binden. Vielleicht werden es die andern desto mehr thun. Herr Michelsen führt dergleichen noch mehr an. Denn wollte man diese Behauptung nicht annehmen, „wie sollte man, fragt er, sonst das erklären, daß Horaz vom 38sten Verse an bis ans Ende entweder ausdrückliche Regeln ertheilt, oder Dinge berührt, deren volles Verständniß, so schwer und oft unmöglich es sonst ist, leicht erreicht wird, wenn man dabey annimmt, daß Horaz davon, bloß um der dabey gegebenen Regeln willen, rede?„ — Wie man das sonst erklären sollte? Wie? Hat man denn noch keinen Versuch gemacht, es auf andere Weise zu erklären? Wir sollten doch meynen. Vermuthlich will also Hr. Michelsen mit seiner Frage nichts weiter sagen, als daß die übrigen Erklärungen nichts taugen. Aber das ist es ja eben, was zu beweisen war!

„Woher rührte sonst, fragt er weiter, die Art der Einkleidung, die doch durch das ganze Werk herrscht, daß die vorgetragenen Regeln selbst im dogmatischen Tone vorgetragen, und darauf immer mit den passendsten und kräftigsten Gründen belegt werden?„ — Und wo, fragen wir, findet Herr Michelsen diesen dogmatischen Ton?

in Horazens Briefe selbst oder in seiner Uebersetzung? Diese freylich hat ihn nur zu sehr. Es scheint daher fast, als ob Herr Michelsen diesen Beweis erst hätte hineinlegen wollen, damit er selbigen im Nothfalle wieder herausnehmen könnte. Gleichwohl, wenn er auch wirklich in Horazens Briefe vorhanden wäre, würde er das beweisen, was er hier beweisen soll? Denn nicht zu gedenken, daß diejenigen, die Spott und Ironie in diesem Briefe finden wollen, selbst diesen Ton zur Bestätigung ihrer Meynung brauchen könnten, weil er dadurch nur um so pikanter würde. — Könnte er nicht auch bloß beweisen, daß Horaz nur als Lehrer des Piso in diesem Tone Regeln hätte geben wollen? Und wenn er die magere individuelle Absicht beweiset, beweist er darum auch die weitere? Oder bewiese er beyde, so könnte er ja wohl auch keine von beyden beweisen? Ferner, herrscht dieser Ton nicht auch, mehr oder weniger, in den übrigen horazischen Briefen? Und was beweist er da? Kann er daher für diesen Brief nichts Ausschliessendes beweisen, so beweist er ja wiederum gar nichts! —

Doch, wenn uns Horaz selbst diese Absicht, den Dichtern ein Lehrer oder Leiter zu werden, in dem Briefe ankündigte, so wird es doch wohl seine Absicht gewesen seyn müssen? Herr Michelsen verweiset uns desfalls auf den 303ten und folgende Verse. Wir setzen die Stelle, nebst

zwey

zwey der vorhergehenden Verse hieher; der Leser urtheile selbst. Sie lautet so:

— — — O ego laevus!
Qui purgo bilem sub verni temporis horam.
Non alius faceret meliora poemata, verum
Nil tanti est. Ergo fungar vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi,
Munus et officium, nil scribens ipse, docebo.

Und diese Verse sollen für die angegebne Absicht etwas beweisen? Nun so beweisen sie ohne Zweifel auch, daß Horaz, wofern er nur nicht unbesonnener Weise gegen das Frühjahr zu purgiren sich gewöhnt hätte, außerdem die besten Gedichte von der Welt gemacht haben würde; sie beweisen ferner, daß Horaz sein Tage nichts geschrieben; sie beweisen endlich, daß praktische Elemente für Dichter nichts sind; nil scribens ipse. Sagt das alles Horaz nicht auch selbst? Oder hat jemand Lust, für die angeführte Absicht mit Herr Michelsen bloß zu muthmaßen: so lese er vom 24sten bis 31sten Vers; und will er diese Muthmaßung noch mehr bestätigen, den 153sten und 385sten und folgenden Vers. —

Endlich sucht Herr Michelsen auch noch dem Einwurfe zu begegnen, den jemand wider diese behauptete Absicht von der Briefform hernehmen könnte. Der Einwurf ist allerdings wichtig, aber nur in so fern der Brief ein System enthalten soll. Denn freylich, wer wird zu einem System die Briefform wählen? Diese Erörte-

rung steht sonach hier, wo noch von einem überhaupt ertheilten, aber nicht systematischen Unterrichte die Rede ist, offenbar am unrechten Orte. Indessen sie steht einmal da, und so wollen wir sie immer mitnehmen.

„Daß Horaz, meynt also Herr Michelsen, „seiner Dichtkunst die Form eines Briefs gegeben, „berechtiget uns auf keine Weise zu muthmaßen, „daß er dabey nach keinem sorgfältig durchge„dachten Plane gearbeitet haben werde.„ — Hier ist die Streitfrage offenbar verändert. Denn sind nicht ein sorgfältig durchdachter, und ein systematisch angelegter Plan, zwey verschiedene Dinge? Läßt sich das erstere nicht auch von dem Plane sagen, den Herr Wieland in diesem Briefe fand? Nun ist der Plan, den dieser aufgefunden, so fein und künstlich angelegt er auch übrigens scheinen möchte, ungleich praktischer, er paßt zur Briefform ungleich besser. Doch diese Briefform, wenn wir Herrn Michelsen glauben wollen, ist in Horazens Dichtkunst nur ein Schein. Er sieht nur so wie ein Brief aus, dieser Brief aber ist es darum nicht wirklich. „Denn „theils ist es bekannt, fährt er fort, daß die Rö„mer ihre Schriften dadurch andern dedicirten, „daß sie denselben die Briefform gaben.„ — Wie so? Herr Michelsen wird doch damit nicht auf die Sitte der Römer deuten wollen, nach welcher sie, statt unsrer gewöhnlichen de- und weh-

wehmüthigen Zuſchriften, die Perſon, an die ſie ihre Schrift richten wollten, bloß im Eingange ein für allemal anredeten? Und doch, — worauf ſollte er ſonſt deuten wollen? Alſo hat ein Brief ſonſt nichts als die platte Anrede, wodurch er ſich unterſcheidet? — Und ſteht denn Horazens Brief an die Piſonen nicht etwa in einer ganzen Sammlung ähnlicher Briefe? Oder haben auch dieſe Briefe nichts als die Anrede, was ſie als Briefe kenntlich macht? Was für ein armſeliger Briefſchreiber macht nicht eine Vorrede? Und bloß weil er nothwendig ein Syſtem ſchreiben müſſe. Doch nein! das Syſtem will Herr Michelſen zwar noch nicht Wort haben: indeſſen läßt er ihn hier bloß darum einen ſo ſchlechten Brief ſchreiben, weil er zugleich einen weitläuftigen und gelehrten Brief geſchrieben hat: „Und auch wir, wie er hinzuſetzt, zu einem „weitläuftigen, gelehrten Briefe uns zuvor mit „Sorgfalt einen Plan entwerfen würden.„ Immer nur wieder, ſtatt eines ſyſtematiſch-entworfenen Plans, ein bloß ſorgfältig entworfener Plan! Als ob Horaz nicht nach einer andern Methode ſchreiben könnte, als nach einer vorausgeſetzten. Wäre denn das ſo unwahrſcheinlich? Addiſſon ſchämt ſich nicht zu geſtehen, daß er verſchiedene von ſeinen Aufſätzen nur in der wilden Manier geſchrieben habe, die man gemeiniglich Verſuche zu nennen pflegt, wobey man ſich begnügt, ſeinen Stoff überhaupt überdacht zu haben. Und Addiſſon

schrieb Verse und Abhandlungen. Nun vollends ein Poet und ein Briefschreiber! —

Auch wissen wir gar nicht, was Herr Michelsen mit der Citation des 23sten und 31-37sten Verse des vorliegenden Horazischen Briefs hier will. Es ist in diesen Versen von der Feinheit, von einem gleichförmig ausgeführten Ganzen die Rede. Und das führt Herr Michelsen zur Bestätigung seiner Behauptung an? Wie wenig hat er seinen Vortheil verstanden! Denn wenn es nun gar nicht geläugnet werden kann, daß Horaz hier nichts als einen Brief schreibt; wenn man in diesem Briefe denselbigen Ton wahrnimmt, der in seinen übrigen Briefen herrscht; — eine Bemerkung, deren Richtigkeit Herr Michelsen selbst zugesteht! — ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß er auch in der Methode gleichförmig geblieben sey, den ungezwungenen Gang, die leichten Verbindungen des Briefstyls beybehalten, nicht mehr Waare als sein leichtes Vehikel zu tragen vermochte, geladen, kurz, in einen Brief nicht mehr, als in einen Brief gehört, gebracht haben wird?

Denique sit, quod vis, simplex duntaxat et unum!

dächten wir daher, konnten wohl schwerlich hier etwas anders bedeuten, als: wenn du einen Brief schreibst, so mußt du kein System schreiben wollen; wenn du die Reise um die Welt machen willst, mußt du keine Gondel zum Fahrzeug

zeug nehmen. Gleichwohl will Hr M. uns mit aller Gewalt bereden, daß Horaz diesen Fehler begangen habe, und nicht nur einen Brief, sondern nur gleichsam einen Brief habe schreiben wollen.

Dieß bringt uns zu Herrn Michelsens dritter Behauptung, nach welcher Horazens systematische Absicht dahin bestimmt wird: daß er insbesondere praktische Elemente in der Poesie habe schreiben wollen. Wie wenig diese weitere Absicht mit Herr Michelsens zweyter Behauptung übereinstimme, haben wir bereits gezeigt. Wir haben ferner gezeigt: daß ein solcher bestimmter und weitaussehender Vorsatz überhaupt dem Horaz, weder als Dichter noch als Briefschreiber, ähnlich sähe. Es ist noch übrig, uns über das Besondere dieser letztern Behauptung näher zu erklären. Warum hat Horaz gerade Elemente in der Poesie, und praktische Elemente schreiben wollen? Wie in aller Welt mag er auf diesen seltsamen Einfall gekommen seyn? Herr Michelsen will uns den Aufschluß geben, und hohlt nach seiner Gewohnheit ein wenig weit aus. Er sucht vor allen Dingen die Lehrjahre, und die Art des Unterrichts zu bestimmen, der sich, nach seiner Meynung, ein feuriger praktischer Kopf billig unterwerfen sollte; aber wohl schwerlich unterwerfen dürfte, weil sie gerade dahin führet, die dichterische Ader gänzlich aufzutrocknen, und alle Spannkraft zu lähmen. Im Ernste scheint uns Hr. Michelsen mit dem volatilischen Dichterleben viel

zu

gründlich zu Werke zu gehen; und es sieht fast so aus, als ob er die muthwillige Phantasie mit der bedachtsamen Vernunft in ein gemeinschaftliches Joch spannen wollte. Man höre nur. So bald der junge, künftige Poet, nach vorläufiger Untersuchung seiner poetischen Ader, zum Dienste der Musen gehörig qualificirt befunden worden, wird er ohne Anstand in die Lehre gegeben, und der Anfang so fort damit gemacht, daß er angewiesen wird, durch Betrachtung und Beschäftigung mit den poetischen Objekten, sich vorläufige sinnliche Kenntnisse zu erwerben; d. i. er muß Gedichte aller Art lesen, und ihre Schönheiten empfinden lernen, die Bühne der Kunst, und das große Buch der Natur muß vor seinen Augen aufgeschlagen, und er darinne fleißig zu lesen angehalten werden. — Weiter! Diese so erworbene sinnlichen Kenntnisse müssen nunmehr, nach Anleitung, und in der Ordnung guter theoretischer Elemente, so weit sich nämlich das thun läßt, in wissenschaftliche Kenntnisse verwandelt werden; d. i. er muß das Verschiedene und Aehnliche in dem gelesenen Gedichte, das Individuelle jeder Art, was er zuvor bloß dunkel empfunden, nunmehr deutlich bemerken, und nach diesen Merkmalen in Classen bringen, alles nach Anleitung guter theoretischer Elemente.

Aber von welcher Beschaffenheit werden wohl gute theoretische Elemente zu diesem Gebrauche seyn müssen? Herr Michelsen giebt uns S. 125 und den folgenden von guten theoretischen Elementen

eine

eine weitläuftige Beschreibung: allein am Ende finden wir, daß er nur von mathematischen Elementen redet, von Elementen, so wie er sich den Begrif von Euklidischen Elementen abstrahirt hat; und nun fährt er fort, mit aller Wärme eines Lehrers der Mathematik, von dem großen Vorzuge der Wissenschaften zu sprechen, die sich so vollkommener Elemente rühmen können. Er verliert sich dabey in seinem Enthusiasmus so weit, daß er uns in einer Note sogar von seinen weitaussehenden Absichten in diesem Felde allerhand artige Versprechungen macht. Er redet von einem gewissen wahrhaftigen mathematischen Grundsatze, der wohl schwerlich an die Stelle des unendlichen gesetzt werden könne; er erwähnt, mit einem mißbilligenden Seitenblicke, einer gewissen Preisaufgabe der königlichen Akademie der Wissenschaften z. B. und — besinnt sich endlich, daß alles nicht hierher gehöret. „Denn wo bleiben denn die theoretischen Elemente der Poesie? werden die Leser fragen. Nur Geduld! Herr Michelsen hat zuvor noch eine Stelle aus dem Cicero zu erklären, wo Cicero von dem Studium der Mathematiker unter andern sagt: „daß sich fast niemand mit Ernst und Eifer darauf gelegt, der nicht seine Absicht, ein guter Mathematiker zu werden, am Ende auch wirklich erreicht haben sollte; und daß bloß darum, meynt Herr Michelsen, weil sich die Mathematik so vollkommner Elemente rühmen könne.“ Aber immer noch kein Wort von den poetischen Elemen-

menten? — Doch, nunmehr kommt Herr Michelsen zur Sache. „Diese Erfahrung „(über das Studium der Poesie,) fährt er fort, „mit voller Ueberzeugung gefühlt, könnte „unter andern, Liebhaber der Poesie leicht mit dem „Wunsche erfüllen, daß man doch auch eine „Theorie der Poesie haben möchte, der eine ähn„liche Würkung beygelegt werden könnte.„ — Allerdings ein sehr frommer Wunsch! dessen Erfüllung wohl vorausgehen dürfte, ehe man zur Anlegung eines poetischen Seminariums wird schreiten können. Demungeachtet zweifeln wir, ob viele Liebhaber der Poesie aufgelegt seyn möchten, diesen treuherzigen Wunsch nach zu thun. Denn was würde er auch helfen? wenn die Voraussetzung noch immer nach wie vor statt findet, daß der, der sie gebrauchte, dichterische Talente hätte; „denn zur Mathematik freylich, wie Herr Michelsen hinzusetzt, habe Jeder Kopf, dazu werden keine besondere Fähigkeiten erfodert; aber von dem Dichter ist es fast zum Sprüchwort geworden: poeta non fit, sed nascitur.„ Wie trostloß diese Erklärung für die angeführten Liebhaber der Poesie seyn muß, läßt sich vermuthen. Zwar wirft Herr Michelsen vor allen Dingen die Frage auf: „ob dergleichen Elemente auch wohl möglich sind?“ — und beantwortet sie mit der bloßen Versicherung: „daß er es allerdings dafür halte, wofern sich nur Männer, die Philosophen und Dichter zugleich wären, dieses Ziel mit einem unerschütterlichen

Vor-

Vorsatze wählen wollten. „Zu dieser Absicht unternimmt er auch, den Männern, die sich diesem Werke unterziehen wollen, allerhand nützliche Winke zu geben; unter andern theilt er ihnen einen wichtigen Grundsatz mit, den er zwar nur ein Datum nennt, der aber doch, dem Zusammenhange nach, völlig die Miene eines Axioms hat. Dieser Grundsatz ist, wie Herr Michelsen sich ausdrückt, vielleicht nichts anders, als: Ausdruck edler Empfindungen von der Art, daß dadurch eben so, als freudige Mienen die Freude verbreiten, und Thränen zum Weinen bewegen, in den Herzen der Hörer oder Leser dieselben Empfindungin vermerkt worden.„ Hierauf, nachdem er vor diesen und jenen Abwegen gewarnet, auf welche dergleichen Elementenverfertiger leicht gerathen könnten, schickt er seine Männer von wahren Talenten mit einer kleinen schmeichelhaften Ermunterung in das Weite. „Männer von wahren Talenten, sagt er, betreten ja lieber Wege, welche die Natur der Sache, und die Absicht vorschreibt, welche eine reifliche Ueberlegung dabey vor Augen zu haben befiehlt, als solche, wobey man sich allein auf Autorität berufen kann.“ — Mit diesen Ausdrücken: Natur der Sache; Absicht, welche eine reifliche Ueberlegung vor Augen zu haben befiehlt; Autorität, kann wohl Herr Michelsen auf nichts deuten, als etwa auf eine Kritik des Geschmacks, auf eine Poetik, wie jene, auf welche schon Wieland in den bekannten Versen hindeutete?

„Bachus, war schön und empfindlich,
Und Venus, empfindlich und schön;
Baumgarten beweist es uns gründlich:
Es konnte nicht anders ergehn.“

Zwar verbittet sich Hr. M. alle Consequenzen, die man von dem bisher Gesagten, auf eine falsche, oder wohl gar lächerliche Anwendung der mathematischen Methode, auf Gegenstände machen wollte, welche selbige nicht vertragen. Allein wenn er diese Absicht nicht hatte, was helfen dem Leser die Winke von mystischer Bedeutung, wodurch die Neugier aufs höchste gespannt wird, da man sie auf einmal wie mitten im Walde stehen läßt? Ich lenke ein, sagt Hr. M., und bitte um Verzeihung, daß ich gelegentlich ein paar Worte über eine Sache geredet habe, die zu weit außer meiner Sphäre liegt, als daß ich darüber mit Gewißheit urtheilen könnte.

Indessen fährt Hr. M. doch in seinem poetischen Unterrichte getrost fort, und führt seine Lehrlinge immer aus einer Classe in die andere. Den theoretischen Unterricht, nach Anleitung von Elementen, die wir noch zu hoffen haben, hat er bereits geraume Zeit genossen; der sinnliche Unterricht, die sinnliche Erkenntniß der poetischen Gegenstände, geht ihren Gang fort, der Zögling lieset, empfindet, classificirt. Hiernächst... doch genug! Wir können es dem Leser unmöglich zumuthen, alle die Classen mit durchzulaufen, durch die Hr. M. seinen Zögling zu führen für gut gefunden: denn wir fürchten, daß dieser Weg

ihn

ihn eben so langweilig vorkommen würde, als er vermuthlich dem Zöglinge vorkommen wird.

Und damit hätten wir den Schlüssel zu Horazens Einfalle, praktische Elemente zu schreiben. Nämlich Horaz, als er den Griffel ansetzte, sah im Geiste poetische Lehrlinge vor sich, die, wenn sie nach den gegebenen Vorschriften fähig waren, den praktischen Elementar-Unterricht zu fassen, den Horaz fragten: was nun? der ihnen denn zurief, „Sumite, sumite materiam, vestris, qui scribitis, aequam Viribus — u. s. w. bis zu Ende des Briefs.

Wer diesen Schlüssel brauchen kann, der brauche ihn. Wir können uns unmöglich einbilden, daß Horaz von dem praktischen Cursus eine so schulgerechte Vorstellung gehabt, nach einem so eingeschränkten und ängstlichen Gesichtspunkte gearbeitet haben sollte. Das Genie mag wohl zuweilen seltsame Einfälle haben; aber einen solchen, wie diesen, gewiß nicht. — Wir begnügen uns zum Aufschlusse mit der ganz einfältigen Vorstellung: daß Horaz, als Dichter, praktische Winke und Anweisungen, d. i. vorzüglich die Resultate seiner eignen Erfahrung und Beobachtung, als Dichter und Briefschreiber, ohne systematische Ordnung, nach der zufälligen Verknüpfung seiner Laune, und als klaßischer Schriftsteller, mit Einsicht und Geschmack, mitgetheilt habe; ohne uns auf individuelle Absichten, weil uns die Data dazu fehlen, weiter

viel einzulassen, und Muthmaßungen auf Muthmaßungen zu thürmen, um eine vorgefaßte in ein dämmerndes Licht zu setzen, die zu nichts auf der Welt dient, als den Leser zu zerstreuen, und seine Aufmerksamkeit von dem Wesentlichen auf Nebendinge zu lenken.

„Wie aber?“ wird hier Hr. M. einwenden, „wenn ich nun in meinem Autor wirklich praktische Elemente gefunden hätte, wenn ich es nun „augenscheinlich darthun könnte, daß Horaz „weder mehr noch weniger geleistet habe? Wäre „ich sodann nicht berechtiget, von dem, was er „geleistet hat, auf das, was er leisten wollte, von „der Wirkung auf die Ursache, von der Ausführung auf die Absicht zu schließen?“ — Hier keines Weges! Man muß in einem Briefe nicht mehr suchen, als er enthalten kann und soll; man muß von einem Dichter nicht mehr erwarten, als er zu leisten pflegt; kurz, man muß in Horazens Briefe, an die Pisonen, praktische Elemente gar nicht finden wollen.

Der Begrif zuförderst, den Hr. M. sich von praktischen Elementen in der Poesie gemacht hat, ist folgender: „Man wird, sagt er, vielleicht „kein Bedenken tragen, mir zuzugeben, daß prak„tische Elemente in diesem Fache, den theoreti„schen Elementen vom Euklides (wie oft und bis zum Ekel wiederholt nicht Hr. M. diese geschmackwidrige Parallele!) „zur Seite gesetzt „zu werden verdienen, wenn dieselben

*) „ge-

a) „gerade von demjenigen Punkte ausgehen, auf welchen man, bey dem Anfange eines Werks, das man sich zu verfertigen vorgesetzt hat, steht.“

Gleich dieses erste Erfoderniß, gegen Horazens Brief gehalten, muß wider des Herr M. Meynung entscheiden. Denn Horaz fängt offenbar mit der Regel der Einheit an. Nun erklärt zwar Hr. M. diese erste Regel für keine Regel, sondern für einen Grundsatz, den Horaz vorausgesetzt, und nur Einleitungsweise vorausgeschickt habe. Allein, da er für diese Behauptung keinen andern Grund anzuführen weiß, als diesen: daß derjenige, der noch wider die Einheit sündige, zu den Anfängern (*) gehöre, für welche Horaz nicht geschrieben: (ein Grund, der, wenn er von der Einheit gelten soll, die so oft auch von guten Dichtern verletzt worden ist, und noch täglich verletzt wird, mit eben so viel Rechte auf alle übrigen Regeln ausgedehnt werden kann) — so wird diese Regel wohl eine Regel bleiben. Ein zweyter Grund, diese Regel vielmehr für einen Grundsatz zu erklären, weil Herr M. diese Erklärungsart seinen systematischen

*) Die Welt hat immer in dem Wahne gestanden: daß der Unterricht eines Meisters, auch für den ersten Anfänger, der beste sey. Einbildung! Herr M. sagt: „Wer noch die Einheit verletzt, der gehört noch zu den Anfängern, für die Horaz eben so wenig schrieb, als „Unterricht, von Virtuosen ertheilt, für Anfänger in der Musik gehört.“

Bedürfnissen angemessener fand, muß für uns und jedermann, der dieses Bedürfniß nicht hat, natürlich wegfallen. Des dogmatischen Tons übrigens, auf den Hrn. M. oben so viel bauen wollte, hier nicht zu erwähnen; nach diesem zu urtheilen, muß der Vers: Denique sit quodvis, simplex duntaxat et unum, — so gut eine Regel enthalten, als irgend ein anderer im ganzen Briefe. — Doch wollte man seine Meynung: daß Horaz allererst mit dem Vers sumite materiam etc. den eigentlichen Unterricht anfange, auch gelten lassen: so widerspricht auch diese Hypothese dem angegebenen Erfoderniße. Denn sieht man schon beym Anfange eines Werks, das man sich zu verfertigen vorgesetzt hat: so kommt jede Regel über die Wahl des Stofs zu spät; weil man bereits gewählt haben muß, was man auszuführen im Begriffe ist.

Ferner verdienen praktische Elemente in der Poesie diesen Namen, nur alsdann: wenn man

b) „dadurch allenthalben, wo es nöthig ist, „den erfoderlichen Unterricht ertheilt, und „also darinne keine Regel überflüßig ist, und „keine mangelt, und alle sich auf den Haupt„endzweck des Ganzen beziehen." — Und

c) „wenn darinne die Regeln genau in der Ord„nung vorgetragen sind, in welcher man die„selben bey der Arbeit wirklich zu befolgen „hat."

Wie? Horaz hätte seine Regeln wirklich genau in der Ordnung vorgetragen, in welcher man

man selbige bey der Arbeit zu befolgen hat? Und das glaubt Hr. M. augenscheinlich dargethan zu haben? Indeß, wir folgen seinen Fußtapfen. „Hat sich, fährt er fort, der Dichter nach Ho„razens Vorschrift einen Stof gewählt, so ist, „da es ihm dabey weder am Ausdrucke noch „an einer lichtvollen Ordnung fehlt, die Bestim„mung des Verhaltens bey dem Gebrauche der „Worte, sowohl der schon gewöhnlichen, als „neuer, das Nächste, was er bedarf.“ — Genug; das nennt Hr. M. praktische Regeln genau in der Ordnung vortragen, in welcher man selbige bey der Arbeit zu befolgen hat! Also sind die Worte das Erste, warum man sich bey Verfertigung eines Gedichts zu bekümmern hat? Wir dächten doch, daß die Wirkung, die ein Gedicht hervorbringen soll, zuvor berechnet werden müßte; daß man über die Art und Weise, wie diese Wirkung am unfehlbarsten hervorgebracht werden könne, zuförderst zu Rathe gehen müsse, ehe man sich um die Worte bekümmerte. Oder hängt nicht der Ausdruck von Gedanken, die Einkleidung, der nachläßigere oder sorgfältigere Puß der Worte, von der innern Beschaffenheit, von der Absicht und dem Tone eines Werks ab? Gleichwohl läßt es der Dichter, nach Herrn M. Meynung, bey dieser einen Unvorsichtigkeit nicht bewenden; alles muß bey ihm den Worten nachstehen, sogar das Sylbenmaaß. „Habe ich nur „erst die Worte, denkt er, weiß ich nur erst „recht, (und woher will man denn das wissen?)

„ob ich neue oder alte, erhabene oder niedrige, „edlere oder unedlere Worte, mehr oder minder „sparsam zu gebrauchen habe: so wird sich nicht „nur der Ton des Gedichts und die Gedanken, „sondern auch das Sylbenmaaß von selbst fin„den.“ — Was für eine traurige Rolle würde bey einem solchen System Horaz spielen!

Doch Hr. M. hat im Vorbeygehen eines andern Grundes erwähnt, den wir nicht übergehen müssen. Horaz, meynt er, habe die wohlgemeynte Absicht gehabt: „zuerst das Leichtere mit seinen Dichtern, die Worte, die Versart abzuthun, und sodann erst zu dem Schwerern fortzugehen.“ — Hier, fürs erste, ist es ganz falsch, daß der Ausdruck und die Wahl der Versart dem Dichter immer das Leichteste sey. Es gehört eben so viel praktisches Genie, eben soviel Geschmack und richtige Empfindung dazu, überall den besten und treffendsten Ausdruck zu finden, die schicklichsten Worte zu wählen, als überhaupt den rechten Ton zu treffen. Wer jenes kann, kann auch dieses. Hr. M. frage nur die guten Dichter darum, er hat einen in der Nähe, der ihm sagen kann, was der gute poetische Ausdruck, und auch oft die Wahl der Versart auf sich habe. Doch Horaz selbst kann uns schon davon belehren. Er erinnere sich nur der Stelle, wo er von der besondern Sprache redet, die er für die Satyrspiele erfunden wissen will: — En noto fictum carmen sequar: vt sibi quivis

vis Speret idem, sudet multum, frustraque laboret Ausus idem; — ein Wink, der auch einem Wieland den Wunsch ablockte: Horaz möchte sich hierüber deutlicher erklärt haben; indessen betraf er nur die Worte und den Ausdruck. Es ist daher nur eine Grille, Dichtern, die im Stande sind selbst Werke zu unternehmen, nach einer Ordnung praktischen Unterricht ertheilen zu wollen, die vom Leichterm zum Schwererm fortgeht. Bey dem theoretischen Unterrichte, mag es etwas anders seyn; aber hier, beym praktischen, zumal wenn der poetische Lehrling bereits alle die Schulen durchlaufen hat, — ist es nichts als eine pedantische Grille; und praktische Elemente, in dieser Rücksicht, sind ein wahres Unding. —

Auch das zweyte von Hrn. M. angegebenen Erfoderniß wollen wir noch nachholen, nemlich: „Daß in praktischen Elementen keine Re„gel überflüßig seyn, keine mangeln müsse, und „daß sämtliche Regeln einen Hauptendzweck „zum gemeinschaftlichen Beziehungspunkte haben „müssen.“ — Daß in Horazens Briefe keine Regel überflüßig sey, kann man Hrn. Michelsen zugeben; denn auch die geringfügigste und bekannteste Regel, die ein Horaz giebt, ist schon darum nicht überflüßig, weil Er sie giebt, der Autorität wegen. Betrachtet man hingegen diesen Brief als ein System, so dürfte er manche Auswüchse haben: z. B. die Ausschweifung über die Satyrspiele, die verhältnißmäßig viel zu lang

ist; der Unterricht über die Jamben, die Geschichte des Tragödie, u. a. m. würden in praktischen Elementen wahre Auswüchse seyn. Hr. M. will das zwar nicht zugestehen, aber es ist darum doch wahr. Man lese nur seine Gründe, ob nur ein einziger, einigermaßen befriedigender darunter ist. Aber es soll auch zweytens keine Regel in diesem Horazischen Elementarwerke mangeln. Es sollte uns leicht seyn, das Gegentheil dieser Behauptung zu zeigen; aber das würde uns zu weit führen. Wir begnügen uns also, sie schlechthin zu verneinen, so lange bis Hr. M. selbige besser bewiesen haben wird, und berufen uns auf das Urtheil der Leser. Was endlich den Hauptendzweck des Ganzen betrift, den gemeinschaftlichen Beziehungspunkt sämtlicher Regeln: so ist es der nemliche, den Hr. M. oben zum Grundsatze theoretischer Elemente vorschlug: der Ausdruck edler Empfindungen, daß wie freudige Mienen die Freude verbreiten ꝛc. — Auf diesen bekannten Sulzerischen Grundsatz soll Horaz seine sämtlichen Regeln bezogen haben? Herr M. wird aber erst beweisen müssen: daß Horaz selbigen gehabt: daß Horaz einen Grundsatz der Moral in die Dichtkunst übergetragen, daß er den Menschen und den Künstler so verwechselt. Wenn Hr. M. das nicht vor allen Dingen beweist, so wird es um sein praktisches Elementarsystem übel aussehen. Denn, wofern es wahr ist, was er sagt: daß sich in praktischen Elementen ein Hauptendzweck und gerade dieser Haupt-

endzweck

endzweck finden müsse, auf den sich alles beziehet: was folgt daraus ohne Widerrede anders? als entweder, daß Elemente, worinne der Hauptendzweck mangelt, keine Elemente sind, daß Elemente, worinne dieser Hauptendzweck mangelt, unächte Elemente sind; oder daß der Kritiker, der den Hauptendzweck der Poesie noch nicht kennet, gar nicht fähig ist, über poetische Elemente zu urtheilen, daß er noch gar nicht weiß, was Elemente in der Poesie sind, und seyn können. —

Hr. M. trägt noch eine Menge von Erfordernissen praktischer Elemente vor, welchen Horaz so pünktlich Genüge geleistet haben soll, als den angeführten und auch wirklich eben so pünktlich Gnüge geleistet hat. Es ist uns aber nicht zuzumuthen, uns auf alle einzulassen. Hr. M. beweist zu wenig. Indessen soviel glauben wir bewiesen zu haben: daß Horaz ein solches Ganze, als Hr. M. gefunden haben will, in einem Briefe weder zur Absicht gehabt hat, noch haben konnte, und daß es daher gar nicht darinne hätte gesucht werden sollen.

Hrn. Wielands Hypothese gegen Hrn. Michelsens, dessen Geschmack gegen seinen gehalten, so fehlt wenig, daß wir hier nicht, wie Cicero vom Plato sagen möchten: cum hoc errare, quam cum illo vera videre malo. Jener hat eine Hypothese gewagt, Dieser wagt eine andere. Wielands Hypothese ist witzig ersonnen, und scharfsinnig ausgeführt; das gesteht Herr

Michelsen selbst: von dessen Hypothese sich weder das eine noch das andere sagen läßt.

Ueberhaupt hat diese Hypothesensucht, dieses Haschen nach verborgenen Absichten, unsern Beyfall gar nicht; gleich als ob es unmöglich wäre, aus einem alten Dichter das Geringste zu lernen, ohne die Hypothese von der letzten Messe anzunehmen. Im Gegentheil; wie sehr wird durch einen solchen Schwall von Erklärungen der Leser nicht von dem Geiste zum Buchstaben, von dem Autor zum Commentator abgelenkt. Auch ist dieß häufig der Fall mit Horazens Oden gewesen; wo die superfeinen kritischen Nasen so oft politische Absichten, und der Himmel weiß, was sonst noch? gewittert haben, wo sie ihre Unwissenheit hätten gestehen, oder sich mit einer allgemeinen poetischen Absicht hätte begnügen sollen. Wer vermag überall die besondern individuellen Veranlassungen aufzufinden, die jedesmal die Laune des Dichters erregten, und ihm gerade diesen Schwung gaben? Wir sind überzeugt, daß sie der Dichter oft selbst nicht kennet. — Nun lese man einmal die Auslegungen, die Hr. M. von einigen Horazischen Oden diesem Buche mit einverleibt hat.

Wir billigen daher die Bescheidenheit gewisser Ausleger, auch unter andern des Horazischen Briefs an die Pisonen, gar sehr, die sich dahin beschieden haben, nicht wissen zu wollen, was man einmal nun nicht wissen kann. Daß Horaz hier einen Brief geschrieben hat, dachten

„ver-

vermuthlich diese Männer, das wissen wir; Charisius nennt ihn noch einen Brief, und der Augenschein lehret es. Daß Horaz diesen Brief an die Pisonen gerichtet hat, wissen wir gleichfalls; aber warum? aus was für besondern Veranlassungen? mit was für individuellen Absichten? wissen wir nicht. Daß Horaz in diesem Briefe poetische Regeln ertheilt, ist auch nicht zu läugnen; allein ob er dabey bloß die Absicht den Dichtern überhaupt Regeln zu ertheilen, oder sonst noch eine andere versteckte Absicht gehabt habe oder nicht, mag Horaz ohne Zweifel besser gewußt haben, als wir zur Zeit es wissen können. Wer rathen will, der rathe; wir haben nichts dawider. Nur muß es uns auch freystehen, lieber nicht zu rathen, und die Zeit, die mit dergleichen unnützen Muthmaßungen verschwendet werden könnte, vielmehr den darin befindlichen Sachen zu widmen, und die gegebenen Vorschriften dafür zu beherzigen. Ob diese Regeln ein System ausmachen oder nicht, das würde, wenn diese Vermuthung auch nicht das Gefühl wider sich hätte, uns doch am Ende gleichviel gelten: ihr innerer Werth hängt, unsrer Meynung nach, davon nicht ab; mithin sehen wir auch gar keinen Grund, warum wir deshalb den Worten des Horaz die geringste Gewalt anthun, oder den Leser, durch Hülfe mühseliger Tabellen, ungewisser Hypothesen, gewaltsamer Verdrehungen, seichter und langweiliger Schluß-

fol-

folgen, Staub in die Augen zu ſtreuen verſuchen ſollten? Auch die anſcheinende oder reelle Unordnung des Briefes beleidigt uns nicht; es iſt das überhaupt das Vorrecht des Briefſtyls, und noch mehr des poetiſchen Briefſtyls. Ob dieſe Unordnung ſich nicht am Ende wohl gar in die ſchönſte logiſche Ordnung auflöſen laſſe, verlangen wir nicht zu wiſſen, weil wir bereits wiſſen, daß die Ordnung der Phantaſie und der Empfindung eine ganz andere Ordnung als die Ordnung der kalten Vernunft ſey.

Und nun erklären wir uns noch in zwey Worten über die Ueberſetzung. Sie ſieht dem Commentar völlig ähnlich, und iſt in einem ſehr ängſtlichen Geſchmack geſchrieben. Herr Michelſen glaubte, er müſſe uns vor allen Dingen Horazens Worte Stück für Stück, und gerade in der Ordnung des lateiniſchen Originals zuzählen. Man begreift, wie dadurch die Ueberſetzung oft hart und undeutlich hat werden müſſen. So getreu aber auch Herr Michelſen hat überſetzen wollen; ſo iſt die Einheit des Tones doch verfehlt, bald hochtrabend, bald platt. Herr Michelſen beſchuldigt Wielanden, daß ſeine Ueberſetzung oft die Spuren ſeiner Hypotheſe trage. Wir glauben Urſache zu haben, daſſelbe von Herr Michelſens Ueberſetzung zu ſagen, nur mit dem Unterſchiede, daß, ſo wie Wielands Hypotheſe poetiſcher und Horazens Charakter angemeßner iſt, als dieſe neue von Herrn M. ſo auch die Ueberſetzung. Wie

oft

oft ist nicht die Richtung an die bestimmtere Person in dieser Uebersetzung, Herrn Michelsens Vorurtheile zu folge, in ein allgemeines, trocknes man aufgelöset? Wie oft muß nicht sein deutscher Horaz, bey den systematischen wichtigen Rücksichten seines Uebersetzers, feyerlich und ernsthaft aussehen, wo dem lateinischen ganz anders ums Herz ist. Ein Paar Beyspiele aus der Menge, die wir anführen könnten, werden das zu beweisen hinreichen.

Im 97sten V. *Sesquipedalia verba*, vollkommen ernsthaft durch: gedachte Worte, übersetzt.

V. 107. *Seria dictu*, durch: bedeutende Worte.

V. 139. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus, durch Kreißen werden Berge, und geboren werden eine lächerliche Maus.

Quanto rectius hic, (Homer nemlich,) fährt Horaz fort, und Michelsen: Wie liebenswürdig dagegen Homer. Falsch und süßlich! —

V. 162. Der Jüngling freut sich der Pferde und Hunde et aprici gramine campi; durch: den Jüngling erfüllen — weite grünende Gefilde mit Freude. Horaz, dächten wir, hätte hier wohl schwerlich an einen empfindsamen Jüngling gedacht, sondern vielmehr an einen wilden, unbändigen, der

seine

seine Freude daran hat, auf den Campus Martius sich brav herumzutummeln.

Seq. Cereus in vitium flecti, durch: leicht folgt er der Stimme der Verführung. Die Metapher ist gegen die gewähltere des Horaz viel zu gemein. Wieland übersetzte es durch: nimmt wie Wachs des Bösen Eindruck an. Mit dieser Uebersetzung ist Herr M. nicht zufrieden. Was er in dieser seiner verdrüßlichen Laune desfalls vorbringt, ist schon werth S. 67 und folgende, nachgelesen zu werden, wenn es auch nur wäre, um zu sehen, wie man es anfangen müsse, auf zwey Blättern Nichts zu sagen.

V. 191. Nec Deus interfit, *nisi dignus vindice nodus* inciderit, durch: Es muß keine Gottheit darinne vorkommen, wofern nicht die Verwickelung es unvermeidlich macht. — Völlig falsch. Welcher dramatische Stümper würde sich nicht mit dieser Regel decken können? *Dignus vindice nodus*, ist ein ganz anderer Knoten.

V. 204 seq. in der Uebersetzung: „Denn es war auf demselben die Menge zählbar, indem die Völker (die Völker!) noch klein waren, und überdem bescheiden, zurückhaltend und ehrfurchtsvoll.„ Viel zu steif!

V. 233. Matrona — Intererit Satyris *paullum pudibunda* proteruis, paullum pudibunda durch: mit weiser Schaam. Also soll die Schaam absichtlich seyn? Macht

nicht

nicht Herr Michelsen so eine ehrbare Matrone offenbar zu einer Heuchlerin?

V. 249. Offenduntur enim, quibus est equus et pater, et res durch: dem Ritter, dem Vornehmen und dem Vermögenden. Wie ernsthaft und wie platt!

V. 249. Fricti ciceris probat, et nucis emtor, durch: wenn der Pöbel, der trockne Erbsen und Nüsse kauft, — übersetzt: heißt den Horaz herabwürdigen, und ihn zu einem platten Erklärer seiner eigenen Einfälle machen.

Genug des Details! — Hier ist noch eine größere Probe, woraus man auf den Ton des Ganzen wird schließen können. „Einem hochtönenden, vielversprechenden Eingange heftet man „gleichsam Purpurlappen, weit mehr Glanz zu „verbreiten, hie und da an; man beschreibt Dianens Hain und Altar, oder den Rhein oder „den Regenbogen. Aber hier war der Ort nicht „dazu. Vielleicht kannst du auch eine Cypresse „malen? Was soll sie? Wenn nach erlittenem „Schiffbruche der Hoffnung beraubt den Wellen „entschwamm, der für sein Geld sich malen läßt. „Ein Eymer wurde angelegt; beym Drehen „der Scheibe erzeugt sich ein Krug. Kurz, jedes „Werk muß gleichförmig, muß ein Ganzes „seyn.“

Noch eine, etwas pomphafter, schwerfälliger und schleppender.

„So

„So wie sich in den Wäldern das Laub mit „den Jahren verändert, das frühe zuerst abfällt; „so sinken veraltete Worte in Nichts zurück, und „im Schmucke der Jugend prangen die nach „ihnen erschaffenen. Zum Untergange bestimmt „sind wir, und was wir besitzen. Aufgenom„men von der Erde, beschirmt Neptun die Flotte „wider den Nordwind; ein königliches Werk: „ein sonst unfruchtbarer Schiffe tragender See „nährt jetzt die benachbarten Städte, und fühlet „den schweren Pflug; verändert hat seinen Lauf „der Ernten verheerende Strom, folgsam ein„ander Bette füllend. Die Werke der Sterb„lichen vergehen, wie sollte das Ansehn, der „Reitz der Worte unvergänglich seyn? Es wer„den viele von denen wieder emporkommen, „die jetzt gesunken sind, und sinken werden die „geschätzten, so bald es der Sprachgebrauch „will, denn er ist der Herr, das Gesetz und „der Richter der Sprache.“

Uebrigens wollen wir gar nicht in Abrede seyn, daß nicht dieser oder jener Ausdruck, dieser oder jener Vers dem gegenwärtigen Uebersetzer besser als manchen seiner Vorgänger gelungen seyn so wie sich in Herr Michelsens Commentar auch manche gute Bemerkung finden mag; aber der Ton des Uebersetzers, und die Hypothese des Commentators, beyde scheinen uns durchaus verfehlt, und diese, der Erfindung und Ausführung nach, gesucht und geschmackwidrig, kurz, das

Ganze

Ganze taugt nichts; ein vortrefliches Ganze wenigstens ist es gewiß nicht.

V.

Rheinische Thalia. Herausgegeben von Schiller. Erster Heft, 199 S. 1785. Thalia, zweyter Heft, 136 S. 1786. Drittes Heft, 139 S. 1786. 8.

Die beste Widerlegung der häufigen Klagen über die Menge periodischer Werke aller Art und Einrichtung liegt unstreitig darin, daß, trotz dieses vorgeblichen Ueberflußes, noch immer von Zeit zu Zeit ähnliche Schriften nicht nur mit Zuversicht unternommen werden, sondern sich auch durch die Unterstützung des Publikums erhalten, und gewöhnlich nur durch die Nachläßigkeit der Unternehmer ihre Endschaft erreichen. Ein überzeugender Beweis, daß ihre Anzahl für die Größe des Reichs und die Bedürfnisse der zahlreichen deutschen Lesewelt bis jetzt noch nicht übertrieben oder belästigend ist. Eben so bleibt es nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß diese periodischen Blätter auf die Cultur der Nation und die Verbreitung der Aufklärung und Toleranz wesentlichen Einfluß gehabt, und man-

ches gute Saamenkorn ausgestreut haben, von dem wir die Blüte, und hie und da auch schon wirklich die Früchte mit leichter Mühe gewahr werden. Sie geben manchem Denker und Patrioten Veranlassung, der Welt manchen guten Rath, manchen fruchtbaren Gedanken, manchen nützlichen Vorschlag mitzutheilen, und zwar durch dieß Vehikel auf eine bequemere und wirksamere Weise, als in eigenen größern Werken, die nicht mit der Leichtigkeit ins Publikum gebracht werden können, und sich weniger geschwind verbreiten.

So weit erstreckte sich der Einfluß und Nutzen dieser Schriften, aber auch nur so weit. So sehr durch sie für den Unterricht und die Verbreitung allgemein nützlicher praktischer Kenntnisse gesorgt wurde, so wenig nahmen sie größtentheils auf die Verfeinerung und Bildung des Geschmacks Rücksicht. Man hätte sich immer auch von dieser Seite viel Gutes von ihnen versprechen können, so wenig es freylich zu erwarten steht, daß irgend eine periodische Schrift, wäre sie auch von noch so vortreflichem Inhalte, eine so große Revolution, als die Verbesserung des so verderbten deutschen Geschmacks ist, zu bewirken vermöchte. Wie wenig wir auch sonst mit den Römern gemein haben, so ist es wenigstens der Mangel an Gefühl für seine Schönheiten. Den Geschmack des großen Haufens, nicht allein auf der Gallerie, auch in den Logen und auf dem Parterre, zu vergnügen, hat sich unsere tragische Bühne in ein Irrhaus, und unsere komische in

eine

eine Harlekinsbude verwandelt. Ein Dußend Muſenalmanache erhalten ſich neben einander; aber an der erſten Ausgabe der Meiſterſtücke eines Ramlers wird jetzt, nach ſechzehn Jahren, noch immer verkauft, und wer weiß noch wie lange hin verkauft werden. Zuverläßig — doch wir eilen jetzt zur Anwendung auf unſern Gegenſtand. Wir hofften nemlich, daß ein Journal, das ſich unter dem Namen einer Muſe ankündigte, hauptſächlich auf dieſes Ziel losarbeiten würde: da wir aber den Fund näher unterſuchten, ſo fanden wir am Ende, daß es, bey allen Gutem, das es enthält, im Gegentheil auch manches bey ſich führe, das eher zum größern Verderbniß des Geſchmacks, als zur Verfeinerung deſſelben beytragen müßte. Die Beweiſe hievon werden wir unſern Leſern nicht ſchuldig bleiben.

Erſtes Heft. I. Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken? Eine Vorleſung in der deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim von F. Schiller. Ein im Ganzen genommen ſehr lesbarer Aufſatz, der einige gute Gedanken enthält, gewiß aber weit unterrichtender worden wäre, wenn der Verfaſſer ſich einen etwas andern Geſichtspunkt gewählt hätte. Nur wenige Perſonen, deren Beurtheilungskraft äußerſt ſchwächlich ſeyn müßte, werden ihm das abläugnen, was er von den heilſamen Wirkungen einer guten Bühne ſagt, und dieſe wenigen, ſo wichtig freylich oft ihr Einfluß ſeyn mag, ſind platterdings nicht durch Gründe, nicht einmal

durch solche Gründe, die aus der täglichen Erfahrung hergenommen sind, zu überzeugen. Die meisten werden mit ihm über die Vortheile einstimmig denken, die eine gute Schaubühne gewähren kann; aber interessanter und ergiebiger an brauchbaren Bemerkungen und Aussichten hätte die Untersuchung ausfallen müssen, wenn Herr S. sich die Beantwortung der Fragen vorgenommen, was wirkt unser Theater, so wie es ist, und warum kann es nichts anders und nichts besseres wirken? Ein nur etwas ausführlicher Auszug dieses Aufsatzes wäre desto überflüßiger, da die hier gesagten Wahrheiten keinesweges zum erstenmale gesagt werden. Wir heben dafür einige Stellen aus, über die wir uns nicht mit dem Verfasser zu vereinigen wissen, und die uns einer Berichtigung zu bedürfen scheinen.

„Wenn, sagt er unter andern, wenn keine „Moral mehr gelehret wird, keine Religion mehr „Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhan„den ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn „sie die Treppen des Palastes herunterwankt, „und der Kindermord geschehen ist.“ Diese ganze sonore Tirade dünkt uns wenig mehr als ein rhetorisches Blümchen, mehr für die Augen als für den Geruch. Es ist eine bekannte Bemerkung, daß man allemal um so mehr in Gefahr ist, etwas sehr Ungereimtes zu sagen, je mehr man sich Mühe giebt, etwas sehr Sinnreiches und Vortreffliches zu sagen. Aus der Erfahrung kann Herr S. seinen Satz ohnmöglich abstra-

abstrahirt haben; denn unter einem Volke, bey dem weder Moral, noch Religion, noch Gesetze gelten, ist es wohl schwerlich je zur Aufführung der Medea oder irgend eines andern Schauspiels gediehen. Eben so wenig begreifen wir auch, wie sich diese Behauptung durch Gründe a priori unterstützen lasse. Es ist ausgemacht, daß unsere Gefühle größtentheils durch die Richtung bestimmt werden, die man ihnen in der Jugend gegeben hat, und viele, die man für die wesentlichsten der Menschheit hält, lassen sich eben dadurch gänzlich ersticken. Es giebt Nationen, unter denen man, eine Folge des Herkommens und der Gewohnheit, den Kindermord für eine sehr gleichgültige, ja, unter gewissen Umständen, so gar für eine löbliche Sache hält, und da würde doch gewiß niemand bey der Vorstellung des Kindermords der Medea schaudern. Alle unsere Gefühle, alle unsere sympathetischen Empfindungen entspringen aus der Cultur und der sittlichen Bildung durch Moral, Religion und Gesetze, und wo diese nicht statt findet, ist durchaus keine Wirkung auf den innern Sinn und die Herzen der Menschen möglich.

„Wenn wir es unternehmen wollten, Lust„spiel und Trauerspiel nach dem Maaß der „erreichten Wirkung zu schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung dem ersten den Vorzug „geben.“ Rec. ist sehr der entgegengesetzten Meynung. Seine Gründe wird er weiter unten anführen. Aber nicht genug, daß die Tragödie

ihm stärker zu wirken scheint, ist er sehr geneigt zu behaupten, daß ihr Einfluß auf die Moralität größer und wenigerm Misbrauche unterworfen sey. Das Lustspiel darf, wenn es in seinen Schranken bleiben will, sich blos mit Fehlern, Thorheiten und Lächerlichkeiten zu thun machen. Das Laster muß verfolgt, nicht verlacht werden. Ironie, Spötterey und Scherze verbreiten ein höchst schädliches mildendes Licht auf dasselbe. Der Endzweck des Lustspiels besteht also in Ausrottung von Fehlern und Thorheiten. Das ist von Dingen, die dem natürlichen Laufe der Welt und aller Erfahrung zu folge, durch andere ähnliche oder unähnliche, oft noch schädlichere ersetzt werden. Das Sittengemälde aller Nationen und Zeiten liefert Beweise, daß immer jede herrschende Thorheit nur durch eine andere verdrängt wurde. Nicht selten hat auch der rechtmäßigste Spott über wahre Thorheiten viele Nachtheile erzeugt, und über dem Ausgäten des Unkrautes ist oft die nützlichste Pflanze erstickt worden. Moliere spottete mit Recht über die Pedantereyen der Aerzte und Philosophen seiner Zeit; aber, was war die Folge hievon? Man begnügte sich nicht allein, die pedantischen Aerzte und Philosophen zu verhöhnen, es verbreitete sich über die Wissenschaften selbst ein lächerliches Licht: alle Philosophie wurde verachtet, und die Benennung eines Philosophen zu einer Art von Spottnamen. Dieß ist ein Beyspiel aus hunderten, dem wir

aber

aber keins aus der Geschichte der tragischen Bühne entgegen zu setzen wüßten.

„Spott und Verachtung, fährt Herr S. „fort, verwunden den Stolz der Menschen em„pfindlicher als Verabscheuung sein Gewissen „foltert.„ Ein Satz, den schwerlich jemand dem Verfasser so unbedingt zugestehen möchte, auch nicht einmal unter der Voraussetzung, daß die so leicht verblendete Eigenliebe der meisten Menschen ihnen erlaubte, hinter der Maske des verspotteten Gegenstandes ihr eignes Selbst zu finden. Doch es sey. Denn das ist nicht der Punkt, der die Streitfrage entscheidet. Wenn wir das Maaß der Wirkung vom Trauer- und Lustspiel bestimmen wollen, so müssen wir vorher untersuchen, welches von beyden am geschicktesten sey, uns die Augen über unsre Unvollkommenheiten zu öffnen? Ob das erste über unsere Laster und Schwächen, oder das letztere über unsere Fehler und Thorheiten? Die Beantwortung dieser Frage liegt ganz nahe. Den Lasterhaften, der auf dem Schauplatz sein Verbrechen in einem lebendigen Gemälde mit sprechender Wahrheit vorgestellt sieht, mahnt die nie ganz zu überräubende Stimme des Gewissens: das bist du! Eben diese Stimme wird manchen, der auf dem Wege ist, eine Ungerechtigkeit, eine Schandthat zu begehen, für den letzten Schritt warnen. Die schrecklichen Folgen, die das Laster nach sich zieht, die Angst, die Gewissensbiße, die er dem Bösewicht nach vollbrachter That martern sieht, wird

seine Hände binden, und auch dem ganz Unbefangenen, Schuldlosen wird sein Gefühl sagen, daß er, als Mensch, für ähnlichen Fehltritten nicht sicher sey. Er wird desto aufmerksamer auf sich werden, und den ersten Keim der Leidenschaft gleich in der Geburt zu ersticken suchen. Wie ganz anders aber ist es mit den Thorheiten der Menschen! Unter hundert Narren ahndet kaum Einer etwas von seiner Narrheit und dem Lächerlichen, das auf ihm haftet: da unter tausend Lasterhaften vielleicht nicht einer ist, der nicht wissen sollte, daß er Laster verübte. Anstatt sie ganz abzuläugnen, wird er sie höchstens gegen sich selbst zu beschönigen suchen. Nur dem allerkleinsten Theile der Sterblichen ist jenes feine, immer wirksame Gefühl für eigene Fehler und Thorheiten verliehen, das bey Verbrechen und Ungerechtigkeiten seine Stimme laut erhebt, und das wir in diesem Falle Gewissen nennen. Der Stutzer, der Pedant, der Schwätzer, der Selbstzufriedene lacht aus vollem Halse mit, wenn Stolz, Pedanterey u. s. w. lächerlich gemacht werden, ohne sich träumen zu lassen, daß er selbst es ist, den er verlacht. Er ergötzt sich an den Zügen einer Carricatur, zu welcher er selbst, wiewohl unwissend, als Original gesessen hatte, u. s. w.

„Mit eben so glücklichem Erfolge würden „sich von der Bühne Irrthümer der Erziehung „bekämpfen lassen — —“ Auch in diesem Punkte kann der Rec. mit dem Verfasser nicht über-

übereinstimmen. Freylich wohl lassen sich Schauspiele denken, die den Kern pädagogischer Weisheit in sich enthielten, aber solche Stücke werden sicher mehr langweilig als nützlich seyn. Wollte der Dichter, nach seiner Pflicht, durch lebendige Handlungen, und nicht blos durch künstliche an einander gereihte Sentenzen lehren, so müßte er seinen Helden auf dem Schauplatz erziehen, und dann im Verlauf seines Lebens bey irgend einer wichtigen Veranlassung die nachtheiligen Folgen sichtbar werden lassen, die eine vernachläßigte Erziehung nach sich ziehen. Daß das aber ganz unthunlich sey, ohne die Komödie in ihre Kindheit zurückzuführen, lehrt schon die Vernunft. Mit größerm Rechte bleibt daher dieß Feld dem Romandichter überlassen, der sich in einen weniger engen Zeitraum eingeschränkt sieht.

Auf die nähere Bestimmung „stehende" Schaubühne hat Hr. S. fast gar nicht Rücksicht genommen. Denn alles, was er von dem Einflusse der Schauspielkunst sagt, läßt sich von jedem guten Theater erwarten, und vielleicht an Orten, die keine stehenden Bühnen besitzen, am meisten, da Gewohnheit bekanntermaßen die Eindrücke aller Art schwächt, und das Vergnügen und der Antheil solcher Zuschauer, die täglich das Schauspielhaus besuchen, gar nicht mit dem Vergnügen und der Empfänglichkeit anderer zu vergleichen ist, die sich diese Unterhaltung nur selten einmal verschaffen können.

II. Merkwürdiges Beyspiel einer weiblichen Rache. (Aus einem Manuscripte des verstorbenen Diderot.) Lesern, die schon Diderots geistreiche Manier, und seine Talente für die Erzählung kennen, brauchen wir dieses äußerst charakteristische nach der Natur gezeichnete Gemälde weiblicher Eifersucht nicht erst weitläuftig anzupreisen. Dieser Aufsatz ist aus einem kleinen Roman Diderots Jakob und sein Herr oder der Fatalismus (Jaques et son maitre ou le Fatalisme) genannt, entlehnt. Er existirt, unsers Wissens, nur noch in der Handschrift, doch sind die Copien, von denen der Rec. selbst mehrere kennt, auch in Deutschland so gar selten nicht. Die Uebersetzung ist ziemlich treu und fließend, aber doch fehlt dem Styl die Energie und das lebhafte Colorit, das auch in dem kleinsten Product Diderots unverkennbar ist.

III. Dom Carlos, Infant von Spanien. Die Bruchstücke dieses Schauspiels, die Herr Schiller hier in der Absicht aufstellt, um die Stimmen und Urtheile darüber zu sammlen, laufen durch alle drey Hefte durch: wir nehmen sie aber hier in unsrer Anzeige gleich zusammen. Rec. ist zwar sich selbst am besten bewußt, wie wenig er zu jenen Männern gehört, die Herr Schiller S. 96 mit seiner gewöhnlichen Feyerlichkeit anredet: „Euch aber insbesondere, Schrift„steller meines Vaterlandes, deren Namen der „Ruhm bereits schon unter den Sternen auf„stellte, die ihr jetzt keine schönere Beschäftigung

mehr

„mehr übrig findet, als eurem Schüler und „Freund noch die Hand zu reichen, und ihn zu „eurer Gemeinschaft empor zu ziehn — euch alle „fodre ich auf, diesen Versuch eurer Aufmerk„samkeit werth zu achten, und mir den Ausspruch „eures Gefühls mit der strengsten Offenherzigkeit „mitzutheilen.“ Aber demungeachtet wird auch er den Ausspruch seines Gefühls mit der strengsten Offenherzigkeit mittheilen. Wollte aber Herr S. durchaus keine Urtheile hören, als die aus dem Munde solcher Schriftsteller herrührten, deren Namen der Ruhm bereits schon unter den Sternen aufstellte, so wäre es leicht möglich, daß er gar nichts zu hören bekäme. Denn wie man sagt, giebt es solcher bey lebendigem Leibe apotheosirter Herren in Deutschland nicht übrig viel, und zuverläßige Nachrichten sprechen von ihrer Bereitwilligkeit und ihrem Diensteifer in einem ziemlich ungewissen Tone.

Manche überflüßige Kritik hat sich der Verf. durch die Aeußerung erspart, die er S. 96. des dritten Heftes thut. „Dom Carlos soll kein „Theaterstück seyn. Der Verf. hat sich die „Freyheit genommen, jene Gränze zu überschrei„ten und wird also nach jenem Maasstab auch „nicht beurtheilt werden. Die dramatische Ein„kleidung ist von einem weit allgemeinern Umfan„ge, als die theatralische Dichtkunst, und man „würde der Poesie eine große Provinz entziehen, „wenn man den handelnden Dialog auf die Ge„setze der Schaubühne einschränken wollte. Die

„Re-

„Regeln der Gattung entstanden aus ihren ersten „Mustern. Derjenige, der sich der dramati„schen Form zuerst bediente, verband sie mit thea„tralischer Strenge; aber was macht diesen Ge„brauch zum Gesetz für die Dichtkunst? Dem „Dichter kömmt es darauf an, die höchste Wir„kung, die er sich denken kann, zu erreichen. „Liegt diese innerhalb der Gattung, so ist abso„lute und relative Vollkommenheit eins — aber „wäre eine von diesen der andern aufzuopfern, so „möchte die Gattung wahrscheinlich das kleinere „Opfer seyn. Dom Carlos ist ein Familienge„mälde aus einem königlichen Hause.“ Es liegt nicht weniger Wahres als Falsches und Halbwahres in diesen wenigen Worten; doch genug für itzt, daß sie den Gesichtspunkt bestimmen, aus dem der Verf. beurtheilt werden will. Also kein förmliches Trauerspiel soll D. Carlos seyn, aber doch ein dramatisches Gedicht, und als ein solches bleibt es noch immer einer Menge gewiß nicht willkührlicher Regeln unterworfen. Nach diesen haben wir es untersucht, und hier ist das Resultat davon!

Ueber den Plan und die Anlage des Ganzen läßt sich ohne Anmaßung vor der Hand nicht urtheilen, da das, was wir in der Skizze und Ausführung vor uns haben, vielleicht noch nicht einmal den zweyten Akt vollendet. Der Gang oder vielmehr der Ausgang der Intrigue läßt sich indessen schon ziemlich aus dem ersten Aufzuge errathen; Hr. Schiller aber, der es auch zum vor-

aus

aus sah, hielt es für das erste Erfoderniß der Tragödie. Eine Behauptung, der wir nicht anders als beystimmen können. Da das Trauerspiel nicht Schrecken, sondern Furcht erregen soll, so darf der Knoten durch keinen plötzlichen unvorhergesehenen Zufall gelöst werden. Der Blitz, der ihn spaltet, darf nicht unerwartet aus der heitern Luft, er muß aus der düstern Gewitterwolke herabsteigen, die über dem Haupte des Unglücklichen schwebt, von Augenblick zu Augenblick schwärzer wird, und deren Entladung wir mit banger Ahndung entgegen sehen. — Der Mischung der Charaktere fehlt es nicht an Mannichfaltigkeit, aber jedem einzelnen Charakter nur zu sehr an Individualität und unterscheidenden Schattirungen. Dom Carlos ist ein brausender Jüngling, voll Gefühl und Leidenschaft; König Philipp ein harter, kalter, eifersüchtiger Gatte und Vater; Herzog Alba ein stolzer, gefühlloser Mann — das ist, was man von den abstrakten Hauptzügen dieser Charaktere sagen kann, die sich nur selten durch feine Nüancen und eigenthümliche Besondernheit von andern ähnlichen unterscheiden. Hr. S. hat ohne Zweifel viel poetisches Genie; ob er aber ein vorzügliches dramatisches Genie sey, daran glauben wir mit Recht zweifeln zu dürfen. Er besitzt das Talent, neue Gleichnisse und Bilder zu schaffen und große wichtige Gedanken auf eine äußerst poetische Art auszudrücken: aber nie wirft er tiefe Blicke ins menschliche Herz. Wir lernen aus seinen Schilderun-

derungen nie etwas Neues von der Leidenschaft selbst. Es fehlt ihm fast ganz an der dem dramatischen Dichter so unentbehrlichen Leichtigkeit, nicht nur neue und interessante Situationen anzulegen, sondern sich auch in jede derselben selbst zu versetzen, und sich durch den Mund seiner Personen, mit Natur und Anstand, und eben so wenig gesucht und schwülstig als platt und frostig auszudrücken. Hr. S. hält mit Wieland die Versification für eine wesentliche Eigenschaft des Drama; er hat daher die Versart von Nathan gewählt. Aber möchte er sich doch auch zugleich die edle, natürliche, dem Gegenstand angemessene Sprache zu eigen gemacht haben, die uns in jenem vortreflichen Gedichte so gefällt! Uns wenigstens ist der schwülstige, mit Tropen überladene Styl dieses Schauspiels ganz unerträglich, und wir halten ihn für den größten Fehler, bey dessen Rüge wir uns am längsten verweilen werden. Die sämtlichen Personen des Stücks sprechen, als wenn sie eben erst aus dem Lande der Metaphern zurückgekommen wären: sie schwimmen (wie Haller sich über Lohenstein ausdrückt) auf Metaphern wie auf leichten Blasen: sie häufen Figur auf Figur, Bild auf Bild. Was sich von dem Gedanken, oder der Empfindung, die dargestellt werden soll, damit verträgt, das vertrage sich: das übrige mag sehen, wo es unterkömmt. Das Bild schmiegt sich nie nach dem Gedanken; der Gedanke muß sich immer nach dem Bilde bequemen. Eben

so

so wenig ist der Dichter bedacht gewesen, die Leidenschaft nur allmählig auf ihre Höhe zu führen und den ersten und schwachen Funken gleichsam vor den Augen des Zuschauers entspringen zu lassen. Dom Carlos tobt in der ersten Scene, er wüthet vor dem Ende des ersten Aufzugs — was wird er im dritten und vierten, was kann er im fünften thun?

Gleich die ersten zehn Worte enthalten ein verfehltes Gleichniß. Dom Carlos, (der mit dem Pater Domingo, welcher ihn auf dem Fuße nachfolgt, die Scene eröffnet) sagt:

Der Erzspion verfolgt mich überall
Wie die Gerichte Gottes — — —

Wie die Gerichte Gottes? Wir begreifen das tertium comparationis nicht. So eilig, so unabläßig? aber so verfolgen, selbst nach dem Wahne der Menschen, die Gerichte Gottes fast niemals. So schwer, so schrecklich? aber Karl verachtete ja den Pfaffen.

Er (König Philipp) presse doch nur einen Tropfen Mohn
Aus seines Perus unerschöpften Schachten,
Den Schmerz in diesem Busen einzuschläfern —

Eine lächerliche Forderung! Aus Schachten Mohn zu pressen! Welcher vernünftige Mensch spricht so? Solche gezwungene, falsche Bilder bieten sich gewiß keiner, und wäre es auch durch die heftigste Leidenschaft erhitzten Phantasie, wohl aber dem spielenden Witze eines kalten Dichters dar.

Domin.

Domingo.

— Die Ruhe seines Sohnes
Kann Philipp nicht zu theuer kaufen.

Karlos.

Nicht?
Auch dann nicht, wenn mein rasender Gelust
Geradeswegs nach seinem Herzen zielte?
Auch dann nicht, wenn den frevelhaften Durst
Nur das abscheulichste Verbrechen löschte?
Worüber die besudelte Natur
Erschrocken beben, und in Fieberschauern
Sich werfen würde?

Solche klingende Bravourtiraden hervorzubringen wird nicht weniger erfodert, als den Shakespeare da erreichen zu können, wo er am wenigsten Shakespeare und den Lohenstein, da, wo er am meisten Lohenstein ist.

Domingo.

Das ist schrecklich Prinz!

(Als ein Hofmann durfte er freylich das rechte Wort nicht brauchen.)

Karlos.

Jezt wißt ihr alles — Geht, und denkt auch nie
Darüber nach. — Hier endet Philips Größe.
Kann sein Befehl die Sterne rückwärts drehn
Und machen, daß sich Nord und Süd umarmen? —
Ein ewiges, ein schreckliches Gesetz,
Mit Blut in unsre Brust geäzt — die starre
Unwandelbare Regel der Natur
Steht gegen mich, ein aufgethürmter Pfeiler,
Und keine Macht auf Erden reißt ihn um.

Was

Was würde Quintilian, der schon über den Misbrauch der Figuren, den die Redner seiner Zeit, aber wahrlich in einem weit geringern Grade sich zu Schulden kommen ließen, so bitter klagte, was würde er zu einem solchen Satze gesagt haben? Eine starre Regel gleich einem aufgethürmten Pfeiler! Bey einer Mauer, die einem im Wege steht, läßt sich doch etwas denken, aber bey einem Pfeiler der entgegen steht?

Domingo dringt weiter in Dom Carlos und sucht ihm sein Geheimniß zu entlocken; der Prinz aber verlangt, daß er vorher eine Probe aushalten müsse.

Domingo.

Ich fürchte keine Prinz.

Dom Karlos.

Nur Kleinigkeit.
Ihr lacht vielleicht — Doch sie beweist für eure
Verschwiegenheit mir alles. Hört mich an.

Domingo.

Mit Ungeduld.

Karlos.

Tief drinn in der Sierra
Morena zeigt man einen Brunnen euch,
Der jezt vertrocknet ist, wohin ein alter
Kastilianscher König seine Schätze
Geflüchtet hat, als über Spanien
Die Furcht der Mauren kam. — Tief unten liegt
Ein großer schwarzer Quaderstein, worunter,
Der Sage nach, drey Nächte vor dem Fest

Der Auferstehung, sich der dumpfe Klang
Des Goldes hören lassen soll, das jezt
Gehoben werden kann. Wer reines Herzens
In diesen Brunnen sich hinunter läßt,
Rückt, wie ein Sandkorn, diesen Felsen weg;
Doch kaum, (fährt das Orakel fort) daß ihn
Ein Schalk berührt, bedecken schwarze Beulen
Des Frevlers Hand, und der erzürnte Schatz
Versinkt um eines Thurmes Höhe tiefer.

Domingo.

Im Ernst, mein Prinz, sagt man das wirklich so?

Karlos.

So wahr ihr ehrlich seyd — Man will sogar
Waghälse nennen, die, mit dem Gespenst
Es aufzunehmen, schon im Eimer hingen —
Doch gählings kam die Angst sie an, sie priesen
Sich glücklich, daß sie lebend wieder kamen.
Was dünkt euch frommer Vater? — Ihr und ich —
Wir könntens wohl auf gut Gewissen wagen?

Domingo.

Wir? — Nimmermehr! dafür behüt uns beide
Der Himmel, Prinz — Der schwache Mensch versuche
Den Teufel nicht — Mir liegt der Mammon gut;
Verzeihung, Prinz. Auch möcht' ich in den Karten
Der Unterwelt nicht gern die Hände haben.

Der lügenhafte Knabe in der Fabel, den sein böses Gewissen folterte, wartete doch wenigstens die

Nähe

Nähe der fürchterlichen Brücke ab: dieser gute Domingo aber ist noch weit einfältiger; was freylich von einem Beichtvater Philipps und einem so schlauen und ränkevollen Kopf, wie er sich in der Folge zeigt, schwer zu glauben ist. Vor einem Ammenmährchen zu zittern! vor einem Ammenmährchen, dem er es ohne großen Scharfsinn ansehen konnte, daß es nur eine Schlinge für ihn werden sollte! Indeß wenn Hr. Schiller zu seinem Ziele wollte, so war es freylich unvermeidlich; Domingo mußte sich eine so alberne Blösse geben. Denn man höre nur, wenn man es nicht schon errathen hat, worauf der ganze Spaß angelegt ist —

Karlos (unwillig zurücktretend)
So Böswicht? — und an mein Herz willst du
Die Wünschelruthe halten, daß sie die
Anschläge, wo der Zauber liegt? — Du zitterst
Vor Schrecken, die des Fiebers Phantasie
Zusammenflickte — und bist frech genug
In meines Herzens Abstürz dich hinunter
Zu winden, und Gedanken (im Herzen?) zu
behorchen,
Ehrwürdiger als die Mysterien
Der Unterwelt? — Elender! Weh dir selbst!
Wohin — wenn dir dein Bubenstück gelänge —
Wohin verkröchst du dich? In einer Auster
Gehirne krümmte deine Seele sich,
Wenn ihr die meinige begegnen sollte.

Auf eine Nachahmung Schakespears war es abgesehen! Und zwar auf die Nachahmung einer

der vortreflichsten Scenen aus Hamlet, wo dieser Prinz dem Güldenstern, der ihn auszuholen sucht, eine Flöte giebt, und ... doch wer kennt diese meisterhafte Stelle nicht? Was dort so natürlich sich verbindet, so ungezwungen aus dem Charakter und der ungleich ruhigern Situation Hamlets fließt, wie gesucht, wie gezwungen, wie unnatürlich ist es hier nicht alles! Ueberhaupt ist die Anlage dieser ganzen ersten Scene nicht mit der reifsten Ueberlegung entworfen. Sie sollte so viel möglich Exposition des Sujets enthalten; eine so schlechte Nothhülfe wie den Vertrauten der französischen Bühne verschmähte Herr Schiller: aber der Ausweg, den er trift, ist noch weit widersinniger, als jener Behelf. Er läßt seinen Helden neben einem Menschen auftreten, den jener als einen elenden Spion und seinen heimlichen Feind kennt. Was wäre natürlicher, als daß er es ganz und auf alle Art vermiede, den kitzlichen Punkt zu berühren. Aber nein; ganz anders macht es der D. Carlos des Herrn S. Er selbst leitet das Gespräch dahin, und troß den Gasconaden und Betheurungen seiner Undurchdringlichkeit sagt er alles, und deutlich genug, was der neugierige Mönch wissen will. Und das kann uns wahrlich nicht die vortheilhafteste Idee von seinem Verstande geben. Bekennen, daß man ein Geheimniß in seinem Busen trage, heißt dieses Geheimniß halb verrathen.

Tomin-

Domingo.

Prinz! Sie verkennen mich.

Karlos.

Ich kenne dich.

Bist du nicht der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichsten Ordenskutte
Den Menschenmäkler machte? Bin ich irre?
Bist du es nicht, der die Geheimnisse
Der Ohrenbeicht um baares Geld verkaufte?
Bist du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunst in fremdem Ehbett löschte,
Den heissen Durst nach fremden Gütern kühlte,
Den Armen fraß und an dem Reichen saugte?
u. s. w.

Unter Gottes Larve, die freche Brunst im fremden Ehebett löschte? Unter Gottes Larve? Wir wissen nicht, ob wir unsern Augen trauen sollen. Wenn es noch hieße: unter eines Gottes Larve. Ungleich besser ist die folgende Scene zwischen Carlos und dem Marquis von Posa, der nach Spanien kömmt, die Beschwerden der unterdrückten Niederländer vor den König zu bringen. Carlos dringt in ihn, die Freundschaft, die in ihrer Jugend zwischen ihnen geherrscht hatte, zu erneuern.

Karlos.

Steh meine Lippen brennen heiß auf dir,
Heiß fällt der Thränenstrom auf deine Seele;
Dein künftger Fürst geht betteln um dein Herz,
Nem ohne dich, bey sieben Diademen.
Berede dich, ich wär' ein Waisenkind,
Das du am Thron mitleidig aufgelesen.

Ich weiß ja nicht, was Vater heißt — ich bin
Ein Fürstenknabe — —
— — — O wenn es eintrift, was
Mein Herz mir sagt, wenn du aus Millionen
Herausgefunden bist mich zu verstehn —
Wenns wahr ist, daß die schaffende Natur
Den Rodrigo im Karlos wiederholte,
Und unsrer Seelen zartes Saitenspiel
Am Morgen unsres Leben gleich bezog,
Wenn eine Thräne, die mir Lindrung giebt,
Dir theurer ist, als meines Vaters Gnade —
— — — —
Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
Von meinem Vater sprich mir nicht — Unheilbar
Auf ewig sprangen zwischen ihm und mir
Die demantstarken Bande der Natur.

Markis.

Sie hassen ihren Vater!

Karlos.

Nein! o Gott!
Ich hasse meinen Vater nicht — doch Schauder
(Kann ich dafür) und Höllenangst ergreifen
Bey den zwo fürchterlichen Silben mich
Als hört' ich alle Sünden meines Lebens
Am Tag des Weltgerichts herunterlesen —

Wie gesucht sind nicht die beyden letzten Verse, und wie übel angebracht das Einscheibsel kann ich dafür zwischen Schauder und Höllenangst! Desto schöner und natürlicher sind die folgenden Verse:

Kann

Kann ich dafür, wenn eine viehische
Erziehung schon in meinem zarten Herzen
Der Kindesliebe zarten Keim zertrat?
Mein Vater sagst du? Recht! mit diesem Namen
Erschreckten meine Ammen mich — das war
Von allen Künsten ihrer Kinderzucht
Die wirksamste, wenn alle Ruthenstreiche
An mir verlohren waren — Sieben Jahre
Hatt' ich gelebt, als mir zum erstenmal
Der Fürchterliche, der, wie sie es nannten,
Mein Vater war, vor Augen kam — es war
An einem Morgen, wo er stehenden Fußes
Vier Bluturtheile unterschrieb — nach diesem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehn
Bestrafung angekündigt ward — —

Warum erhält sich Hr. S. nicht immer in diesem simpeln und doch weit eingreifenderm Tone, als jener erkünstelte dithyrambische Schwung des Ausdrucks, jene verschraubten Metaphern und das kalte Feuer sind, das leider in dem allergrößten Theile des Stücks herrscht? Seine Muse gleicht dem modesüchtigen Mädchen, das die unerkünstelte Schönheit seiner Wangen und den schlanken Wuchs der Glieder durch Schminke und gesuchten Putz mehr verdirbt als erhöht.

Karlos.

(vor der Königinn auf den Knien)
Ich steh nicht auf — hier will ich ewig knien.
Auf diesem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieser Stellung angewurzelt kleben,
Bis über mir und unter mir das Rad
Der Schöpfung stillgestanden

Königin.

Rasender!

Die einzige und beste Antwort, die sich auf so Etwas geben läßt. Wir begreifen nicht, wie der Dichter hoffen konnte, uns auf diese Weise einen Menschen interessant zu machen, den er fast beständig wie den unbesonnensten Knaben handeln und wie einen Wahnsinnigen sprechen läßt.

Königin.

— — — —

Wer sagte ihnen, daß in Philipps Armen
Mein Loos beweinenswürdig ist?

Karlos.

Mein Herz,
Das feurig fühlt, wie es in meinen Armen
Beneidenswürdig wäre.

Königin.

Eitler Mann!
Wenn mein Herz nun das Gegentheil mir sagte?
Wenn Philipps herzliche Gefälligkeit
Und seiner Liebe stumme Mienensprache
Weit inniger als seines stolzen Sohns
Verwegene Beredsamkeit mich rührte?
Wenn diese eifersüchtige Angst um mich
Und dieser Geiz mit seines Weibes Liebe
Mir schmeichelte? Wenn mich die langsame
Und überlegte Achtung eines Greisen,
Wollüstiger als eines jungen Manns
Aufwallende Verehrung kizelte?

Welch eine Sprache für eine Königin! Eine Frau, die von wollüstigen Kizel spricht, wird wohl

wohl wenige Leute verführen, an ihren Platonismus zu glauben. — D. Carlos entfernt sich. König Philipp erscheint mit seinem Gefolge und äußert sein Misvergnügen die Königin so allein ohne Begleitung anzutreffen.

Königin.

Sind sie beleidigt, mein Gemahl?

Philipp.

Ich helfe
Der reichste Mann in der getauften Welt.
In meinen Staaten liegen die vier Winde,
Der Ozean ist meines Landes Teich,
Die Sonne geht in meinem Reich nicht unter —

Hat wohl noch je ein König in einem so marktschreyerischen Tone von sich selbst gesprochen? Und was will er damit sagen, daß die vier Winde in seinen Staaten liegen?

Doch alles das besaß ein andrer schon,
Wird nach mir mancher andre noch besitzen,
Das ist mein eigen. (indem er die Königin in die Arme schließt)
Was der König hat
Ist nur des Himmels Lehngut — gehört
Nur seinem Rang — Elisabeth dem Philipp!

(Er schweigt eine Zeitlang, heftet einen bedeutenden Blick auf die herumstehenden Grands, und dann auf die Königin.)

Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.

(Er hält wieder inne und fährt dann unter heftigen Bewegungen fort.)

Nur hieher nicht — — — O Gott: der Gedanke
Wirft mich von allen meinen Thronen, schleudert
Aus allen meinen Welten mich! — Nur hieher —
Nur hieher, meine Granden, nicht — —

Die Angst dieses alten besorgten Ehemannes würde uns vielleicht etwas zu Herzen gegangen seyn; durch die lächerlichen Prahlereyen aber, die er als Einleitung zu seinen zärtlichen Thorheiten vorausschickt, hat er sich alles Mitleids unwerth gemacht. Wir lachen über den alten Gecken, der die Treue seines Weibes durch nichts als Bitten und Drohen zu sichern weiß; wir ärgern uns über den Greis, der die Ausbrüche einer Leidenschaft, (die den, der sie äußert, immer so lächerlich macht und in unsern Augen so tief herabsetzt,) nicht einmal vor den Augen der Menge zu unterdrücken weiß, und den geliebten Gegenstand durch den schmähendsten Argwohn schändet. So etwas konnte Philipp nicht thun: selbst der Philipp des Hr. Schiller durfte das nicht thun. —

Karlos.

Vater,
Ich will sie kindlich, will sie feurig lieben,
Nur hassen sie mich nicht mehr — wie entzückend
Und süß ist es in einer schönen Seele
Verherrlicht sich zu fühlen, es zu wissen,
Daß unsre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unsre Angst in fremden Busen zittert,
Daß unsre Leiden fremde Augen wässern —

Wie

Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuren vielgeliebten Sohn
Der Jugend Rosenbahn zurückzueilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen,
Wie groß und süß in seines Kindes Tugend
Unsterblich unvergänglich fortzudauern
Wohlthätig für Jahrhunderte — Wie schön
Und göttlich groß im Orient des Sohnes
Noch einmal zu der Nachwelt umzukehren,
Der Sonne gleich, die in der Spiegelscheibe
Des Mondes wieder auferstieht —

Vortreflich! als Poesie aus dem Munde des Dichters, aber viel zu künstlich, zu studirt, zu periodisch für die Rede eines Jünglings, der das Herz seines Vaters zu gewinnen sucht. Wie mancher von uns würde nicht auch glauben, an der offenen Liebe und den reinen Absichten eines Sohnes zweifeln zu dürfen, der bey einer solchen Gelegenheit seine Worte so wählt, so auf Numerus und Fall des Perioden bedacht ist, und statt die simple Sprache des Herzens zu reden, seine Phantasie nach Bildern ausschickt, die desto weniger Wirkung thun, je poetisch schöner sie sind.

Mein Vater
Umsonst nicht — Väter, nicht umsonst hab' ich
Den halbverwesten Leichnam ihrer Liebe
Aus seiner Gruft gerissen — —

Welch ein ekles, herbeygerissenes Bild! Wir wären neugierig zu wissen, ob Hr. Schiller solche Züge auch bey einem fremden Dichter schön finden würde.

Die einäugichte Fürstin von Eboli verliebt sich in D. Carlos und schickt ihm durch einen Pagen ein Billet, worin sie ihm in einem Zimmer der Königin eine Zusammenkunft anbietet. Das Billet ist blos mit einem E. unterzeichnet. Was ist natürlicher, als daß er unter diesem Buchstaben die Königin, die Elisabeth heißt, vermuthet? Er ist entzückt, und der Page bekömmt diese gute Lehre mit auf den Weg:

Du nimmst ein schreckliches Geheimniß mit,
Das jenen starken Giften gleich die Schaale,
Worin es aufgefangen wird, zersprengt, —
Und ein Geheimniß, welches zu ergründen
Mein Vater, stünds in seiner Macht, das Reich
Der Todten durch die Folterschraube fragte. . . .

Dieser D. Carlos ist doch ein ganz anderer Mensch, als wir gewöhnlichen Leute. Welcher von uns würde sich einfallen lassen, einen furchtsamen Knaben durch solche Aeußerungen zum Stillschweigen zu bewegen?

Trag es dem Throne nicht zu nah — auch nicht
Zu nah dem Falkenblick des Müßiggangs.
Beherrsche deine Mienen gut. Dein Kopf
Erfahre niemals was dein Busen hüthet.
Sey wie das todte Sprachrohr, das den Schall
Empfängt und wiedergiebt und selbst nicht höret.

Aber Carlos ist es nicht allein, der so schöne rhetorische Exercitia extemporiren kann: selbst der Herzog Alba giebt ihm wenig nach.

Alba.

Wehe
Dem zarten Wiegenkinde Majestät,
Das seiner Amme spotten kann. Wie sanft
Mags auf dem weichen Kissen unsrer Siege
Sich schlafen lassen! An der Krone funkeln
Die Perlen nur, und freylich nicht die Wunden,
Womit sie aufgewogen ward — — Dieß
Schwert
Schrieb fremden Völkern spanische Gesetze;
Es blitzte dem Gekreuzigten voran,
Und zeichnete dem Saamenkorn des Glaubens
Auf diesem Welttheil blutge Furchen vor;
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden.

Karlos.

Gott oder Teufel gilt gleich viel. Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weiß das wohl. Ihr
Name
Lebt in der Narbe dieses Seitenlaufs —

Er kömmt: ruft die einäugichte Prinzeßin dem zurückkehrenden Pagen entgegen:

Er kömmt
Ich hörs an deiner Tritte Klang, ich hör's
An deines Athems singenden Getöne.

Ein leises und feines Gehör! aber es ist ja eine bekannte Bemerkung, daß durch den Verlust eines Sinns die übrigen gestärkt und verfeinert werden! Wir schließen diese Anzeige mit einer schönen Stelle:

Sie (die Liebe) ist
Das einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet, als sich selbst.

Die

Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken oder ewig ungenossen
Verscharren muß — dem großen Kaufmann gleich,
Der ungerührt von des Rialto Gold
Und Königen zum Schimpfe seine Perle
Dem reichem Meere wiedergab, zu stolz
Sie **unter** ihrem Werthe loszuschlagen. —

IV. Briefe eines reisenden Dänen. (Der Antikensaal zu Mannheim) Große, lange, breite Worte praetereaque nihil. Dieser Aufsatz ist in einem seltsamen, blumenreichen Styl geschrieben, der nichts weniger als dem Gegenstande angemessen ist. Wir bedauern den guten Dänen, daß er sich in Deutschland von dieser Seuche hat anstecken lassen, vor welcher er in seinem Vaterlande sicher gewesen wäre. Er besuchte den Antikensaal zu Mannheim, und diese Nachbildungen der größten Meisterwerke Griechenlands, die durchaus stille Größe und sanfte Grazie athmen, begeisterten seine nordische Phantasie zu der Wuth, die sich in der Beschreibung dieses Cabinets auf die lächerlichste Art äußert. Sollte man glauben, daß ein Mann, der in der Einleitung von „siechen hinschwindenden Menschenkörpern" spricht, „deren Augen und Wangen von fiebrischer Röthe brennen, und blühendes Leben heucheln, während daß Brand und Fäulung in den röchelnden Lungen wüthen," willens sey uns vom vatikanischen Apoll und der medicei-

diceiſchen Venus zu unterhalten? Ein paar Proben von der Beurtheilungskraft dieſes Kunſtrichters ſind wir den Leſern ſchuldig. „Das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit.“ Umgekehrt, ſollten wir meinen. Wahrheit, den bloßen Augen faßliche Wahrheit des Gemäldes war es, die die Tauben zu den gemalten Weintrauben des Zeuxis lockte. Aber im Gegentheil ſieht das bloße ungeübte Auge des Nichtkenners ſelbſt in der mediceiſchen Venus nichts als die Wahrheit des Bildes, die Aehnlichkeit mit dem Körper einer lebendigen Frau: ihre Schönheit wird nur durch inneres, feines und geübtes Gefühl erkannt. Vom farneſiſchen Herkules heißt es: „die Figur ruht — der Bildhauer ergriff ſeinen Herkules im Moment ſchlafender (vielleicht erſchöpfter) Kraft, und dennoch berechnet in dieſer Erſchlappung das ungeübteſte Auge die ganze furchtbare Summe von Wirkungen.“ Wer in dieſes Dunkel Licht bringt erit mihi magnus Apollo.

V. Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters. Enthält das Verzeichniß der aufgeführten Stücke und Kritiken über das Spiel der Akteurs, von denen wir uns aber, ſo allgemein und unbeſtimmt als ſie ſind, wenig Vortheil verſprechen können. Von Leßing hätte der Verf. dieſes Aufſatzes lernen können, den Schauſpieler durch Lob und Tadel mehr als blos zu ſchmeicheln oder zu reizen, ihn auch zu belehren. Bey ihm zweckte beydes auf die Vervollkommung der

Kunſt

Kunst selbst und nicht auf Erhöhung oder Demüthigung des Schauspielers ab. VI. Wallensteinischer Theaterkrieg. VII. Dramaturgische Preisfragen.

Zweytes Heft. I. An die Freude. Eine Cantate, die nicht ohne poetisches Verdienst ist. Wir schreiben zur Probe die letzte Strophe ab.

Rettung von Tyrannenketten,
Grosmuth auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten sollen leben!
Brüder trinkt und stimmet ein,
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn.

Chor.

Eine heitre Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde! —

II. Ueber moderne Größe. Der Verf. dieses Aufsatzes ist sehr unzufrieden mit dem Geiste unsers Zeitalters. Wir sehen, sagt er, Menschen unter uns, die Muth genug haben, besser als ihre Zeiten zu seyn; aber wahr, ewig wahr ist es auch, daß die großen Männer des Alterthums blos ihrer Zeit würdig waren. Der sicherste Beweis, daß der moderne Geist wirklich klein ist, wäre am Ende vielleicht dieser, daß der Mensch, der in unsern Zeiten groß handelt, ein

großer Menſch ſeyn muß. Den Oſtraziſmus der Athenienſer nennt er, ganz à la Linguet, eines der ſchönſten Denkmähler des griechiſchen Geiſtes. Dieſe und ähnliche eben ſo gewagte Behauptungen dienen zur Einleitung einer Nachricht von ein paar Pariſern, Namens **Dübreuil** und **Pechmeja**, die in der ruhigen Ausübung ſolcher Pflichten, die nicht blos die Geſetze, die das zärtlichſte Mitleid und Menſchengefühl uns auflegen, ihr einziges Vergnügen ſuchten. Pechmeja iſt Verf. des **Telephus** eines hiſtoriſchen Gedichts in Proſa, von dem wir auch eine deutſche Ueberſetzung haben. Sie ſtarben, wie ſie gelebt hatten, vereinigt, kurz auf einander. Ihre ſtillen Tugenden gaben eine Zeitlang Unterhaltungsſtoff für die redſeligen Bewohner von Paris.

III. **Verbrechen aus Infamie.** Eine angeblich wahre Geſchichte, die aber auch alle Spuren der Wahrheit an ſich trägt, und nicht minder intereſſant als unterrichtend und im Ganzen gut erzählt iſt. Sie gehört zu den ſchätzbaren Beyträgen zur Charakteriſtik des menſchlichen Herzens.

IV. **Freygeiſterey der Leidenſchaft.** Dieſes Gedicht mag ſeine Verdienſte haben, ſo ungenießbar es auch dem Rec. iſt. Zwar läugnet er nicht, daß die hier geſchilderten Empfindungen in der Natur ſind; immerhin mag ſich die Verzweiflung eines unglücklichen Liebhabers ſolche raſende Gotteslästerungen erlauben; aber muß

die Poesie alles nachbilden, was wirklich ist? Die Dichtkunst der Alten kannte so wenig Wahrheit ohne Schönheit, als Schönheit ohne Wahrheit — und sollte sich ihr Wesen so ganz geändert haben? Gewiß nicht! so sehr auch einige Kunstrichter und Dichter der neuesten Zeit davon überzeugt zu seyn scheinen.

V. Resignation, einer Phantasie, von dem Verfasser des vorigen Gedichts. In einer Phantasie darf man keinen Plan suchen: es ist sehr begreiflich, daß die poetische Phantasie Sprünge thut, denen die unpoetische Vernunft so leicht nicht folgt. Doch haben wir einige sehr verständliche Strophen gefunden, die Philosophie, aber nicht die tröstlichste, vortragen.

„Mit ganzer Liebe lieb' ich meine Kinder,
Rief unsichtbar ein Greis.
Zwey Blumen, rief er — hört es Menschenkinder —
Zwey Blumen blühen für dem weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
Wer dieser Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt: Wer glauben kann,
entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.
Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück.

VI.

VI. Morgenlied von Sophie Albrecht. VII. Philipp der zweyte, König von Spanien, von Mercier. Aus dem Precis historique zu seinem Portrait de Philippe II. Man kennt die Manier dieses Schriftstellers. In allem, was von ihm kömmt, findet man viel gesunde Vernunft, viel feine Bemerkungen und wahre Gedanken, aber auch nicht weniger Deklamation, viel Bombast, übertriebene Hyperbeln, u. s. w. VIII. Dom Carlos. IX. Vermischte Kleinigkeiten. Einzelne, abgerissene, und ziemlich alltägliche Gedanken aus einem Romani.

Drittes Heft. I. Dom Carlos. II. Den Manen der Catherine Jacquet. Von Jünger. Als Gelegenheitsgedicht betrachtet gut genug. III. Philosophische Briefe. Da unsre Anzeige ohnehin schon die Grenzen ziemlich überschritten hat, so ersparen wir unser Urtheil über diese Briefe, bis wir sie geendigt vor uns haben.

VI.

Vermischte Nachrichten.

Deuschland.

Augspurg. Von daher haben wir zu den charakteristischen Figuren des Herrn J. K. von Göz eine Folge von 27 neuen Blättern erhalten. No. 65 bis 84 sind von Herrn Brichet zu Paris gestochen, und mit französischen, No. 85 bis 92, von Herrn von Göz selbst radirt und mit deutschen Unterschriften. Die letztern stellen kleine aus wenigen Personen bestehende Gruppen dar, und sind sorgfältiger ausgeführt, als die ähnliche Zugabe bey der ersten Lieferung. Was Herrn Brichet anbetrift, so hat er auch hier wieder ganz den Geist der Zeichnungen überzutragen verstanden, und man kann dem Herrn von Göz wirklich zu einem so vortreflichen Kupferstecher Glück wünschen. Wir empfehlen dieses ungemein interessante Werk nochmals, besonders auch jungen Zeichnern und allen unsern Schauspielern, zum Studium des Ausdrucks und einer passenden und geschmackvollen Kleidung.

Berlin. Von Herr Chodewicky ist ein sehr großes Blatt erschienen, das wir nur mit wenigen Worten erwähnen, da es unsere Leser gewiß schon nach der Unterschrift kennen: Zie-

Ziethen sitzend vor seinem Könige. So. wohl wegen der treuen Darstellung des preußischen Hofstaates im letzten Lebensjahre Friderichs des Zweyten, als wegen des Interesse der Handlung selbst, einer Handlung, die so selten an Höfen vorfällt, werden gute Abdrücke von diesem Blatte eben so theuer werden, als von dem General Wolf; wie denn auch schon der Preis von 1 Thaler 16 Groschen bis zu 4 Thaler gestiegen ist.

Die drey bildenden Künste, nach einer Originalzeichnung von Angelica Kaufmann, aus der Sammlung des Herrn Baron von Offenberg, herzogl. curländisch. Hofmarschalls, verfertiget von Dan. Berger; dieß ist der Titel eines sehr artigen Blattes in punktirter Manier, welches wir den Kunstliebhabern empfehlen. Der Preiß ist 1 Thaler.

England.

Brief aus London, an den Herausgeber der N. B.

Den 26. May 1786.

Noch immer dauert das Schreiben über D. Johnson fort. Gleich nach seinem Tode erschienen ein Paar Lebensbeschreibungen, die wenig mehr als gemeine Thatsachen lieferten, und bald vergessen wurden. Nun gab Strahan, ein Geistlicher, des Doctors Prayers for deceased friends etc. mit einer langen Vorrede heraus. Ihm folgte der poßirliche Boswell mit einem dicken Octavbande, von dem ich Ihnen

bereits geschrieben habe. Vor etwa zwey Monaten erschien das Werk der Mrs. Piozzi, welches nicht so viel Wahnsinn enthält, als das von Boswell, und den Doctor getreuer, d. i. so darstellt, als er wirklich war. Diese Piozzi war die Witwe eines Londoner Bierbrauers, Thrale, die vor einiger Zeit einen Neapolitanischen Musikanten heurathete, und mit ihm einige Zeit in Italien lebte, wo sie ihr Buch schrieb: doch ist sie wieder in London, oder wird bald kommen. Wenn ich von einem englischen Bierbrauer rede, so werden Sie mich schon verstehen. Thrale war ein Mann von sehr großem Vermögen, hatte eine gelehrte Erziehung gehabt, saß im Unterhause, und lebte durchaus als ein Mann von Stande. D. Gillies, der den Thrale und seine Frau kannte, sagte mir letzthin, daß er sich wenig um Johnson bekümmert, und ihn als einen Bär betrachtet habe: daß aber dessen Frau, geschmeichelt durch Johnsons Freundschaft, der Knoten der Verbindung zwischen ihnen gewesen sey. Ich habe ihr Werk mit vielem Vergnügen gelesen. Es enthält eine Menge interessante Dinge, ob es schon nicht zum besten geschrieben ist. Sie und Boswell wurden zum allgemeinen Gelächter durch einen poetischen Brief an Boßi und Piozzi, geschrieben von Peter Pindar. Endlich erschien Courtenay mit seinem Poetical Review of D. Johnsons litterary and moral caracter. Dieß ist der witzige, elegante, spielende Courtenay, der so oft Stunden lang

lang das Unterhaus beluſtiget, jeden im fortdauernden Lachen erhält, ſchöne Verſe anführet, durch Zweydeutigkeiten und obſcöne Anſpielungen reizt, und mit großer Aufmerkſamkeit angehöret wird, ob er ſchon nie to purpoſe redet. Alle viere erhielten vor einigen Tagen eine gute Abfertigung in a poetical Epiſtle from the Ghoſt of D. Johnſon to his 4. friends, the revd. M. Strahan, Boswell, Piozzi and Courtenay etc. Johnſon ſchreibt dieſen Brief in ſchwerfälligen harten Verſen, und redet ſo ganz in der groben ungeſchliffenen Sprache, die ihm bisweilen eigen war. Der Anmerkungen ſind mehr als des Textes, und Mrs. Piozzi iſt am härteſten behandelt.

Das beſte Werk, das England ſeit langer Zeit hervorgebracht, iſt die letzthin Ihnen angezeigte Geſchichte von Griechenland des D. Gillies, ein Werk, das im ungünſtigſten Zeitpunkte erſchien, weil kurz vorher Mitfords Geſchichte, die ebenfalls ſehr gut iſt, herausgekommen war. Indeſſen iſt, wie mir der Verfaſſer vor kurzem ſagte, doch die erſte Ausgabe beynahe ganz abgeſetzt. Gillies hatte ſich ſchon vor vielen Jahren durch eine Ueberſetzung verſchiedener Reden der beſten griechiſchen Redner vortheilhaft bekannt gemacht. Das Vorzüglichſte an dieſer iſt eine lange Einleitung oder Abhandlung über das häusliche Leben der Griechen, ihre Gebräuche, Kleidung u. ſ. w. Er iſt von Geburt ein Schotte, war viele Jahre lang Hofmeiſter, durchreiſete

in zehn Jahren die mehresten Länder von Europa, und genießt nun in London einer gelehrten Ruhe. Ich schätze in ihm eben so sehr den Gelehrten und Philosophen, als den gutmüthigen und äußerst redlichen Mann.

Unter der ungeheuern Menge von Romanen, die hier monatlich erscheinen, zeichnet sich vorzüglich aus the Recels *) ein historischer Roman, der äußerst interessant, aber um so viel schädlicher ist, je genauer er mit der wahren Geschichte übereinkömmt. Der unglückliche Herzog von Norfolk, der sich der Maria von Schottland so thätig annahm, daß ihn Elisabeth hinrichten ließ, verheurathet sich hier heimlich mit der Schottischen Königin, mit der er in ihrem Gefängnisse zwo Töchter erzeugt. Diese werden an einem geheimen Orte, wie es in the Recels heißt, erzogen, kommen hernach in die Welt, und heurathen die Grafen von Essex und Leicester. Nie hat die Einbildungskraft mehr Unglück und Leiden aufgehäuft. Der ganze Roman ist eine Kette von Elend, mit dem nichts verglichen werden kann, als die wirkliche Geschichte der Stuarts, der unglücklichsten Familie, die jemals existirte — Die Kunst, mit der dieser Roman angelegt ist, verdient Bewunderung. Sie finden alle die berühmtesten Charaktere der Zeit von Maria von Schottland bis auf Jakobs des ersten Kinder in die Handlung verflochten, und alle erscheinen größtentheils so, wie wir sie aus der Ge-

*) Von diesem ist in dieser Michaelmesse eine Uebersetzung unter dem Titel Ruinen erschienen.

Geschichte kennen. Im ganzen Roman sind mir nur einige unbedeutende Fälle vorgekommen, in denen die Geschichte der Erdichtung widerspricht. Auch ist außerordentlich viel Sinnreiches darinne, wodurch eine Menge Dinge auf die natürlichste Art aufgeklärt werden, die uns die Geschichte der damaligen Zeit von jeher dunkel läßt, besonders in Rücksicht auf viele Handlungen der Englischen Königin, des Grafen von Essex u. s. w. — Die Verfasserin dieses Werks, Miß Lee, hält zu Bath eine sogenannte boarding School, ist Verfaßerin auch eines guten Lustspiels, the Chapter of Accidents, und verschiedener Romane, als Eugenius, or the Anecdotes of the golden Vale, Euphrosine, Columella. Ihr Umgang ist sehr angenehm und unterhaltend.

Daß die deutschen Gottesgelehrten es den Engländern an exgetischen Kenntnissen und Aufklärung bey weitem itzt zuvorthun, glaube ich gern: denn in diesem Fache haben sie seit einiger Zeit wenig geglänzt. Zwar ist die Englische Geistlichkeit ein höchst ehrwürdiger Körper, und die Zahl gelehrter und verdienstvoller Männer, die sich unter ihnen finden, ist sehr groß. Ich sage dieß aus inniger Ueberzeugung, ob ich schon weiß, daß man in Deutschland andere Begriffe davon hat. Allein sie sind durch die Verfassung des Landes zu sehr in die Politik verwebt, und überdieß herrscht in der menschlichen Natur eine gewisse Trägheit, die manchen vom Schreiben abhält, der 5, 10, 20, 50000 Thaler jährliche

Einkünfte hat. — Eben so ist es auch mit dem elaßischen Fache, in welchem ich fest überzeugt bin, daß die Engländer noch immer weit mehr sind, als irgend ein Volk des festen Landes. Während daß der Gelehrte in andern Ländern seine Zeit mit Vorlesungen hinbringt, oder für Brod arbeitet, sitzt der Engländer ruhig in seinem College, und hat für nichts zu sorgen, als wie er über seine Zeit disponiren will. Ich kenne eine Menge Männer von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, die nie etwas für die Welt gethan haben: kurz, es fehlt ihnen nichts als ein wenig deutsche Armuth. Vor kurzem erhielten wir eine gute Ausgabe von des Aristoteles Poletik — Aristotelis de poetica liber etc. cum praelectione, versione et notis editoris *G. Cooke*. Cantabr. 1785. Dieser Cooke, fellow of King's-Cambridge, war sonst einer der Lehrer zu Eton, allein da er ein wenig verrückt ist, konnte man ihn nicht bey den Knaben lassen, sondern schickte ihn wieder nach Cambridge zurück. Er hatte den sonderbaren Einfall, Gray's Elegie auf den Kirchhof in griechische Hexameter zu übersetzen, so wie vorher D. Roberts dieses Gedicht ins Lateinische übersetzt hatte. Das Griechische steht am Ende der angeführten Ausgabe des Aristoteles. Eine Menge Stellen hat er überaus glücklich ins Griechische übergetragen. Einige falsche Quantitäten schreibt man seiner Nachläßigkeit und seinem Corrector zu, weil er die Correctur nicht

selbst

selbst übernehmen wollte. Es ist unter den Engländern, besonders unter jungen Leuten, sehr gewöhnlich, berühmte Stücke ihrer Dichter in griechische Verse zu übersetzen. So hat man z. E. eine artige lateinische Uebersetzung von Splendid Shilling, und vor kurzem übersetzte ein junger Mensch zu Oxford Mason's Caractacus. Sie wissen, daß Mason dadurch das griechische Trauerspiel mit Chören wieder einführen wollte. Glasse wählte also dieses Stück, und übersetzte es in die griechische Versart der alten Tragiker. Dieß alles hat freylich wenig Nutzen; indessen befördert es doch im Ganzen das Studium der classischen Litteratur.

Sie fragen nach Miß More, die sich durch Search of Happiness, Percy und the Fatehood, zwo Tragödien, die mit Beyfall beyde zu Covent-Garden aufgeführt worden, durch Sacred Drames, Essays for Young Ladies und andere Schriften in Versen und Prosa hervorgethan. Sie hält mit ihren Schwestern zu Bristol eine Boarding School, doch ist sie oft zu London, wo sie viel mit den blue Stookings umgeht. Als ich das letztemal zu Bristol war, hätte ich sie gern gesprochen, da ich von verschiedenen ihrer Freundinnen an sie gewiesen war: sie war aber abwesend. Hauptsächlich hätte ich gern wegen the Bristol Stranger, oder Louisa, an sie einige Fragen gethan, da diese vermuthlich eine Landsmännin von uns ist, und sie in Miß More eine dauerhafte Beschützerin gefunden

den. Schon vor fünf Jahren schrieb sie a tale of Woe, wovon eine Uebersetzung im wielandischen Merkur, wenn ich nicht irre im Jahrgange 1782, eingerückt ist. Eben so thätig nahm sie sich der armen Yearsley an, die Ihnen schon unter dem Namen the Bristol-Milk-woman bekannt ist. Miß More gab ihre Gedichte heraus, und verschafte ihr so viel Subscribenten, daß, die Druckkosten abgezogen, einige 100 Pfund übrig blieben. Seitdem sind sie zerfallen. Miß Yearsley sagt, Miß More habe ihre Gedichte durch ihr Corrigiren verdorben: sie sey der More zwar sehr verbunden, aber dafür habe sie sie Miß Stella genannt, und in ihrem Buche besungen. Seit dem lebt die Yearsley wieder vom Verkaufe ihrer Milch. Gern hätte ich bey ihr auch einen Käufer abgegeben. Ich hatte aber nicht die Vorsicht gebraucht, mich nach ihrer Wohnung zu erkundigen, und in der Stadt fand ich keinen Menschen, der etwas von der Frau gehöret hatte; so wenig gilt immer der Prophet in seinem Vaterlande: und doch däucht mich, enthalten ihre Gedichte vortrefliche Stellen.

Auf meiner letzten Reise von Bath über Salisbury, Wincheſter u. s. w. hatte ich aufs neue Gelegenheit, einen Theil eines ungeheuren Schatzes von Gemälden und andern Kunstsachen zu sehen, an denen England so reich ist. Der Sitz des Grafen von Pembroke, Wiltonhouse, ist allein der Reise werth. Ich brachte

da

da und zu Stonehenge einen vollen Tag zu: allein die Antiken fodern etliche Tage, und überdieß ist eine so vortrefliche Sammlung von Gemälden hier, daß man um dieser Willen den Ort allein besuchen könnte: doch ist die Antikensammlung so groß daß man von dieser gewöhnlich allein spricht.—

Doch — nun auch etwas von unserer letzten Ausstellung allhier, die im Ganzen etwas besser war, als die vorjährige!

Die Zahl der Künstler und Künstlerinnen, die dieses Jahr ausgestellt haben, war 300. Die Zahl der ausgestellten Stücke 616, nemlich 437 Stücke in Oel und Miniatur, die übrigen Zeichnungen aller Art, nebst einigen Bildhauergruppen, Statuen und Basreliefs. Die Ausstellung könnte noch viel beträchtlicher seyn, wenn alle nur bekannte Künstler Stücke liefern wollten; allein einige derselben sind beständig in Streit mit Sir Joſua, dem Präsidenten, entweder weil er ihren Gemälden die Stelle verweigert, die sie verlangen, oder aus andern Ursachen. So sahe ich mich denn auch dieses Jahr vergebens nach Gainsborough um, in dessen Hause ich Gemälde genug gesehen habe, die des Ausstellens werth sind. Auch von Romney war nichts hier, der unabläßig arbeitet, und oft mehr zu thun hat, als er thun kann. Manche dieser Herren bekümmern sich wenig um diese Ausstellung, weil sie wissen, daß man ohne Unterlaß in ihr Haus kommt, welches beständig offen ist, und wo man gewöhnlich verschiedene Zimmer ganz mit ihren

Ge-

Gemälden behangen sieht. Der Eingang ist Niemanden versagt, der an die Thüre kommt und dem Bedienten eine Kleinigkeit giebt. Copley hat dieses Jahr zwar wieder etwas in die Ausstellung gegeben, allein es sind nur so unbedeutende Stücke, daß ich ihn schwerlich für das halten würde, was er wirklich ist, wenn ich nicht in seinem Hause weit bessere gesehen hätte. — — So mannichfaltig auch die englischen Künstler in ihren Gegenständen und Fächern sind, so finde ich doch einen gewissen Mangel im historischen Fache. Die Ursache davon ist, daß die Leute auch hier zu Lande sich selbst lieber sehen als andere: und so findet man in den Häusern, selbst der größten Maler, den einzigen West ausgenommen, mehrentheils Portraite. Freylich sind diese Portraite mehrentheils historisch, zu Fuße und zu Pferde, im Zimmer oder im Felde; die Frauenzimmer sind Göttinnen, bald mit ihren Kindern, bald mit andern gruppirt — aber es sind doch immer Porträte. Das größte, am meisten in die Augen fallende, und am meisten getadelte Stück ist ein ungeheures Gemälde, das West für eine Familie in Schottland gemalt hat. Es ist Alexander der dritte, König von Schottland. Er liegt mit seinem Pferde zu Boden, und wird von einem wüthenden Hirsche angefallen, von welchen ihn Colin Fitzgerald, der Anherr der gegenwärtigen Mackenzie Familie, rettet. Colin ist zu Fuße, und greift den Hirsch an, ein anderer sucht den König nach der entge-

gen.

gengesetzten Seite, über sein Pferd zu ziehen; ein dritter, zu Pferde, sticht mit seinem Spieße nach dem Hirsch, noch andere sind in der Nähe, deren Pferde sich entweder aufbäumen, oder zu Boden geworfen sind. West ist schon seit geraumer Zeit der Gegenstand der Kritik, und es ist so zu sagen die Mode, seine Werke zu tadeln. Ich gehöre nicht unter die Kenner, und will mir also auch vor Ihnen, mein Lieber, keine Stimme anmaßen. Wenn ich nach meinem Gefühle urtheilen soll, so ist mir sein Colorit gewöhnlich zu helle, zu schimmernd, zu schön; und wenn er mehr in die dunkle Haltung der italienischen Schule fällt, so sind seine Figuren schwerfällig, und sein Fleisch nicht selten kupfericht. Indessen hat er doch große Verdienste als Zeichner, und ist jetzt der einzige Englische Maler, der fast durchaus historische Stücke liefert, und unter diesen sehr große und von weitläuftiger und verwickelter Composition. Nun ist es allerdings leichter, in einer großen Unternehmung und weitläuftigen Composition Fehler zu finden, als in einer einzelnen Figur, oder in einer Gruppe, die nur aus wenigen Figuren besteht. Selbst Sir Josua Reinolds liefert gewöhnlich nicht viel mehr als Portraite; und wenn auch diese aus ganzen Figuren bestehen, in Lebensgröße, und mehrere zusammen gruppirt sind, so ist das doch noch nicht das große, weitläuftige Feld, in welches der eigentliche historische Maler sich wagen muß. West hat seit mehreren Jahren

ren viele und große historische Stücke für den König gemalt, und da hat er sich freylich der Kritik in einem weiten Felde dargestellt. Von einer gewissen Rauhigkeit (was man harsh nennt,) kann freylich Niemand seinen Pinsel frey sprechen. Dieses ist mir nirgends so sehr aufgefallen, als in Duckingham-house, wo man aus Zimmern, die mit Rubens und van Dycks behangen sind, in eines kommt, das fast ganz mit West gefüllt ist. Der Contrast war mir in der That so stark, und die letzten so scharf und harsh, daß mir die Augen wehe thaten. — — Von Sir Josua waren wieder eine Menge Portraite hier, in seiner gewöhnlichen Manier, über die ich nichts zu sagen habe, als daß das Publikum, wie gewöhnlich, nur Eine Stimme darüber hat. Seine Harmonie, sein Schmelz, seine Haltung, seine Wahrheit, sein Ausdruck — sind wahrhaft bezaubernd. In Kleinigkeiten will ich hier nicht eintreten, eben so wenig als in gewissen Tadel von Kleinigkeiten, wozu man denn, wenn man will, in allen Dingen hienieden Gelegenheit findet. Sein Portrait von Hunter, einem berühmten Wundarzte, gefiel vorzüglich: es ist die Natur selbst. Auch sein Portrait des gegenwärtigen Herzogs von Orleans wurde sehr bemerkt, so unangenehm auch die mannichfaltigen Farben, vielen Knöpfe und unzähligen Kleinigkeiten einer Husarenuniform in einem Gemälde sind. Dieses Stück gehört dem Herzoge, und ist schon in Kupfer gestochen. Auch von Sir

Jo-

Josua's zweyten Manier waren einige schöne Stücke hier. Fueßli lieferte Francesca & Paolo, aus dem 5ten Gesange von Dantes Hölle; Oedipus, der seinen Sohn verwünscht: das schönste aber ist the Shepherd's dream, aus Miltons verlorenem Paradiese B. 1. V. 781. Ich habe dieses wichtige Stück in seiner Entstehung und in seinem allmäligen Fortgange, und immer mit Entzücken gesehen. Mich dünkt, ich finde so ganz darinne den Geist, der in den Sphären einer andern Welt schwebt. Alles fliegt, weht, athmet, alles ist Feenwelt und übernatürliche Macht. Der Vorgrund, wo der Schöpfer die Hauptfigur ist, ist ganz im Dunkel gehalten, und neben ihm ist Alraun (mandrake) und unterirdische Geschöpfe, die da ihr Wesen treiben. Das Licht kömmt ganz von der Mitte des Gemäldes, wo vier weibliche Figuren nicht an Leinwand hängen, sondern wirklich schweben, im eigentlichen Sinne des Wortes schweben. — Dieser eben so gelehrte als einbildungsreiche Künstler arbeitete seit einiger Zeit an einem Caractacus, dem brittischen Könige, wenn er zu Rom als Gefangener vor dem Kaiser spricht. Der Contrast brittischer Mannheit, Wildheit und Stärke, mit römischer Cultur, Feinheit Weichlichkeit und Delikatesse ist unnachahmlich. Dieses Stück wird in Kupfer gestochen. — Herr von Loutherbourg hatte verschiedene Gemälde hier von verschiedener Gattung und in verschiedener Manier, alle gewiß nicht mittelmäßig; doch,

doch sagten die Kenner, sie wären gewohnt, sonst bessere von ihm zu sehen. — Northcote wagt sich mit Glück immer weiter und weiter in das historische Feld. Vergangenes Jahr bewunderte man seine Großmutter, die von ihren Enkelinnen besucht wird. Ich schrieb Ihnen damals davon, und kurz nachher wurde es gestochen. Dießmal gab er ein großes Stück, den Prinzen von Braunschweig in blauer Uniform mit rothem Ordensbande. Die Ueberschwemmung ist allgemein; einige haben sich an einen Baum gerettet, andere streben darnach; der Prinz liegt auf dem Rücken und hält sich an einen dünnen Zweig, von dem er bald weggerissen werden wird.

Kleiner als dieses, aber besser, ist Eduard der 5te mit seinem Bruder schlafend. Tyrrell, in voller Rüstung, hält über sie ein blaues Kissen, womit er sie ersticken will. Ihm leuchtet ein Wärter des Tower mit einer Lampe, von der das ganze Licht des Gemäldes kömmt. Dieses Licht ist zu stark für eine Lampe, und wirft über die Knaben eine Klarheit und einen so reinen hellen Schein, als nur die Sonne geben kann. Herr Northcote dachte vielleicht an ein Gemälde im Windsor-Schlosse, wo das Licht von der weissen Gesichtsfarbe einer schönen Frau entsteht. Allein der Fall ist sehr verschieden. Die genauen Beobachter der Geschichte tadeln auch an diesem Stücke, daß der Künstler zwey Kinder statt zweener Knaben gab, wovon der älteste (Eduard der 5te) wohl funfzehn Jahre alt war, als ihn

Ri-

Richard ermorden ließ. Boydell läßt dieß Stück stechen. Der Ausdruck von Sanftheit, Ruhe und Unschuld im Gesichte der Kinder ist unaussprechlich schön. Auch war von Northcote hier die Schilderung der Halsewell, des ostindischen Schiffs, das den sechsten Januar scheiterte. Dodd lieferte vier gute Seestücke, alle das Schicksal eines Kriegsschiffes, the Ramillies, betreffend. — Stubbs ging dießmal von seiner gewöhnlichen Gattung ab, und gab im besten englisch-niederländischen Stile eine Heu- und eine Kornärnte. In beyden Stücken sind, wie sich erwarten läßt, Pferde, und beyde waren schön durch ländliche Simplicität, englische Nettigkeit und Sauberkeit, Harmonie und feinen Schmelz. — Angelica Kauffmann, obschon seit einigen Jahren nicht mehr in England, schickte dießmal einige beträchtliche Gemälde hieher. 1) Cornelia, die Mutter der Grachen, die auf ihre Kinder, als ihre Schätze, zeigt. 2) Virgil, der sein eigen Epitaph zu Brundusium schreibt. 3) Der jüngere Plinius mit seiner Mutter zu Misaenum. (20ster Brief an Tacitus.) Viele sagten, diese Stücke wären ihren ehemaligen bey weitem nicht gleich. Ich weiß es nicht: für mich waren sie sehr schön, auch mit ihren frühern Werken, die ich hin und wieder gesehen habe, verglichen. Kühnheit, Größe und vorzügliche Stärke des Ausdrucks muß man freylich nicht bey ihr suchen, wohl aber die sanfteste Harmonie, den wohlthätigsten Schmelz,

die lieblichste Milde, und die reinste griechische Form, und alles das mit einem angenehmen nicht brillianten Colorit. — Unter John Franzis Rigauds Gemälden, die sich auf mannichfaltige Art empfehlen, war das Portrait des Joseph Brands, oder wie er sonst heißt, Thayeadanegra, in der Kleidung, in welcher er den fünf Nationen den letzten Frieden zwischen England und den Amerikanern ankündigte. Dieser Chef war vergangnen Winter hier, und sprach Englisch mit aller möglichen Leichtigkeit. Er hat einen Theil des neuen Testaments in das irokesische übersetzt. — Unter verschiedenen Gemälden, die Opie ausstellte, zeichnete sich vorzüglich aus, Jacob der 5te von Schottland, wie er auf Anstiften seines Oheims, des Herzogs von Athol, von Graham ermordet wird. — Unter den kleinern Conversationsstücken weiß ich wenig, das sich vorzüglich empfohlen hätte: verschiedene Scenen aus Werther, aus Miß Burneys Cecilia, aus dem Vicar of Wakefield — von C. R. Ryey, von Pernotin, und manche andere, für die ich keinen Raum mehr habe. — — Was eine englische Ausstellung vor allen andern ohne Ausnahme auszeichnet, ist die außerordentliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände: man sieht in einem Zimmer die ganze Welt beysammen, und Jedermann weiß, daß alles nach der Natur ist. Webber, der mit Cook reisete, giebt uns Menschen und Gegenden aus Kamtschatka, Makao, Otaheite, Amerika, ꝛc, Hodges Gegen-

genden von Bengal, Benares, Baar, Beijegur, vom Banyanbaume und andern ostindischen Gegenständen; E. Garvey führt mich nach Genf, Lausanne, Luzern ꝛc. zurück; G. Gerhard versetzt mich nach Schotland, und Wilkin zeigt mir Türken, während daß ich in Tomkins und Groombridge, Barret, Morland, Stowers, Ibbetson, Afhfort, Gains, Bigg, Hulley ꝛc. England, Wallis und Irland wiederfinde. — Auch unter den Englischen Liebhabern oder Dilettanten giebt es manchen, der sich auszeichnet, wie z. B. Herr Gardner, ein Geistlicher, der in Oel malt. Die Liebhaber findet man aber hauptsächlich unter den Zeichnungen, wo die Gemalin des General Harcourt oben an steht. Sie zeichnet im größten italienischen Stil, und braucht, um vollkommen Maler zu seyn, nichts als Farben. Ihre Einbildungskraft ist eben so schön, als ihre Gemälde nach der Natur wahr und treu sind. Auf ihrem Landhause Gloster-lodge, bey Windsor, habe ich ein Zimmer mit ihren Zeichnungen angefüllt gesehen, unter denen manche sind, die auch ein guter Künstler mit Freuden die seinigen nennen würde.

In die übrigen Zeichnungen, Miniaturgemälde und Bildhauerarbeit einzutreten, würde zu weitläuftig für die Gränzen meines Briefs seyn. Ich war vor etlichen Tagen bey Boydell der mir die Kupferstiche zeigte, die er in der Kapelle zu Neu-College Oxford hat nehmen lassen. Es ist ein einziges Fenster, welches Jervaise

vaise nach Sir Josua Reynolds auf Glas gemalt hat. Die Kupferstiche davon, welche aus einem Hauptblatte und einigen einzelnen Figuren bestehen, kosten 6 Guineen, Probedrücke 10. — Auch hat Boydell eine Subscription zu einem Kupferstiche geöfnet, der des Major Peirsons Tod enthält. Er blieb im letzten Kriege auf der Insel Jersey. Ich sah das schöne Gemälde davon von Copley, von dessem Tode des Grafen von Chatham ich Ihnen schon vor langer Zeit geschrieben habe. Der gegenwärtige Kupferstich soll der Pendant dazu werden. Der Preis ist 3 Guineen ꝛc.

Neue Schriften.

Poems, by *Helen Maria Williams* 12mo. 2 Vols. *Cadell* 1786. Miß Williams hat sich schon durch verschiedene Gedichte, als the Legendary Tale of Edwin and Eltruda, eine Ode auf den Frieden, und ein historisches Gedicht, Peru, rühmlichst bekannt gemacht. Diese sind hier mit vielen Verbesserungen zusammengedruckt, und diesen eine ziemliche Anzahl neue von nicht minderm Verdienste hinzugethan. Die vornehmsten darunter sind: An Amerikan Tale; A Hymn to Sensibility; An Epistle to Dr. *Moore*, on his View of Society and Manners in France, Switzerland and Germany: Part of an irregular Fragment found in a dark Passage in the Tower; Queen Mary's Complaint: and Euphelia, an Elegy. Sie tragen den Charakter der Zärtlichkeit, Harmonie und Simplicität,

plicität, und die Empfindungen sind voll von einer lebhaften Einbildungskraft.

An Ode to Superstition: with some other Poems. 4to. *Cadell.* 1786. Diese Ode ist voll kühner Bilder und einem starken Ausdrucke, und die Thatsachen, die sie darstellt, sind voller Kraft und Feuer. Auch die übrigen Stücke, worunter sich vorzüglich die Elegie eines Schiffers ausnimmt, tragen alle das Gepräge eines vortreflichen Dichters.

Miscellaneous Poetry. By Mrs. *West*, written at an early Period of Life. 4to. *Swift* 1786. Mißtreß West ist die Frau eines Pachters in Northamptonshire. In dieser kleinen Sammlung drücken sich die wahren Gefühle der Natur auf eine leichte und angenehme Art aus. Sie haben meistens den Ton der Elegie; doch findet sich eine ziemlich lange Erzählung einer Legende, und eine artige Ode auf den Frühling darunter.

Farewel Odes. For the Year 1786. By *Peter Pindar*, Esq. 4to. *Kearsly.* Der schon bekannte Peter Pindar fährt immer noch fort die Akademisten lächerlich zu machen. So sehr man über seine launigten Einfälle lachen muß, so sehr sind die Gegenstände seiner satyrischen Laune zu bedauren, da sie äußerst bitter ist. Hier ist z. B. der Anfang von dem, was er von dem berühmten West sagt:

West tells the World that Peter cannot rhime —

Peter declares point blank, that Weſt can't paint —
Weſt ſwears I've not an atom of ſublime —
I ſwear he hath no notion of a Saint:
And that his croſs-wing'd Cherubims are fowls,
Bapliz'd by naturaliſts, owls;
Half of the meek apoſtles, gangs of robbers:
His angels, ſets of brazen-headed lubbers.
The Holy Scripture ſays, „All fleſh is graſs,“ —
With Mr. Weſt, all fleſh is brick and braſs;
Except his horſe-fleſh, that I fairly own
Is often of the choiceſt Portland ſtone.
I've ſaid too, that this artiſt's faces
Ne'er paid a viſit to the Graces etc.

An Enquiry into the principal Phaenomena of Sounds and Muſical Strings. By *Matthew Young*. 8vo. London, *Robinſon*. 1784. Nach allem, was ſchon von ſo vielen Schriftſtellern über die Harmonie und Philoſophie der Töne bereits geſchrieben worden, verdient doch dieſes ſcharfſinnige Werk bemerkt zu werden. Es enthält zwey Theile, wovon der erſte über die Natur und Eigenſchaften der Töne handelt, und folgende Abſchnitte enthält: Of the propagation of Sound, of the decay of Sound; Of ſpeaking trumpets; Of Echoes. Der zweyte Theil enthält: Of the motion of an elaſtic Fibre; Of ſympathetic tones; Of ſecundary tones; Of the acute harmonic tones

tones; Of the harp of Aeolus; Of the grave harmonic tones.

Hiſtory of the Art of Engraving in Mezzotinto, from its Origin to the preſent Times, including an Account of the Works of the earlieſt Artiſts. Small 8vo. *Egerton.* Der Verf. dieſer kleinen intereſſanten Abhandlung ſagt, daß, ob man gleich gemeiniglich die Erfindung der ſo genannten, ſchwarzen Kunſt England zuſchreibe, und ſie wenigſtens außerordentlich dort in Uebung gebracht worden, daher man ſie auch die engliſche Manier genannt; ſo ſey ſie doch noch wenig unterſucht worden. Dieß nimmt er ſich alſo hier vor und giebt zugleich ein Verzeichniß von den Künſtlern, die ſich darinne hervorgethan haben, nebſt ihren vorzüglichſten Werken, welche den größten Theil des Buchs einnehmen.

Kunſtnachrichten aus Frankreich.

Februar. Thais oder la belle Penitente nach J. B. Greuze von J. C. Levaſſeur. 4 Liv.

Angelique et Medor, von Delaunay nach J. Raoux, koſtet 12 Liv.

Portrait de Louis Gillet gezeichnet und geſtochen von Gaucher, 1 Liv. 4 S.

Galerie du Palais Royal, gravée d' après les tableaux des différentes Ecoles quila compoſent, avec un Abrégé de la vie des Peintres & une deſcription hiſto-

rique de chaque Tableau, par M. l'Abbé *de Fontenai*; dedié àS. A. S. Mrg. le Duc d'Orléans; par J. *Couché*, Graveur de son Cabinet. Première livraison. Diese Blätter, die die erste Lage dieses Kabinets ausmachen, sind le Massacre des Innocens nach Lebrün, von Bertaux und Aliamet gestochen. — La Mort de Lucrèce, nach André Del Sarto von Le Mire. — La Vierge enseignant à lire à l'Enfant Jesus, nach Schidone von Romanet. — Portrait d'un Flamand & d'une Flamande, nach Rembrant von Ingouf und Voyer. La Sainte Famille, nach Annibal Carrache von Couché. — Le Repos en Egypte nach Pierre-Francois Mollé, von Matthieu.

Les trois Graces gestochen von Janinet in gleicher Größe mit dem Originalgemälde nach Pellegrini, Preis 17 Liv.

Paris & la Province, ou Choix des plus beaux Monumens d'Architecture, anciens & modernes, en France, dessiné par *Testard* & gravé en Couleur par J. A. le *Campion*; Ier quartier: la *Cité*; Ire livraison: Preis 6 Livres.

Cris et Costumes de Paris, von Watteau gezeichnet, und buntfarbig gestochen von Güyot 1ste Lieferung zu 4 Liv.

Tableaux des Maisons, Jardins de Plaisance des Seigneurs & Gentils-hommes Anglois en une Collection de cent Vues

Vues les plus intereſſantes & les plus pittoresques, deſſinées d'après nature par les plus habiles Artiſtes anglois dans ce genre, diviſées en 25 livraiſons avec l'explication de chacune des Vues, traduite par M. *Hany*. 1 & 2e Livraiſon: jede zu 4 Liv.

La Converſation flamande & l'Inſtruction villageoiſe, zwey Gegenblätter, geſtochen von Glairon, das erſte nach Le Duc, das zweyte nach Debücourt: jedes zu 4 Liv.

Vue interieure de Paris, repréſentant le Port au bled depuis l'extrémité de l'ancien Marché aux veaux jusqu'au Pont Notre-Dame: von Bertault geſtochen nach einer Zeichnung von dem Chevalier Leſpinaſſe 12 Liv. Die Sammlung wird aus 4 Darſtellungen von Paris beſtehen, alle zu nämlicher Größe, nämlich 2 Fuß breit, 15 Zoll hoch.

März. La Mère Proprete von Legrand geſtochen nach Girardou, Preis 3 Liv.

Portrait du Comte de Caglioſtro, nach dem Leben von Guerin gezeichnet und von Devere geſtochen.

Galerie hiſtorique univerſelle, par M. de P. petit in 4to. Von dieſem Werke, nach deſſen Proſpectus es 1000 Bildniſſe berühmter Männer in 10 Bänden enthalten ſoll, die in einzelnen Bogen zu 8 Portraiten mit 24 Seiten Text abgeliefert werden, ſind 2 Lagen erſchienen, die ſehr ſauber geätzt ſind. Um den Geſchmack

ſchmack verſchiedener Liebhaber zu befriedigen, findet man die großen Männer ohne Unterſchied beyſammen, neben einem Kaiſer einen Künſtler und neben einem General einen Dichter. Jede Lage koſtet 3 Liv. 12 Sous. Die Subſcription dauert bis zum Jänner 1788.

Portrait de P. Camper célébre Médecin etc. Nach dem Leben von Pûyos gezeichnet und von Vinſac geſtochen.

Junius. Von den Figures de l'Hiſtoire Romaine, accompagnées d'un Précis Hiſtorique au bas de chaque eſtampe, iſt die 5te Lieferung erſchienen; der Preis iſt 15. Liv.

Von der oberwähnten Galerie du Palais Royal nach den daſelbſt befindlichen Gemälden aus den verſchiedenen Schulen, nebſt einer kurzen Lebensbeſchreibung der Meiſter und dem Inhalte jedes Gemäldes, enthält die 2te erſchienene Lieferung, die 12 Liv. koſtet, folgende Blätter le Jugement de Paris, de *Pierre-Paul Rubens*; le Repos en Egypte, de *Frédéric Baroche*; la Proceſſion du St. Sacrement d'*Annibal Carrache*; Moïſe ſauvé, de Dom Diégue *Vélasques de Silva*; S. Jean prêchant dans le Déſert, de *Francois Albane*, & la Tonte de Moutons, de *Jean Breughel*. Die Erklärungen ſind von dem Abt de Fontenay.

La Réconnoiſſance de Fonroſe, von Aubry gemalt und R. Delaunay dem jüngern geſtochen. Preis 3 Liv. Der Inhalt iſt aus der Bergère des Alpes und das 5te von der

artigen

artigen Suite Mariage rompu, Mariage conclu etc.

L'Amour Ramoneur — Les Amours d'été zwey Blätter nach Le Roi von Legrand geſtochen, Preis 4 Liv. 10 Sous.

Aux Mânes de Louis-Philippe d'Orleans. Ein Mauſoläum, welches das ſehr ähnliche Bildniß des Prinzen trägt.

Amuſement du Sultan, 14. Zoll hoch, 18 breit, in ſchwarzer Manier, von Bonnieu nach ſeinem eigenen Gemälde 18 Liv.

Portrait de M. Sigaut de la Fond, von Mdme Fillieul gemalt und C. F. Letellier geſtochen.

In der Verlagshandlung dieses Journals ist so eben fertig geworden:

Friederich in Elysium, in 8vo.
Eine Zeit-Piece, die nicht allein jedem Aechten Brandenburger, sondern auch jedem Verehrer des großen Königs gefallen möchte — sie enthält 18 Scenen, in welchen Friedrich der Große sich wechselsweise mit den berühmtesten Personen unterhält, und von den Gesellschaften der Gelehrten, der Staatsmänner, der Helden, der Könige, und seiner großen Vorfahren in Elysium feyerlich empfangen wird. Kostet 8 gr.

Ferner ist daselbst zur Michaelmesse 1786 herausgekommen:

Archenholtz, J. W. von, die Engländer in Indien, nach Orme, 2ter Band gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Briefe zur Charakteristik von England gehörig; geschrieben auf einer Reise im Jahre 1784, von Heinrich von Watzdorf, und herausgegeben von J. W. von Archenholtz, als ein Nachtrag zu seinem Werke über England und Italien. 8. 16 gr.

Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders, aus den Quellen geschöpft von Konrad Mannert, gr. 8. 1 Thlr.

Der Schriftforscher. Unterhaltungen mit Personen von 14 bis 24 Jahren; ein Buch für Aeltern und Erzieher. Erster Theil, gr. 8vo. 16 gr.

Nebentheater, vierter Band, 8. 22 gr.
Enthält:
Spielerglück, ein Lustspiel in 5 Akten.
Thomas More, ein Trauerspiel in 5 Akten; dem Herrn v. Archenholtz gewidmet
Sechs Wagen mit Contrebande, oder Großthun und Knickerey, ein Lustspiel in 5 Akten.
(Jedes Stück einzeln 8 gr.)

Karl

Karl Friedrich Kretschmanns sämtliche Werke, 4ter Band, 8. mit einem Kupfer. 1 Thlr.

Enthält:

Eine Abhandlung über das Drama, und zwey Lust piele:

Der alte böse General;

Die Hauskabale, oder die Schwiegermutter und Schwiegertochter.

(Einzeln jedes 10 gr.)

Lustspiele von J. B. Wezel, vierter Theil, 8. Mit einem Kupfer. 22 gr.

Enthält:

Der kluge Jacob, eine komische Oper in 3 Akten. 8 gr.

Kutsch und Pferde, ein Lustspiel in 3 Akten. 7 gr.

Herr Quolibet, ein Lustspiel in einem Akte und in Versen. 6 gr.

Lustspiele von J. F. Jünger, 3ter Theil, 8. 20 gr.

Enthält:

Verstand und Leichtsinn, in 5 Akten.

Der doppelte Liebhaber, in 3 Akten.

Camille, oder Briefe zweyer Mädchen aus unserm Zeitalter; ein Roman in 4 Bänden, vom Herrn de la Clos, dem Verfasser der liaisons dangereuses: übersezt von J. F. Jünger, 8. 3 Thlr. 8 gr.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften. Mit Kupfern. 3 Bandes 5s Stück, gr. 8. 8 gr.

Von des Herrn von Archenholtz England und Italien ist eine neue gänzlich umgeschmolzene Ausgabe in fünf Theilen unter der Presse, die Ostern 1787 erscheinen wird.

Digitized by Google

Register.

A.

Aberli, Vue à Moury, und du Chateau de Wimmis, 131

Adam, Jacob, Bildniß des Herrn von Born und Jacquin, 132.

Alix und Belljambe, l'Heroïsme und les Victimes de l'Amour, eigne Zeichnung, 168.

Ame, Joseph, ſ. *Antiquities*.

Anmerkungen über die Anthologie, von Herder, 210.

— über das griechiſche Epigramm von demſelben, 220.

Anthologie griechiſche, ſ. Blumen. Anmerkungen.

Antikenſaal zu Mannheim, 318.

Antiquités, Etrusques Grecques et Romaines *d'Hamilton*, von David, 166. f.

Antiquities typographical, — begun by the late *Joſeph Ames*, conſiderably augmented by *William Herbert*, 160. f.

Anzeige aller Kunſtwerke der Roſtiſchen Kunſthandlung in Leipzig, 133.

Auction von Kupferſtichen und Kunſtſachen, Roſtiſche, 172.

Ausdruck, Erforderniſſe des guten 40 vom Wohlklang und Harmonie, 41.

Ausſichten, Wiener, von Schütz und Ziegler, 78.

Ausſtellung bey der Akademie in Dresden, 1786. 129.

— ſtehende in Augſpurg, 131. f.

— der Akademie in London, von 1786. 333.

Azara, Don, Mengs ſämmtliche Werke überſetzt von M. Prange, 93. Lebensbeſchreibung, 328.

B.

Baukunſt, ſ. Beurtheilung.

Belljambe, ſ. Alix.

Bendeler, Salomon, ein Baſſiſt, 74.

— Chriſt. Joh., Landſchaftmaler, 77.

Benoit, Portrait de M. Desbois de Rochefort, nach Duviviers Medaille, 168.

le Bert, Chev, Oeuvres, 162.
Bertault, Vue interieure de Paris, nach des Chev. Lespinasse Zeichnung, 347.
Beurtheilung des Schönen in den zeichnenden Künsten, 94. der Bildhauerkunst, 95. der Malerey, 96. der Baukunst, 97.
Bianconi, Mengs Leben, 328.
Bigarrures littéraires, 164.
Bildhauerkunst, s. Beurtheilung.
Blairs, Hugo, Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften, von J. G. Schreiter: Fortsetzung, 37. Zehnte Vorlesung über Schrift und Sprache, 37. f. Ermahnung an künftige Schriftsteller, 39. Inhalt der vier übrigen 40. einige Anmerkungen, 41. ff. seine Unpartheylichkeit und Bescheidenheit, 45. Anmerkungen über die Uebersetzung, 47. 48. eine Probe aus dem Lukrez, 50. dem Virgil, 51
Blattnerische, jetzt Blättnerische Familie. Kurze Biographien aus derselben, 80.
Blyssistfabrik, Nachricht von einer, 84.
Blumen aus der griechischen Anthologie, von Herder, 195. 220. über die Wahl, 196. den Versbau, 202. Verse ohne Abschnitt, 203. andere Fehler, 204. f Vergleichung einiger mit Uebersetzungen von Götz, 207. f.
Bonnieu, Amusement du Sultan, eignes Gemälde, 349.
Boswell's Tour. zwote Ausgabe, 145. f.
Bourgoyne's, the Heiress, Lustspiel, 147.
Boydell, Subscription auf des Major Peirsons Tod, 342.
Brewster, s. *Owen*.
Buchstaben, kleine, s. Gemälde.
Burnet, Gilbert, s. Lachen.

C.

le Campion, J. A. Paris et la Province, I. quartier, *la Cité*, nach Testards Zeichnungen, 346.
Chodowiecki, Verzeichniß seiner Kupfer, 82. Ziethen sitzend vor seinem Könige, 324. f.

Cooke, G. Ariſtotlis de poetica liber, 339.
Couché, *J.* ſ. *Galerie.*
Courtenay, Poetical Review of D. Johnſon's literary and moral caracter. 326.
Cowper, William, the Taſk in ſix Books, 159.
Cumberland's Obſerver, 148.

D.

David, ſ. *Antiquités.*
Delaunay, la Conſolation de l'Abſence, nach Lavreince, 167. Angelique & Médor, nach J. Kaour, 340. la Reconnoiſſance de Fonroſe, nach Aubry, 348.
Desmaiſon, Mdme. T. E. geb. Chenû, la Coliſée und l'Aqueduc du Palais des Empereurs, nach Cochins Zeichnung, 167.
Devere, Portrait du Comte de Caglioſtro, nach Guerin Zeichnung, 347.
Dodd, neue Gemälde von ihm, 339.
Dorfmeiſter, Joh. Geo., deſſen Biographie, 85.
Dreßler, Caſſelſcher Kammermuſikus, deſſen Lebensumſtände, 77. f.
Dûpin, Portrait de Leonard Euler, nach Mdme. dû Piery Zeichnung, 167. f.

E.

Eichler, ſ. Freudenberger.
Elemente, poetiſche, ſ. Michelſen.
Eleonora, from the Sorrows of Werter, 158.
Epigramm, griechiſches, ſ. Anmerkungen.
Epiſtle, a poetical, from the Ghoſt of D. Johnſon to his 4. friends, 327.
Ermenonville, a Tour to, 150.

F.

Fables, moral, 157. f.
Farbenlexicon, 98. ſ. Prange.

Figu-

Figures de l'Hiſtoire Romaine, 4te Lieferung, 165.
— des Fables de la Fontaine, 8te Lieferung, 166. 348.
de Fontenai, Abbé, ſ. *Galerie*.
Francis, Anne, the Obſequies of Demetrius Poliorcetes, 157.
Fratrel, ein Kupferſtich von ihm, 78.
Freudenberger, 6 Blatt Berner Trachten, von J. Eichler, 131.
Fueßli, Joh. Caſpar, Leben, 76. f. the Shephen'dis Dream und einige andere Gemälde, 337.

G.

Gaillard, le fidele Indiſcret, nach M. J. Schall, 167.
Galerie du Palais Royal — avec un Abregé de la vie des Peintres par l'Abbé *de Fontenoy* — dedié par *J. Couché*, 1ſte Lage, 345. f. 2te Lage, 348.
— hiſtorique univerſelle par M. *de P.* 347. f.
Garten, ſ. *Planting*.
Gaucher, Portrait de Louis Gillet, eigne Zeichnung, 345.
Gedanken über das Lachen ꝛc. 1. 179.
Gedichte, kleine griechiſche, von Herder, 222.
Gemälde und Kupfer mit kleinen Buchſtaben, 79.
Geſchmack, über denſelben und deſſen Folgen in Beurtheilung der Kunſtſachen, 89. f.
Gillies, Dr. Hiſtory of ancient Greece, 147. f. 327.
Glairon, la Converſation flamande, nach le Duc, und l'Inſtruction villageoiſe, nach Debacourt, 347.
Godefroy, Vue de l'Isle de Sym, eigne Zeichnung, 165.
Göz, Joh. Nikolas. Vermiſchte Gedichte, von Karl Wilhelm Ramler, 54. deſſen Leben, 55. einige andre Gedichte, 56. einige Proben im Charakter des Anakreons, 57. rührender, 58. ſcherzhafter, 60. von Feinheit; Naivetät, 62. Süßigkeit, 63. Stärke, 63. f. blühender und wohlgeordneter Einbildungskraft, 64. Anſpielung auf die

alte Götterlehre, Verſchönerung und Erhöhung derſelben, 65. f. über einige andre Gedichte, 67. f.
von Göz, leidenſchaftliche Entwürfe, 79. f. charakteriſtiſche Figuren, eine Folge, 324.
Guibel, Nikolai, ſein Tod, 83.
Guyot, Cris et Coſtumes de Paris, 1ſte Lieferung, nach Watteau's Zeichnung, 346.

H.

Hackert, Philipp und Georg, 83. f.
Hamilton, ſ. *Antiquités*.
(d'Hancarville,) Recherches ſur l'Origine, l'Eſprit & le Progrès des Arts de la Grece, 160.
Henſewinkel, einige Gemälde von ihm, 84.
Hauy, ſ. Simon.
Harcourt, Mdme., eine große Zeichnerin, 341.
Hauzinger, von deſſen Kunſt und Kunſtwerken, 80. f.
Hayley's, Old Maids, 147.
Helman, le Negromancien, nach le Prince, 168.
Herbert, William, ſ. *Antiquities*.
Herder, J. G. zerſtreute Blätter, 1ſte und 2te Sammlung, 193.
Hickel, Joſeph und Anton, Erſterer will ein Bild des Correggio verbeſſert haben, 81.
Hiſtory of the Art of Engraving in Mezzotinto, 345.
Holzſchnitt von 1384. 74. Eine Bemerkung über alte, 79
Horaz, ſ. Michelſen.
Hutchinſon, Franz, ſ. Lachen.

I.

Janinet, Ninon de l'Enclos, nach Mignard, 168. les trois Graces, nach Pellegrini, 346.
Jardins Anglo Chinois, Cahier des, 168.
Johnſon, D Schriften über ihn, 325. f. Prayers for deceaſed Friends, mit Strahans Vorrede, ebend.

Jugo,

Jugo, Richard, Poems moral and descriptive, 161.
Juvenal, ſ. *Perſius*.

K.

Kaufmann, Angel. drey neue Gemälde von ihr, 339.
Komödienprobe, Bemerkungen und Erinnerung über dieſelbe, 113. wem die Leitung und Direktion derſelben am beſten anzuvertrauen? 116.
Konzertſaal, Leipziger, 74.
Künſte, über den jetzigen Flor derſelben, 91. f.
Künſtler, Lütticher, Notiz von ihnen, 72.
Künſtlerlexicon, Füeßlis, Nachtrag, 75.
Kupfer, neue deutſche, 130. 324.
— — franzöſiſche, 165. 345.
Kupferdrucken, wo Beſchreibung einiger Handgriffe zu finden? 71.

L.

Lachen, Gedanken darüber, 1. Hobbes Begriff davon, 2. wird widerlegt, 3. entſteht oft, ohne einen eingebildeten Vorzug unſrer ſelbſt, 3. f. ob aus Darſtellung einer Ungeſchicklichkeit, oder Schwachheit? 6. Erweis, daß der Vorzug nicht zum Lachen errege, 8. Unterſchied zwiſchen Lachen und lächerlich, 9. — die wahre Urſache des Lachens iſt der Kontraſt in Bildern, die entgegengeſetzte zufällige Ideen enthalten, 15. wie er es erregt, 15. f. bey Anſpielungen, 16. Kleinfügigkeit bey Handlungen für großgeachteter Perſonen, 17. Unachtſamkeit oder großes Verſehen, 18. nachgemachte Größe und Feyerlichkeit, 18. f.
Urſachen und Abſichten: warum es uns eingepflanzt, 179. es iſt ein ſanfter und angenehmer Zuſtand, 179 f. anſteckend, 180. ein Band der gewöhnlichen Freundſchaft, 181. wie es von dem, über den man lacht, aufgenommen wird, 183 Nutzen des Lachens, 186. f. 190. f.

Lächerlich vom Lachen zu unterscheiden, 9. verschieden, noch Unterschied der Begriffe von Würde und Weisheit, 19. von der Wohlanständigkeit, 20 f. in Ansehung der Zeiten, 21. fällt nicht auf große Sachen und Handlungen, 181. f. giebt einen Hang auf die gegenüberstehende Seite, 182. Mißbrauch desselben, 188. f. Regeln es zu vermeiden, 189. f.

Land-scapes in verse, Taken in Spring, 152.

Lassiren an Gemälden, ein Aufsatz davon, 78. f.

Laveaux, Mularion de *Wieland*, 164.

Lebas, le Repos, nach Vien, 165.

Lee, Miß, the Recels, 328. einige andre Schriften, 329.

Legrand, la Mere Propreté, nach Girardon, 347. l'Amour Ramoneur, und les Amours d'été, nach Le Roi, 349.

Leßing, Gotthold Ephraim, ein Aufsatz von Herder, 225.

Letel'ier, Portrait de M. Sigart de la Fond, nach Mdme. Jillieul, 349.

Lettres de Mad. la Comteſſe de L*** à Mr. le Comte de R**, 163.

Levasseur, J. E., Thais, ou la belle Penitente, nach J. B. Greuze, 345.

Linger, Mdme. l'Enlevement des Sabines, nach Cochins Zeichnung, 167.

Lipperts, Philipp Daniel, Leben, 22. Anfang und Fortgang seiner Ausbildung, 24. Heirath und Familie, 25. f. erstere Arbeiten und Beschäftigungen, 26. f. Gelegenheit zu Verfertigung und Bekanntmachung der Abdrücke geschnittener Steine, 28. verschiedne Ausgaben, 29. f. wird Professor der Antiken, 30. f. sein Tod, 32. f. Charakter, 33. f. Beschreibung seiner Daktyliothek, 34. Preiße derselben, 36.

Lovibond, Edward, Poems on several occasions, 157.

Loutherburg, le Coup de Vent, und le Berger joyeux, in Kupfer, 168. einige neue Gemälde, 337. f.

M.

Mailland, Richard, ancient Scottish Poems, 150.
Malerey, s. Beurtheilung. Schule.
ob Malerey oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre? ein Göttergespräch von Herder, 213.
Mannsfeld, Bildniß des K. von Schweden, Gustav III. 133.
Mary, Dr. Review, 143. f. sein Urthel über Emilia Galotti, 144.
Mengs, Nachricht von dessen sämmtlichen Werken, 92. f. s. Prange. von den verschiedenen Schulen der Malerey, 230. Schreiben über den Ursprung — der zeichnenden Künste, 234. Betrachtungen über die Schönheit in der Malerey, 235. dergl. über — Raphael, Correggio und Tizian, 232. Fragment — die Künste in Spanien blühend zu machen, 238. Brief an Falconet, 238. f. an Anton Pons, 239. an Hrn. Fabroni, 240. f. Bemerkungen aus dem Leben des Correggio und über dessen Werth, 241. praktischer Unterricht in der Malerey, 242. über die Akademie zu Madrid, 243.
Meusel, Joh. Geo., Miscellaneen artistischen Inhalts, 15ter bis 24ster Heft, 71.
Michelsen, Joh. Andr. Christ., Horazens Dichtkunst, 243. Kritik über Wieland, 244. Einleitung; Schwierigkeiten der Uebersetzung und wie zu helfen, 245. f. wofür er diesen Brief hält, 248. 254. 281. Ramlers Urtheil über denselben, 250. Kritik darüber, 251. f. Vergleichung mit Michelsen's Gedanken, 255. f. dessen Behauptungen, 257. Anmerkungen darüber, 257. f. über die erste, 260. ob sie Horaz selbst angekündigt, 262. über den Briefton, 233. f. die dritte Behauptung, 267. die Elemente in der Poesie, 267. f. seine Theorie der Poesie, 270. f. seinen Begriff von den praktischen Elementen, 274. f. ob sie Horaz so vorgetragen, 276. f. über die Uebersetzung, 284.
Möglich, Friedrich, aus Nürnberg, 84.

More, Miſs, Floris, 148. f. einige Schriften und Nachrichten von ihr, 331.
Müller, ſ. Schilderungen.
Müller, J. G. Alexander führt die Campaſpe zum Apelles nach Gerard Flink, 74.
Muſeum Fridericianum zu Caſſel, 85.

N.

Nachricht, ſiebende von der Ausſtellung in Augsburg, 131. f.
Nachrichten, vermiſchte, 129. 324.
Nemeſis. Ein lehrendes Sinnbild, von Herder, 223.
Neuilly, Vue de la ville & du port de Syra, nach des ältern Moreau Zeichnung, 165.
Northcote, neue Gemälde von ihm, 338.

O.

Odes, More Lyric to the Royal Academicians — — lyric. for the Year 1785. by *Peter Pindar*, 158. f.
Oelmalerey. Etwas von deren Alter, 82. 85.
Opie, neue Gemälde, 340.
Owen, E., the Satyres of *Juvenal*, Alſo Dr. Brewſter's *Perſius*, 161. f.

P.

de P. ſ. *Galerie*.
Paramythien. Dichtungen aus der griechiſchen Fabel von Herder, 216.
Pavoine, Mlle., le Bilboquet & le Paſſe-Paſſe, nach Imberte, 169.
Penzel. Kupferſtecher in Dresden, 84.
Perſius. ſ. *Owen*.
Pindar, Peter, ſ. *Odes*. Farewel Ode for the Year 1786. 343. f.
Piozzi, Mrs., Schrift von D. Johnſon, 326.
Planting, and ornamental Gardening, 157.
Portraite, ſ. Sammlung.
Prange, Chr. Friedr. 76. Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Kunſt, 85. von ſeinen halb-

halbjährigen Ausstellungen, 88. f. 1ster Heft, 86. 2ter 87. 3ter 89. 4ter, 91. 5ter, 91. f.
— Die Beurtheilung des Schönen in den zeichnenden Künsten, aus dem Italienischen, 94. — die Schule der Malerey, aus dem Französischen, 97. — Farbenlexicon, 88.
— des Ritters Ant. Raph. Mengs hinterlassene Werke, 1r bis 3ter Band, 226. Vorrede nebst Azara, 227. f. und Bianconi Lebensbeschreibung, 228. f. Mengs.
Prospekte, achtzehn des fürstl. Gartens zu Wörlitz, 82.
la Pucelle, or the Maid of Orleans, 157. f.

R.

Rabbeck, Briefe eines alten Schauspielers an seinen Sohn, aus dem Dänischen, von Christ Heinr. Reichel, 99. Nachricht von dem Verfasser und seiner Arbeit, 99. f. Nutzen des Werks, 102. f. Schauspieler. einige Erinnerungen: wenn seine Empfindung räsonnirend wird, 108. wegen historischer Unwahrheiten, 109. f. häufiger Anspielungen und Ausschreibens, 111. Gebrauch der Beyspiele, 112. Mißbrauch der Tiraden und Apostrophen, 119. f.
Reinolds, Josua, neue Gemälde von ihm, 336. f.
Regnault, la Fontaine d'Amour, nach Fragonard, 167.
Reifstein, Antiquar in Rom, 75.
Reisen, ob es eine nothwendige Eigenschaft eines großen Künstlers? 87. wie ein junger mit Nutzen reisen könne? 89.
Reni, Guido, Mengs Urtheil von ihm, 231. f.
Rigaud, John Francis, neue Gemälde, 340.
(Ritson) a select Collection of English Songs, 157.
Rive, Kupferwerk von mönchischen Minaturgemälden, 76.
Robertson, Thom. an Inquiry into the Fine Arts, 150. f.
Rode. Verzeichniß radirter Blätter, nach eignen Gemälden und Zeichnungen. Biblische Geschichte 135. Weltliche Geschichte und Allegorien, 137. vier

Stück aus der brandenburgiſchen Geſchichte, 140. die vier Elemente, als Göttinnen, 141. einige andre, 142.
Romance, the Progreſs of, 181. f.
Roſt, ſ. Anzeige. Auction.

S.

von Saint Pierre, Abt, einer Anekdote von ihm, 122.
Sammlung von Künſtlerporträten, die ſich ſelbſt gemalt, 82.
Dietziſcher Malereyen, 84.
Schaubühne, ſtehende, ſ. Schiller. Mannheimer ſ. Thalia.
Schauſpieler ſollen tugendhaft ſeyn, und warum? 103. f. Ehrbegierde beſitzen, 107. die Natur ſtudiren, 107. f. Auswendiglernen, 112. f. was es heißt, ſeine Rolle empfinden? 117. f. nöthige Eigenſchaften dazu, 123. drey Claſſen der Schauſpieler, 125. ob es möglich oder nicht möglich? 126. von der körperlichen Beredſamkeit, 127. f.
Schildereyen, dichtriſche, über die berühmteſten romantiſchen Luſtörter — in Sachſen, 130.
Schiller. Rheiniſche Thalia, 289. was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken? 290. ob Luſt- oder Trauerſpiele vorzuziehen? 293. f. merkwürdiges Beyſpiel einer weiblichen Rache, 298. Dom Carlos, Infant von Spanien, 298. f. über den Plan und Gang, 300. f. die Verſification und Häufung der Figuren, 302. f. die Unterredung mit der Königin, 311. dem Könige, 313. f. die Liebe der Chili, 316.
Schönau, die Auferſtehung Chriſti, ein Altarblatt, Schriften darüber, 130.
Schöne, das, in den zeichnenden Künſten, ſ. Beurtheilung.
Schriftſteller, Ermahnung an künftige, 39.
Schule der Malerey, 97. f. auch Mengs.
Seelenwanderung, über die, von Herder, 219.
Sheridan, Swift's Life, 146.
Sinzenich, einige Blätter von ihm, 78. 83.

Simon, Tableaux des Maisons & Jardins des Sgrs. Anglois, &c. avec l'explication-traduite p. M.r *Hany*, 1ste Lieferung, 166. 2te 346.
Songs, English, s. Ritson.
Sprache s. Blair. Vergleichung derselben mit der Schrift und gegenseitiger Einfluß, 44.
Strahan, s. Johnson.
Strutt, Joseph, a Biographical Dictionary of all the Engravers, 149.
Stubbs, eine Heu- und Kornerndte, 339.
Styl, orientalischer, 41. f. ob er auch bey andern Nationen vorkomme? 42. ist den Morgenländern eigen, 43. f.
Superstition, an Ode to, with some other Poems, 343.
Swift, s. *Sheridan*.

T.

Thalia, die Rheinische, drey Hefte, von Schiller, 289. 1stes Heft, 291. s. Schiller. Briefe eines reisenden Dänen, 318. Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters, 319. 2ter Heft, an die Freude, 320. über moderne Größe, 320. f. Verbrechen aus Infamie, 321. Freygeisterey der Leidenschaft, 321. f. Resignation einer Phantasie, ꝛc. 322. drittes Heft, 323.
Theaterprincipale, Rabbecks scharfe Erinnerung an dieselben, 115.
Therbusch, ihr Leben, 75.
Tizian, dessen Schilderung von Mengs, 233.
Tod, wie ihn die Alten gebildet, von Herder, 224.
Tonkunst, s. Malerey.
Trauerspiele, s. Schiller.

U.

Vergnügungen der Einbildungskraft, welche Gegenstände sie erregen? 12. f. zufällige Verbindung mit andern, 13. Wirkung derselben, 14. f.
Vernet, premiere & seconde Vue des environs de Dunkerque in Kupfer, 168.

Digitized by Google

Villeneuve, ſechs Blättchen in punctirter Manier, 165.
Vinſac, Portrait de *P. Camper*, nach Pûyots Zeichnung, 348.
Voltaire, ſ. la *Pucelle*.

W.

Wallachey, Zuſtand der Malerey und Bildhauerey, 75.
Watelet, Claude Henri, deſſen Leben, Charakter und Schriften, 169. f.
Weiſe, Ch. G. W., Bildniß des Landgrafen von Heſſen, nach Tiſchbein, 132.
Weſt, ein ſehr großes Gemälde: Alexander der dritte K. von Schottland ꝛc. 334. f. über ſeine Arbeiten, 33. f.
— Mrs., Miſcellaneous Poetry, 343.
Wieland, ſ. *Laveaux*.
Williams, Helen Maria, Poems, 342.
Winter, Joſ. Geo., Vorſtellungen von Thieren, 132.
von Wyllich, Fräuleins, Erfindung mit Haaren zu ſticken, 84.

Y.

Yearsley, Anna, Poems on ſeveral occaſions, 152. Nachrichten von ihr, 153. f. 332.
Young, Matthew, an Enquiry into the principal Phaenomena of Sounds and muſical Strings, 344.

Z.

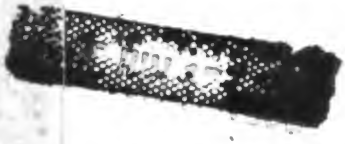
Zeichenſchule, von M. Peange in Halle errichtete, 85.
Zeichnen, mathematiſches, deſſen Verbindung mit aus freyer Hand, 91.

Digitized by Google

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

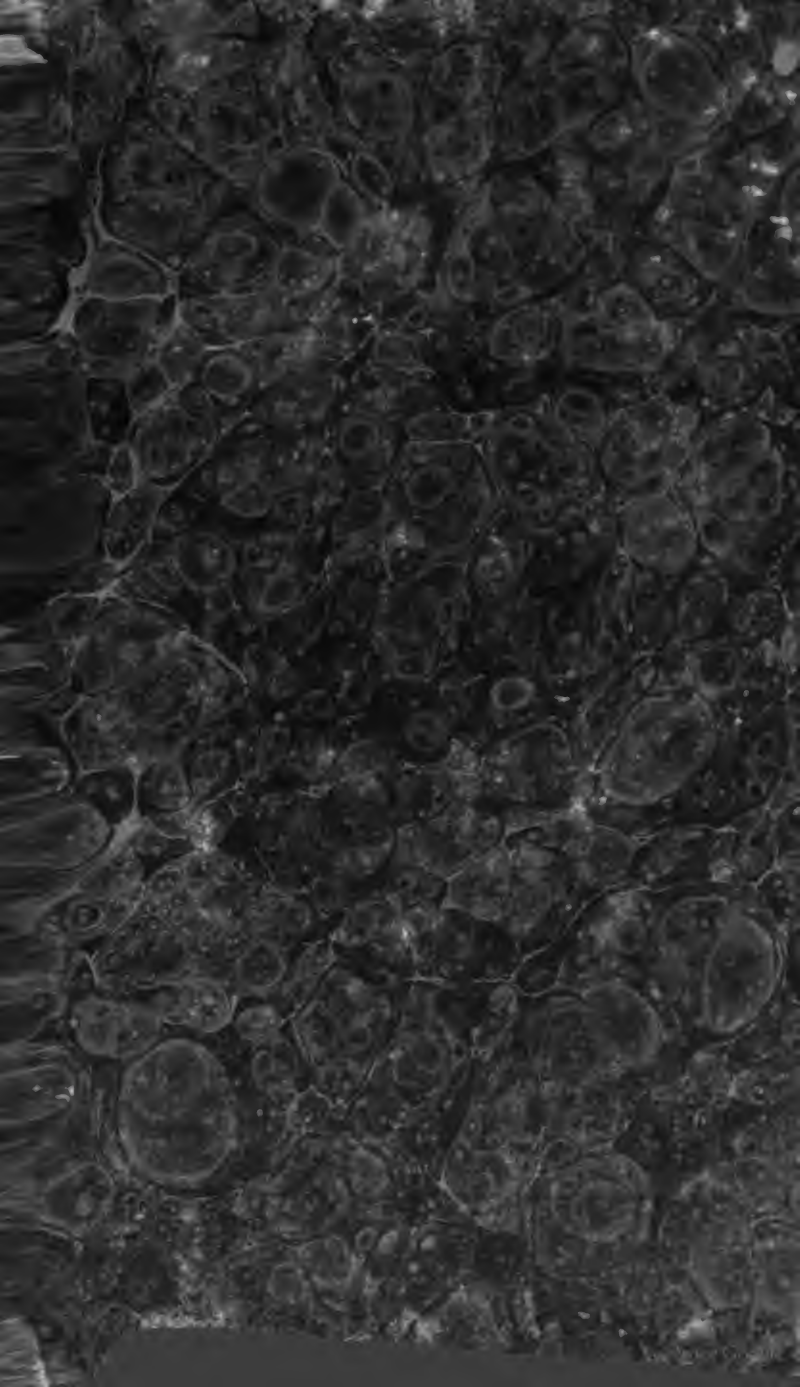
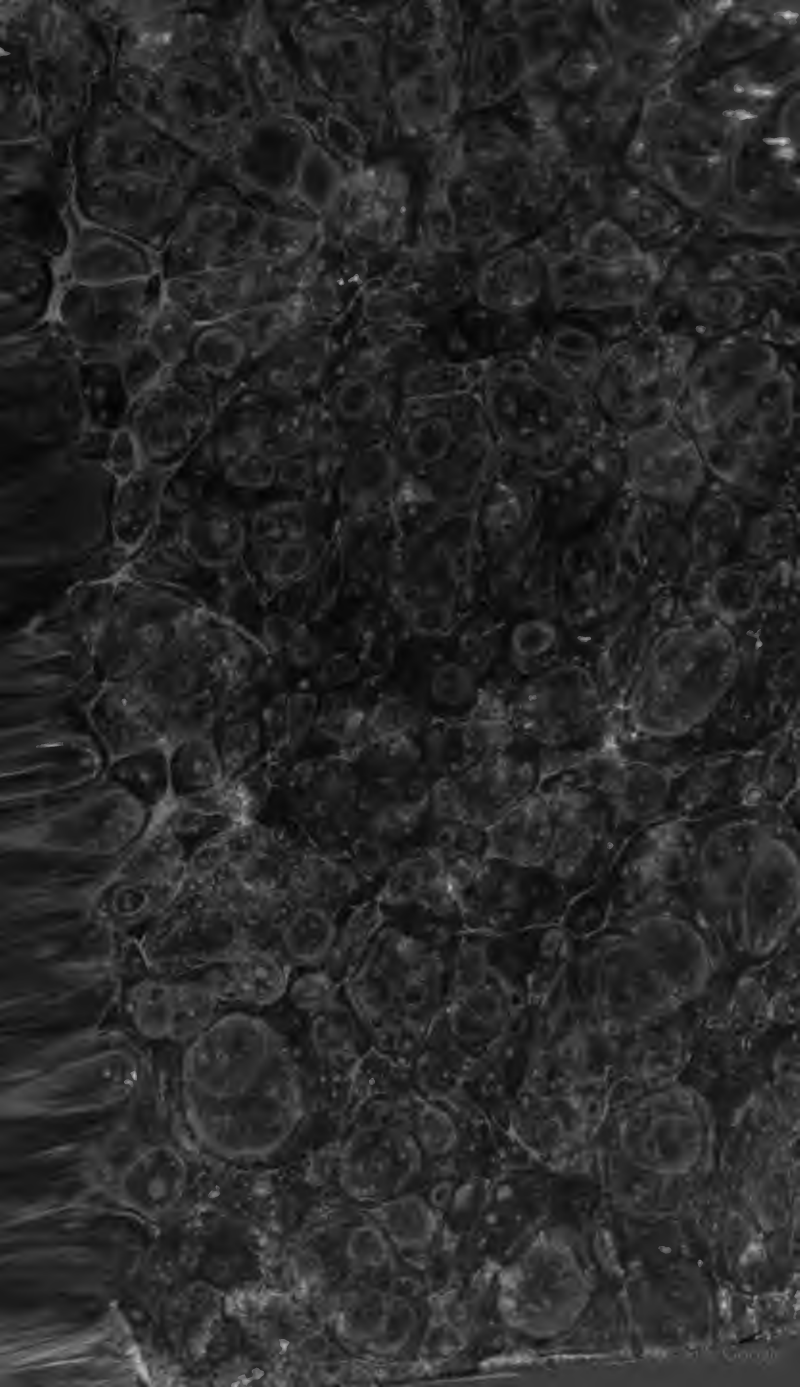
This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.



Digitized by Google

Forrestal
ANNEX
1986

Digitized by Google



Digitized by Google